<36607801510014

<36607801510014

Bayer. Staatsbibliothek

0 1 F

~~Th. 4 2348.~~

Oecon. 1349-1.

Oeconomia. Silvarum cultura.
Lexica 339.

Th. 2581 β

~~Oec. agr. A. 341.~~

R

Scheller, del. Rein, ſc.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

ONOMATOLOGIA FORESTALIS-PISCATORIO-VENATORIA.

oder
vollſtändiges

Forſt- Fiſch- und Jagd-

Lexicon,

in welchem
alle bey dem Forſt- Fiſch- und Jagdweſen
vorkommende Kunſtwörter erkläret,
der Verhalt- und Kenntniß der Holzungen,
ſamt der Art ſie im beſten Stande zu erhalten,
angewieſen,
die Eigenſchaften, Gebrauch und Fortpflanzung
der verſchiedenen Holzarten,
wie auch aller beſonderer Gattungen der Bäume,
ferner
die Natur und Eigenſchaften der wilden Thiere,
der Vögel und des Federwildprets, alle Arten
ihres Fanges und der Jagden, die mit ihnen
angeſtellt werden,
endlich auch der Raub- Strohm- und Teich-Fiſche,
nebſt ihrem Fang und Wartung beſchrieben, auch die in
alle drey Gegenſtände einſchlagende Rechtsfälle
mitgetheilet werden:
Nach alphabetiſcher Ordnung zu allgemeinem Gebrauch
deutlich und ausführlich abgehandelt,
und aus langwieriger Erfahrung auch bewährteſten alten und
neuen Schriftſtellern gedachter Künſte und Wiſſenſchaften,
wie auch der Naturlehre, Haushaltungskunſt, Policey- und
Cameral- Wiſſenſchaften zuſammengetragen.

Erſter Theil.

Frankfurt und Leipzig, 1772.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

Vorrede
von den
Annehmlichkeiten,
welche
ein vernünftiger Förſter und Jäger bey ſeinen Geſchäften genießen kann.

Aus Herrn Büchting.

Wer eine gründliche und pracktiſche Erkänntniß von dem Forſtweſen und der Jägerey erlanget hat, und dabey eines vernünftigen Nachdenkens fähig iſt, der kann bey ſeinen Geſchäften recht beneidenswürdige Annehmlichkeiten genießen. Wir wollen verſuchen, ob wir

vermögend ſind, denen Förſtern und Jägern, die dieſe Wahrheit bis daher noch nicht lebhaft genug erkannt haben, einigen Vorſchmack beyzubringen, der ſie künftighin zu etwas mehrerer Aufmerkſamkeit anreizet.

Bekannter maſſen ſind die Geſchäfte eines Förſters und Jägers nicht einförmig. Er ſiehet ſich nicht etwa, wie die meiſten Gelehrten und Canzleyverwandte in vier Pfähle eingeſchloſſen, wo er ſeine Arbeit verrichten muß. Nein, alle ſeine Handlungen ſind eine beſtändige Reihe von Abwechslung und Veränderungen, dabey die Sinnen immer etwas neues und wunderbares entdecken, das zu einer vernünftigen Betrachtung Anlaß geben, und ein wahres Vergnügen verſchaffen kann.

Er hat vermöge ſeines Berufs mit wilden und zahmen Thieren zu thun. Die Hunde, als zahme Thiere, müſſen ihm beförderlich ſeyn, die Wilden zu erforſchen und auszumachen. Wie wunderbar, und auf wie vielerley Art geſchiehet das nicht? Vermittelſt eines Leithundes kann er den Auffenthalt eines Hirſches, einer Sau u. ſ. w. beſtimmen. Der Schweishund führet ihn der Fehrte eines verwundeten Thieres nach. Er läßt ſich nicht leicht durch andere Spuren vom geſunden Wildpret irre machen, ſondern er verfolget die einmal angenommene Spur, und bringet ihn endlich dahin, wo er daſſelbe entweder todt oder lebendig antrift. Der Hünerhund zeiget ihm durch Vorſtehen an, wenn er Haſen, Hüner und andere dergleichen Wildpret durch den Geruch vermerket. Was für

ein

ein weites Feld ſiehet ein Nachſinnender hier vor ſich! Und wenn würden wir fertig werden, wenn wir nur die Handlungen der Hunde alle anführen wollten, die einer aufmerkſamen Betrachtung gewiß nicht unwürdig ſind? Wie wunderbar iſt die Sprache des Jägers mit demſelben? Beyde verſtehen einander, und letzterer ſcheinet mit allen Gaben ausgerüſtet zu ſeyn, die ein ſchlauer Verräther haben muß, wenn er ſich in der Gunſt erhalten ſoll. Beyde, der Jäger und der Hund, lehren ſich einander, was ein Theil von ihnen allein unmöglich ausrichten kann. Und ſie haben es hierinnen beyde ſo weit gebracht, daß ſie ſich untereinander berathſchlagen können, wie dieſes oder jenes Thier erlegt werden ſolle, das beyde noch nicht einmal ſehen, und das ihnen doch vollkommen eigen iſt, ſo bald es beyde nur wollen. Dieſe Verrätherey iſt der Urſprung und die Gelegenheit zu dem ewigen Krieg, den der Menſch mit den wilden Thieren führet.

An den wilden Thieren erblickt man ein gleichmäßiges Verhalten. Sie unternehmen ihre Handlungen zum Theil mit vieler Behutſamkeit. Man bemerke nur, wie ſehr ſich der Fuchs vor allen Nachſtellungen in Acht nimmt? Vermuthlich haben ihm deswegen einige alte Moraliſten die Ehre angethan, ihm ſogar einige Hoftugenden beyzulegen. Er bedienet ſich ſeines guten Geſichts, des feinen Gehörs, und der ſcharfen Naſe, oder des Windes, zu allerley Erfindungen, um entweder andere Thiere, ſo ihm zur Nahrung dienen, zu überfallen, oder dem Jäger und Hunden, ehe ſie ſichs verſehen, zu entwiſchen.

Man gehe auf dieſe Art das ganze Thierreich der Jäger durch, wie viel bewunderenswürdige Entdeckungen wird man da nicht machen? Wie viel Stof wird ſich nicht unſern Gedanken zu vernünftigen Betrachtungen darbieten? Wie leicht wird unſere dadurch ſtets wachſende Erkänntniß, uns in den glückſeligen Zuſtand verſetzen, daß wir die unumſchränkte Vollkommenheiten des Schöpfers deutlicher erkennen?

Ich entſinne mich, ſagt **Herr Büchting**, daß ich jüngſt Gelegenheit hatte, mich mit einem Jäger, den ich **Herr Wildfang** nennen will, von dieſer Materie zu unterreden. Es war ihm lächerlich, ja beynahe ärgerlich, daß ich in der Betrachtung über die Handlungen der Thiere ſo viel Vergnügen fand. Er meynte, die Thiere wären ein zu geringer Gegenſtand, und es verlohnte ſich nicht der Mühe, deren Handlungen mit Aufmerkſamkeit zu betrachten. Mit einer altklugen Mine ſetzte er noch hinzu: Wozu kann uns eine Sammlung der Geſchichte von dem Betragen der Thiere nutzen? Sie beſitzen ein Vermögen, ſich dahin zu bewegen, wo ſie Hunger und Durſt hintreibet, und das iſt alles, was von ihnen gedacht werden kann.

Herr Wildfang irret ſich gar ſehr, wenn er in den Gedanken ſtehet, daß die Thiere ſich blos nach denen von Hunger und Durſt gewirkten Empfindungen bewegen; denn auf dieſe Weiſe würden die Bewegungen der Thiere beynahe mechaniſch ſeyn. Zum Exempel der Fuchs

wird

wird durch den Trieb des Hungers bewogen, einen Ort, wo er bereits ſeine Nahrung gefunden hat, wiederum zu beſuchen. Sollte er ſich nun allein nach dem gedachten Triebe bewegen; ſo würde er ſich in ſeinem Vorſatz durch nichts ſtöhren laſſen. So bald er aber durch die Sinnen etwas Widriges vermerkt, ſo bald ändert er ſeinen Vorſatz. Und woher kommt dieſer? Er hat durch die ſinnliche Empfindung ſeine Unſicherheit entdecket, und dadurch wird er bewogen, von ſeinem Vorhaben abzugehen. Iſt dieß eine maſchinenmäßige Bewegung? Nimmermehr!

Die reizende Geſtalt, in welcher ſich die anderwärtigen Geſchäfte eines Jägers unſern Augen zeigen, verleitet uns, dieſe Betrachtung noch etwas weiter auszudehnen. Wie manche Stunde muß nicht ein Jäger, vermöge ſeiner Geſchäfte, in der angenehmſten Einſamkeit hinbringen? da wo kein Geräuſche die Gedanken zerſtreuet, da, wo ein abwechſelndes Grün, Berge und Thäler zieret, da, wo das Heer der wilden Thiere einen ſichern Aufenthalt ſucht, da führet ihn ſein Beruf nicht ſelten hin, und heiſſet ihn zu Zeiten bey nächtlicher Weile daſelbſt verharren.

Hier bemühet er ſich, wenn der glänzende Weltkörper, die Sonne, zum Horizont eilet, das vorſichtige Wild, welches eben zu der Zeit ſeinen des Tages über bewohnten Platz verläßt, um die zum Unterhalt bedürftige Nahrung einzunehmen, zu erſchleichen, oder ihm auf dem Anſtand aufzupaſſen. Welch ein Vergnügen! wenn

ganze Schaaren Thiere, oder mit den Jägern zu reden, ganze Rudel Wildpret, von verſchiedener Art, vor den Augen des Jägers herumwallen, und öfters die Gipfel der Berge beſteigen, oder mit Bächen durchſchlungene Thäler, und bethauete Gründe durchziehen, um ſich an denen daſelbſt befindlichen kräftigen Kräutern zu erquicken.

Indem er ſich mit dieſer vergnügenden Muſterung beluſtiget, ſo erblickt er auch wohl dasjenige Thier, durch deſſen Erlegung ſeine Abſicht befriediget wird. Ein donnernder Knall ſtöhret alsdenn die ſtolze Ruhe deſſelben, weil das tödtende Bley bereits in Bewegung geſetzt worden, das den Tod des Thiers bewirken ſolle; der auch unfehlbar erfolget, wo nicht ein kleines Verſehen, das der Schütze begehen kann, ſich in dieſe Handlung miſchet, und dem Thiere das Leben friſtet.

Von einer ſo angenehmen Arbeit ermüdet, begiebet ſich der Jäger zu einer, oftmals von ſchlechter Geräthſchaft, und auf einer hohen Höhe erbaueten Hütte. Da kann er den geſtirnten Himmel, und weit entfernte Welten überſchauen, wodurch er Stof genug erhält, ſich mit vergnügenden Gedanken über das ſo künſtliche Weltgebäude, und den Urheber deſſelben zu beſchäftigen, bis ein nach und nach ſich einſtellender Schlummer dieſe glückſelige Betrachtung unterbricht, der ihn, ohne ein weiches Lager, eine ſanfte Ruhe genießen läßt.

Kaum

Kaum erſcheinet das helle Morgenroth wieder in unſerer Sphäre; ſo erhält er aufs neue Gelegenheit, den noch nicht erreichten Zweck zu vollziehen. Das geſättigte Wildpret kehret ſodann nach dem Wohnplatz zurücke, wo es ſich den Tag über aufhalten will. Und wenn der Jäger den Wechſel deſſelben zuvor einiger maſſen erkundiget hat; ſo kann er abermals das Vergnügen genießen, und verſchiedene Arten Wildpret mit ſtolzen Schritten dahin eilen ſehen.

Indeſſen wird das Heer der Vögel durch den Anbruch des Tages zu einem frohen Jauchzen ermuntert, das auf denen Höhen erthönet, und in denen Thälern wiederſchallet. Ein vernünftig denkender Förſter und Jäger, der ſich an einer dergleichen erhöheten Gegend befindet, iſt alsdann ein in Freuden ſchwimmender Zuhörer dieſer kunſtreichen Harmonie, und zugleich ein ächter Beſchauer des von der glänzenden Sonne erleuchteten Schauplatzes der Natur. Hier ſtehet er an dem Stamme knotichter, bejahrter rauher Eichen, die faſt bis in die Wolken reichen, und unter deren breiten Kronen im Schatten Luſt und Ruhe wohnen. Kein Lichtſtrahl bewegt ſich zu ſeinen Augen, der nicht von dem Gegenſtande, wovon er zurücke geworfen wird, etwas bewunderungswürdiges mitbringe. Er ſiehet einen Berg, der über viele andere hervorraget, der mit dicken Bäumen bewachſen, und ſchon bereit ſtehet, die Dürftigkeit der Menſchen zu befriedigen. Nicht weit davon erblicket er eine andere Anhöhe mit unendlich verſchiedenen Pflanzen und Bäumen bedecket, die in einem

noch jüngern Wachsthum zum künftigen Gebrauch erwünſchte Hoffnung geben. Die ſchlanken belaubten Reiſer haben ſich dergeſtalt durcheinander gewunden, daß das ſtarke Licht der Sonne zu oft wiederholten malen gebrochen, endlich ganz ſchwach auf den Boden wirket. Ein dergleichen ſchattichtes, kühles und ruhiges Dickigt erwählt ſich das ſchüchterne Wild vorzüglich zu ſeinem Wohnplaz, allwo es in denen heiſſen Sommertagen von dem fliegenden Geſchmeiß nicht ſo viel Ungemach zu gewarten hat.

Eine dritte Gegend hat vor kurzem ihre bis zur Reife und vollem Wachsthum ernährte Bäume zum Dienſte der Menſchen hingegeben. Da iſt die Natur ſchon wieder beſchäftiget, ein junges Dickigt zu erzeugen. Unzählige Kräuter und Grasſtengel ſchießen mit denen zarten Holzpflanzen in die Höhe und umringen dieſelben, daß ein brennender Sonnenſtrahl ſie nicht verlezen kann. Sie fangen bey nächtlicher Weile den treufelnden Thau auf, und unterhalten die erquickende Feuchtigkeit unter ſich zu einem gemeinſchaftlichen Wachsthum. Das munter und ſcherzende Wild beſucht dieſes Gefilde, ſo bald ſich der Tag neiget, und das Heer der Sterne den blauen Himmel beziehet. Welch eine Gegend! Was denket der Förſter und Jäger? Hier ſtehet ein lockerer Schwamm, ein knorrigtes Gewächſe, ein grüner Sammt von Moos. Er kann verwunderungsvoll auf alten Rinden, Gebüſche, Stauden, Laub und Kraut, ja ganze kleine Wälder finden. Mit was für entzückenden Empfindungen betrachtet ein vernünftiger Zuſchauer das Ganze und einen jeden

Theil deſſelben? Kann die genaue Betrachtung eines Saamenkorns, in welchem ein zukünftiger Baum auf das zarteſte verſchloſſen lieget, uns von der unendlichen Weisheit des Schöpfers überführen; was muß die Betrachtung des ganzen Weltgebäudes für Gedanken in vernünftigen Seelen wirken? Alles iſt auf das Weiſeſte zuſammen geordnet, ungeheure Weltkörper bewegen ſich nach gewiſſen Geſetzen, und alles dieſes zuſammengenommen macht einen bewunderungswürdigen, und uns unerforſchlichen Lauf der Natur aus. Was für eine unumſchränkte Macht, die dieſes alles gegründet hat! die daraus fließende Erkänntniß und die rechtmäßige Anwendung derſelben iſt ein zureichendes Mittel zur Beförderung eines wahren Vergnügens, und zur Erwerbung einer dauerhaften Glückſeligkeit.

Da nun ein Förſter und Jäger in ſeinen Berufsgeſchäften vorzüglich Gelegenheit hat, viele Umſtände in der Natur kennen zu lernen, welche andern, und zumal denen Gelehrten ſelten oder gar nicht vor die Augen kommen, und alſo ſich mit Betrachtungen darüber vergnügen kann; ſo mögen wir wahrhaftig nicht begreifen, wie mancher finſterer Kopfhänger ſo frech ſeyn kann, daß er die Jägerey, an und vor ſich betrachtet, als ein rohes und wildes Leben anſiehet. Freylich kann man nicht läugnen, daß viele von ſolchen Leuten, die ſich mit der Jägerey beſchäftigen, in einer tiefen Unwiſſenheit wühlen, und daher ganz untaugliche Mittel zu dem Gebäude ihrer Glückſeligkeit wählen. Allein an ſolchen bedaurungswürdigen

Leuten iſt die Jägerey, die ſie zu ihrem Hauptgeſchäfte erwählet haben, ſo wenig Schuld, als der verehrungswürdige geiſtliche Stand Schuld daran iſt, wenn ſich Unwürdige in denſelben einſchleichen. Möchte doch vielen die von Vorurtheilen geflochtene Larve vor den Augen verſchwinden, daß ſie eine deutliche und gründliche Erkänntniß von den Dingen dieſer Welt nicht für eine handwerksmäßige Wiſſenſchaft hielten, die nur Leuten anſtändig wäre, welche ſich einmal Gelehrte nennen wollen. Blos das aus einer ſolchen Erkänntniß entſpringende Vergnügen iſt allein hinreichend, uns die darauf gewendete Mühe reichlich zu vergelten; zu geſchweigen, daß uns eben dadurch noch unzählig viel andere ökonomiſche Vortheile zuwachſen.

Man bedenke nur, wie viel Nutzen ein Förſter und Jäger ſich, ſeiner Herrſchft, wie auch ſeinem untergebenen Revier, ja wir können wohl ſagen, der ganzen Welt ſtiften kann, wenn die Gränzen ſeines Wiſſens etwas weiter ausgedehnet ſind, als daß ſie blos von Fällung Bau- Nutz- und Brennholzes, von der Eichel- Büchel- und andern Maſt, von Harzſcharren, Streumachen, von Gewehr, Pürſchen, Hunden, und Raubvögeln u. ſ. w. erfüllet ſeyn ſollten.

Wie viele Gelegenheiten hat nicht ein ſolcher Mann, ſeltene Erſcheinungen mitten in ſeinen Geſchäften zu beobachten? Solche Beyträge und bekannt gemachte Bemerkungen würden den Naturforſchern nicht unangenehm ſeyn.

Es glaubet ſchon der gründlich gelehrte Herr Profeſſor Käſtner, in der Vorrede der überſetzten Schwediſchen Abhandlungen, daß die Naturforſcher von Jägern, Bergleuten und Bauren mehr phyſikaliſche Wahrheiten gelernet hätten, als von tiefſinnigen Philoſophen.

Es ſind viele Wiſſenſchaften mit dem Forſt- und Jagdweſen auf das genaueſte verwandt. Kann wohl ein Forſtbedienter den Betrag ſeines untergebenen Reviers genau beſtimmen, wenn er nichts von der Geometrie verſteht? Beruhet nicht die richtige Ausmeſſung der Gränzen, Bäume u. ſ. w. ebenfalls darauf?

Wer kann uns widerſprechen, wenn wir behaupten, daß einige Erkänntniß von den Mineralien einem Förſter und Jäger, wo nicht höchſt nöthig, doch ſehr nützlich ſeye, und warum? Er durchwandert die wildeſten Oerter, wo außer ihm manchmal ſehr wenige Leute hinkommen. Und es iſt nichts ſeltenes, daß ein ungefehrer Zufall einen in der Erde verborgenen Schatz, wir meynen einen Vorrath von ergiebigen Erzen, entdecket. Zum Beyſpiel kann der bekannte Rammelsberg dienen. Bald reiſſet ein ſtürmender Wind einen Baum mit ſeinen Wurzeln aus der Erde, und dadurch wird ein Gang von haltbaren Erzen entblößet, wie ſolches im Joachimsthal geſchehen. Der Förſter beſuchet den Köhler, der zu Altenburg in Sachſen das reiche Zinnerz unter ſeinem Miehler gefunden. Eine Magd, die in einem Wald graſete hauete mit der Sichel einen Silberzahn ab, und gab Ge-

legen-

legenheit zu dem **Freudenſteinergang in Schneeberg. S. Baiers Markſcheidekunſt.** Pag. 7. In hohlen Wegen und andern dergleichen Orten eröfnet ſich zuweilen durch das Herabrollen der lockern Erde von ſelbſt eine Quelle haltbarer Bergarten. Und in wie viel mehrern Fällen kann nicht ein Förſter und Jäger, der einige Kenntniß von denen Mineralien hat, vortheilhafte Entdeckungen machen? Nicht minder würden die Naturaliencabineter von jenen einen vielfachen Beytrag zu erwarten haben, wenn ſie zum Theil die Reiche der Natur etwas näher kenneten. Wie oft kommen ihnen nicht, außer dem Wilde, verſchiedene andere Thiere, und beſonders Inſeckten vor, die uns ſo wenig bekannt ſind, als ſich alle Geſchlechter und Arten bey unſern Kräutern in Gärten nicht aufhalten, ſondern die Wildniß und Höhe lieben; da ein Jäger, wie oben gedacht, nicht nur des Morgens, Mittags und Abends, ſondern auch die Nächte hindurch dem Wilde nachgehet, und alſo Phänomena und Meteora erblicken muß, die nicht in die Studier- und Schreibſtuben kommen, in welchen ſich mancher zum Nutzen des menſchlichen Geſchlechtes einſchließet, und zur Wohlthat der Völker endlich den Beweiß findet: **daß das Ganze größer ſey, als ſeine Theile.**

Mit dem **Forſt-** und **Jagdweſen** ſtehet die **Fiſcherey** in verſchiedener Abſicht in genauer Verbindung. Und wenn wir ſie in Abſicht auf die Annehmlichkeiten, die damit verknüpft ſind, betrachten; ſo wird ſie jenen beyden nicht viel nachgeben. Hat man bey jenem reiche Gelegen-

heit,

heit, die Weisheit und Größe des Schöpfers zu bewundern; ſo eröffnet ſich hier ein eben ſo herrlicher Schau-Platz derſelben. In der großen Menge der Waſſer, die den Erdboden bedecken, und einen ungleich größern Theil, als das veſte Land, einnehmen, fehlet es ſo wenig an zahlreichen Geſchöpfen, als auf der Erde und in der Luft. So groß und weit das Meer iſt; ſo wimmelt es doch darinnen ohne Zahl, beyde groß und kleine Thiere. Pſalm. CIV, 25. Und ein gleiches muß man auch von andern Waſſern, von Flüſſen, Bächen und Seen ſagen. Sie werden insgeſammt von einer unzählbaren Menge Fiſche bewohnet, die dazu gemacht ſind, daß ſie im Waſſer leben, und ihren zureichenden Unterhalt darinnen finden ſollen. Niemand wird leicht die verſchiedene Gattungen dieſer Waſſergeſchöpfe zählen können. Der berühmte Naturforſcher **Joh. Leonh. Friſch** verſichert, daß allein in Deutſchland 400. Gattungen der Fiſche anzutreffen ſeyen.

So mannigfaltig aber die Gattungen, mithin auch die äußerliche Geſtalt dieſer Geſchöpfe iſt; ſo kommen ſie doch alle darinn überein, daß ſie Floßfedern haben, und dadurch tüchtig gemachet werden, in dem Waſſer ſich mit einer bewunderenswürdigen Geſchicklichkeit zu bewegen. Man merke an, wie diejenigen Fiſche, welche die ſchnelleſte Fahrt haben, vorne am völligſten, und nach hinten zu immer ſchmäler ſeyen, wie ſie gemeiniglich lang und ſchmal, und beym Drittheil am breiteſten ſind, wie die Seiten von da, innerhalb der halben Länge, nach und nach abnehmen, und am Schwanze ſpitzig zuſammen laufen. Sie

haben zugleich runde Köpfe, wie der Delphin, die Mackräle. Der Hecht aber hat einen länglichten ſpitzigen Kopf, und dabey eine ungemein ſchnelle Fahrt; wenn er mit dem Schwanz einen Schlag gethan hat; ſo pfleget er, wie ein Pfeil, ein groß Stück fortzufahren.

Siehet man die Structur der Fiſche noch genauer an; ſo wird man überall Spuren der Weisheit ihres allerhöchſten Werkmeiſters finden. Wie viel Adern und Blutgefäße, wie viel Flächſen und Nerven ſind ſowohl bey dem allerkleinſten, als größten Fiſche anzutreffen? Jedes Glied, jede Spannader iſt am rechten Orte angebracht. Jede Feder muß ihren Dienſt verrichten; an dem kleinſten Fiſch dürfen nicht weniger ſeyn, als an dem größten. Jedes Werkzeug der Bewegung iſt ſo weislich und ordentlich angebracht, daß keines das andere hindert.

Es ſind aber die Fiſche den Menſchen nicht allein zur Betrachtung und Bewunderung; ſondern auch größtentheils zur Nahrung und Speiſe gegeben. Und Gott reichet uns auch dieſe Art Speiſe mit ungemein reichen Seegenshänden dar. Man kann von 10. Streichkarpfen in einem Jahr weit über 1000. Stück junge Brut haben. Wiewohl der milde Geber auch haben will, daß man dieſe Gabe mit Genügſamkeit annehmen, und keinen unerſättlichen Geiz dabey äußern ſolle. Denn wenn Flüſſe und Bäche zur Unzeit und ohne Maaß ausgefiſchet werden; ſo werden ſie dadurch ganz abgeödet. Wenn man aber ihrer ſchonet, ſo vermehren ſie ſich immerfort, und reichen

genug;

genugſamen Vorrath dar. Es verdienet alſo bey der Landwirthſchaft nicht nur die Holzung und Jagd, nebſt dem Ackerbau und der Viehzucht, ſondern auch die Fiſcherey alle Aufmerkſamkeit. Es ſind aber auch gewiſſe Vorſchriften und Regeln nöthig, wie man die Fiſcherey recht einrichten, und den großen Seegen, den uns Gott in den Fiſchen darreichet, vernünftig nutzen ſolle.

Eine ſolche vernünftig eingerichtete Fiſcherey giebt von Zeit zu Zeit allerley angenehme Beſchäftigungen, und unter abwechſelndem Vergnügen auch immer eine reiche Belohnung der angewandten Mühe. Wie reizend in dieſer Abſicht die Fiſcherey ſeye, mag man unter andern daraus ſchließen, weil man, wenn man die Welt durchreiſet, überall findet, daß, wo große und fiſchreiche Waſſer, Seen, Teiche oder Meere ſind, ſich die Leute dahin gehalten, und an den Ufern derſelben ihre Städte und Dörfer gebauet haben. Um das galiläiſche Meer waren viele Städte ringsumher gebauet, welche wegen der Fiſche angeleget worden, indem die Leute daſelbſt von der Fiſcherey eine austrägliche Nahrung fanden. Wir ſehen dieſes auch an dem großen Donauſtrohm, am Rhein, an der Oder, an der Spree, und vielen andern fiſchreichen Waſſern, wie auch an der offenbahren See, und an allen Meeren.

Dieſe bisher belobte drey nützliche und angenehme Gegenſtände ſind es, welche den Innhalt dieſes Wörterbuchs ausmachen, von deſſen Beſchaffenheit und Veranlaſſung wir noch etwas gedenken müſſen.

)( )(2 Als

Als wir ehemals mit Verfertigung der bisher beliebten, und wohlaufgenommenen Onomatologia oeconomica practica, oder des öconomiſchen Wörterbuchs beſchäftiget waren, und die Abſicht hatten, daſſelbe vornemlich vor kleine Oeconomien brauchbar einzurichten, ſahen wir bald ein, daß eine hinlängliche Ausführung deſſen, was zum **Forſt- Jagd- und Fiſchweſen** gehöret, der Erreichung unſers Endzwecks hinderlich falle: Wie vieles hätte nicht hineingebracht werden müſſen, wovon dergleichen Hauswirthe in ihrem Leben keinen Nutzen ziehen konnten. Um ihnen also in Erkaufung deſſen, was für ſie nicht brauchbar iſt, die Koſten zu erſparen, haben wir gedachte Materien von dem öconomiſchen Lexico abgeſondert, und ſelbige in ein beſonderes Lexicon zuſammen zu faſſen, beſchloſſen. Wir hatten uns daher bey einigen dahineinſchlagenden Artickeln mehrmalen auf ein **Forſt- Fiſch- und Jagdlexicon** berufen. Dieß hat die Begierde nicht weniger Leſer erreget, ſolches Lexicon neben dem öconomiſchen, das für ſie, nach ihren Umſtänden, in Ermangelung dieſer Materien, nicht hinlänglich war, zu beſitzen. Und da es bis daher zurücke geblieben, und ſo geraume Zeit nicht erſchienen; ſo iſt häufige Nachfrage darnach geſchehen. Man hat aber aus keiner andern Urſache ſo lange damit zurücke gehalten, als damit man ſolchem Werk deſto mehrere Vollſtändigkeit geben könnte. Wer da weißt, was in dieſen Wiſſenſchaften für eine häufige Verſchiedenheit der Kunſtwörter in Benennung einer und eben derſelben Sache ſtatt finde, und in wie vielen Dingen faſt eine jede Provinz ihre eigene Kunſtwörter angenommen habe, der wird leicht einſehen, wie viel Zeit

dazu

dazu erfodert werde, dieſelbe gehörig zu ſammeln, und in Ordnung zu bringen; er wird es aber auch mit deſto mehr Billigkeit überſehen, wenn er hie und da noch einige vermiſſet. Aus dieſer Urſache konnte man nicht zum Druck ſchreiten, bis das Werk vollkommen ausgearbeitet wäre, indem immer wieder andere Benennungen bald da, bald dorten einzuſchalten, vorfielen. Eben dadurch aber iſt man in den Stand geſetzet worden, das Werk durch ſehr häufige Citationen und Anweiſungen deſto bequemer und brauchbarer zu machen. Niemand wird ſich wohl daran ſtoſſen, wenn wir, ſonderlich im Deutſchen, nicht ſo ſehr auf die Rechtſchreibung gedrungen; ſondern neben der rechten Schreibart auch andere beybehalten, und in die Citationen mit gebracht haben, welche in alten Forſt- Jagd- und Fiſchbüchern eingeführet waren, indem wir auf ſolche Art das Nachſchlagen zu erleichtern, und manchem, der ſonſt nicht gefunden hätte, was er ſuchte, behülflich zu ſeyn, glaubten. Da wir leicht vermuthen konnten, daß dieſes Werk noch mehr, als das öconomiſche, in die Hände ſolcher Perſonen kommen werde, welche in den Wiſſenſchaften und Sprachen bewandert ſind, und von dem Innhalt deſſelben auch ſolche Schriften leſen, die in lateiniſcher oder franzöſiſcher Sprache geſchrieben ſind, ja da ſowohl bey dem Forſt- und Fiſchweſen, als auch vornemlich bey Jagdſachen nicht wenig franzöſiſche Wörter aufgenommen worden; ſo haben wir die Kunſtwörter aus beyden Sprachen mit beygefüget, welches jedoch denen, die nur deutſch verſtehen, im Nachſchlagen nicht hinderlich fallen wird. Man hat es aber bey einer bloſen Erklärung der Wörter nicht bewenden laſſen; ſondern, da die Abſicht war, das Werk

practtiſch zu machen, eine ausführliche Anleitung gegeben, wie man bey allen dahin gehörigen Gegenſtänden zu verfahren habe. Und man hat ſich darbey ſowohl alter, als neuen Schriftſteller, und ſonderlich der leztern in dem, was zum Forſtweſen gehöret, bedienet. Eben dieß hat gleichfalls eine Verzögerung der Herausgabe verurſachet, indem unter der Arbeit immer neue Entdeckungen, und auf beſſere Erfahrungen und Beobachtungen gegründete Anweiſungen zum Forſtweſen herausgekommen. Auch rechtliche Vorfälle ſind bey dem dreyfachen Gegenſtand dieſes Lexicons nicht vergeſſen, ſondern aus den bewährteſten Schriftſtellern, nebſt ſattſamer Anweiſung zum weitern Nachſchlagen, mit eingerücket worden. Wo ſehr weitläuftige Artikel vorkommen, hat man für die Bequemlichkeit des Leſers, durch Abtheilungen vermittelſt der Buchſtaben und Zahlen, geſorget, wovon man auch hernach in Citationen wiederum einen bequemen Gebrauch machen, und das Nachſchlagen erleichtern konnte. Doch wir enthalten uns weiterer Anpreiſungen, und bitten die geneigten Leſer, durch den Gebrauch ſelbſt, und eine nähere Einſicht, die Probe zu machen; ſo werden ſie durch den Augenſchein überzeuget werden, daß bisher kein Lexicon dieſer Art vorhanden ſeye, das dieſem an Vollſtändigkeit gleich käme; wie wir uns auch, außer allgemeinen, großen und ſehr koſtbaren öconomiſchen Werken, keine Lexicons erinnern, darinnen bemeldte drey Gegenſtände, die ſo genau miteinander verwandt ſind, zuſammen ſo ausführlich abgehandelt worden.

Geſchrieben im Julio 1772.

Auch iſt wirklich zu haben:

Onomatologiæ Botanicæ completæ, 2ter Theil, oder Vollſtändiges botaniſches Wörterbuch, worinn nicht nur alle Kunſtwörter überſezt und erklärt, die bekannte Pflanzen nach der Lehrart des Ritters von Linne beſchrieben, ihre verſchiedene Namen nach den berühmteſten Schriftſtellern angeführt, und eine kleine Lebensgeſchichte der vornehmſten Kräuterkundigen beygefügt, ſondern auch die Heilskräften, und der Nutzen, den die Arzneywiſſenſchaft, Landwirthſchaft, Färberey, Vieharzney- und Scheidekunſt aus denſelben ziehet, aus den beſten Schriften dieſer Art und eigener Erfahrung erläutert wird;

Die Verfaſſere haben, wie ſie mit Recht hoffen, nicht nur Wort gehalten, ſondern ſolchen auch um etliche Bögen ſtärker geliefert; als ſie in der ausgegebenen Nachricht verſprochen haben. Diejenige nun, ſo darauf 2. fl. voraus bezahlt, können ſolchen abIangen, laſſen ſich aber gütigſt gefallen, eben ſo viel auf den 3ten Theil zu entrichten. Dieſer iſt bereits unter der Preſſe, und wird von dato in 4. bis 5. Monath ebenfalls ausgegeben werden. Das Werk wird bis zur Beendigung pünktlich fortgeſetzet, und man kann desfalls um ſo ſicherer Gewährſchaft leiſten, da das Manuſcript gänzlich ausgearbeitet vorräthig lieget.

Onomatologia medica completa, oder mediciniſches Wörterbuch, zu vollſtändiger Erläuteruug aller Namen und Kunſtwörter, welche zu der Arzneywiſſenſchaft eigentlich, und zu der Apotheckerkunſt beſonders gehören; mit einer Vorrede des berühmten Hrn Albr. von Haller, und mit D. Eberhardts Verbeſſerungen gr. 8. fl. 3. 1772.

- - - *ejusd.* 2ter Theil, oder Erklärung aller Namen, welche die Zergliederungskunſt und Wundarzneywiſſenſchaft eigen hat, mit beſagten Herrn von Hallers Vorrede, gr. 8. 1775. 2 fl. 30. kr.

- - - Onomatologia hiſtoriæ naturalis completa, oder vollſtändiges Wörterbuch der Naturgeſchichte, nach ihrem ganzen Umfange, aus den beſten hieher gehörigen Schriften, dem Dictionaire de Bomare, Dictionaire des Animaux &c. von einer Geſellſchaft naturforſchender Aerzte zuſammengetragen, 1. 2. und 3ter Theil, gr. 8. 1758-1767. jeder Theil, 2 fl. 30. kr.

- - - der 4te Theil wird gegen Michaelis fertig.

- - - Onomatologia Oeconomico practica, oder öconomiſches Wörterbuch, in welchem die allernöthigſte nützlichſte und durch ſichere Erfahrung bewährte Haushaltungskünſte, verſchiedene zur Stadt- und Landwirthſchaft gehörige unentbehrliche Anmerkungen, und auserleſenſte Vortheile und Handgriffe deutlich

und

und aufrichtig beſchrieben werden, ſamt einer Vorrede Herrn Joh. Heinrich von Juſti, 3 Theile gr. 8. 1760-1763. 7. fl.30 kr.

- - - Magica, oder Zauberlexicon, gr. 8. 1769. 3 fl.

Ladvocat des Herrn Abts, hiſtoriſches Hand-Wörterbuch, worinnen von den Patriarchen, Kayſern, Königen, Fürſten, großen Feldherren, heidniſchen Gottheiten; Päbſten ꝛc. Gelehrten aller Wiſſenſchaften, ihren Schriften ꝛc. hinreichende und zuverläſige Nachricht ertheilet wird, aus dem franzöſiſchen überſezt, mit einer Menge neuer Artikeln vermehrt, und mit einer Vorrede herausgegeben von Otto Chriſt. von Loenſchiold, 4. Theile, gr. 8. 1760-1763. 10 fl.

Gmelin Flora Tubingenſis 8. 1772.

Geſchichte des gegenwärtigen Krieges zwiſchen Rußland, Polen und der Ottomanniſchen Pforte, 16 Theile, à 8 fl.

Dieſe bishero mit ſo vielem Beyfall aufgenommene Geſchichte fängt ſich mit der Verſtoſſung Peter des dritten an, und erzählet mit gröſter Genauigkeit die Urſache des entſprungenen und noch fortdaurenden blutigen Krieges, wobey das abwechslende Glück der Kriegführenden Mächten unpartheyiſch erzählet, und von Anfang deſſelben bis auf die mislungene Unternehmung der Ruſſen auf die Inſel Lemnos fortgeſezet iſt, alle bishero erſchienene Theile prangen mit denen Bildniſſen der jeztregierenden Rußiſchen Kaiſerinn, Peter III. Königs in Polen, Prinz Petrowiz, Admiral Spiritoſ, Groſvezier, Muſtapha III. General Romanzow, Panin, Großadmiral Orlow, Tartar und Janitſcharen, ſodann mit ſehr wohlgerathenen Charten von Polen, Tartarey, Morea und Griechenland, Vorſtellung von Conſtantinopel, und Meerenge der Dardanellen, auch Einnahme von Bender. Der 17te Theil, worauf man 30. Kreuzer pränumeriren kann, iſt wirklich unter der Preſſe, und enthält die General Weißmanniſche Expedition ſamt Bender im Grund und Proſpect, und andere Kupfer mehr. Da das Werk vor jedermann Gelehrte und Ungelehrte geſchrieben, und bis zum Ende dieſes traurigen Krieges fortgeſezet, auch zulezt der Friedensſchluß beygefügt werden ſolle, ſo belieben ſich die Liebhabere zeitlich zu melden, weil wenig complete Exemplarien mehr vorhanden. Wem das Werk zu koſtbar ſcheint, kann ſolches ja mit 2. oder 3. in Geſellſchaft bey der Zeitungs-Expedition in Ulm erkaufen, woſelbſt man auch einzele Theile à 30. kr. von dieſem Werke haben kann. Auch iſt die groſe Charte von Polen in XVI. Blätern à fl. 15. zu haben.

A. Aal.

A.

Aal, lat. Anguilla, Fr. *Anguille*, iſt ein Fiſch von glattem, langem und ſchlanken Leibe, der der Geſtalt einer Schlange ſehr nahe kommt; daher er auch im lateiniſchen von dem Wort Anguis, eine Schlange, den Nahmen bekommen. Er iſt etwas länglicht-rund, und nicht allzu ſtark; ſein Kopf hingegen iſt etwas zugeſpizt. In dem Maul hat er ganz kleine, aber viele und ſehr ſcharfe und ſpitzige Zähne. Der Schlund iſt ziemlich weit, aber die 2. Floßfedern, die ihm zunächſt an den Kiefern, und gleich bey den Ohren ſtehen, ſind kleiner als bey den meiſten andern Fiſchen. Er hat ſeinen Aufenthalt ſowohl in ſtarken als ſchwachen, ſowohl in hellen als trüben, meiſtens aber nur in ſüſſen Waſſern, Flüſſen, Teichen und Seen. Er iſt indeſſen nicht in allen Flüſſen zu finden, wie er denn weder in der Donau, noch in allen andern Flüſſen, die in dieſelbe fallen, angetroffen wird. Hingegen wird er in der Oder, beſonders von Schweed bis Stettin, gar häufig gefangen; und man hält davor, daß er vom April bis zum Junio hin am beſten ſeye. Er wird gemeiniglich unter die Flußfiſche gezehlet; aber deſſen ungeachtet begibt er ſich doch im Frühjahr in das Meer hinab, da er dann ſonderlich an den ſüdlichen Ufern der Oſtſee in Menge gefangen wird, und von dem Salzwaſſer einen reinern Geſchmack bekommt. Seine Stärke und Gröſſe iſt verſchieden, am höchſten wird er der Länge nach über 2. Ellen, und in der Dicke über eines Armes Stärke gefunden, ſo daß er bis auf 20. Pfund am Gewichte betragen kann. Man will von dieſem Fiſch als etwas beſonders anmerken, daß er keine gewiſſe und ordentliche Laichzeit halte, noch auch ſeine Brut aus dem Roger zeuge; daher es auch unter den Aalen weder Milchner noch Roger geben ſolle, indem er ſeine Jungen gleich lebendig von ſich laſſe. Doch behaupten andere, daß er, wie die übrigen Thiere, aus Eyergen fortgepflanzet werde, und

und daß er ſeine Streich- und Laichzeit im October habe, und alsdann, weil er aus der Tieffe hervor gehe, deſto leichter gefangen werde. Um dieſe Zeit findet man auch in den Aalen ihren Rogen in Geſtalt eines ſehr kleinen Rogens, wie bey den Forellen; wiewohl man von Milchnern, oder dem männlichen Geſchlechte, noch nichts entdecket hat, noch auch, wie die Eyergen fruchtbar gemachet werden. Wir wollen uns alſo mit Muthmaſſungen nicht aufhalten. Genug, daß er aus Eyergen, wie andere Thiere, ſonderlich aber an ſchlammichten Oertern, wie ſchon Plinius angemerket, fortgepflanzet wird. Die Nahrung der Aale beſtehet in Schlamm und Moder, doch gehen ſie auch den Krebſen gerne nach. Denn wenn ſich dieſe mauſen, und die junge Haut haben, liegen ſie ebenfalls meiſtens im Schlamm und Moraſte, woraus ſie die Aale ſchön vorzulangen und zu verzehren wiſſen. Daher auch an den Orten, wo man viele Aale fängt, wenig Krebſe anzutreffen ſind. Eben ſo rauben ſie auch die kleine Fiſche, die noch in ihrem Saamen ſind. Sie nähren ſich über dieſes von Kräutern und Wurzeln, Aeſſern, Würmern und Fiſchen, ſowohl von todten, als lebendigen. Sie lieben auch die junge Saat, und wenn, ſonderlich Waitzen, Haber und Erbſen aufgegangen, ſo hebt der Aal im Waſſer den Kopf empor, und reucht, wie die Fiſcher reden, wo die Saat dem Ufer am nächſten ſtehe, vornemlich wenn ſie zur Blüte gekommen iſt; da er dann auf das Land heraus gehet, und ſeine Nahrung darinnen ſuchet, wobey er aber öfters ſeine Luſt mit den Leben bezahlen muß, wenn der Ackersmann ſolches gewahr wird, und eine Furche gleich vor dem Acker zeucht, über die er nicht nach dem Waſſer zurücke kommen kann, und ſich alſo gefangen geben muß. Sonſten lieget er ordentlich bey Tag ſtille, erhebt ſich hingegen bey der Nacht, und ſucht ſeine Nahrung; wie er ſich denn auch gerne von andern Fiſchen abgeſondert hält.

Der ſüſſe Geſchmack ſeines Fleiſches iſt dem Gaumen ſehr angenehm; aber wegen ſeiner Fettigkeit iſt er eben keine geſunde Speiſe, und wird inſonderheit der Kopf und Schwanz, wie auch das weiſſe Rückgradsäderlein vor ſehr unverdaulich gehalten. Ueberhaupt iſt ſein Fleiſch ſüſſe und fett, und mit vielem ſchleimichtem Weſen verſehen; daher es zwar viele Nahrung gibt, aber Leuten, von ſchlechter Verdauung, einen zähen und ſchleimichten Nahrungsſaft verurſachet, welcher in kurzer Zeit dergeſtalt in das Geblüte übergehet, daß Nieſſen, Schnupfen, Verſchleimung der Bruſt und andere Zufälle daher entſtehen. Wer zum Stein, Reiſſen, Podagra und verhaltener Monatblume geneigt iſt, wird von dem Genuß deſſelben Schaden nehmen, und ſein Uebel vergröſſern. Ja man will ſo gar behaupten, daß er zur ſchweren Noth Gelegenheit gebe. Weswegen auch viele bey deſſen Zubereitung das Braten dem Sieden vorziehen, zumalen wenn durch reichliches Gewürze die Verdauung deſſelben beförderet wird. Doch wird ein mäſſiger Gebrauch deſſelben, wie bey allen Dingen, keinen Schaden bringen, und es iſt allerdings zu glauben, daß das

meiſte

meiſte Uebel, ſo er bey einigen angerichtet, von dem unmäſſigen Genuß ſeinen Urſprung habe: denn weil er eine der niedlichſten Speiſen iſt, und die wenigſten ihren Appetit in gehörigen Schranken zu halten wiſſen; ſo pflegen ſie ſich gemeiniglich darinnen zu übernehmen. Den Kranken wird er faſt durchgehends verbotten, ausgenommen Schwindſüchtigen, oder auch denen, die mit der Milzſucht, und vieler Säure des Magens behaftet ſind; denn dieſen iſt er nahrhaft, und kann mit groſſem Nutzen von ihnen genoſſen werden. Insbeſondere ſoll ſein Blut den Augen ſehr ſchädlich ſeyn, ſo gar, daß ein Menſch, wo ihm etwas davon in die Augen kommt, wo nicht gänzlich, doch auf einige Wochen davon blind werden kann. Daher man ſich bey dem Aufſchneiden deſſelben wohl vorzuſehen hat.

Hingegen iſt auch manches an dem Aal zu finden, das zur Arzney ſehr dienlich iſt. So wird das Fett vom Aal als ein heilſames Mittel vor das verlohrne Gehör angeprieſen, wenn man etwas in die Ohren davon ſtreichet, oder darein tropfen läſſet. Das ausgefallene Haar, wenn es damit geſchmieret wird, kann wieder wachſend gemacht werden. Auch wird eben dieſes fett, an Orten, wo die Aale in Menge gefangen werden, aus dem Eingeweyde ausgeſotten, zum Brennen in Lampen ſtatt des Oels, und wie der Tran, wie auch zum Wagenſchmieren gebraucht. Die Leber mit der Galle getrocknet ſoll die ſchwere Geburt befördern. Die abgezogene und gedörrte Haut, wenn ſie in Wein, Bier oder Kofent aufgekochet und erweichet, hernach aber ſo warm, als nur zu erleiden iſt, um verſtauchte oder verrückte Glieder gewickelt wird, ſoll dienlich ſeyn, dieſelbe wieder herzuſtellen. Wenn man mit dem blutigen Ende des Kopfs, der erſt abgeſchnitten worden, ein Hünerauge oder Warze berühret, und hernach den Kopf unter eine Trauffe verſcharret, ſo ſoll das Hünerauge vergehen, und die Warze abfallen, ſo bald der Kopf in die Verweſung gehet. Will man jemand eine gewiſſe Art des Getränkes abgewöhnen, und ihm einen Eckel davor beybringen; ſo darf man nur einen Aal in ſolchem Getränke abſterben laſſen, und ihm davon zu trinken geben. Doch iſt dabey zu merken, daß dieſes Mittel etwas gefährlich ſeye, und öfters übel ausgeſchlagen habe. Die eingeſalzene Haut vom Aal ſoll auch ein vortrefliches Mittel im Vorfall der Gebährmutter ſeyn, wenn nämlich der Rauch von dieſer Haut in die Mutter gelaſſen wird. Endlich die friſche Haut zur Erweichung und Vertreibung der Geſchwulſten und Darmbrüche, nachdem man dieſelbe in Waſſer eingeweichet, und zu einem Schleim kochen laſſen.

Was die **Bewahrung** und **Aufbehaltung** der gefangenen Aale anbetrift; ſo iſt dieſelbe leichtlich zu bewerkſtelligen. Der Aal hat ein ſo hartes und zähes Leben, daß er nicht nur viele Stunden lang auſſer allem Waſſer dauren kann, ſondern auch auſſer ſeinem ordentlichen Waſſer ſich auf etliche Tage und Wochen erhält, zumalen wenn der Wind von Norden gehet. Indeſſen muß man ihm doch dabey zu Hülſe

kommen, und in das Gefäß, darinnen er verwahret wird, etwas Erde thun, auch über das Waſſer breitblätterig Gras oder Schilf ſtreuen. Ja man kann die Aale weit und breit lebendig verſenden; und wenn ſie auch in Stücken zerſchnitten werden, ſo ſpürt man doch noch ein Leben und Bewegung in den zerſtückten Theilen. Gleichwohl hält er ſich in Fiſchbehältern nicht zum beſten, und ſchickt ſich nicht zu zahmen Fiſchen. Seine Farbe iſt auf dem Rücken grau, dunkelblau und ſchwärzlicht, an dem Bauche aber gelblicht, oder, wie er meiſtens gefunden wird, weißlicht. Er wird gemeiniglich unter die glatte Fiſche gezehlet, welche keine Schuppen haben; doch hat man durch Vergröſſerungsgläſer eine ſchuppichte Haut, wie bey andern Fiſchen, entdeckt. Mit den Händen läßt er ſich nicht wohl halten, weil ſeine Haut gar zu ölicht und ſchleimicht, und daher über die maſſen ſchlüpferig iſt. Endlich wie die Fiſche überhaupt das Salz nicht wohl vertragen können; alſo ſtirbet auch der Aal davon, und zwar am allererſten, ob er wohl ſonſt das zäheſte Leben hat. Die Zeit und Art zu fangen, kann in dem Articel: **Aalfang** nachgeſehen werden.

Zur Speiſe wird der Aal auf unterſchiedene Art zugerichtet. Man kann ihn friſch, oder eingeſalzen, oder gebacken entweder allein, oder in einer Paſtete, oder gebraten, oder marinirt und geräuchert verſpeiſen. Was zur Zubereitung hiebey zu erinnern iſt, beruhet auf zweyen Punkten, je nachdem man nämlich den Aal entweder mit der Haut, welche von einigen vor das delicateſte gehalten wird, oder ohne Haut eſſen will. Will man die Haut nicht abziehen, ſo reibet man den Fiſch nur mit heiſſer Aſche oder Salz, man brühet ihn mit heiſſem Waſſer, darinn er wieder abgewaſchen wird. Hernach wird das Eingeweyde heraus genommen, in rein Waſſer geleget, und ausgewaſchen, der Kopf und Schwanz aber weggeworfen. Will man ihm die Haut abziehen, ſo wird er, ſonderlich wenn er groß iſt, mit einem ſtarken eiſernen Nagel durch den Kopf veſt angenagelt; hierauf wird rings um den Hals ein Schnitt gemacht, man nimmt Salz in die Hand, und ſtreift die haut herunter. Nach dieſer Vorbereitung kann der Aal auf vorbemeldte Arten zubereitet, und mehr nachgeſchlagen werden, pag. 10. in dem 1ten Theil Onomatolog. Oeconom. pract.

Aalfang, bezeichnet die Art und Weiſe, wie die Aale gefangen werden. Das geſchiehet a) mit Reuſſen, wenn man einen ausgewäſſerten Hering hineinleget. Noch mehr aber gehet dieſer Fang von ſtatten, wenn man auch etwas Queckſilber, mit einem oder etlichen kleinen Stücklein von faulem, und bey der Nacht ſcheinendem Holze, in ein kleines Glas hinein thut, daſſelbe mit Wachs und Harz veſt vermachet, und mitten in die Reiſſer hänget. Hernach nimmt man alt Schweer und wilde Münze, man röſtet beydes miteinander in einer Pfanne, man bindet es in ein dünnes Tüchlein, und thut es in eben ſolche Reuſſen, welche nachgehends, wo viel Moos iſt, geleget, und alſo über Nacht darinne gelaſſen werden. Wiewohl man nach den neueſten Erfahrungen behaupten will, daß der

der Aal nicht in die Reuſſen gehe. b) **Mit ordentlichen und gemeinen Angeln, oder auch mit Nacht- oder Legangeln.** Wer ſich derſelben bedienen will, der darf nur kleine Weiß- oder andere Fiſchlein, oder Regenwürmer an die Angeln ſtecken, und bey der erſten art, nämlich bey den ordentlichen Angeln, um die Angelſchnur ein Büſchlein Binſen, welche im Waſſer wachſen, binden; da denn dieſelbe unter dem Waſſer einen Schatten, als wie Moos oder Geſträuche, von ſich geben, welches die Aale ſehr lieben, hinzuſchwimmen, und bey Wegfiſchung des Geäſes ſich fangen und hängen bleiben. c) **Mit ſogenannten Aalgabeln, oder Triſtacheln.** Dieſes iſt ein Inſtrument von plattem Eiſen, wie eine dreyzackigte Miſtgabel geſtaltet, davon eine jede Zacke 8 bis 9 Zoll lang iſt; an der mittlern Zacke aber ſind Widerhacken angebracht. Die beyde äuſſere Zinken werden ausgebogen, der mittlere aber gerad eingeſetzt, und rundlicht zugeſpitzt. Damit ſie ſich nun nicht ausbiegen; ſo werden ſie nahe bey dem Hals mit einem eiſernen Band gefaſſet. In den Hals, der wie eine Schauffel rund ausgehölet iſt, wird eine lange Stange, ungefehr 15 bis 16 Fuß geſtecket, und mit Nägeln beveſtiget. Mit dieſer Gabel ſtoſſen die Fiſcher entweder an den Rand des Waſſers, wo man Aale vermuthet, oder auf einem Kahn immer auf den Grund; da es denn nicht ſelten geſchiehet, daß 2, 3 und mehr zwiſchen den Zacken und Widerhacken hangen bleiben, und alſo auf einen Zug herausgezogen werden. d) **Mit ſogenannten Aalpuppen.** Dieſes ſind kleine Bündgen aus Steinbinſen mit einer Schnur und einem Angelhacken verſehen. Der Hacken iſt ohngefähr eines Gliedes lang, ſpitzig, ohne Widerhacken und kurz, und enge zugebogen. Die Schnur iſt ein doppelt zuſammengedrehter hänfener Faden, ſo wie ihn die Fiſcher zu den Hamen und Netzſtricken brauchen, wenigſtens 3 oder 4 Klaftern lang. Die Puppe aber, daran die Schnur hanget, iſt ohngefehr 7 bis 8 Zoll lang, und 4 Finger ſtark; welche Puppe nur an dem einen Ende, wo die Schnur angeſchleift iſt, zuſammengebunden wird; das andere Ende aber iſt ungebunden, ſo daß alle Binſenſtengel etwas auseinander ſtehen, und einer Roſe gleichen. Dieſe Aalpuppen werden von dem May bis gegen Johannis in groſſer Anzahl, mit angeſtecktem Aas, oder Speiſe, ſo ein Weißfiſch oder Grundling ſeyn kann, gegen Abend auf das Waſſer geworfen. Wobey aber zu merken, daß man bey dem Auswerfen nicht die ganze Länge der Schnur nehmen ſolle; ſondern man richtet ſich hierinnen theils nach der Tiefe des Waſſers, theils nach der Höhe oder Tiefe des Ganges der Aale. Das übrige der Schnur wickelt man um die Puppe ſo herum, daß ſie ſich nicht verſchleife, damit die Puppe, wenn der Aal den daran geſteckten Lockfiſch verſchlungen, und ſich gefangen merket, nachgeben, und in dem Fiſche, der an der Schnur ziehet, ſich gemächlich abwinden kann, bis die Schnur ſich ganz entwickelt hat; da denn die Puppe dem Aal, wo er hinſtreichet, immer nachgebet; und indem dieſelbe wenig widerſtehet, auſſer, daß ſie ſich nicht zu Boden ziehen läſſet, immer auf dem Waſſer daher tanzet;

von welchem Tanzen der Nahme einer Aalpuppe hergenommen zu ſeyn ſcheinet. Dieſe auf dem Waſſer ſich bewegende, und gleichſam tanzende Puppen geben bald zu erkennen, ob ein Aal daran angebiſſen habe; denn ſie gehen tiefer im Waſſer, als die andern, welche leer ſind. Spürt man was, ſo werden die Puppen ſo ſachte, als möglich, herausgezogen. Denn wenn man auf einmal einen ſtarken Riß thun wollte; ſo würde der Aal mit ſeinem Widerſtand die Schnur abreiſſen; oder, wenn er ſich an dem Angel nur ein wenig verbiſſen, das Maul ſchlitzen, nnd damit doch entkommen. Dieſe Aalpuppen pflegen bey geſchwülen Nächten und einfallenden Donnerwettern reichlichen Fang zu geben. e) Mit **Aalquäſten**. Dieſes ſind oberwärts an lange Stangen beveſtigte, und faſt bis auf einen Fuß unter Waſſer geſteckte Faſchinenbünde, von grünem, beſonders weidenem Reiſſe, welche einer Quaſte ähnlich ſehen. An dieſe Aalquäſten machen ſich die Weißfiſche häufig, vom Mayen bis Johannis, da ſie leichen, als welches ſie am liebſten bey dieſen Reiſern verrichten. Dahin werden alſo die Aale durch dieſe Weißfiſche gelocket, und ihre Begierde, ihres Raubes bald theilhaftig zu werden, treibet ſie, daß ſie ſich ſo gar in die Aalquäſte hinauf dringen, und ſich ſelbſten fangen. Des Morgens nahet man ſich dann ohne ſtarkes Geräuſch, auf einem Kahn, den Aalquäſten, und ziehet die ganze Quäſte mit ſammt der Stange in die Höhe über das Waſſer, und ſchlägt an den zur Seite angehefteten Reißbund, daß der Aal ſich herablaſſe. Damit er aber, indem er ſich herabläſſet, nicht entkomme; ſo hält ein anderer einen geraumen und tiefen Hamen unter dem Reiſe, und hilft damit dieſen Quaſten halten. Wenn nun der auf der Flucht ſich aus dem Reiſe machen will; ſo fällt er in den untergehaltenen Hamen, und wird alſo gefangen. Da befinden ſich oft in einer ſolchen Aalquaſte 3 oder mehr Aalfiſche; wiewohl auch bey ermangelnder Behutſamkeit viele entwiſchen. Sonderlich bekommt man hier viele kleine Aale, die man hernach marinirt, und unter dem Nahmen der Brücken in fremde Länder verſchicket; wie ſie denn auch zur groſſen Delicateſſe verſpeiſet werden. f) Mit **Aalwehren**, welche nichts anders, als unter Waſſer gebrachte, ſchlangenweiß aus Reiſig geflochtene Zäune ſind, die nach der Tiefe des Waſſers in der Höhe anzurichten. Die Zäune müſſen alſo, wie eine Schlange, ſich wenden. An denen zu beyden Seiten abwechslend entſtehenden ſtumpfen Winkeln wird eine gehörige Oefnung dem Fiſche zum Ein- und Ausgang gelaſſen. Unmittelbar vor, oder hinter ſolche, werden groſſe Körbe mit doppelten Fängen von verſchiedener Weite eingeſenket, ſo, daß kein Aalfiſch, ohne gefangen zu ſeyn, auf- oder ablauffen kann. Die beyden Ende des Wehrs, ſo gegen die Ufer auslauffen, müſſen ſo eingerichtet ſeyn, daß ſie den Schiffen freye Farth laſſen. Hier iſt der Fang öfters ſo reichlich, daß die Körbe wohl 2 mal des Tages ausgehoben werden können. g) Endlich fängt man die Aale auch mit einem **Garn** oder **Sack**. Dieſes Garn ſtellet man gemeiniglich an ſolchen Orten auf, wo man

man weißt, daß es Aale giebet, oder an ein Waſſerloch, oder an einen Mühlſchutz, oder mitten in einen Fluß. Wenn man dieſen Sack vor ein Waſſerloch leget, ſo muß man einige Steine wegnehmen, und ihn mit Stricken an den Steinen veſt anbinden, damit ihn das Waſſer nicht mit wegreiſſe. Wenn dieſes geſchehen, ſo läßt man den Sack die Nacht über liegen, und hebet ihn des andern Tages früh auf, um zu ſehen, ob der Fang gerathen iſt.

Die Zeit, da die Aale am beſten gefangen werden, erſtrecket ſich vom Merz oder April an, wenn die Ellern ihre Blätter treiben, bis in den Auguſt und September, ja bis in October. Sonderlich aber ſind die Aale im Sommer, wenn es geſchwülig iſt und Donnerwetter kommen, gar leicht und in groſſer Menge zu fangen. Denn pflegen ſie ſich zuſammen zu ringeln, und werden, wie todt, mit dem Waſſer davon getrieben. Nur iſt dabey zu beobachten, daß man ihnen nicht im neuen Mond aufpaſſe; denn um dieſe Zeit pfleget kein Aal zu gehen, wenn es auch noch ſo ſehr donnerte. Sonſten aber werden ſie am häufigſten gefangen, wenn die Waſſer ausgetreten oder trübe ſind. So werden ſie auch, wenn ſie lauffen oder laichen und ſtreigen, nämlich im October, mit Reuſſen und Wehrkörben ſehr ſtark gefangen.

Aalgabel, ſ. **Aalfang.**

Aalkaſten, welcher auch **Aalfang** genennet wird; lat. Anguillarium, Anguillæ Captura, franz. *Anguilliere*, iſt ein Gebäude in Flüſſen, an den Teichen oder Seen, die einen Fall haben, in welchen man den Aal, jedoch nur zu gewiſſen Zeiten, und vornemlich bey Ungewittern, da ſie ſich zuſammenbegeben, häufig zu fangen pfleget. Sodann verſtehet man hierunter auch wohl einen ſchlammichten und ſchattichten Ort, wo man die Aale mit den Eingeweyden von allen Arten der Thiere, oder auch mit allen Arten zum Eſſen tauglicher Früchte, ja ſo gar mit zermalmeten Eicheln, füttern kann.

Aalpuppen, ſ. **Aalfang.**

Aalquäſten, ſ. **Aalfang.**

Aalraupe, Ohlruppe, Quappe, Rofelcke, Ruppe, Rutte, Treuſche, Truſche, lat. Muſtela, Gobius fluviatilis; franz. *Lamproye de Riviere*, iſt ein Fiſch, der wegen ſeiner gleichmäſſigen, glatten und ſchlüpfrigen Haut, wie auch in Anſehung der Farbe, dem Aal ſehr nahe kommt; woher er auch dieſen Nahmen mag erhalten haben. Er hat aber einen breitern Kopf, und ein weites Maul, wie ein Froſch, an welchem einige Flechſen herausgewachſen. Der Augapfel iſt blau, und deſſen Zirkel gelbfärbig. Zu beyden Seiten am Maul hat er einen Bart, wie die Barmen, an den Kiefern 4 Floßfedern, desgleichen auch vom Rücken bis zum Schwanze hinaus, und unten am halben Bauche auch bis zum Schwanze Floßfedern, welche in dem Schwanz zuſammen kommen. Auf dem Rücken iſt ihre Farbe grau, an den Seiten etwas heller, und am Bauch ganz weiß; auf der dunkelgrauen Haut des Rückens aber hat die Aalraupe zierliche, ſchwarze und gelbſchattirte Flecklein, welches gar ſchön läßt. Der Vorderbauch, nahe hinter den

Kiefern, iſt ſtärker, als in der Mitten und Hinten. Auch hat ſie nach Proportion eine ziemlich groſſe Leber, die als eine groſſe Delicateſſe gehalten wird. Als etwas beſonders iſt bey ihr anzumerken, daß ſie innwendig auf ihrem Magen und Gedärm ein fleiſchicht Gewächſe liegen hat, welches der völligen Geſtalt eines Kröten- oder Froſchfuſſes gleichet, und beym Zurichten mit dem Gedärme weggeworfen wird. Im Maul hat dieſer Fiſch kleine ſcharfe Zähne, womit er die kleinen Fiſche raubet. Daher er unter die Raubfiſche gezehlet wird. Und man darf nur die Probe machen, und etliche in Streich- oder Brut-Teiche ſetzen; ſo wird man finden, wie ſie im Stande ſeyen, einen ganzen Teich von ſolchen noch kleinen Fiſchen rein zu machen. Allzu groß werden die Aalraupen nicht; doch findet man zuweilen welche, die 1 bis 1 ein halb Pfund ſchwer wägen; insgemein aber ſind die ſchon ziemlich ſtark, welche ein halb Pfund am Gewichte betragen. Sie haben mit Aalen gleiche Nahrung, und halten ſich meiſtens in den Flüſſen auf, wo ſie Schlamm und fetten Boden haben; wie man denn deren in der ſchwarzen Elſter, Spree und andern Flüſſen eine groſſe Menge antrift; in harten Quellwaſſern aber werden ſie nicht leicht gefunden. Ihre Streich- und Laichzeit iſt im Hornung und Merz, und ſie werden, wie die Aale, mit Angeln, Aalgabeln, Netzen und Reuſſen gefangen.

Sie ſind eine gute und wohlſchmeckende Speiſe, ſonderlich im Monat December, als zu welcher Zeit ihre Leber am gröſten und geſündeſten ſeyn ſolle. Es wird zwar dieſer Fiſch wegen des obbeſchriebenen Magens und der ungeſtalten Figur ſeines Kopfes, der einer Kröten ähnlich, von einigen vor verächtlich gehalten, aber nur von denen, welche den herrlichen Geſchmack ſeiner Leber nicht kennen. Sonſten iſt wohl nicht zu läugnen, daß das Fleiſch dieſes Fiſches, zumalen wenn er alt und erwachſen, nicht ſo gar gar wohlſchmeckend und verdaulich ſeye, und es muß die Güte und Gröſſe der Leber faſt alles erſetzen, was dieſem Fiſch einen Werth geben kann. Uebrigens, wenn er noch jung, und nicht völlig ausgewachſen iſt, iſt ſein Fleiſch weiß, zart, und auch lieblich am Geſchmack; doch ſind die in lautern Waſſern gefangen werden, immer beſſer, als die, ſo aus ſumpfigten kommen. An Orten, wo er in Ueberfluß vorhanden iſt, wird er gedörrt, und an ſtatt des Kiens zum Leuchten gebraucht. Weil die Haut der Aalraupen, gleich den Aalen ſchleimicht iſt; ſo müſſen ſie, wenn man ſie zurichten will, zuförderſt gebrühet, und mit Salz oder heiſſer Aſche wohl abgerieben und gereiniget werden. Nach dieſem reißt man ſie auf, nimmt ſie bis an die Leber aus, denn dieſe muß unten am Halſe hängen bleiben. Auch darf man, die Galle davon zu nehmen, nicht vergeſſen, und ſie hierauf fleiſſig auswaſchen.

Zur **Arzney** ſind die Aalraupen gleichfalls zu gebrauchen. Aus dem Fett, welches ſie innwendig an der Leber und am Eingeweyde haben, wird ein heilſames Oel bereitet, wenn man ſolches Fett ungewaſchen in ein

reines

reines Glas thut, und zur Sommerszeit an der Sonne deſtilliren läßt. Dieſes Oel iſt ſonderlich den dunkeln und blöden Augen, an ſtatt des Vipernfettes dienlich. Läßt ſich auch vor Flecken und Felle auf den Augen gebrauchen. Wenn es täglich mit einem feinen Federlein in das kranke Aug geſtrichen, und damit eine Zeitlang angehalten wird; ſo heilet das Auge, und das Fell gehet nach und nach vom Auge ab. Man nimmt auch den Magen, zuſammt dem Schlunde aus dem Fiſche heraus, und dörret dieſelbe. Wenn ſie hernach zerſtoſſen in Wein eingenommen werden; ſo treiben ſie ſonderlich die Nachgeburt, und dienen vor allerley Gebrechen der Mutter, und vor die Colik. Gleichwie auch der Stein, ſo bey dem Anfang des Rückgrads gefunden wird, wider die fallende Sucht gute Dienste leiſten ſolle. Wie die Aalraupen geſotten, gebacken, gebraten, marinirt, und beſonders die **Leber** wohl zugerichtet werde, davon ſ. *Onomatolog. Oeconom.* oder **Oeconom. Wörterbuch** p. 14 - 16.

Aalwehre, ſ. **Aalfang.**

Aas, bedeutet gemeiniglich den verreckten Cörper eines Viehes. Seinen eigentlichen Urſprung aber hat dieſes Wort vom Eſſen und aus der Mühle her, darinnen man aber nicht mit Fleiſch, viel weniger mit umgefallenem Vieh zu thun hat. Man verſtehet da nämlich darunter nichts anders, als das geringe von dem geſchrotenen der Kornfrüchte, oder eigentlich das **Schrot** ſelbſt. Deſſen bedienet man ſich, nicht nur das zahme Vieh damit zu füttern, ſondern auch das Wild damit zu körnen und herbey zu locken, wie die Vogelſteller zu thun pflegen. Nachgehends haben auch die Fiſcher angefangen, mit Fleiſch und Gewürme die Fiſche an die Angel und ins Garn zu ziehen. Die Jagdbedienten aber haben, weil ſie geglaubt, wenn alles Wild ſich vom Getreyde nähren ſollte, daß ſolches nicht vor die Menſchen zulänglich ſeyn würde, das Ludern durch den Köder erfunden. ſ. **Köder.**

Aaſen, Aſſen, Aeſen, Aeſſen, wird von dem rothen Wildpret, und insbeſondere von dem Hirſch geſagt, und bedeutet ſo viel als Freſſen. Z. E. der Hirſch aaſſet, heißt ſo viel, als er frißt oder **weidet.**

Aasjägerey, ſ. **Jägerordnung.**

Aaſſen, ſ. **Aſen.**

Abaiſſer, ſ. **Abbrechen.**

Abandonner, iſt ein Kunſtwort der Franzoſen in der Falknerey, und heißt ſo viel, als den Vogel frey ins Feld laſſen, damit er ſich luſtig mache, oder ihn abdanken.

Abatis, heißt bey den Franzoſen der Gang und Wiedergang der jungen Wölfe nach den Oertern, wo ſie geſäuget worden ſind; wobey ſie kleine Wege machen, auf welchen das Gras niedergetretten iſt.

Abbecquer, ſ. **Ludern.**

Abbiß, heißt in der Jägerey, wenn ein Hirſch auf den jungen Schlägen die Sommerlatten dergeſtalt abbreiſſet, als ob ſie mit einem ſcharfen Meſſer wären abgeſchnitten worden; woran die Jäger ein Zeichen nehmen, daß Hirſche in derſelbigen Gegend ſtreichen.

Abblaſen, wird von den Jägern geſagt, wenn ſie bey Endigung einer

einer Jagd mit ihren Hörnern eine Muſik machen.

Abbrechen, Abreiſſen, franzöſ. *Eplucher, Abaiſſer*, iſt ein Kunſtwort in der Falknerey, und heißt ſo viel, als die Nahrung des Vogels vermindern, wenn er allzu fett iſt, um ihn leichter, und zum Raube begieriger zu machen.

Abendjagd, Fackeljagd, Nachtjagd, wird auf folgende Weiſe angeſtellet: Man ſpannet im Winter vor Mitternacht, wenn der Mond nicht ſcheinet, und der Haaſe aus dem Holz auf das Feld gehet, ein Netz vor das Holz, welches auf jeder Seite einen Flügel hat. Hinter dieſes Holz ſtellet der Jäger die Bauren, und ungefähr eine viertel- oder halbe Stunde davon andere Leute, welche eine brennende Lunte oder Strohfackel in der Hand haben. Hierauf zündet der Jäger ſeine Fackel an, und ſchreyet, und lauft nebſt den andern ausgeſtellten Leuten nach dem Netz und Holze zu; da denn der Haaſe, wenn er dieſes höret, nach dem Holz läuft, und darüber in das Netz kommt, und gefangen wird.

Aberglaube, bey dem Forſtweſen. Ueberhaupt wird in denen wirthſchaftlichen Dingen das Wort Aberglaube für ſolche Meynungen und Handlungen genommen, welche allerhand falſche Sätze von der Natur der Dinge, der Cörper und Geiſter, zum Grunde haben; denen man Wirkungen beyleget, die durch ihre bekannte Kräfte und nach ihrem Weſen nicht möglich ſind. Der Urſprung dieſer abergläubiſchen Dinge iſt in der Unwiſſenheit der Natur- und Geiſter-Lehre der Alten zu ſuchen. Wie es nun eines jeden Menſchen Schuldigkeit iſt, Irrglaubige auf den rechten Weg zu leiten; ſo iſt es auch eines Förſters Pflicht, den Aberglauben aus der Forſtwiſſenſchaft auszurotten, und bey allen Gelegenheiten Sorge zu tragen, daß die Wahnſätze ſich nicht auf die Nachkommen erblich fortpflanzen mögen. Wir wollen nur einige der vornehmſten hier anführen. Wie Geſpenſtermäßig klinget die Nachricht, die Herr **Carlowitz** in ſeiner **Sylvicultur** p. 46. wiederholet, als hätten einſtens böſe Leute in Schleſien ein **Meſſer**, zu einer gewiſſen Zeit, ſchmieden laſſen, und hernach mit ſolchem nur ein kleines Aeſtlein von jedem Baum des Waldes geſchnitten, worauf in kurzer Zeit das ganze Gehölze verdorben ſey. Eben dieſer Verfaſſer hält für nöthig, daß man bey der Holzſaat vornemlich auf gute Calenderzeichen zu merken habe. Herr **Beckman** ſpricht: mir kommt dieſes ſehr abergläubiſch vor. Ich habe mich nie nach einem guten Zeichen im Calender umgeſehen, wann ich Holz ſäen wollte, ich habe an ſtatt deſſen nur auf die rechte Zeit gemerket, da jeder Saamen mit Nutzen zu ſäen iſt, und dabey bin ich ganz wohl gefahren. In meiner Meynung bin ich übrigens dadurch beſtärket worden, weil ich wahrgenommen, wie der Saame, ſo noch in Zapfen iſt, bey ſeinem Ausfalle, ſich auch nicht nach denen im Calender angegebenen guten Zeichen richtet, und dennoch nicht dadurch zu dem glücklichen Aufgehen und Wachsthum untüchtig werde. Es behauptet ferner der Herr von **Carlowitz**, daß zu dem Baumſaamenſäen eine **glückliche Hand** erfordert werde. Wir glauben, daß dieſes ein unglücklicher Einfall ſey, wodurch derſel-

derſelbe dem Aberglauben das Wort redet. Die nachläßigen Förſter werden dadurch eine gute Entſchuldigung nehmen, und auf Befragen: Warum ſie nicht mit der Holzſaat eine Probe machen wollen? zur Antwort geben, ſie hätten keine glückliche Hand dazu, und in der ganzen Nachbarſchaft wüßten ſie auch keinen ſolchen Menſchen, den der Himmel mit der erforderlichen glücklichen Hand zu ſolchem Geſchäfte begabet hätte. Gewiß iſt es, daß die Hand unglücklich iſt, wann der Kopf dumm denket. Eben dieſer ſpricht p. 46. daß auch bey dem Abhauen des Holzes immer **eines Menſchen Hand glücklicher ſey als die andere.** Wir möchten wohl ſagen, eines Menſchen Hand thut mehr Schaden in den Wäldern, als des andern, der nicht ſo unbeſonnen in den Tag hinein hauet. Ueber dieſes nennet ſolcher die **Eiche einen weiſſagenden Baum und Propheten**, weil man aus denen darauf wachſenden Eichäpfeln und ſogenannten Galläpfeln einiger Maſſen künftige Dinge abnehmen könnte. In den ganzen, oder nicht durchlöcherten Aepfeln finden ſich Thierlein nach dem Unterſchied des Jahres oder der Luft, entweder eine Fliege, ein Würmlein oder eine Spinne. Wenn eine Fliege angetroffen werde, ſo ſey es ein Zeichen des Krieges: ein Würmlein bedeute Theurung: die Spinne aber ſoll auf ungeſunde Luft und Peſtilenz zielen. **Herr von Rohr** urtheilet von dieſem Vortrag alſo: was die Vorbedeutung der Würmer und andern Ungeziefers, die in den Galläpfeln angetroffen werden, anbetrift; ſo iſt dieſes eine Tändeley und ein Aberglaube, der erſtlich von dem Pöbel, und vermuthlich wohl noch von dem alten Heidenthum, da die Eichen als göttlich verehret worden, ſeinen Urſprung genommen, nachgehends aber auch auf die Gelehrten, die in der Natur kein zu groſſes Einſehen haben, gekommen iſt. Es findet ſich auf den Blättern der Eichbäume öfters ſehr häufig ein gewiſſes Aftergewächſe, das einige Galläpfel zu nennen pflegen. Es iſt dieſes, wie man insgemein dafür hält, keine eigentliche Frucht des Baumes, ſondern die Naturforſcher haben gefunden, daß eine gewiſſe Art Weſpen, die auch von einigen daher Gallweſpen genennet werden, die Urſache dieſer Gewächſe ſind. Dieſe Weſpen kommen im Frühling aus der Erden, in welcher ſie zuvor als Puppen verſchloſſen waren, und nachdem ſie ſich gepaaret haben, macht das Weibgen mit ihrem Stachel eine kleine Oefnung in die Blätter der Eichen, worein ſie ein Ey leget. So bald ein ſolches Blatt verwundet worden, flieſſet der Saft um deſto ſtärker nach der Wunde zu, und auf dieſe Weiſe entſtehet ein dergleichen Gewächs. Die Geſtalt deſſelben hat meiſt die Gröſſe einer Muſcatnuß, doch ſind einige derſelben rauh, einige haben Beulen, einige ſind glatt, u. ſ. w. Aus dem gedachten Ey, das in dieſem Gewächſe verſchloſſen lieget, wird nachhero ein Wurm, und dieſer verwandelt ſich endlich in eine Weſpe, welche ſich alsdann durchfrißt, und davon flieget. In dieſe gemachte Oefnung kriechet nun zum öftern ein anderes Inſect, etwa eine kleine Fliege, Spinne, und hieraus iſt die Fabel entſtanden. Aus dem, was wir von dem Urſprung dieſes Ge-

wächſes

wächſes gedacht, wird deutlich genug erhellen, wie dieſe Würmer, Fliegen und Spinnen, nach Beſchaffenheit der Umſtände, in die ſogenannte Gall- oder Eichäpfel kommen, und daß daraus nichts weniger, als Krieg und Friede, wohlfeile und theure Zeiten geweiſſaget werden können. Wenn man ja etwas daraus prophezeyen wollte, ſo müßte es dieſes ſeyn: daß in dem Jahre, da dieſe Aepfelgen häufig gewachſen, auch viele dergleichen Weſpen gefunden werden müſſen, und dieſes mag leicht eintreffen.

Unter die Forſtaberglauben gehöret auch die **merkwürdige Lehre**, daß das Holz, ſo in den Hundstagen gefället und gemacht worden, nicht brenne. Daß es überhaupt ganz und gar nicht dienlich ſey, in den Sommermonaten, und alſo nothwendig auch in den ſogenannten Hundstagen, Brennholz fällen zu laſſen, weil es unter ſolchen Umſtänden, ſeinen zu der Zeit höchſt flüchtig und flüſſigen Saft, mithin ſeinen Geiſt und Kraft gröſtentheils verlieret, wie **Herr Beckmann** ſchreibet, hat keinen Anſtand. Wenn man aber die an einigen Orten bekannte alte Sage glauben wollte, vermöge deren ſolches Holz, das in den Hundstagen gefället worden, nicht brennen ſoll; ſo würde man ſich mit Recht in den Verdacht einer ſehr ſchwachen Beurtheilungskraft ſetzen. Dergleichen Sätze gehören in das Lehrgebäude der Rockenphiloſophie, und ſind vernünftigen Leuten ſo erquickend, als das Mährgen von der Mutter Holla! Wer in allen Sachen gerne Verſuche im Groſſen machen möchte, der kann ſicher ſeine ganze Waldung in den Hundstagen abtreiben laſſen; daß dem ungeachtet dieſes ſein Holz brennen und verbrennen wird, dafür will ich Bürge ſeyn. Zugleich aber wird er finden, daß dergleichen, zu unrechter Zeit gefälltes Holz freylich nicht die Hitze und Wärme gibt, und bey der Feurung den Nutzen ſchaft, der von wenigerm Holz, ſo zur geſetzten Zeit gefället worden, in Anſehung der Hitze und Wärme, gewiß zu erwarten ſtehet. Vielleicht ſahe diß der erſte Erfinder ſolches Aberglaubens mehr als zu wohl ein. Weil aber derſelbe zu allen Zeitaltern das kräftigſte Mittel geweſen iſt, die Herzen der Menſchen zu Handlungen und Entſchlieſſungen zu bewegen, zu denen ſie vernünftige Vorſtellungen nicht bringen können; ſo ſuchte er vermuthlich, da er die Denkungsart des gröſten Haufens der Sterblichen genau ergründet hatte, eben dieſelbe auch durch ein ſolches abergläubiſches Vorgeben in dieſer ſo nützlichen Beobachtung bey der Forſtwirthſchaft folgſam zu machen, und da iſt es ihm dann, wie allen Fabellehrern ergangen: die Fabeln ſind wohl aufbehalten, und von Eltern auf Kindern immerfort erzehlet worden; die darunter verborgen liegende Ermahnungen und Lehren aber, ihr heilſamer Endzweck iſt gänzlich vergeſſen; und ſolchergeſtalt iſt zwar aus einer guten Meynung ein Aberglaube entſtanden, der aber bey den verkehrten Sitten der Menſchen, dennoch auch als ein ſolcher, viel Nutzen und Vortheil ſchaffet. Wenn doch dieſer Aberglaube auch einmal einen Satz erfinden wollte, der auf eine ähnliche Art der Welt zu dem ſo unumgänglich nöthigen und ſo nützli-

nützlichen Holzſäen bewegen könnte. Vielleicht richtete auch in dieſem Stück eine thörichte Einbildung mehr aus, als die vernünftigen Ueberzeugungsmittel.

Es werden wenig Perſonen ſeyn, die nicht wenigſtens in ihrem Leben ſollten gehöret haben, daß es in einigen Gegenden einmal Schwefel geregnet habe. Woher kommt wohl dieſer Wunderregen? Sollten wir glauben, daß dieſer Schwefel von einem unreifen Gewitter herrühre, weil er meiſtens im Vorſommer, als zu derjenigen Zeit ſich äuſſert, da wir vielmals Gewitter bekommen? Welch ein ſeltſamer Begriff! Ein Schwefel von einem unreifen Wetter! Allein dieſe Meynung wird um deſto mehr beſtärket werden können, da dieſes zarte Schwefelpulver, wenn es trocken iſt, in der Flamme ſich entzündet, und wie ein Bliz auffähret. Wir wollen doch dieſen Verſuch etwas näher betrachten. Vielleicht finden ſich Wißbegierige, welche ſich von der Wahrheit unſers vorgebens etwa deutlicher überzeugen wollen. Man wird wahrnehmen können, daß dieſer ſogenannte Schwefel nichts anders als ein zartes vegatabiliſches und ſtaubichtes Pulver iſt, das zur Befruchtung der Saamenkörner das ſeinige beyträget. Es findet ſich ſolches am häufigſten an Tannen, Fichten, Forchen, Haſelkätzgens, Muſco terreſtri clauato, und verſchiedenen andern Pflanzen. Wenn ſolches an dem Muſeo oder Lycopodio vollkommen iſt; ſo iſt ſolches ſo leichte und zart, daß es der geringſte Wind wegblaſen, und aus ſeinen Cellulis und Interſtitiis herausjagen kann. So ferne ſich nur zur ſelbigen Zeit ein jählicher Platzregen äuſſert, und kurz vorher, ehe es zu regnen anfänget, ſich ein ſtarker Wind erhebet, wie ſolches ganz gemein und nichts neues, ſondern öfters der Vorbotte vom Regen iſt; ſo bläſet der Wind dieſes zarte Pulver von den Fichten und andern damit begabten Pflanzen hinweg, führet es mit anderm zarten Staub und Sande in die Luft, ſo, daß ſie davon öfters ganz nebelhaft erſcheinet. Im Fall alſo gleich darauf der Regen fällt, ſo rencontrirt er alles dieſes Zeug, und nimmt es aus der Luft mit ſich wieder auf die Erde. Hier finden wir den vermeynten Schwefel. Wer hievon eine andere Meynung heget, der beliebe zugleich folgende Stücke zu überlegen. 1) Warum zeigt ſich der Schwefelregen nur bey gewiſſer Frühlings- oder Sommerszeit, wann obgedachte Pflanzen ſolch Pulver bey ſich führen, und die Umſtände ſich ergeben, a) daß dieß Pulver zeitig und recht trocken iſt, b) daß ſich ein groſſer Wind erreget, c) gleich darauf der Regen einfällt. 2) Man ſammle ſich ein wenig von dem vermeynten Schwefel, ſchütte ſolchen auf eine wohlglüende Kohle. Iſt es rechter Schwefel; ſo wird er ſich den Augenblick in ſeiner blauen Flamme, und mit dem, allen Baurennaſen bekanntan Geruch, verrathen und zeigen, und ordentlich wegbrennen. Iſt es aber kein Berg- oder Kramer-Schwefel, ſondern obgedachter Pflanzenſtaub; ſo wird er a) gar nicht brennen, b) vielweniger eine blaue, der Naſen und Lungen höchſtempfindliche Schwefelflamme, wohl aber c) einen ſchmauchenden, ganz anders riechenden vegeta-

vegetabiliſchen Dampf ſehen laſſen. 3) Man beliebe von ſolchem getrockneten Pulver etwas in die Flamme eines Lichts zu blaſen, oder zu ſtreuen; ſo wird das Pulver, wenn es ſolcher vegetabiliſchen Art iſt, gleich auf einmal, wie ein Bliß, ohne ſonderlichen Geruch, wegbrennen: hingegen wenn es wirklicher Schwefel iſt, abermals ganz blau mit Schwefelgeruch brennen. Der vielen andern Proben und erforderlichen Eigenſchaften eines wahren Schwefels jeßo nicht zu gedenken. Siehe Neumanns Lect. publ. vom Schwefel, p. 192. Boerh. Chem. Scheuchzer Mereor. p. 14. Henkel Flor. Saturn. p. 373.

Von der ſogenannten **Weidenroſe** leitet der Pöbel und diejenigen, ſo ihm am Verſtande nichts nachgeben, ſehr fürchterliche Prophezeyung her. Man kann zeigen, daß dergleichen Gewächſe ſeinen Urſprung von einem gewiſſen Inſekt hat, welches einen Zweig an den Weiden verwundet. Ein neuer Beweiß, daß der Aberglaube ſeine Verehrer in einer beſtändigen Sclaverey erhält. Man ſpricht insgemein, daß zwiſchen dem Eſchenbaum und der Schlange eine ſo groſſe Antipathie herrſche, daß die Schlange lieber in das Feuer gehe, als unten oder nahe bey dieſem Baum ſich aufhalte. Es iſt mehr, als zu gewiß, ſagt Herr **Büchting** in ſeinem **Entwurf der Jägerey**, daß derjenige, der zuerſt dieſe Grille entdecket, ſich in ſeinem Schluß muß übereilet haben, weil die Erfahrung hievon ein ganz anders lehret. Ueber dieſes ſchreibet man beſagtem Holze die bewunderungswürdigſte Eigenſchaft zu, daß alle offene und andere Schäden am dem menſchlichen Cörper durch Beſtreichen mit demſelben können curiret werden. Einige, die den Ruhm des Eſchenholzes recht erheben wollen, ſeßen noch hinzu: daß es ſo gar abweſenden Patienten ſeine Wirkung mittheile, wann deren Schäden nur einmal damit wären beſtrichen worden. Seltſame Meynung! wäreſt du wahr: ſo würden wir vielleicht keine Doctores und Chirurgos nöthig haben. Die Vertheidiger des ſogenannten Wundholzes möchten wohl hiebey denken: vielleicht weiß nicht ein jeder die rechte Zeit, da man es abhauen muß, wenn es ſeine gehörige Wirkung thun ſoll; allein wie vernünftig würden dieſe von Aberglauben eingenommenen Geiſter nicht handlen, wann ſie keine Zeit und Gelegenheit verſäumten, ein bewährtes Mittel zu entdecken, das ſie von der Krankheit des Aberglaubens befreyete. Es iſt mehr als zu bekannt, daß am Johannistage, ingleichen am ſtillen Freytage des Morgens vor der Sonnen Aufgang, und damit wir das wichtigſte nicht vergeſſen, ſtillſchweigend, die meiſten dergleichen Thorheiten begangen werden. Wir behaupten keinesweges, daß das Eſchenholz nicht einigen Nußen in der Medicin haben könne. Wir wollen nur den Verehrern des Wundholzes ſagen, daß ſie unverantwortlich bey ſich ſelbſt handlen, wenn ſie die Fürſorge ihrer Geſundheit auf ſo ſchwache Stüßen und auf ein Stückgen Eſchenholz gründen. ſ. Gottſcheds Flor. Pruſſ.

Nach dem Vorgeben einiger leichtgläubigen ſoll unter gewiſſen

ſen Bäumen eine ſolche Antipathie und Widerwärtigkeit herrſchen, daß ſie entweder nahe beyſammenſtehend, nicht gut wachſen, oder wohl gar vertrocknen. Sie verbinden unter der Benennung Antipathie den Begriff, als wenn es der Natnr zuwider wäre, daß ſolche Baume, wovon wir gleich ein paar Exempel anführen wollen, nahe beyſammen ſtehen könnten. Die Eiche und der Nußbaum ſind ſolche Bäume wovon man eine dergleichen Meynung zu hegen pflegt; wer begreift aber nicht, daß dieſes Bäume ſind, welche beyde viel Nahrungsſaft an ſich ziehen. Wann ſie dahero in ſchlechtem Boden ſehr nahe beyſammen ſtehen, ſo iſt es gar leicht möglich, daß einer dem andern den bedürftigen Nahrungsſaft entziehet. Und unter dieſen Umſtänden kann es geſchehen, daß einer von beyden Noth leidet oder gar vertrocknet. Doch dünkt uns, daß dergleichen Fälle ſehr ſelten ſind. Man wird in einem mäßigen Boden Eichen- und Nußbäume, die ziemlich nahe beyſammen ſtehen, ganz gut fortwachſen ſehen. Auf eine ähnliche Weiſe werden ſich alle andere Fälle unterſuchen und beurtheilen laſſen. Der **Herr von Carlowitz** behauptet eine Antipathie zwiſchen dem Schwarz- und Weißdorn. Es iſt merkwürdig, ſpricht er pag. 231. in Sylvec. daß in einer Hecken beyde niemalen beyſammen ſtehen; ſondern der Schwarzdorn verdirbet und gehet aus, dagegen behält der weiſſe allemal die Oberhand. Beſagter Herr Verfaſſer gibt hiebey die phyſicaliſche Urſache aus der Rockenphiloſophie an: denn wie ſie in der ſchwarzen und weiſſen Farbe unterſchieden; alſo iſt auch eine Antipathie zwiſchen ihnen. Diß heißt den Nagel auf den Kopf ſchlagen.

Endlich können wir auch die Nachrichten vom guten- und böſen **Wädel** nicht mit Stillſchweigen übergehen. Die Zeit, in welcher das Holz zu fällen, iſt zu bemerken, dann es hanget die Dauer und Schönheit des Holzes nebſt dem Widerausſchlag aus den Stämmen gröſtentheils davon ab. Die Alten haben dieſen Zeitpunct vor ſehr wichtig gehalten, und es iſt unſtreitig, daß von ihnen alle die Verordnungen herrühren, welche wir auch in neuern Forſtordnungen davon finden. Man wird ſich erinnern, geleſen zu haben; wer in böſem Wädel hauet, der ſoll x-geſtraft werden. Es ſoll das Schlag- und Bauholz zur rechten Wädelszeit gehauen werden. Wann die Sonne in das Zeichen des Scorpions gehet ꝛc. Es ſoll das Feuer- und Brennholz im Wädel oder im abnehmenden Mond gehauen werden. Und nach der **Gräflich-Hohenlohiſchen Forſtordnung** d. a. 1579. tit. 32. ſoll das Brennholz in gutem Hau oder Wädel, nämlich zwiſchen Michaelis und vor Ausgang des Merzens, als zweyen Zeiten, nemlich im Herbſt zwiſchen Michaelis und Martini: Im Frühling aber zwiſchen Lichtmeß und Reminiſcere, und allwegen NB. im Zunehmen des Mondes, und vor und nach ſolcher Zeit, nicht gefället werden. Was iſt nun der gute Wädel? Zum Glück erkläret uns ſelches die **Onolzbachiſche Waldordnung**: das bewilligte Bauholz ſoll in rechtem guten Wädel, als vor-

vornemlich das Eichen- und hart Bauholz im abnehmen: das Fichten- Tannen- und ander Holz im zunehmenden Monat (Mond), doch ſo viel möglich, beedes im mittlern Mondſchein abzuhauen, angewieſen werden. Viele Holzverſtändige können gleich böſe werden, wann man ihnen einige Zweifel wider den Einfluß des Mondes, des Scorpionen und anderer Geſtirne machet. Es ſey alſo ferne von uns, jemand mit folgenden Lehren zu ärgern. Der Herr von Carlowitz ſchreibet, l. c. die meiſte Wiſſenſchaft, das Bauholz gehörig zu hauen, beſtehet in fleißiger Beobachtung des Mondes, ſeiner Wirkung und Einfluß, als welcher der Regente, und ſo zu reden, Erhalter und Nährer vegetabiliſcher Geſchöpfe iſt. Dahero es zwar einige lauter Fabelwerk nennen, aber doch ſeine ſonderliche Bedeutung hat, was von der Diana, welche Waldgöttin den Mond bedeutet, geſchrieben wird. Wenn man Schlagholz im neuen Mond fället, ſo ſchlägt es behende wider aus, das im abnehmenden gefällte wird beſſer brennen. Der Grund hievon iſt, weil der Mond der Regente der Feuchtigkeiten iſt. S. P. I. c. 14. Syl. Der Herr von Rohr ſagt in ſeinen Anmerkungen über das Carlowitziſche Werk: dieſe Meynung muß noch in der Erfahrung ſattſam bekräftiget werden, und braucht noch eine Unterſuchung. ſ. a. Saft im Baum, Holzſchlag.

Aberklauen, ſ. **Afterklauen.**

Abholzen, Abtreiben, heißt bey dem Forſtweſen das auf einem Gehauig befindliche Holz abhauen, wobey denn zwiſchen dem Laub- und Tangelholz ein Unterſchied zu machen iſt. Das Tangelholz muß völlig abgehauen oder abgetrieben werden, einmal, damit dem in der Erde liegenden Saamen zum Wachsthum Luft gemachet werde; hernach weil doch der Wind Laasbäume, die man allenfalls wollte ſtehen laſſen, bald über den Hauffen werfen würde, indem ſie keine tiefe Wurzeln ſchlagen, ſondern mit denſelben nur ganz flach auf der Erde weglauffen. Das Laubholz hingegen wird nicht völlig abgeholzet, ſondern man läßt die darinnen befindliche Laasreiſſer, Vorſtänder, angehende Bäume und Hauptbäume in gewiſſer Anzahl ſtehen.

In der Rechtsgelehrſamkeit wird hier ein Unterſchied gemachet unter dem beſcheidentlichen oder pfleglichen, und unter dem unbeſcheidentlichen oder unziemlichen Abholzen; welches in dem Falle beſonders zu merken merken iſt, wenn der Grund- und Eigenthumsherr des Holzes die Jagdgerechtigkeit nicht hat; ſondern ein anderer dieſelbe beſitzet. Jenes, das beſcheidentliche oder pflegliche Abholzen beſtehet darinn, wenn der Grund- und Eigenthumsherr das Holz und die Bäume ohne groſſen zuwachſenden Schaden der Jagdbarkeit in ſeinen Waldungen und Gehölzen fället und umbauet. Bey ſolcher pfleglichen Abholzung muß nun das Abſehen vornemlich auf drey Stücke genommen werden, einmal muß die Gröſſe des Waldes in Betrachtung gezogen; werden; ſodann muß ſich die Proportion des Abholzens nach der zu führenden Haushaltung Eigenthumsherrn richten; und endlich,

endlich, wenn etwas von Holz abgetrieben worden; ſo muß man denſelben Plan, und das darauf hervorſchieſſende junge Geheu bis in das 4te oder 5te Laub, d. i. 4. oder 5. Jahr lang dergeſtalten verſchonen, daß dem Vieh keine Weyde, oder Blumenbeſuch darinnen geſtattet werde.

Vid. *Keller* de Offic. Jurid. Polit. L. 2. C. 16. *Beſold.* Theſ. Pract. voc. **Forſt und Heuung.**

Auſſer dieſem aber muß auch darauf geſehen werden, ob der Wald, davon die Frage iſt, ein Sylva Cordua, d. i. ein ſolcher Wald ſeye, wo die umgehauene Bäume leichtlich wieder neue Geſchoß hervortreiben; oder aber, ein Sylva non Cordua, d. i. ein ſolcher Wald, wo bloß etliche Bäume zu dem Bauweſen gewiedmet daſtehen. Da man denn in dem erſten Fall nicht ſo ſparſam und behutſam mit dem Holzfällen umgehen darf, und gleichwol dabey das pflegliche Abholzen beſtehen kann. In dem letzten Fall aber muß man ſparſamer zu Werke gehen, weil ſolche groſſe Bäume, die zum Bauen gehörig, wenn ſie einmal umgehauen ſind, nicht leichtlich wieder aufwachſen.

Vid. *Garſias* de Expenſ. c. 11. n. 34. *Ertel* de Jurisdict. Infer. L. 2. c. 34. Obſ. 3. in fin. *Lauterb.* in Coll. Theor. Pract. tit. de A. R. D. §. 36.

Das unbeſcheidentliche und unziemliche Abholzen aber beſtehet darinn, wenn der Grundherr das Holz oder die Bäume in allzugroſſer Anzahl, und auf einmal, zu merklichem Schaden und gänzlicher Abtreibung der in ſolchem Wald einem andern zuſtehenden Jagdgerechtigkeit und Wildfuhr, umhauen läßt. Wie nun derjenige, der in eines andern Wald die Jagdgerechtigkeit hat, regulariter und insgemein alles dasjenige thun kann, was zu Erhaltung ſolcher Gerechtigkeit dienlich iſt;

Vid. *Pruckmann* de Venat. Cap. 7. n. 8. & *Leyſeri* Jus Georg. L. 3. c. 11. n. 47.

Alſo darf hingegen der Grundherr ihm in ſolcher ſeiner Gerechtigkeit durch unbeſcheidentliches Abholzen keine Hinderung und Eintrag thun.

Vid. 10. & 12. ff. de Uſufr. Jo. *Harpprecht* ad §. 12. Inſt de R. D. n. 280. *Oetting.* de Jure Limit. L. 1. c. 10. Lit. Y. *Speidel.* Specul. Jur. voc. **Jagen.** vers. Vtrum &c. & vers. notandum eſt. *Pruckmann* de Regal. §. Venatio, cap. 7. n. 1. ſeqq. *Myler ab* **Ehrenbach** de Princip. & Statib. Imp. P. 2. c. 73. §. 7. *Leyſer.* in Jur. Georg. L. 3. c. 11. n. 44. ſeqq. *Ertel.* Obſ. Jurid. Polit. Equeſtr. 11. per tot.

Und dieſes zwar in dem vernünftigen und rechtlichen Bedacht, daß auch ſonſten, wenn jemand auf eines andern Grund und Boden eine Dienſtbarkeit oder Gerechtigkeit hergebracht, der Grundherr ihm dieſelbe nicht ſchmälern, noch daran ſchädlich ſeyn kann.

per l. 1. §. de Opere. 3. ff. de Aqu. pluv. l. 20. §. 1. ff. de S. V. P. Add. omnino. *Auctor.* Theatri Servit. tit. 11. §. 7.

Allwo hier doch ein Unterſcheid unter folgenden Fällen gemachet wird: Ob die Jagdgerechtigkeit in eines andern Wald durch gewiſſe Pacta, Geding oder Verträge, oder durch die Præſcription und Verjährung erworben und acquiriret worden. In dem erſtern Fall wird das unbeſcheidentliche Abholzen vor unerlaubt gehalten. In dem letztern aber nicht, und zwar aus dem Grunde, weil die Verjährung auf nichts weiters extendirt werden könnte, als auf dasjenige, was beſitzlich hergebracht worden. Da nun der Eigenthumsherr ſeine Patienz lediglich bey dem Jagen erwieſen; ſo hätte der andre nur das Jagen, nicht aber auch das Recht, dem Grundherrn das unbeſcheidentliche Abholzen zu inhibiren, præſcribiret und an ſich gebracht. Denn wenn er ſich auch dieſes Rechts anmaſſen wollte, ſo müßte nothwendig vorher eine Prohibition von ſeiner Seite an den Grundherrn ergangen ſeyn; dieſer aber müßte bey ſolchem Verbot ſo lange Zeit, als es die Verjährung erfordert, acquieſciret, und es dabey haben bewenden laſſen. Welche Meynung auch weitläuftig verfochten wird von Ludov. *Grempio* apud *Beſold.* P. 1. Conſil. 15. Worauf aber die JCti Ingolſtadienſes in dem folgenden Conſil. 16. weitläuftig geantwortet, und das Gegentheil behauptet haben. Wiewol hiebey gerne zugegeben werden kann, daß, wenn derjenige, ſo die Jagdgerechtigkeit in einem fremden Walde hat, ſolches unbeſcheidentliche Abholzen dem Grunherrn nicht inhibiret, noch ſich darüber beſchweret, er ſich hiedurch ſehr præjudiciren könne.

Vid. text. in l. Stillicidii 8. ibique Gloſſ. & *Barthol.* ff. quemadm. Servit. amitt. & cap. cùm *Marius Ferarienſis* 9. X. de Conſtitut. Add. *Beſold.* P. 1. Conſ. 15. n. 55. ſeqq.

Da zu dem unbeſcheidentlichen Abholzen auch das **Ausſtocken** mit allem Recht gerechnet werden kann; ſo gilt von dieſem alles, was bisher von jenem geſagt worden. Was aber davon noch beſonders zu bemerken iſt, das wird unter dieſem Wort ſelbſt angebracht werden. Was nun das **pflegliche Abholzen** anbetrift; ſo muß ſolches dem Grundherrn von dem, der die Jagdgerechtigkeit hat, ohne alle Widerrede ſowol zu ſeinem nothdürftigen Gebrauch, als auch zum Bauen und Verkauffen geſtattet werden, immaſſen er ſich ſonſt, und auſſer dem, aller Nutznieſſung ſeines rechtmäßigen Innhabens und Eigenthums verluſtiget ſehen müßte; welches ſehr hart und unbillig wäre.

Vid. *Sixtin.* de Regal. c. 18. n. 68. L. 2. *Harpprecht* ad §. 12. Inſtit. de R. D. n. 283. & Conſ. Tubing. V. 5. Conſil. 72 n. 162. ſqq. nec non in Reſponſ. 69. n. 45. *Beſold.* Theſ. Pr. voc. **Forſt.** verſ. das unziemliche. *Lauterbach.* in Coll. Theor. Pract. tit. de A. R. D. §. 36. & *Ertel.* de Jurisdict. Infer. L. 2. c. 34. Obſ. 3.

Abjagen, franzöſ. *Parchaſſer*, iſt die letzte Handlung bey einem Haupt- und Beſtätigungsjagen, die ihren Anfang nimmt, wenn

das

das eingeſtellte Wildpret mit dem Zeug ſolle gefangen und gefället werden. Die Gebräuche, ſo dabey beobachtet werden, ſind folgende: So bald die Herrſchaft mit ihrem Gefolge ab- und in den Schirm getretten; ſo wird das Quertuch vom Jagen weggenommen, und die Hetzhunde eingetheilet. Hierauf ſtellet ſich die Jägerey auf dem rechten Flügel gegen den Schirm, nach ihrem Range in Bereitſchaft, zu Holze zu ziehen. So bald nun Ordre von dem Commandeur gegeben wird, ziehen ſie ihre Hüte ab, und ſchwenken ſich rechts um nach dem Jagen. Nachdem die Jägerey ſtark iſt, ziehen ſie in ſtarken Gliedern, oder Paar und Paar mit dem gewöhnlichen Waldgeſchrey Jo ho! hoch do! hoch do! ſo bey der Hirſchjagd gebräuchlich iſt, am rechten Flügel hinauf zu Holze, die Hetz- und Jagdhunde werden kuppelweiſe von einem Bauren geführet, und folgen mit dem dazu gehörigen Hundejungen, welcher voran gehet, hinter der Jägerey nach. Wenn denn inzwiſchen das Quertuch weggeſchaffet iſt, gehet der Zug mit den Jägern, unter fortwährendem Waldgeſchrey, zur Abjagungskammer am Flügel hinauf bis an die Rundung. Die Jagdhunde folgen ihnen, die Hetzhunde aber, wenn ſie bis ans Quertuch kommen, ziehen auf der andern Seite des Schirms herum, und dahinter in ihren behörigen Hatzſchirm. So fort wird ein Theil von den Jagdhunden gelöſet, die Treibleute bleiben am Zeuge ſtehen, und einige von den Jägern zwiſchen ihnen. Der Jäger aber, ſo die die Jagdhunde hat, reitet oder gehet mit ſeinen Jagdhunden und bey ſich habendem Horne, nebſt noch einigen Jägern in das Jagen. Wenn nun ſeine Hunde finden, ermuntert er noch mehr mit Zuſchreyen, und ſo er einen jagdbaren Hirſch erblicket, bläſet er ſein Horn, desgleichen die andern Jäger geben durch ein Juch Hirſch Schreyen und mit Blaſung drey langer Hüſten zu verſtehen, daß ſie jagdbare Hirſche geſehen. So auch Trompeter und Paucker vorhanden ſind; ſo ſtehen dieſelbe mitten, wo das Quertuch vorher geſtanden, und fangen gleichfalls an, zu blaſen und zu paucken, wenn ein jagdbarer Hirſch auf den Lauft kommt; worauf er denn von der Herrſchaft gefället und gepürſchet wird, nachdem ihn die Jagdhunde bey dem Schirm und auf dem Lauffe herum forciret haben. Würde nun ein Hirſch bloß verwundet, daß er nicht gleich ſtürzen und enden wollte; ſo werden ein paar Hetzhunde aus dem Hetzſchirm genommen, und wird derſelbe damit gehetzet. Die jagdbare Hirſche werden mit dem Hirſchfinger, die ſchlechten aber mit dem Genickfänger abgefangen. Alles gefällete Wildpret wird auf der rechten Seite des Schirms mit dem Gehörn und Köpfen gegen den Schirm geſtrecket. Die beſten Hirſche, ſo die meiſten Enden haben, oben an, hernach die rothen Thiere, ferner die Tannenhirſche. Iſt auch ſchwarz Wildpret mit vorhanden; ſo kommen die Hauptſchweine, ſodenn die Keuler und Bachen, wie ſie aufeinander folgen; ferner die Reheböcke und Rehe, und endlich die Raubthiere. Das Wildpret aber wird ſämmtlich mit grünen Brüchen bedecket. Wenn dann die Hunde nichts mehr finden, und

 alles

alles heraus gejagt haben; ſo ziehen ſich die Jäger hinauf an der Jagungsrundung, nehmen die angelegte Treibleute mit ſich, und gehen in Ordnung mitten durch das Jagen, um zu ſehen, ob etwa was angeſchoſſenes im Jagen geſtürzt, und zu finden ſeye. Wenn nun die Jäger mit den Leuten durch bis an den Lauft kommen, müſſen die Treibleute ſtille ſtehen; die Jägerey aber ziehet ſich auf dem linken Flügel zuſammen, mit Anſtimmung ihres Waldgeſchreyes wieder nach dem Schirm zu, bläſet mit Jagd-Flügel- und Hüfthörnern drey Sätze, und allemal wieder mit einem Waldgeſchrey abgewechſelt, das Jagen ab. Hierauf wird mit einem nochmaligen Juchſchrey der Befehl gegeben, die Hunde abzukuppeln, den Zeug abzuwerfen, und das gefällte Wildpret aufzuladen, und abzuführen. Bey ihrer Rückkunft haben die Jäger ſchon ihre Brüche auf den Hüten; da denn der Commandeur dem Herrn auch einen Bruch aufſteckt. Wer ſich nun unter dem Jagen wider das edle Weydwerk und die Jägerey vergangen, der wird bey dem Oberjägermeiſter angeklagt, und wird ihm hierauf, nach deſſen Ausſpruch, das Weydmeſſer gegeben. Alsdenn endiget ſich die Jagdluſt vollends mit beliebigem gutem Eſſen und Trinken; dabey die Jäger niemals vergeſſen werden, daß ſie, vor ihre Mühe und Arbeit, mit einer guten Mahlzeit, und einem Glaß Wein, ihre Kräfte wieder zu ſtärken und ſich zu erfriſchen ſuchen.

Abies, ſ. **Tanne.**

Abkämpfen, heiſſet, wenn die alten Auerhähne in der Falz die Jungen von ihrem einmal gewohnten Stande wegbeiſſen, daß dieſe ſodann weichen und ſich weiter ziehen müſſen.

Abkappen, franzöſ. *Dechaperonner*, heſſt dem Falken die Kappe abziehen. ſ. a. **Falkenkappe.**

Ablaß, lat. Statilinum, heißt der niedrigſte und tiefſte Ort an einem Teich oder Fluß, dahin ſich das Waſſer aus allen anliegenden Orten zu verſammeln pfleget, und wo ſolches alsdenn vermittelſt einer durch den Damm gelegten Rinne, und eines darauf geſetzten Schlegels oder Zapfens, oder andern Ständers nach Gefallen abgelaſſen werden kann. Die Röhren werden aus Föhrenholz am liebſten gemacht, weil dieſes Holz, nachdem es friſch und gut, dick und ſtark iſt, 30, 40. bis 50. Jahre dauret. Man nimmt ſonſt auch Eichen- und Tannenholz dazu, welche gleichfalls von guter Währung ſind. Dieſe Röhre, deren Gröſſe und Länge, nach der Proportion des Teiches und Weyhers, darein ſie kommen, gerichtet werden muß, wird ſo ausgehauen, daß ſie an einer Spitze ganz bleibet, und oben auf einen groſſen Spunt hat, in welchen man einen Zapfen ſtecken und ſchlagen kann. Dieſe Seite wird in den Teich hinein geleget, ſo, daß das Spuntloch dieſer Ablaßrinne etwas tief zu liegen kommt, damit das Waſſer ſeinen Abfall leichter haben möge. Es muß aber etliche Schuhe, oder wohl anderthalb Klafter lang von dem Damm in dem Weyher gehen, damit der vorgeſteckte und vorgeſchlagene Zapfen von muthwilligen Nachtraben und liederlichen Knechten nicht ausgezogen und verrücket,

und alſo der Teich nicht zu Schaden gerichtet werde. Wo man böſe Nachbarſchaft und feindlichen Muthwillen zu beſorgen hat, verwahret man die Zapfen entweder mit einem hölzernen Gitter und Gerüſte, oder man ſetzet noch ein kleines bretternes Häuslein oben darauf, welches auſſenher mit einem Schloß verſehen iſt. Innenher aber werden die Bretter, womit der Boden beleget wird, ſo aneinander gefüget, daß man ſie nach belieben wieder von einander ſondern, aufheben, und zu dem unten liegenden Ablaßrinnenzapfen langen und kommen kann. Die andere Seite dieſer Rinne aber, welche ganz und gar iſt ausgehauen worden, muß auſſer dem Teich liegen, und heraus in den Graben gehen, in welchen das Waſſer abgelaſſen wird. Dieſer Graben kann etliche Schuhe weit mit Steinen belegt und gehebe verwahret werden, damit das Waſſer in ſeinem Abfall nicht Gruben, Löcher und Klumſen, ausfreſſen und zuſammenreiſſen möge. Uebrigens muß man ſich mit dieſen Ablaßrinnen nach der Gröſſe der Teiche und dem Ueberfluß des Waſſers richten. Denn in geringen, kleinen, und nicht Waſſerreichen Weyhern, hat man der Sache genug gethan, wenn man eine einzige an vorbenanntem Orte einlegen laſſen. Allein das iſt nicht genug bey groſſen und waſſerreichen Teichen. Denn wer da nur einen Ablaß anrichten wollte, dem möchte nicht nur die Zeit etwas lang werden, bis das meiſte Gewäſſer ſich verlaufſen hätte, ſondern auch die Luſt zum Fiſchen vergehen. ſ. a. Teich.

Ablaſſen, heißt bey den Teichen, den Schlegel, Zapfen, oder das Vorſetzbrett eines Ständers ziehen, und dabey das Waſſer eines Teichs oder Canals, welchen man fiſchen will, ablauffen laſſen. Es muß aber ſolch Ablaſſen allmählich geſchehen, damit die Fiſche mit ſachtem Ablaß dem Zug des Waſſers nicht folgen, und nicht in niedrigen Plätzen in den Gruben, dergleichen ſich manchmal in den Teichen finden, ſtehen bleiben mögen.

Ablaßrinnen, ſ. **Ablaß.**

Ableret, iſt ein franzöſiſches Kunſtwort bey dem Fiſchfang, und bedeutet ein viereckigtes Netze, mit dem man die Weißfiſche fängt. In einigen Ländern nennet man es *Carrè* oder *Carrelet.*

Ablöſen, heißt bey den Jägern, wenn ſie etwas von einem wilden Thiere abſchneiden.

Abois, tenir les abois, heißt bey der Jägerey, wenn das Wild aus Müdigkeit vor den Hunden ſtehen bleibt, und nicht mehr fort kann. *Derniéres Abois* hingegen iſt, wenn das Wild todt und ganz entkräftet niederfällt; alsdann ſagt man: *la Bête donne le dernieres Abois.*

Abougri, ein franzöſiſches Kunſtwort, deſſen man ſich bedienet, wenn man Holz von ſchlechtem Wachsthum, welches kurzſtämmig, höckericht und knorricht iſt, benennen will.

Abraſchbaum, ſ. **Ebreſchenbaum.**

Abraum, heiſſen die kleine Zweige und Aeſte von einem gefällten Baume, welche nicht unter das Lagerholz oder Klafterholz gehören; ſondern woraus nur klein

Holz, als Reißholz und Kleppel, gemacht werden. An vielen Orten heißt es auch ein **Afterſchlag.** Eben dieſes Wort hat noch eine andere Bedeutung, und wird von dem Ausſtocken eines Gehölzes gebraucht, lat. Eradicatio, Exciſio Lignorum; da ein ganzes Stück Holz ausgerottet, abgetrieben, und zu Acker gemachet wird. Was ſich hiebey vor Rechtsfälle ereignen, davon ſ. **Ausſtocken.**

Abreiſſen, ſ. **Abbrechen.**

Abrichten, franz. *Affaiter*, wird in der Falknerey von Raubvögeln geſagt, die man fliegen und auf die Hand, oder zur Lockſpeiſe zurück zu kommen lehret. Es heißt auch, ſie vertrauter machen, und in Geſundheit erhalten. ſ. a. **Abtragen.**

Abrichtung, Fr. *Affaire*, iſt gleichfalls ein Wort, das in der Falknerey gebraucht wird. So ſagt man z. E. von einem zum Flug wohl gewöhnten Vogel: Es iſt ein Vogel von guter Abrichtung.

Abſchlagen, wird von unterſchiedenen Dingen geſagt; 1) von Eicheln, Nüſſen ꝛc. wenn dieſelbe zur Herbſtzeit nicht von ſich ſelbſt von ihren Bäumen fallen; ſondern vermittelſt eines Steckens oder Stange herunter geſchlagen werden. 2) Von dem angezündeten Meuler in der Kohlenbrennerey, wenn man die untern Plätze deſſelben zumacht, und ſodann eine quere Hand um und um niederſticht. Doch, wo es ſtark im Feuer gehet, da gibt man keine Stiche; ſondern machet es ganz veſte zu, damit der Meuler gleich niederkohle. ſ. **Kohlenbrennen.** 3) Von dem Hirſch und Rehbock, wenn ſie die rauhe Haut von ihren Gehörnen, nachdem dieſelbe wieder verecket ſind, an gewiſſen Bäumen abſchlagen und reinigen. 4) Von den Säuen, da es ſo viel heißt, als: ſie gehen durch von den Hunden.

Abſchneiden, wird von den Bäumen geſagt, wenn ſie nicht mit der Axt gefället; ſondern mit einer Säge entzwey geſchnitten werden. Was dieſes vor Nutzen und Vortheil habe, davon ſ. **Fällen.**

Abſchrecken, heißt ſo viel, als: des Nachts das Wildpret vom Felde in das Gehölze jagen, damit nichts aus dem Gehäge und in andere Reviere gehe.

Abſehen, franz. *Mire*, heißt die Fliege oder das Korn auf einem Rohr oder Büchſe. ſ. a. **Korn.**

Abſprung, wird genennet, wenn der Haaſe auf ſeiner ordentlichen Fährte wieder ein Stück Weges zurücke gegangen, oder, wie die Jäger zu reden pflegen, einen **Wiedergang gethan** hat, und alsdann davon auf die Seite abgeſprungen; folglich dadurch einen Anfang zu einer neuen Fährte gemacht hat. So pflegen die Haaſen 2, 3, oder mehrere dergleichen Abſprünge zu thun, wenn ſie vom Felde wieder nach dem Holze hineingehen, um dadurch den Hunden den Geruch zu verlegen, und die Spur zu benehmen, damit ſie von denſelben nicht ſo leicht gefunden und aufgejagt werden können; ſondern deſto ſicherer in ihrem Lager bleiben mögen.

Abſtändig, nennet man ein Holz, welches über ſeine haubare Zeit ſo lange geſtanden, bis der Saft in den verhärteten Stämmen im freyen

freyen Umlauf gehindert wird, alſo daß die Stämme ſtockigt und faul werden, und das Holz zu vertrocknen anfängt.

Abſtäuben, ſ. **Holzſchlag**, B) γ) 2) a).

Abſtecken, heißt bey einem Jagen den Lauf formiren, wie weit derſelbe gehen ſolle. Zu dem Ende werden etliche Heſtel eingeſchlagen, wornach man die Tücher aufſtellet.

Abſtehen, wird 1) von den **Fiſchen** geſagt, wenn ſie ſterben, welches entweder aus natürlichen oder zufälligen Urſachen geſchiehet. Wenn die Teiche, weil man ſie etwa nur alle 8. Jahr beſetzet, und niemals ruhen läßt, verödet ſind, wenn man den Fiſchen, da die Teiche ſehr zugefroren ſind, keine Luft machet, und wenn das Waſſer faul, und nicht mit friſchem Waſſer vermiſchet wird; ſo pflegen die Fiſche, ſonderlich Karpfen, abzuſtehen. Es laſſen ſich alsdann etliche Tage zuvor groſſe, ſchwarze breite Käfer ſehen. Hierauf folgen die Hechte, Perſchling und endlich die Karpfen. Alsdann iſt kein beſſer Mittel, als ſie aufzufangen, und eilig in friſch Waſſer zu bringen. Man hat deswegen zwar viel Karpfenrecepte; aber ſie helfen wenig oder nichts. Friſch Waſſer iſt das beſte Mittel. Einige Fiſche können auch das Schieſſen in das Waſſer nicht ertragen, ſo daß, wenn nur einige geſchoſſen werden, die ganze Gattung abſtehet. 2) Von den **Bäumen**, da es auch das **Abſterben** genennet wird, wenn dieſelbe entweder Alters halber, oder durch einen andern ſchädlichen Zufall, ihren natürlichen Saft und benöthigte Feuchtigkeit verlieren, Wipfeldürre werden, und entweder nach und nach, oder auf einmal verdorren. Wenn dieſes in einem jungen und wohlbeſtellten Holze, eben nicht Alters halber geſchiehet, auch ganze Plätze damit angeſtecket werden; ſo wird es als eine Waldſeuche angeſehen, und die **Darre** genennet. Woher dieſes Uebel entſtehen könne, ſ. **Darre**.

Abſterben, ſ. **Abſtehen**.

Abſtreiffen, wird von denen Raubthieren, als Wölfen, Füchſen, Iltiſſen, Mardern, Dachſen, Luchſen, wilden Katzen, Fiſchottern ꝛc. geſagt, wenn ihnen die Haut, oder Weydmänniſch zu reden, der **Balg abgezogen** wird. Eben dieſe Redensart wird auch von Haaſen und Aaalen gebraucht. Hingegen, obſchon der Bär ein Raubthier iſt; ſo hat doch derſelbe darinn was beſonders, daß ſeine Haut nicht Balg, ſondern Haut genennet, auch derſelbe nicht geſtreift, ſondern **aufgeſchärft**, und vor **zerwirkt** gehalten wird, weil ihn der Jäger, ſeines Fettes halber, ganz zu zerlegen und zu zerwirken pfleget.

Abtragen, wird von dem Leithund geſagt, wenn er ſich auf der Fährte müde gearbeitet hat, und von dem Jäger ohngefähr 10. oder mehr Schritte ſeitwärts von der Fährte fein gemächlich getragen, und auf die Erde niedergeſetzt wird. Dieſes Abtragen hat den Nutzen, daß der Hund, wenn er niedergeſetzt wird, alsdenn nicht weißt, wo er die Fährte verlaſſen, und daher deſto begieriger wird, dieſelbe zu ſuchen. Wenn man ihn allezeit mit dem Hängeſeil nach der Arbeit von der Fährte wegſchleppen, und mit Gewalt abzie-

hen wollte; ſo würde er nur faul und verdroſſen, und endlich gar verderbet werden. Eben dieſe Redensart wird auch von den Falconierern gebraucht, wenn ſie die Blaufüſſe oder Schlechtfalken zur wilden Enten, Feldhüner, und Reigerbaitze abrichten und gebrauchen.

Abtreiben, ſ. **Abholzen**.

Abtritt, heißt bey den Hirſchen, wenn ſie das Gras oder grüne Getreyde glatt abtretten, daß es wie abgeſchnitten ausſiehet. Das Thier thut es ſo nicht; ſondern zerquetſcht es nur. Wenn man bey hartem Boden und trockenem Wetter eine Fährte ſiehet, und nicht weißt, ob ſie friſch ſeye, darf man nur das abgetrettene Gras gegen die Sonne halten; ſo wird man bald ſehen, ob es dürre oder grün ſeye. Iſt es dürre; ſo iſt der Abtritt denſelben Tag nicht geſchehen. Iſt es aber grün; ſo iſt es gewiß friſch.

Abviſierung eines Baums, iſt nichts anders, als eine genaue Ausmeſſung der Länge deſſelben, wenn er noch auf dem Stamme ſtehet. Dieſes kann nun auf eine dreyfache Art geſchehen. A) Mit einem Stabe oder Stock. Man ſchneidet nämlich einen geraden Stock ab, oder man machet hiezu einen beſondern Stab, der entweder unten ſpitzig, oder unten und oben gerade zugeſchnitten iſt. Der Stab muß aber die Länge haben, daß, wenn man ihn dichte vor ſich ſtellet, er juſt bis an die Augen treffe. Der Gebrauch davon iſt Fig. 1. zu erſehen. Der Stab iſt B, der Baum C. Geſetzt nun, ich will wiſſen, wie lang der Baum C, bis oben an den Aſt D ſeye (wir wollen hier z. Er. 24. Ellen nehmen); ſo meſſe ich 24. Ellen von des Baumes Wurzeln von H in gerader Linie weg, wie die Linie E zeiget, bis an F aber meſſe ich von dieſem Punkte des Stabes Länge wieder auf der Linie zurück. Kann ich nun den Stab nicht einſtecken; ſo muß ſelbiger von jemand gehalten werden, doch ſo, daß er perpenticulair ſtehe. Alsdenn leget man ſich platt zu Boden auf den Rücken, wie an A zu erſehen, und ſetzet die Füſſe mit den Sohlen dichte an den Stab B, unten an G. Hiebey iſt aber zu merken, daß der Stab ſo hoch über der Erde ſtehe, als die Höhe des Mannes bis an die Augen ſey. Hierauf viſiret man gerade über den Stab, ohne Verrückung des Haupts, daß man ſich nicht mit ſelbigem aufrichte; ſondern ſo platt auf dem Boden liegen bleibe, und alſo nach dem Baum, und nach D ziele, wie die Linie I zeiget. Sodenn merket man ſich den Fleck, welcher eben über den Stock in die Augen gefallen. Dieſes wäre alſo die Höhe von 24. Ellen, und eben ſo hoch, als wie die Länge, wo man mit den Augen gelegen. Will ich nun den Baum fällen laſſen; ſo muß ich die Höhe des Stocks, und den Span des Hiebes rechnen. Z. Er. den Stock nehme ich vor eine Ene, den Kerb des Hiebes vor $\frac{3}{4}$ Ellen, und rechne ſolches von den 24. Ellen ab; ſo bleibet $22\frac{1}{4}$ Elle; welche der gefällte Baum bis an den bemerkten Fleck accurat haben wird. B) Mit einem hierzu verfertigten Triangelinſtrument, welches Fig. 2. nachgeſehen werden kann. Bey demſelben iſt B der verfertigte Triangel, welcher von 3. fein gehobelten Latten

gemacht

gemacht wird. Dieſe ſind 2. Zoll breit, und 1. Zoll ſtark. Der Winkel iſt b a c. Die Länge aus a nach b 12. Zoll, und von a nach c 12. Zoll, wie die Seiten d und f bemerken. Die ſchräge Seite iſt mit E bezeichnet. Es müſſen aber dieſe Latten rechtwinklicht in einander gezapft und beveſtiget ſeyn. Ferner habe ich einen langen Stab, woran das Inſtrument an der Seite d mit Schrauben angemacht iſt. Des Stabes Höhe iſt am füglichſten, ſo er die Länge hat, daß, wenn ich von b nach a ſehe, ich gleich die Höhe bis an meine Augen habe. Der Baum auf dem Riſſe iſt K. Will ich nun die Länge deſſelben bis an L wiſſen; ſo ſchraube ich meinen Winkel an den Stab G, nehme ſelbigen vor mich, gehe rückwärts in gerader Linie vom Baum weg, viſire aus dem Winkel b nach dem rechten Winkel a, ob ich auch die gerade Linie nach dem Baum habe. Sodann muß ich auch eine Bleywage bey mir haben, und ſelbige auf die Seite an f ſetzen, daß alſo auch der Winkel mit ſeiner untern Linie waagrecht ſtehe. Oder ich mache zugleich eine Waage in den Winkel alſo: Ich hänge oben an einem Schnürlein eine unten zugeſpitzte kleine eiſerne Kugel; unten auf der Seitenblatte f wird eine eiſerne Spitze eingeſchlagen, jedoch nach der obern perpendiculair, daß die herunter hangende eiſerne Kugel mit ihrer Spitze unten auf die eingeſchlagene Spitze accurat treffe. Wenn ich nun, wie gedacht, aus b nach c den begehrten Fleck an L habe, wie die Linie M bezeichnet, und mein Inſtrument veſt und wagrecht, auch nach dem Baum gerade ſtehet, daß ich eben die Linie O nach N habe; alsdann meſſe ich von meinem Stabe und Inſtrument auf den Boden, an P bis an den Baum K. Befinde ich, daß ich 63. Fuß habe, und ich rechne einen Fuß vor den Winkel meines Inſtruments dazu; ſo habe ich 64. Fuß. So hoch iſt der Baum von N bis an L. Alsdenn rechne ich die Höhe meines Stabes G vor $5\frac{1}{2}$ Fuß dazu, wie aus folgendem zu erſehen:

	64 Fuß die Linie O
	$5\frac{1}{2}$ Fuß die Höhe des Inſtruments
	$69\frac{1}{2}$ Fuß;
Davon abgezogen:	2 Fuß des Stockes Höhe.
	$1\frac{1}{2}$ Fuß der Kerb oder Span zum Fällen.
	$3\frac{1}{2}$ Fuß.
	66 Fuß bleibt alſo vor des Baumes Höhe, und ſo lang iſt der Baum bis an L.

C) Endlich kann die Höhe eines Baums noch auf folgende Art gemeſſen werden, welche aber nicht anderſt, als wenn die Sonne ſcheinet, vorgenommen werden kann. Man nimmt einen Stock, ſtecket denſelben etwas vom Baume ab, daß er im Sonnenſchein ſtehe, bemerket aber, daß er entweder 2. oder 3. Ellen lang ſeye. Geſetzt nun, der Stock iſt 3. Ellen hoch; ſo meſſe ich den Schatten des Stockes, der z. Ex. 6. Ellen wäre. Nachdem meſſe ich auch den Schatten

ten des Baums. Befinde ich, daß derſelbe 60. Ellen iſt; ſo rechne ich es nach der Regel de Tri aus, da 30 Ellen zum Facit herauskommen wird; wie aus folgendem zu ſehen iſt:

Schatten. Stock.
6 Ellen gibt 3 Ellen, was gibt 60 Ellen Schatten

		3
		180
180 / 60	30 Ell. Fac.	

Oder:

3 Ellen Schatten gibt 2 Ellen Stab; was 45 Ellen Schatten.

		2
		90
90 / 33	30 Ell. Fac.	

Abwerfen, wird 1) von Hirſchen und Rehböcken geſagt, wenn ſie ihr Gehörne oder Geweyhe abſtoſſen. 2) Heißt es bey der Jägerey auch ſo viel, als die Tücher und Garne, nach Vollendung des Jagens wieder abnehmen, und gehörig zuſammen machen.

Abziehen, heißt, wenn man den ausgeſtopften Vögeln, mit Beybehaltung ihrer Federn, die Haut abziehet, welche alsdann ſauber wieder zuſammen genehet, und mit Rehhaaren ausgeſtopft werden. Vom Abziehen der Haut bey den Raubthieren. ſ. **Abſtreiffen.**

Acacia germanica ſ. Noſtras, ſ. **Schlehendorn.**

Acanthis, ſ. **Zeiſig.**

Accipiter, ſ. **Habicht, Sperber**

Accouer, wird von dem Jäger geſagt, wenn er einem Hirſche nacheilet, der aufs äuſſerſte gebracht iſt, um ihm bey dem Ausgang des Schulterblatts mit dem Jagdmeſſer den Fang zu geben, oder ihm die Kniekehle entzwey zu ſchneiden.

Accouts, heiſſen die äuſſerſten Enden von Forſten, und groſſen Wäldern.

Accuts, iſt gleichfalls ein franzöſiſches Kunſtwort bey der Jägerey, welches gebraucht wird, die entfernteſten Oerter, in den Höhlen der Füchſe und Dachſe, wie auch die tiefſten Oerter, wohin man das Wild zu fliehen nöthiget, damit zu bezeichnen.

Acer, ſ. **Ahorn.**

Acipenſer, Acipenſis, ſ. **Stöhr.**

Ackermännlein, ſ. **Bachſtelze.**

Acredula, ſ. **Nachtigall.**

Acylus, ſ. **Eichel.**

Adebar, ſ. **Storch.**

Adelfelchen, ſ. **Gangfiſche.**

Adler, lat. Aqula, franz. *Aigle*, iſt der gröſſeſte, ſtärkeſte, und geſchwindeſte unter allen Raubvögeln, und wird deswegen vor den König aller Vögel gehalten. Seine Stärke beruhet aber mehr auf der Veſtigkeit ſeiner Knochen, und der Bindigkeit der Nerven, als auf der Schwere ſeines Leibes, in

in dem er wenig Fleiſch hat. Er hat einen langen krumm gebogenen Schnabel, welcher an der Spitze ſchwarz, und in der Mitten blaulicht iſt. Er iſt ſonſt ſehr hart und veſt, wird aber im Alter ſchwach, wächſet indeſſen, wie die Klauen immer fort, bis er endlich zuwächſet, und der Adler dadurch am Freſſen verhindert wird. Hier meynen einige, daß der Adler zu ſolcher Zeit gar nichts genieſſe; hingegen verſichert Aelianus, daß er ſein Leben durch das Getränke erhalte, welches er theils ſelbſt ſuchet, theils von ſeinen Jungen ſo lange empfängt, bis er ſich von ſeinem krummen Schnabel wieder befreyet, den er ſo lange an einem ſcharfen Felſen wetzet, bis die obere Krümme davon abgehet. Das Vordertheil ſeines Kopfes wird vorne gegen den Schnabel ein wenig ſchmal. Seine Füſſe ſind gegen die Gröſſe ſeines Leibes kurz, aber ſtark und feißte, gelb und ſchuppicht, mit ſtarken krummen Krallen verſehen, davon der rechte länger iſt, als der linke. Die Federn ſind nach den Gattungen der Adler an Farben ſehr unterſchieden, ſtarr und ſteiff. Die Flügel ſind ſtark und weit ausgebreitet, doch an den Enden etwas gekrümmet, voller Nerven, nicht ſehr fleiſchicht. Die Schwungfedern ſind ſo ſtark, daß die Kiele oft drey Viertel eines Zolls im Umfange haben. Er hat einen kurzen Schwanz. Seine Augen ſind gegen den Leib zu rechnen, klein, nicht ſehr rund, auch nicht zu lang, an Farbe röthlicht, liegen tief im Kopfe, und er kann mit denſelben über alle maſſen ſcharf ſehen. Er kann auch mit ſeinen Augen gerade in die Sonne ſehen, wiewol er dabey ſeine Flügel ausbreitet. Das lehret er auch ſeine Jungen, indem er ſie an ſeine Klauen gegen die Strahlen der Sonne hänget. Die nun davon recht unbeweglich und gerade in die Sonne ſehen, die ſind ihm am liebſten, und er hält ſie ſeines Geſchlechtes würdig. Welche aber ihr Geſicht von der Sonne abwenden, die werden von ihm verlaſſen und verworfen. Wie nun der Adler, in Anſehung ſeines ſcharfen Geſichts, wenig Thiere ſeines gleichen hat; alſo übertrift er ſie auch alle am Geruch, und kann, wie der Geyer, ein Aas wol auf 15 Meilen riechen, wenn es auch ſchon über dem Meer lieget. Seine Wohnung hat er auf den höchſten Bergen und Felſen, dahin weder Vögel noch Menſchen kommen, andere Thiere aber ſich in groſſer Menge finden. Er verändert weder ſeine Wohnung noch ſein Neſt; ſondern kommt alle Jahr wieder dahin. Er legt 3. Eyer, wovon aber nur 2, bisweilen auch alle 3, binnen 30. Tagen, ausgebrütet werden. Und wenn die Jungen noch nicht flick worden; ſo ſetzen ſie die Alten auf die Flügel, und tragen ſie durch die Luft, damit ihnen, wenn ſie abweſend wären, nichts Böſes widerfahre. Ehe die Jungen harte und grobe Speiſen verdauen können, ſaugen die Alten das Blut aus dem gefangenen Raube, und ſchütten es den Jungen ein. Lehren ſie hernach, wenn ſie ſtark und flick worden; allmählich fliegen, und wenn ſie darinn fertig ſind; ſo tragen ſie ihnen keine Speiſe mehr zu, ſondern jagen ſie von ſich hinweg. Der Adler lebet vom Raub anderer Thiere, Vögel, Gewürme, ſonderlich Schlangen und Drachen;

chen; wenn er in der Höhe einer Schlange gewahr wird; ſo überfällt er ſie mit groſſem Geſchrey, und verſchlucket ſie, ſo bald er das tödtliche Gift von ihr geriſſen. Er hat ein langes Leben, und einen ſehr ſchnellen Flug, und erhebet ſich in die Luft höher, als ein anderer Vogel. Er flieget auch nicht, wie andere Vögel, nach der Krümme über ſich. Insgemein wird er von allen Vögeln gefürchtet; wiewol ſich einige vor ihm zu wehren wiſſen, als z. Ex. die Kraniche, indem ſie in einen Kreiß zuſammen tretten, und ihm die Schnäbel bieten; ingleichem die Enten, indem ſie ihm Waſſer entgegen ſpritzen. Das Wallwurzkraut kann er nicht vertragen. Seine Federn verzehren und verderben alle andere Federn, zu welchen ſie geleget werden. Seine Stimme iſt unangenehm, und erſchröcklich, faſt einem Gebrülle gleich, ſo, daß auch davor die Vögel, wie die Thiere von dem Brüllen der Löwen, erſchrecket werden. Die Jungen hingegen ſollen anfangs gar ſtumm ſeyn, weil ſie die Zunge, wegen Mangel der Feuchtigkeit nicht bewegen können. Der Adler iſt ein edelmüthiger Vogel, und beſitzet vor andern Thieren etwas der Vernunft ähnliches. Er iſt ſehr liſtig, verſchlagen, hitzig, und ſcheuet keine Gefahr, wenn es an ein Kämpfen gehet. Er iſt großmüthig, und verachtet die kleinern Vögel, beſonders die Krähe, wenn ſie ihn necken will, indem er ſich von ihr ſchnell in die Höhe ſchwinget, da ſie ihm nicht folgen kann. Er begehret des Raubes nicht, der von andern gemacht worden, und wenn er dergleichen findet, läſſet er es liegen, indem er ſeine gröſte Luſt an ſeiner eigenen Mühe und Fleiß hat. Ja er frißt auch ſeinen eigenen Raub nicht ganz allein, wo er nicht durch den Hunger dazu genöthiget wird; ſondern läßt den andern Vögeln, die ihm deswegen nachfliegen, auch etwas davon zukommen. Wenn er alt worden, mauſet er ſich, läſſet ſeine alte Federn mit einem groſſen Schweiſſe ausfallen, und bekommt an deren ſtatt neue. Wenn ſeine Augen dunkel werden, flieget er in die Höhe über alle Wolken; da denn die Dunkelheit ſeiner Augen von der Sonne verzehret, und er gleichſam wieder verjünget wird. Er iſt einſam, wild und ein abgeſagter Feind aller Ruhe und alles Friedens; dabey ſehr geil und unkeuſch, ſo daß er des Tages wohl 14mal mit dem Weiblein zuhält, ohne daß ſich dieſes widerſpenſtig erzeiget.

Die alten Adler laſſen ſich ſelten lebendig fangen; doch wollen es einige mit einer Henne, oder todten Hunde, werkſtellig machen. Wenn man ſie aber auch erhaſchet, ſind ſie ſo wilde, daß ſie ſich gar nicht zähmen laſſen, und mit zunehmendem Alter immer ärger werden. Hingegen ſind ſie leichtlich zu ſchieſſen. Man darf nämlich nur jhren Horſt auskundigen, und wenn dieſes geſchehen; ſo muß man ſich eine grüne laubichte Hütte dabey machen, daß man darinnen verborgen ſeye, und ſich mit einer guten Büchſe vor Tag hinein ſtellen. Wenn nun der Adler entweder noch Eyer oder Junge hat; ſo iſt, wo nicht beyde, doch gemeiniglich einer in oder bey dem Horſte, oder kommt

doch

doch bald dahin; da kann man ihn mit der Kugel herunter langen. Er fällt auch gern auf Luder. Wenn man nun was davon in ſolche Gegend bringen läßt; ſo kann man ihn gleichfalls aus einer Hütte dabey ſchieſſen.

Wenn ein Adler jung aus dem Neſte genommen wird; ſo kann er gezähmet, und zur Jagd abgerichtet werden, daß er nicht nur Vögel, ſondern auch Haaſen, Füchſe, und Rehe ſtößt, ja wohl gar Wölfe bezwinget. So man einen fangen und gerne zähmen will; ſo muß man ſich in einem Korbe an einem langen Seil, von den oberſten Gipfeln der Berge und Felſen, zu dem Neſt herablaſſeu, den Jungen geſchwinde heraus nehmen, ſich aber vor den Alten wohl vorſehen, das Haupt und Schultern, Arme und Hände mit ſtarkem Leder und Handſchuhen recht verwahren, den Jungen nicht weit von dem Neſte an einen Pfahl binden; der denn mit ſeinem Geſchrey beyde Alte, oder zum wenigſten einen hinzu locket, daß er ihm Speiſe brinaet. Wobey man denn fleiſſig in Acht nehmen muß, was es ſeye, damit man ihn hernach mit eben dergleichen füttern könne. Die Jungen muß man hernach beſtändig an einem dunkeln und finſtern Orte halten, und ſie gewöhnen, erſtlich auf die Hand zu fliegen, ſodann andern Vögeln nachzueilen, die man ihnen hernach, wo ſie ſie erhaſchen, zum Raube überlaſſen muß. Damit er nicht wegfliege, muß man ihm entweder die Federn am Schwanze zuſammen nehen, oder die Federn um den Hintern ausrauffen, daß er daſelbſt die Kälte empfinde, und deſto weniger in die Luft begehre. Wenn ſie aufgezogen und abgerichtet ſind, kann ſie ein ſtarker Mann, wiewol mit groſſer Mühe, auf der Hand tragen, und zum Haaſen- und Rehfang gebrauchen. Wenn ſie zu fliegen begehren, ſoll man ſie mit Gewalt nicht aufhalten, damit ſie dem, der ſie hält, den Arm nicht beſchädigen, oder ſie müſſen mit Hauben und verdeckten Augen getragen werden. So oft ſie etwas fangen, muß man ihnen etwas von dem Raube laſſen, damit ſie deſto begieriger werden. In Africa werden ſie dermaſſen abgerichtet, daß ſie nicht allein Haaſen, Reh und Füchſe, ſondern auch groſſe und grimmige Wölfe fangen können, ſich ihnen auf die Köpfe ſetzen, bis ſie ſie endlich mit ihrem Kratzen und Beiſſen bezwingen. Den jungen Hirſchen und Stieren ſtreuen ſie mit ihren Fittigen Staub und Sand in die Augen, wodurch ſie dieſelben blenden, und endlich fällen. Den Schwanen ſind ſie ſonderlich feind, wie auch den Storchen, die ihren Eyern nachtrachten ſollen.

Zur Speiſe wird der Adler nicht gebraucht; aber von ſeinem Nutzen in der Arzney haben die Alten viel Weſens gemacht, wovon doch alles ſehr ungewiß iſt. Er führet in allen ſeinen Theilen viel Oel und flüchtiges Salz. Sein Haupt ſammt den Federn fein bereitet, ſolches über den Bauch und Magen gelegt, ſoll in Darmgicht und Magenſucht dienlich ſeyn, und die Verdauung befördern. Seine Federn oder Flügel einer gebährenden Frauen unter die Füſſe gelegt, ſollen alſo

bald

bald die Geburt beſördern, die man aber nach der Geburt ſo-gleich hinweg thun muß. Sein Hirn mit Oel und ein wenig Cedernholz an das Haupt geſtrichen, ſoll den Schwindel und andere Krankheiten des Haupts benehmen; oder wenn das Hirn mit 3. Becher voll Wein getrunken wird, vertreibet es die Gelbſucht. Adlershirn und Galle mit Honig vermiſcht, heitert die flieſſenden Augen, und vertreibet die Dunkelheit des Geſichts. Seine Leber gedörrt und gepulvert, und mit eigenem Blute und einem Syrup (Oximel) 10. Tage lang getrunken, vertreibt die fallende Sucht. Die Zunge an den Hals gehänget, benimmt den Huſten. Seine Füſſe vertreiben das Lendenwehe, wenn der rechte Fuß in die rechte, und der linke in die linke Seite des Leibes gebunden wird. Sein Koth aufgeſtrichen, vertreibet die Warzen.

Endlich iſt auch von den verſchiedenen Gattungen der Adler etwas zu gedenken, von welchen folgende die vornehmſten ſind:

1) **Der Steinadler**, der bey den Alten, wegen ſeiner gelben oder falben Federn, Geneſion und Chryſætos genennet wird. Er iſt der edelſte und gröſte unter allen, indem ſich ſeine Flügel über eine Klafter weit erſtrecken. An ſeinen Fängen iſt auch die hinterſte und vorderſte Mittelkralle zuſammen ſo lang, daß ein Menſch dieſelbe kaum überſpannen kann. Die auf den Felſen wohnen, ſind gröſſer, als die ſich in Wäldern aufhalten. Er horſtet in hohen, unwegſamen und unerſteiglichen Steinklippen, oder in groſſen, ſelten von Menſchenfüſſen betretenen Wäldern, an einſamen und düſtern Orten, auf hohen Tannen, Kiefern, Fichten und Rothbuchen. Hier weißt er ſeiner ſelbſt ſowohl wahrzunehmen, daß, wenn ein Jäger, ihn zu ſchieſſen, ſich verborgen hat, er es ſogleich merket, und ſeinen Raub den Jungen im Vorbeyfliegen, ohne daß er fuſſet, ſehr klüglich und geſchwinde vorzuwerfen weißt. Das Weiblein iſt ſchöner, gröſſer, und auch grimmiger, als das Männlein. Seine Nahrung beſtehet meiſtens aus jungen Wildkälbern, und Haaſen, die er an den Bergen und Höhen wohl zu ſuchen weißt. Einige wollen dabey beobachtet haben, daß er Steine in ſeine Fänge nehme, dieſelbe über den Hecken und Dornbüſchen fallen laſſe, und die Haaſen damit ſprenge. Doch unterſtehet er ſich auch, Rehe und Hirſche anzugreiffen, und, wo er nur etwas Blöſſe findet, ſolche zu erwürgen, und zu Schanden zu ſchlagen. Er wirft, wie alle andre Raubvögel ſein Gewölle, d. i. er ſpeyet die Haare oder Federn, welche ſich von dem Fraß des vorigen Tages in ſeinem Kropf geſammelt haben, wieder aus; und wenn dieſes nicht geſchiehet; ſo iſt er denſelben ganzen Tag nicht geſchickt, etwas, wenn es auch das allergeringſte wäre, zu fangen, oder zu ſchlagen.

2) **Der Stockadler**, latein. Aquila Valeria, Melanætus, franz. *Petit aigle noir*, oder *Gerfant*, iſt der kleinſte unter allen; wiewohl er deswegen den andern an Stärke und Streitbarkeit nicht weichet. Sein Gefider iſt ſchwarz, mit wenigen weiſſen Flecken auf

dem Rücken. Seine Füſſe ſind rauch, und faſt ganz mit Federn bedeckt, und die Krallen ſchwarz. Seine gewöhnlichſte Speiſen ſind Haaſen, denen er mit ſonderbarer Vorſichtigkeit nachſtellet. Er greiffet aber auch wohl Hirſche und die gröſte Schlangen an. Er hält ſich gerne in Bergen auf. Dieſer, und der vorhergehende laſſen ſich allein zur Beitze abrichten.

3) Der **Fiſchadler**, der auch **Fiſchaar, Fiſchaehr,** und **Meeradler** genennet wird, lat. Haliæetus, Halyætus, franz. *Orfraie*, iſt falb um den Kopf, mit weiſſen Strichen, dunkel auf dem Rücken, weiß an dem Kropf und Bauche mit ſchwarzen Flecken. Seine Füſſe ſind blau, und einer derſelben einem Gänſefuß nicht ungleich, damit er, weil er allein von Fiſchen lebet, wenn er auf den Raub geſchoſſen, und mit dem Adlersfang denſelben ergriffen, mit dem Gänſefuß ſich im Schwimmen beſſer helfen könne. Er wohnet an dem Meer, und groſſen Seen. Er hat unter allen Adlern das ſchärfeſte Geſicht. Ja ſeine Augen ſehen ſo ſcharf, daß, ob er gleich über dem Meer ſo hoch ſchwebet, daß ihn kein menſchlich Auge mehr ſehen kann, er doch die kleinſten im Meer ſchwimmende Fiſche ſehen, und ausſpüren kann. Wenn er hoch flieget, ſoll es gut Wetter andeuten. Colerus ſchreibet in ſeiner Oeconomie von dieſem Adler, daß er, wenn er fiſchen wolle, in die Höhe fliege, und aus ſeinem Schwanz eine feuchte Materie in das Waſſer herab trieffen laſſe, wozu ſich die Fiſche gerne verſammeln. Wenn nun ein Fiſch auch nur einen Tropfen von dieſem Fett bekäme; ſo werde er alſobald matt, und ſchwimme auf dem Rücken, alſo daß er auf dieſe Art die Fiſche mit leichter Mühe fange. Man leget daher dem Fett dieſes Adlers die Eigenſchaft bey, daß, wenn davon etwas in einen Teich gethan werde, und die Fiſche ſolches genöſſen, man ſie alsdenn alle mit den Händen fangen könne.

4) Der **weißgeſchwänzte Adler**, lat. Albicilla, Pygargus, franz. *Queue-blanche*, iſt von mittelmäßiger Gröſſe, hat einen gelben Schnabel, ein dunkelfarbes mit Schwarz vermengtes Gefieder, und einen weiſſen Schwanz. Er hält ſich nicht ſo gar in den Wüſteneyen, wie die andern, ſondern auch in Städten, Feldern und Haynen auf. Er lebet indeſſen vom Raube, wie die andern, und ſtellet inſonderheit den Rehen nach.

5) Der **Entenadler**, oder **Entenſtöſſer**, lat. Morphnus, Clanga, Percnon, Anataria, Fr. *Auard*, kommt an Gröſſe dem Stockadler am nächſten, hat ein dunkelblaues Gefider, mit wenigen weiſſen Flecken, und ganz rauhe Füſſe. Seine Nahrung ſind Enten und andere Waſſervögel. Daher er auch meiſtens in Seen zu finden iſt.

6) Der **Geyeradler**, latein. Oripelargus, Percnopteros, franz. *Buſe*, iſt der unedelſte, weil er bloß mit Aeſern zufrieden iſt. Er hat einen kahlen Kopf, und hinter demſelben eine Kuppe. Der Schnabel iſt nicht ſo krumm, wie bey den andern, die Federn ſind dunkelbraun, mit zwey weiſſen

ſen Flecken hinten am Halſe, und am Ende des Rückens. Er hält ſich in Feldern und Büſchen auf.

7) Der **Beinbrecher**, lat. Oſſifraga; welcher Nahme daher entſtanden, weil er die Gebeine der gefangenen Thiere zerbricht. Er gibt an Gröſſe und Muth dem Steinadler wenig nach. Er hat an der Kehle etliche dünne Federn, wie einen Bart, am Leibe aber ein gemengtes Gefieder von unterſchiedenen Farben. Die Füſſe ſind meiſt mit Federn bedeckt, und die Krallen ſchwarz, daß ſie glänzen. Er hält ſich in den Felſen auf, und lebet von Haaſen und andern kleinen Thieren; wobey er auch Gemſen ſtöſſet, und Fiſche fängt.

8) **Der Americaniſche Raubadler**, Cuntur genannt, iſt von einer entſetzlichen Gröſſe, und groſſem ſtarken Schnabel, mit welchem er eine Kuh durch und durch ſtoſſen kann, hat aber keine Klauen. Seine Flügel nehmen 12. Schuh ein, wenn ſie ausgebreitet ſind.

Aëdon, ſ. **Nachtigall.**

Aegagropilæ, Aegagropili, ſ. **Gemſemkugeln.**

Aegeirinon, ſ. **Pappel.**

Aegithalus, ſ. **Meiſe.**

Aegithus, ſ. **Hänfling.**

Aelſter, ſ. **Elſter.**

Aemmerling, ſ. **Emmerling.**

Aenderlinge, Enderlinge, Aenger, Engerlinge, ſind Würmer, welche den Hirſchen, wie weiſſe dicke Maden in der Haut, und bis auf das Wildpret ſtecken, und ſich auf dem Zimmer und Rücken am meiſten befinden. Sie entſtehen aus einem ſalzigten und ſcorbutiſchen Geblüte. Wenn die Hirſche im Merz durch ſchöne friſche Kräuter, grüne Saat, Brunnenkreſſe und dergleichen ausgereiniget werden; ſo werden auch dieſe Aenderlinge von ihnen getrieben. Sie heilen demnach durch die äuſſerſte Haut heraus, und es iſt nicht zu glauben, wie einige meynen, daß ſie von den Hirſchen durch den Schlund und die Gurgel ſollten heraus gehuſtet, und ausgeſpyen werden. Wenn alſo auch Aenderlinge ausgehuſtet, und im Schlund gefunden worden; ſo kommt ſolches eben nicht daher, als ob dieſelbe innwendig geſeſſen hätten; indem man ja tief in dem Wildpret, es ſeye an Hirſch, Thier oder Rehen, niemals die Aenderlinge findet; ſondern, wie ſchon gedacht, zu oberſt in dem Wildpret, und in der Haut. Mithin iſt aus dieſem Aushuſten nur ſo viel zu ſchlieſſen, daß es dem Hirſche, wenn dieſe Aenderlinge anfangen durch- und heraus zu heilen, juckt; wobey er ſich denn durch ſein Lecken zu helfen ſuchet; und indem er leckt, und ſolche heraus rupft; ſo kommen ihm welche in den Hals und Schlund, die er denn, weil ſie eine ſehr anziehende Materie ſind, mit Gewalt wieder heraus huſten muß. Wobey denn auch in die äuſſerſte Haut ſehr viele Löcher fallen, alſo daß zu ſolcher Zeit die Haut faſt wie ein Sieb iſt. Gegen den Sommer aber heilen dieſe Löcher auch wieder ſo gut zu, daß man an vielen kein Fleckgen mehr davon gewahr wird.

Aeppich, ſ. **Epheu.**

Aeſche, Aſche, lat. Thymallus, Thymus, Thynnum, Temelum, weil

weil ſein Fleiſch nach Thymian riechen ſoll; franz. *Ombre*, iſt ein Fiſch, der faſt die Geſtalt, den Geſchmack, nnd die Natur der Forelle hat. Doch unterſcheidet ſie ſich darinn von der Forelle, daß ſie auf dem Rücken hinaus grau oder aſchenfahl, woher ſie auch im Deutſchen **Aſche** heißt, und am Bauche weiß iſt; hat auch einen breiten und gedruckten Kopf, und iſt etwas leibichter und großbauchigter. Die Schuppen ſind gröſſer, als an den Lachsfohren, anbey hart, und aſch- oder ſilberfärbigt; auf den Seiten aber bey dem Schwanz glänzet er, wie Meſſing. Die Floßfedern ſind blaulicht mit rothen Punkten, ein Paar bey den Kiefen, zwey am Bauch, und zwey auf dem Rücken; davon die eine ziemlich groß, die andre aber kleiner iſt; der Schwanz iſt geſpalten. Ihr liebſter Auffenthalt iſt in friſchen und harten Quellwaſſern, die an felſichten und ſteinigten Orten entſpringen. An ſumpfichten Orten kommen ſie gar nicht fort. Hiernächſt wollen ſie auch gerne ſchattichte Bäume, deren Wurzeln in das Waſſer reichen, und hohl gewachſen ſind. Und da die Aſche ein Raubfiſch iſt, ſo kommen ihr die in den Bächen befindliche kleine Fiſchlein, als Ellerizen, Kaulköpfe u. d. g. ſehr zu ſtatten. Sie verzehret auch allerhand Gewürme, das ſich im Waſſer findet, ingleichem Fliegen und Waſſermücken. Ihre Laichzeit iſt im October und November, wie bey den Forellen, wie ſie denn auch, wie dieſe in kieſigten Sand ihre Eyer hinſtreichen. Allzu groß werden ſie nicht, und es iſt ſchon viel, wenn ſie bis auf 2 Pfund erwachſen. Es iſt auch die Aſche auſſer Waſſer gar ein weichlicher Fiſch, welcher bald abſtehet. Ihr Fleiſch iſt eben ſo wohlſchmeckend, derb und appetitlich, ja faſt beſſer, als der Forellen; immaſſen der Aſchen Fleiſch, wegen ihres beſondern Fettes, ſo ſie viel mehr, als die Forelle, bekommt, eines angenehmen und ſüſſen Geſchmacks iſt, und alſo von einigen Liebhabern der Fiſchſpeiſen der Forelle noch vorgezogen wird. Und weil ihr Fleiſch zugleich nahrhaft iſt, und den Magen nicht verderbet; ſo werden ſie auch den Kranken zu genieſſen erlaubet; ſonderlich diejenigen, ſo man in ganz klaren und ſchnellen Bächlein fängt; dann ſie pflegen auch zuweilen in die Landſeen auszutretten, oder werden vielmehr durch die Strenge des Strohms dahinein geführt. Auſſer der Laichzeit werden ſie zu allen Zeiten des Jahres vor gut und geſund gehalten; ſonderlich aber fängt man ſie im Mayen, da ſie ihren Strich haben, mit Angeln, Reuſſen und Garnen. Sie haben auch was heilſames und zur Arzney dienliches. Aeſchenſchmalz ſoll ein Hausvater im May in ein Glas thun, und an der Sonne deſtiliren, und fleißig aufheben; denn es benimmt die Schmerzen der Ohren, wenn es in ſolche getröpfelt wird. Es dienet nicht minder ſehr wohl für die Flecken und Dunkelheit der Augen, und löſchet den Brand, er ſeye vom Feuer oder heiſſen Waſſer. Die Oeſterreichiſchen Fiſcher nennen dieſen Fiſch, wenn er noch gar klein iſt Sprätzling; wenn er ſpännigt wird, **Mailing**; ſo er ſich etwas mehr ſtrecket, **Aeſchling**; endlich aber, wenn

er ausgewachſen iſt, Aeſche. Die Aſchen können, wie die Forellen, friſch, oder mit Eſſig, oder wie der Lachs zubereitet werden. Man räuchert ſie auch, damit ſie dauren, und verſchickt werden können; aber alsdann ſind ſie nicht mehr ſo hoch zu ſchätzen.

Aeſche, ein Baum, ſ. **Eſchenbaum**.

Aeſchling, ſ. **Aeſche**.

Aeſen, ſ. **Aaſen**.

Aeſpe, ſ. **Aſpe**.

Aeſſen, ſ. **Aaſen**.

Aeſtling, heißt ein junger Habicht, welcher ſchon auf den Aeſten der Bäume herum hüpfen kann, und zum Abrichten gefangen wird. ſ. **Habicht**.

Aetzen, **Atzen**, wird von jungen Vögeln, die erſt ausgekrochen, geſagt, wenn man ſie ſpeiſet. Man gebrauchet dieſes Wort auf gleiche Art auch von dem Habicht; und wenn derſelbe ſatt und genug hat; ſo ſpricht man: Er hat einen guten Kropf.

Affaire, ſ. **Abrichtung**.

Affaiter, ſ. **Abrichten**.

Affe, lat. Simius, Simia, franz. *Singe*, iſt ein vierfüßiges Thier von der Gröſſe eines Hundes, und bisweilen auch gröſſer. So wohl der äuſſerlichen Geſtalt, als den innerlichen Eingeweyden nach kommt er unter allen Thieren dem Menſchen am ähnlichſten; indem der Affe, unerachtet er 4 Füſſe hat, doch meiſtens auf den 2 hintern gehet, und die vordern ſtatt der Arme gebrauchet, wie die Menſchen, zwiſchen welchen er auch ſeine Brüſte hat, daran er ſeine Jungen, wie eine Mutter ihr Kind, zum Säugen anzulegen pfleget. Es gibt mancherley Arten, die in der Gröſſe, Geſtalt, Farbe und Haaren voneinander unterſchieden ſind. Einige haben lange Schwänze, und werden insgemein **Meerkatzen**, lat. Cercopitheci genennet. Andere haben gar keinen Schwanz, von welchen bey uns die bekannteſten die *Mummenets*, und **Pavianen** oder *Bavians* ſind. So findet man auch weiſſe Affen, und in Indien wird der Fliegende angetroffen, deſſen Flügel, wie die an den Fledermäuſen, beſchaffen; ſeine Farbe aber iſt ſchwarzbraun. Die Affen auf der Inſel Madagaſcar ſollen ſo gelehrig ſeyn, daß ſie von den Einwohnern zu allerhand Hausarbeiten, als Bratenwenden, Einſchenken, und übriger Aufwartung angewöhnet werden. Bey den Europäiſchen Völkern werden die Affen als poſſirliche Thiere zur Luſt und Zeitvertreib gehalten, indem ſie alles auf eine lächerliche Weiſe nachmachen, was ſie andere verrichten ſehen. Sie ſind aber bey alle dem falſche Thiere, und man hat wohl davor zu ſorgen, daß Kinder nicht allzuviel mit ihnen ſpielen, weil ſie öfters mit Kratzen und Beiſſen heftig ſind. In Braſilien gibt es unterſchiedene Arten von Affen; einige ſind ſehr groß, und werden *Aquiqui* genannt; ſie ſind ganz ſchwarz; und haben einen langen zierlichen Bart. Zuweilen findet ſich einer darunter, ſo männlichen Geſchlechts, braun, mit einem ziemlich weiſſen Angeſicht. Wenn er ein gewiſſes Geſchrey machet, kommen alle andere Affen herzugelauffen. Die Wilden nennen ihn den **Affenkönig**.

Andere

Andere ſind etwas kleiner, als die vorige Art, und heiſſen *Macag*, oder *Macaq*. Sie weinen ohne Unterlaß, werden aber gerne in den Häuſern gehalten, weil ſie vor andern den Menſchen artig nachäffen. Noch andere werden *Sagouin* oder *Sangouin* genennet, und ſind nicht gröſſer, als ein Eichhörngen, insgemein pomeranzenfarbig, oder grau und ſcheckicht von Haaren. Sie ſind ſo zart, daß ſie von der geringſten Kälte ſterben. Da die Affen einen beſtändigen Trieb haben, alles, was ſie ſehen nachzumachen, ſo können ſie leicht betrogen und gefangen werden. Die, ſo ſich mit dem Affenfang beſchäftigen, bedienen ſich folgender Liſt: Sie ſetzen ſich dem Affen ſo in das Geſichte, daß er alles ſehen kann, was ſie vornehmen. Sie ziehen hierauf ihre Schuhe aus, und wieder an; ſtellen aber unvermerkt ein paar kleine Schuhe an den Ort, wo die Schuhe ſind aus- und angezogen worden. Wenn man ſich nun von dem Orte wegbegiebet; ſo kommt der Affe und ziehet dieſe Schuhe an, wie er vorher von dem Fänger geſehen. Wenn er nun ſolche angezogen hat; ſo kann er darinn nicht ſo hurtig fortkommen, als ihm zu ſeiner Flucht nöthig iſt; da er denn übereilet und gefangen wird. Sonſten führet der Affe viel flüchtig Oel und Salz bey ſich, und hat eine anhaltende Kraft. Sein Schmalz zertheilet, und iſt den Nerven gut. Das Herz gebraten, hernach gedörrt, zu Pulver geſtoſſen, und ein Quentgen davon, ſonderlich in Meth, eingenommen, ſoll das Herz ſtärken und erquicken, die Melancholie und das Herzklopfen vertreiben, das Gedächtniß ſtärken, und die ſchwere Noth curiren. Ob es wahr ſeye, muß die Erfahrung aufklären.

Affenbezoar, ſ. **Affenſtein**.

Affenkönig, ſ. **Affe**.

Affenſtein, **Affenbezoar**, lat. Bezoar Simiarum, franz. *Bezoar de Singe*, iſt ein Stein, der aus dem Magen der groſſen Affen genommen wird. Er ſoll dem Bezoarſtein an Tugend gleich ſeyn, und gegen den Gift dienen. Daher er auch von den Portugieſen hoch geſchätzet wird.

Affiche, nennen die Franzoſen dasjenige Werkzeug, deſſen ſich die Fiſcher bedienen, wenn ſie ihre Reuſſen aufſpannen wollen. Es iſt ſolches eine ſtarke eiſerne Spitze, die einen Stiel von 10 bis 12 Fuß lang hat. Man bedienet ſich deſſelben auch, den Kahn aufzuhalten, indem man es tief in den Sand, oder in den Schlamm des Fluſſes hinein ſtöſſet. Es iſt von der Fiſcherſtange mit dem Haacken unterſchieden.

Affolter, ſ. **Miſtel**.

Affriander, ſ. **Anlocken**.

Afterholz, wird dasjenige Holz im Forſtweſen genannt, welches windfällig, wipfeldürr und ſchneebrüchig iſt, welches man aus den Hölzern fleiſſig raumen ſolle, damit es dem jungen Anwachs des Holzes nicht hinderlich ſeye. Es wird, wenn es groß, in Scheiten, wenn es aber klein in Büſchel gemacht, und bey Zeiten auſſerhalb des Holzes an Plätze geſetzt, die frey ſind, und wo dem Wachsthum des Holzes kein Schade geſchiehet. Wenn der-

gleichen Affterholz in unwegſamen hohen Gebürgen, von welchen man es übereinander in die tiefen Klingen herunter ſtürzet, viel übereinander liegt, und das darunter befindliche junge Holz am Wachsthum verhindert werden müßte; ſo pfleget man lieber, ehe es lange lieget, und übereinander verfaulet, und ſchädlich wird, armen Leuten, oder Kohl- und Aſchenbrennern, im Fall, daß das Abraumen den Preiß des Holzes überſteiget, ſolches um wolfeilen Preiß zu erlauben; die ſich denn, um einigen Nutzen damit zu machen, die Mühe nehmen, und ſolchen Holzgrund ausraumen. Wo hohe Gebürge und Berge ſind, die an einen Weg oder Fuß angrenzen, daſelbſt werden über die Berge Rinnen und Gräben gemacht, in welchen man dergleichen Holz zur Winterszeit, wenn es glatt und ſchlüpfrig iſt, herablauffen läßt; wodurch viele Mühe des Führens erſparet wird. Sind es ganze Bäume, ſo läßt man ſolche gerade fort abſchieſſen. Sind es ſcheiter; ſo wird ein Stück nach dem andern in die Rinne gelegt, und demſelben ein Stoß gegeben, daß es ſtürzend wird. Wenn dieſes nahe an einem Waſſer geſchiehet, ſo pfleget man aus den Bäumen Flöſſe zu machen, um das übrige darauf zu legen und abzuführen; oder man wirft die Scheiter in den Fluß ſelbſt, und läßt ſolche ſchwimmen; da es dann bey jeglichen nahe daran gelegenen Dorfſchaften und Städten durch einen Damm aufgehalten wird; wovon denn ſo viel heraus genommen wird, als der Forſter erlaubet, oder die Nothdurft erfordert. Damit ſich aber niemand heimlich zu einem Holzvorrath helfe, und dergleichen auffiſche; ſo iſt eine ſchwere Leibes- und in manchen Fällen Lebensſtraffe darauf geſetzet. Liegt ein ſolches Holz lange, und hat viel Waſſer in ſich gezogen; ſo ſinkt es unter, und verfaulet im Waſſer. ſ. a. Flöſſen.

Affterklauen, Aberklauen, Geäffter, ſind nach der Sprache der Jäger die zwey hindere kleine Klauen, welchen den Hirſchen, Wildpret, Sauen, und mehr Thieren hinten an den Läuften über den Ballen heraus wachſen. Dieſe Affterklauen dienen den Jägern zu einem Kennzeichen der Fährte, dadurch z. Ex. ein Hirſch von einem Thier unterſchieden, und erkannt werden kann. Denn bey dem Hirſch ſind ſie viel ſtumpfer, auch mehr breit, und nicht ſo länglicht, als in des Thiers Fährte, anzuſehen, ſo, daß in eines jagdbaren, zumal in die Flucht gehenden Hirſches, Fährte, die Affterklauen ſich eben ſo zeigen, als wenn man mit den Daumen die Queere nebeneinander gedruckt hätte.

Affterklauigt, franz. *Ergotté*, wird bey den Jägern ein Hund genennet, der inn- oder auswendig eine Affterklaue, oder eine Klaue zu viel hat.

Affterſchlag, ſ. **Abraum.**

Affterzegel, lat. Rami ſylveſtres, werden an einigen Orten die Aeſte und Reißig genennet, welche von den Bauſtämmen abgehauen werden, und die man öfters den Förſtern und andern Forſtbedienten zu überlaſſen pfleget. Weil aber die Erfahrung gelehret hat, daß durch dergleichen Accidenzien zu böſem

böſem Unterſchleif in Verſchleppung vieles andern Holzes Gelegenheit gegeben werde; ſo pflegt man ſich beſſer zu rathen, wenn man ſolchen Perſonen ein gewiſſes Quantum an Geld, oder Holz, oder Früchten dafür ausſetzet, und das Affterzegel in die Holzrechnungen bringet; denn ſo hat alsdenn die Mauſerey ein Ende.

Africaniſche Hüner, oder **Perlinen**, ſind die neueſte Art von Federwildpret, ſo nach Deutſchland aus Africa gebracht worden, und zu groſſer Delicateſſe erzogen werden. Ihr Geſtalt iſt in Gröſſe eines Faſanhahns. Doch haben ſie kurze Schwänze, und gehen faſt ſo etwas krumm gebuckt, wie ein Pfau; wie ſie denn auch mit den Füſſen, dem Halſe und Kopfe dieſem gleichen; haben aber auf dem Schnabel am Kopfe ein ſpitziges Gewächſe ſtehen, welches einem Hörnlein gleichet, wie es denn auch hornicht iſt, auf 2 Zoll lang, und am Kopf, wie ein ſtarkes Tobackspfeiffenröhrlein, ſtehet. Ihre Farbe iſt grau, doch fällt ſie zugleich ins bräunlichte, und glänzet ſchöne; wie ſie denn auch über und über kleine und weiſſe Tüpflein auf den Federn haben, welches ausſiehet, als ob ſie mit Perlen beſetzt wären, weswegen ſie auch Perlinen genennet werden. Sie machen ein Geſchrey, faſt wie die Pfauen, daß man ſie weit hören kann, wiewohl es nicht einem jeden angenehm iſt. Ihr Wildpret, beſonders der Jungen, wird ſehr delicat geachtet. Sonſt ſind ſie ein Vogel, der nicht viel Kälte vertragen mag, und erfrieren ſie ſich leichtlich die Füſſe. Daher ſie auch zur Winterszeit am beſten in den dazu erbauten Häuſern zu erhalten ſind. Mit der Fütterung halten ſie ſich ganz gut, wenn man ſie nur mit Erbſen und etwas Gerſte oder Waitzen füttert. Im Sommer aber, wenn ſie einen Garten, und Platz darinnen haben, erhalten ſie ſich ohne ſonderliche Fütterung, dieweil ſie die freye Aeſſung im Graſe mehr, als die Fütterung lieben; da ſie ſich vom Gras, Geſämig, Würmern, Fliegen, Ameiſeneyern, u. d. g. recht gut nähren. Ihre Vermehrung iſt ſtark; immaſſen ſie auf 30 und mehr Eyer legen. Da iſt es aber am beſten, wenn man dieſe Eyer durch zahme und Calecutiſche Hüner ausbrüten läßt. Die Jungen werden gleich den jungen Faſanen erzogen. Doch wollen ſie von Jugend auf nicht ſo enge, als die Faſanen, ſtehen: ſondern lieber umherziehen, und ſich ihre Nahrung ſelbſt ſuchen. In ihrem Flug ſind ſie faſt ſchneller, als ein Faſan; dennoch aber ziehen ſie ſich nicht, dieſen gleich, weit auseinander; ſondern fallen gerne des Abends wieder in ihrem einmahl gewohnten Stande ein. Sie ſind nicht nur delicat zu eſſen; ſondern es iſt auch eine angenehme Uebung, ſie im Flug herunter zu ſchieſſen. Man kann, wie ſchon gedacht, bald zur Vermehrung derſelben kommen, nur laſſe man ſie nicht ſelbſt brüten; ſondern lege die Eyer zahmen Hünern unter, ſo legen ſie hernach deſto mehr Eyer.

Afut, ſ. **Lauer.**

Agaricus, ſ. **Lerchenbaum.**

Agaricus, Agaricus vegetabilis, franz. *Agaric*, ſ. **Lerchenſchwamm.**

Agrifolium, ſ. Stechpalmen.

Agropiles, ſ. Gemſenkugeln.

Ahorn, weiſſer Bergahorn, Ahornbaum, Maßholder, Maßerlen, Urle, Urlenbaum, Leinbaum, Waldeſchern, Bucheſchern, lat. Acer, Platanus, franz. *Erable*, *Plane*, *Platane*, iſt ein groſſer, ſtarker und hochſtämmiger Baum, mehrentheils mit einem geraden und wohlgewachſenen Schafte, der nicht nur in den gröſten und dickeſten Wäldern, unter den Tannen, Fichten, Buchen und andern Bäumen vermiſcht zu finden; ſondern auch um ſeines angenehmen Schattens, und lieblichen Anſehens willen, durch menſchlichen Fleiß, auſſer dem Gehölze, dergeſtalt fortgepflanzet worden, daß man denſelben heut zu Tage in Gärten und Alléen, unter Linden, Rüſtern, u. dergl. Bäume untermenget, und auch wohl ganze Alléen davon anleget. Es iſt dieſer Baum unter allen Bäumen des Laubholzes einer der vornehmſten, wie denn die Geſchichtſchreiber bemerken, daß er wegen ſeiner ſchönen Zweige, Laubes und Breite bey den alten Heyden vor einen heiligen Baum gehalten worden. Daher auch an vielen Orten der Nahme **Ehre, Ehrenbaum** und **Ehrenholz** beybehalten worden; wie er denn am Harzwalde alſo benennet wird. Schon Martialis L. 3. Epigr. 57. hat ſeiner gedacht, und von den Römern überhaupt wurde viel von demſelben geredet. So iſt bekannt, daß Licinius Mutanus, und Kayſer Caligula unter einem ſolchen Ahornbaum mit vielen Perſonen geſchmauſſet, und im Schatten geſeſſen, indem des erſtern Baum 81 Schuh weit und breit um ſich einen Schatten geworfen. Dieſer Baum bekommt eine Dicke von 3 Fuß und drüber im Durchſchnitt, und hat, wenn er geſund, und nicht gar zu alt iſt, eine glatte, graugelblichte Rinde, die endlich im Alter weißgrau wird; die Loden aber ſind von braunröthlicher Farbe, welche ſich auch an den jungen Blättern mit grün vermenget zeiget, deren Kern ſtark und ſchwammig iſt, der ſich aber mit zunehmenden Jahren verlieret. Dieſer Baum ſchläget ſeine Wurzeln gar tief, und läſſet dieſelbe nicht in die Breite gehen; daher es geſchiehet, daß er weder den andern Bäumen ſehr ſchädlich, noch auch vom Winde leicht umgeriſſen wird. Das Laub iſt groß, und wenn es ausgewachſen von einer angenehmen Grüne. Es kommt dem Laube des Weinſtocks, noch mehr aber dem Laube des Elzbeerenbaums gleich. Im Maymonat ſiehet man daran kleine gelbgrünlichte Blümlein, worauf der geflügelte Saame folget, da 2 bis 3 Kernlein aneinander ſitzen, und lange dünne Flügel bekommen. Das Holz iſt ſehr hart, weiß und läſſet ſich glatt arbeiten. Wenn der Baum zu einem hohen Alter kommt, wird er mehrentheils maſerigt. Er wächſet ſchnell, ſonderlich wenn er auf gutem Boden ſtehet; wobey zu merken, daß ſein Wachsthum vom 30ſten bis ins 80ſte Jahr am ſtärkſten iſt. Nach dieſer Zeit nimmt er langſamer zu, als irgend eine andere Art von Bäumen, und das Holz nimmt dabey an Veſtigkeit über die maſſen zu.

So dauerhaft dieſer Baum in hohen Gebürgen iſt, ſo weichlich ſind die aus dem Saamen aufgehende Loden. Daher, ob er gleich gern in Gebürgen wächſet, fället es doch ſchwer, ihn durch den Saamen fortzubringen, es ſeye denn, daß die Saamenlode von andern umherſtehenden ſtärkern Stamm = und andern Loden Schutz habe. Säet man den Saamen auf einen verangerten Ort; ſo nimmt, wenn ſolcher inſonderheit harte Witterung von Dürre und Hitze ausgeſetzt iſt, eine ſehr kalte Nacht, nach weggeſchmolzenem Schnee im Frühjahr, oder einige ſehr hitzige und trockene Tage im Sommer, die Loden ſämmtlich weg. Doch iſt ihnen eine trockene Hitze ſchädlicher, als die Kälte, und deswegen iſt es gar ſchwer, ſie auf freyem hitzigen Boden, wo kein Schutz vorhanden, fortzubringen. Etwas Kraut und Gras gibt ihnen zwar gegen die Witterung Schutz, wenn es aber zu ſtark wird, verfaulen die zarte Loden darunter gar leicht. Man findet deswegen höchſt ſelten Oerter in den Forſten, die ganz oder gröſtentheils mit Ahornſtämmen beſtanden, wenn nicht etwa einige Plätze mit groſſem Fleiß und Koſten damit angezogen ſind. Will man ihn entweder durch Saamen, oder durch Ausläuffer, oder von der Wurzel von Nebenſchoſſen fortpflanzen; ſo muß es in lockerm Erdreich geſchehen; und iſt dieſes dabey ſonderlich zu merken, daß er, wenn er von der Baumſchule ſoll ausgehoben werden, wenigſtens 10 bis 12 Schuh hoch ſeyn müſſe, auch nicht, wie die Eichen = Pappel = und andere Bäume, beſchnitten werden dürfe, weil er davon hohl wird, und abſtehet. Wird dieſes Holz vor dem 40ſten Jahr abgehauen; ſo ſchlägt es wieder aus, und treibt die Stammloden überaus ſchnell, welche Kohlen und Feuerholz von mäßiger Güte geben. Ob übrigens gleich der Ahorn viele und groſſe Blätter an weit ausgebreiteten Aeſten und Zweigen hat, verdrückt er doch nicht leicht die darunterſtehende niedrige Gewächſe, es wäre denn, daß mehrere Ahorn gar zu dick nebeneinander ſtünden. Man gibt verſchiedene Arten von Ahornbäumen an, welcher Unterſchied aber nicht weſentlich iſt, ſondern nur von der Verſchiedenheit des Bodens, der Gegend, und des Alters herzurühren ſcheinet. Ob das eine beſondene Gattung ſeye, welche die Blätter im Herbſt länger an ſich hält, etwas veſter Holz hat, auch langſamer wächſet, wäre noch erſt zu unterſuchen. Unterdeſſen lieſet man in den Forſtbüchern mancherley Gattungen benennet: als 1) den **weiſſen Bergahorn**, deſſen Holz vortreflich ſchön, und weiſſer iſt, als der andern. 2) den kleinen **Feldahorn**, der dem Laube nach von dem gröſſern unterſchieden iſt, als welches bey dieſem viel kleiner iſt. Und dieß iſt eben derjenige Baum, der ſonſt auch **Maßerle** genennet wird. 3) den **gelben Bergahorn**, welcher ſich wieder in mancherley Arten zeiget, als der gelbkrauſe, der in Waldungen blühet, hat krauſe und weiche Blätter, welche ſowohl unten, als oben ſchön grün, und nicht ſo ſehr zerſchnitten ſind. Der gelbe **Bergahorn**, ſo das **Männlein** genennet wird, blühet zeitlicher, ſein

ſein Holz iſt gelber, härter, und mit mehr Adern gezeichnet. Und dieß iſt eben der Baum, deſſen man ſich bedienet, manche ſchöne Arbeit zu verfertigen, ſonderlich werden aus deſſen Wurzeln zierliche Löffel gemacht, die faſt den buxbäumernen gleich kommen. Das Weiblein des gelben Bergahorns blühet ſpäter, ſein Holz iſt bleicher, und nicht ſo krauſigt. 4) Den **Bergahorn mit den ganz zarten und ſpitzigen Blättern**, welcher auf jeder Ecke ſeiner Blätter recht ſcharfe Spitzen führet, die von oben ganz dunkelgrün und glänzend ſind. Wir übergehen die ausländiſche Gattungen, deren Beſchreibung hier wenig Nutzen bringen würde.

Der Gebrauch und Nutzen dieſes Baums iſt gedoppelt; a) In der **Arzneykunſt**. Hier dienen ſeine zarte Blätter in Wein geſotten, und Pflaſterweiſe auf die Augen gelegt, die Flüſſe zu ſtillen, und die Entzündungen derſelben zu löſchen, auch das Würgen und Brechen des Magens zu hemmen; oder ſo ſie grün und friſch geſtoſſen, und zu einem Pflaſter formiret, als Umſchläge gebrauchet werden, ſind ſie dienlich, hitzige Geſchwulſten zu legen. Die Brüche von der in Eſſig geſottenen Rinde in dem Munde eine Zeitlang gehalten, und denſelben damit ausgeſpület, ſtillet das Zahnweh. Die Rinde gebrannt, und die Aſche mit Waſſer überlegt, heilet den Grind, und für ſich ſelbſt allein, ohne Waſſer, alle alte eingewurzelte feuchte Schäden und Geſchwüre. Die grünen Beere mit Wein getrunken, helfen wider die giftige Schlangenbiſſe. b) In der **Oeconomie**, allwo ein mannigfaltiger Gebrauch davon gemachet wird. Das ſchöne weiſſe und ſehr harte Holz deſſelben wird von den Drechslern ſpiegelglänzend zu Dreſchflegeln, Tellern, Rollen und anderm Hausgeräthe verarbeitet. Die Tiſchler pflegen dieſes Holz ſchön zu verarbeiten an Tiſchen, Schränken, *Queues* zum Billardſpielen und andern Dingen. Die Bretter ſind nach Beſchaffenheit der Dicke und Reinigkeit des Holzes im Preis unterſchieden. Die Zimmerleute brauchen dieſes Holz bey Mühlwerken, Stampfmühlen, bey den Stämpfeln und Seitenwänden, weil es veſte, und nicht ſo ſchnell, als anderes Holz vermodert. Die Rademacher verfertigen daraus gute Naben, Helme und Stiele an Beile und Aexte. Und wenn dieſes Holz maſerigt iſt, kann fein eingelegte Arbeit damit gemachet werden. Die Büchſenſchäfter brauchen es zu Flinten- Büchſen- und Piſtolenſchäften, und da es die Baitze gar gerne annimmt; ſo werden die Schäfte ſehr ſchön, ſonderlich wenn das Holz maſericht iſt. Auſſer dieſem vielfachen Nutzen des Ahornbaums in der Oeconomie, iſt nicht mit Stillſchwiegen zu übergehen, daß man in Schweden den Verſuch angeſtellet, ob man nicht aus dem Saft, ſo dem Ahorn durch die Hähne abgezapft worden, durch Sieden Zucker machen könnte, wie aus dem Americaniſchen. Der Erfolg war auch in ſo fern günſtig, daß man aus 20 Kannen Saft 2 ein halb Pf. braunen Zucker gemacht, welcher viel Süſſigkeit mit einem eben nicht unangenehmen Geſchmack hatte, und der durch das Rafini-

ren ſchöner und beſſer ſchmeckend könnte gemacht werden. Weil aber hiedurch die Holzungen mehr Schaden empfinden würden, als durch dieſen Zucker Nutzen geſchaffet würde; ſo hat man dieſe Erfahrung als eine Curioſität angeſehen, und zugleich das Anbohren der Ahornen ſcharf verbotten; auſſer es habe jemand an die Stelle eines Baums eine gewiſſe Anzahl junge Bäume von eben der Art gepflanzet.

Ahr, ſ. **Habicht.**

Aiche, ſ. **Eiche.**

Aigle, ſ. **Adler.**

Aland, Alant, Altdöbel, Alten, Elten, Eltfiſche, iſt eine Art weißlichter Fiſche, welche, weil ſie mehr Gräten haben, als die Brachſen, geringer ſind, als dieſe, und ihnen auch an gutem Geſchmack nicht gleich kommen. Sie werden in ſumpfichten und friſchen Waſſern gefangen; wovon die letztern noch einen beſſern Geſchmack haben, als die erſtern, und ſowohl zum kochen, als braten gebraucht werden. Sie haben breitlichte ſilberfarbene Schuppen, groſſe Köpfe, und weite Mäuler. Ihre Floßfedern ſind roth, und an den Enden braunblau. Ihr Fleiſch aber iſt fett, und ganz weich, zumal aber ſind ſie im Herbſt am fetteſten. Man findet ſie in Teichen, Seen, Flüſſen und Bächen; doch hat man ſie in den erſtern nicht gerne, wenn Karpfen daneben zu ſtehen kommen. Denn ſie ſind gar hurtig auf ihre Nahrung, und nehmen den Karpfen, welche ſie an Geſchwindigkeit übertreffen, das Ihrige vor dem Maul hinweg. Ihre Laichzeit iſt im May und Junio. Sie ſchwimmen meiſtentheils in der Höhe, weil ſie ſich auch von Fliegen, Mücken, und dergleichen Ungezieſer nehren, und werden mit Heuſchrecken, Mücken und Kirſchen am Angel, auch mit groſſen Netzen, Garnſäcken und Hamen gefangen. Da ihnen andere Fiſche am Geſchmack weit vorgehen; ſo iſt es unnöthig, ſich mit ihrer Zurichtung in der Küche aufzuhalten.

Alauda, ſ. **Lerche, Steinbeiſſer.**

Alba coerulea, ſ. **Balche.**

Albele, ſ. **Gangfiſche.**

Alberbaum, ſ. **Aſpe, Pappel.**

Alberbroſen, ſ. **Pappel.**

Alberknöpfe, ſ. **Pappel.**

Albicilla, ſ. **Adler.**

Albula, ſ. **Rheinancke.**

Albulus, Alburnus, ſ. **Güſtern.**

Alburin, ſ. **Gangfiſche.**

Alburnum, ſ. **Splint.**

Alce, ſ. **Elend.**

Alcedo, ſ. **Eisvogel.**

Alces, ſ. **Elend.**

Alcus, ſ. **Elend.**

Alcyon, ſ. **Eisvogel.**

Alender, ſ. **Jäſe.**

Alet, Aletfiſch, ſ. **Aloſe.**

Alhornbaum, ſ. **Hollunder.**

Alnus, ſ. **Erle.**

Alnus nigra baccifera, ſ. **Faulbaum.**

Aloſe, Alſe, Alet, Aletfiſch, Elſe, Ilſe, Elften, latein. Aloſa, Alauſa, Clupea, franz. *Aloſe*, iſt ein Fiſch, der ſich zwar im Meer aufhält, aber aus demſelben, wie etwa der Lachs oder Stöhr zu thun pflegen, zu ſeinem Wachsthum und Verbeſſerung in die

die Ströhme anstritt. Er gehöret alſo unter die Piſces anadromos, und wird im Brandenburgiſchen, Bayeriſchen, und in Mähren am meiſten gefunden; wiewohl er auch in groſſen Teichen, gleich den Karpfen, eingeſetzt und erzogen wird. Er wird ſo groß, als ein Karpfe, jedoch nicht ſo dickleibig, hat auch mit ſelbigem einerley Nahrung; aber er iſt kein Raubfiſch, wie der Karpfe. Der Kopf iſt gegen den obern Theil ſeines Leibes hinzu eingedrückt, die Schnautze ſpitzig, das Maul weit, und ohne Zähne. Oben an dem Kopf über den Augen befindet ſich auf jeder Seite ein gleiſſendes Bein oder Schuppe. Die Zunge iſt ſchwärzlicht, der Rücken lichtfarb, die Seiten und der Bauch ſilberweiß. Zu Anfang des Frühlings tritt er aus dem Meer in die Flüſſe, im May aber nimmt er ſeinen Rückweg, weil er die Donnerwetter nicht vertragen kann. Ihre Laichzeit iſt im Herbſt. Sie werden mit Reuſſen, darein man in einem Säcklein, mit Wein und Myrrhen abgekochte Erbſen thut, oder auch durch Hülfe der Muſic, wovon ſie groſſe Liebhaber ſind, mit Netzen alſo gefangen; Man ſtellet nemlich zu der Zeit, da er aus dem Meer in die Flüſſe gegangen, ein Netz in den Strom, wo man dergleichen Fiſche weißt, über das Netz aber ein Gerüſte mit Schellen behängt, welche nach der Bewegung des Waſſers ein Geläute von ſich geben. Weil nun dieſer Fiſch ſolches gerne höret, und ihm nachgehet; ſo kommt er darüber in das Netz, und wird gefangen. Die Alſe wird gebraten gegeſſen, und hiezu muß man ſie ſchupen, kerben, und mit Butter und Salz reiben; nach dieſem auf dem Roſt bey gelindem Feuer braten laſſen, bis ſie eine ſchöne Farbe bekommen hat. Man kann ſie hierauf auch mit einer Sauerampfbrühe anrichten, wozu man Sauerampf nimmt, und mit Salz, Pfeffer, und guter friſcher Butter, nach Art des Spinats kochen läßt. Man thut ein wenig Peterſilien und Kerbel dazu, und leget die Aloſe, wenn die Brühe fertig iſt, hinein. Im Kopfe dieſes Fiſches wird ein ſteinhartes Bein gefunden, welches gut zum Eröffnen iſt, wie auch zum Stein und Grieß, desgleichen die Säure zu dämpfen, indem es ein Alcali iſt. Der Magen deſſelben getrocknet und zu Pulver geſtoſſen, dienet innerlich eingenommen zur Stärkung des Magens.

Alouette, ſ. **Lerche.**

Alphanet, iſt eine Gattung der Falken aus dem Geſchlechte der Lanier oder Schwimmer. Er kommt aus der Barbarey, und wird unter allen Falken vor den luſtigſten und ſchönſten Vogel gehalten, auch zur Haaſen- und Rebhünerbeitz abgerichtet. Er iſt gemeiniglich blond von Federn, und ſteiget ſehr hoch, daß er bey hellem Wetter kaum zu ſehen iſt. Er iſt mehrentheils kleiner, als der Lainer; aber man findet doch etliche ſo groß, als die Sackerfalken, welche ſehr gut ſind, und ſich zu allerhand Weydwerk gebrauchen laſſen. ſ. a. **Falke.**

Alſe, ſ. **Aloſe.**

Alſter, ſ. **Elſter.**

Altdöbel, ſ. **Aland.**

Alte, ſ. **Altfiſch.**

Alte Magd, ſ. **Schnerff.**

Alten,

Alten, ſ. **Aland.**

Alter der Bäume, ſ. **Baum;** ingleichem die Nahmen von jeden Gattungen derſelben.

Alter, ſowol der Fiſche, als auch aller zum Weydwerk gehörigen Thiere, ſ. unter ihren **Articuln.**

Alter **Nachwachs**, ſ. **Nachwachs, alter.**

Altfiſch, **Alte**, lat. Squalus, Fr. *Munier*, iſt ein ziemlich groſſer Fiſch, der in ſtillen Waſſern, Teichen, Seen und Ströhmen, die viel Austritte haben, lieber wohnet, als in rauſchenden Bächen. Er ſchwimmet meiſtentheils in der Höhe, und fängt Mücken und anderes Ungeziefer, ſo auf dem Waſſer ſchwebet. Iſt ein guter Bratfiſch, wenn er mit grünem Fenchel oder Salbeyblättern geſpickt wird. In der Laichzeit, welche in den May und Brachmonat einfället, iſt er nicht ſo gut, als auſſer derſelben. Er wird mit Würmlein an dem Angel, oder auch mit einem Schöpfhamen gefangen.

Ameiſenbären, ſ. **Bär.**

Americaniſcher **Raubadler**, ſ. **Adler.**

Ames, ſ. **Kloben.**

Amnis, ſ. **Bach.**

Amorce, ſ. **Köder, Lockſpeiſe.**

Amorcer, ſ. **Ludern.**

Amſel, **Merl**, lat. Merula, franz. *Merle*, iſt ein Vogel ungefehr in der Gröſſe einer Aelſter, insgemein ſchwärzlicht; daher er auch von den Franzoſen *Nigrette* genennet wird. Sie ſind aber an der Farbe ſehr verſchieden, und man findet, wiewohl ſelten, auch welche, die ganz weiß ſind. Die meiſten haben einen langen, ſpitzigen, dünnen Schnabel, und gelbe Füſſe, wiewohl es auch welche gibt, die ſchwarze Beine und Füſſe haben. Die Federn verändern ſich manchmal nach der Gegend, und ihrem Alter. Ihre Wohnung haben ſie in dicken Hölzern; ernähren ſich aber von Feldfrüchten, vornemlich von Weintrauben, Aepfeln, Hollunder- und Lorbeerbeeren, Myrthen und Cypreſſen, von Pflanzen und einigem Fleiſche, als von Würmern, die ſie aus der Erde ziehen. Sie machen 4 bis 5 Neſter auf einmal, und das Weiblein fängt an zu legen, ehe der Winter ganz vorüber iſt; gemeiniglich geſchiehet es gegen das Ende des Aprils, da man ſie gut fangen kann. Es gibt vielerley Gattungen derſelben, von welchen folgende 4 die vornehmſten und bekannteſten ſind.

1) Die **Schwarzamſel**, welchen Nahmen ſie von der Farbe hat, da das Männlein oder der Hahn ſchwärzer iſt, als das Weiblein, wiewohl dieſes an der Bruſt dunkelbraune untermiſchte Federn hat; der Hahn aber iſt am ganzen Leib ſchwarz, und pfleget gegen den Frühling ſeinen Schnabel wachsgelb zu färben. Von ihrem Auffenthalt im Walde wird ſie auch die **Waldamſel** genennet. Sie hält ſich meiſt in dicken Gebüſchen auf, und niſtet daſelbſt ſelten Mannshoch, brütet das Jahr 2 mal, und die Eyer ſind grünröthlicht geſprengt. Wenn ſie gefangen, und in Keſigen gehalten wird; ſo wird ſie mit Hirſen, in Milch eingeweichtem Semmelbrodt, oder mit gehackter Kälberleber oder Herz gefüttert. Im Keſig läßt ſie ſich ſehr zahm machen, und lernt, was

man

man ihr vorpfeift, nachpfeiffen; doch taugen hiezu die jungen beſſer, als die alten, mit welchen nicht viel auszurichten iſt. Sie haben ihren Strich im Herbſt, und ziehen weg; doch gehen ſie nicht hauffenweiſe miteinander; ſondern ziehen ganz einzeln; daher man im Winter hier und da Männlein zu ſehen bekommt, aber keine Weiblein. Bisweilen werden ſie in Gruben, worinnen Meiſenſchläge geſetzt ſind, mit todten Vögeln oder Fliegen angeäzt; aber ſie laſſen ſich auf dieſe Art ſelten fangen. Vor die Weydleute haben ſie dieſen Nutzen, daß ſie bisweilen die beſte Spur zu machen pflegen. Denn wenn des Abends einen Hirſch, Reh, Haaſen, Fuchs oder Wolf vermerken; ſo pflegen ſie ohne Unterlaß zu ſchnippen und zu ruffen; worauf denn die Jäger auch zu merken pflegen.

2) Die **Meeramſel**, welche ſonſt auch **Ringelamſel** genennet wird, und dieſen Nahmen führet, weil ſie einen weiſſen Ring um den Hals hat. Sie iſt ſchwarzgrau mit etwas weißgeſprengten Federn, hat eine weiſſe Kehle, wie die Waſſeramſel, und iſt gröſſer, als die ſchwarze Amſel. Sie hecket nicht in unſern kalten Gegenden; ſondern ziehet im Herbſt hinweg, und im Frühling ſtreicht ſie hin und her mit groſſen Flügen. Auf den Heerden wird ſie leicht gefangen, und wenn ſie auch im Ziehen des Garns entwiſcht, ſo geht ſie nicht weg; ſondern wartet, bis das Garn zum Zug wieder angerichtet iſt; da ſie dann wieder einfällt, und alſo gefangen wird. Sie iſt fett, und gehet allen andern Mittelvögeln vor.

3) Die **Steinamſel** oder **Goldamſel** iſt in unſern Gegenden nicht viel zu ſehen. Sie iſt vom Kopf bis auf den Schwanz aſchengrau, am Bauch aber ziegelroth, mit eingemiſchten weiſſen Federlein. Die Flügel und der Rücken ſind Caſtanienbraun, auch weißlicht geſprenget, der Schwanz aber iſt roth. Die Füſſe ſind, wie bey einer Weindroſſel, doch etwas brauner, ſo auch der Schnabel und die Augen. Sonſten gleichet dieſer Vogel, wenn man ihn gegen der Bruſt anſiehet, der Farbe nach einem Rothſchwanzhahne, wiewohl er gröſſer iſt. Seine Nahrung iſt Gewürme, und mancherley Beere. Er brütet gemeiniglich 4. Junge aus, ziehet auch im Herbſt, ganz unvermerkt, hinweg.

4) Die **Waſſeramſel**, welche zur Winterszeit bleibet, und ſich an Bächen und Flüſſen aufhält. Sie iſt ſchwarz mit unvermerkten Sprenklen, unter der Kehle aber ganz weiß, und brütet an den Waſſern, woraus ſie ihre Nahrung holet, welche in Waſſerwürmern und Schnecken beſtehet, die ſie, auch zur Winterszeit an den offenen Quellen und Flüſſen gar künſtlich heraus zu holen, und ſich dabey auch in der ſtrengſten Kälte zu erhalten weißt.

Es iſt noch übrig, daß wir eine nähere Beſchreibung geben, wie die Amſeln gefangen werden. Man verfertiget dazu ein Netz, welches Spinnengewebe genennet, und alſo gemacht wird: Man ſtrickt nämlich daſſelbe mit rautenförmigen, und kleinen viereckigten Maſchen, jede einen Dau-

Daumen breit, von ziemlich dünnem, zweydrätigem, und gefärbtem Garne, deſſen Obertheil von 60 bis 80 Maſchen gemacht wird. Die Höhe muß 7 bis 8 Fuß hoch ſeyn, damit es, wenn es ausgeſpannt iſt, 5 oder 6 Fuß, mehr oder weniger, nach der Höhe des Ortes, wo man es brauchen will, bleibe. Man kann dieſes Garn mit Ringelgen machen; auſſer dem aber kann man einen ſehr glatten Bindfaden durch alle Maſchen der oberſten Reyhe ziehen, wie aus Fig. 4. erhellet; wo man ſiehet, daß der Bindfaden A B durch die Maſchen der oberſten Reyhe gehet. Will man nun bey Tage damit Amſeln fangen; ſo muß es bey neblichtem Wetter geſchehen, weil die Amſel niedrig, und beſtändig an den Zäunen hinſtieget. Man bedienet ſich denn des jeztbeſchriebenen Garns folgender maſſen: Erſtlich muß man ſich mit einer Stange D F ſechs Fuß lang verſehen, die an dem kleinen Ende D ein wenig geſpaltet, und an dem andern F ſpitzig iſt. Man muß dabey mit einem Meſſer verſehen ſeyn, und mit dieſer Stange und dem Garn längſt der Zäune ſpazieren gehen, wo man Amſeln vermuthet. Wenn welche da ſind, werden ſie auffliegen, und zwar allezeit längſt des Zaunes E, und ſich 30 bis 50 Schritte von dem, der ſie fangen will, ſetzen. Wenn man nun den Ort bemerket hat, ſo muß man etwa bis auf 20 Schritte gegen dieſem Ort, da ſie niedergefallen, zugehen, und das Garn alſo aufſtellen: Geſezt, der Ort, wo die Amſeln niedergefallen ſind, wäre längſt einem Wege, oder an beyden Seiten des Zaunes E I; ſo erwehle man irgend einen Baumaſt, der ein wenig über den Weg hänget, als z. Ex. derjenige, der mit dem Buchſtaben C bezeichnet iſt, und der ungefehr 6 Fuß hoch über der Erde ſtehet. Daſelbſt mache man eine kleine Spalte A mit einem Meſſer; man ſtecke die kleine Spitze des Holzes, welches an den Faden des Spinnegewebs veſt gemacht iſt, locker hinein, und gehe von da nach der andern Seite F I des Weges; man mache daſelbſt einen andern Baumaſt auf eben die Art, und dem erſten gegen über, zu rechte, ſtecke die andere kleine Spitze des Holzes, welches an das andere Ende des Fadens von dem Garn veſt gemacht iſt, hinein, ſo, daß der Faden wie geſpannt iſt, und das Garn bis auf das Obertheil des Zaunes, wo der Vogel iſt, herunterhängt. Wenn dieſes geſchehen iſt, gehet man 20 Schritte über den Ort hinaus, wo die Amſel hingefallen iſt. Hernach gehet man auf ſie zu, da ſie aufſtehet, um zu entwiſchen, und während der Zeit, da ſie längſt des Zaunes hinſtieget, das Garn berühret, welches auf ſie fällt, und ſie verwickelt; woraus man ſie nehmen, und ſeine Jagd nach andern fortſetzen kann. Wenn ungefehr kein anderer Zaun da wäre, als der, wo die Amſel niedergefallen iſt; ſo muß man den Mangel deſſelben mit der Stange D F erſetzen, die man dem Baume E A gegen über, etwa 6 oder 8 Fuß von dem Zaun, nach der Länge des Garns einſteckt, und dieſelbe ſo brauchet, als wenn es ein Zaun wäre. Ob man gleich oft nur eine Amſel aus dem Zaune auffliegen, und ſich wieder ſetzen ſiehet; ſo ſteigen doch derſelben

viele auf, wenn das Garn aufgeſtellet iſt, und man von der Seite des Garns weiter fortgehet. Endlich iſt von den Amſeln noch zu bemerken, daß ſie keiner einzigen Krankheit unterworfen ſeyen, die ſie ums Leben bringet; es wäre denn die Mauſe, da es bisweilen hart mit ihnen hält. Zur Arzney werden die Amſeln ſonderlich in der rothen Ruhr, und in Bauchflüſſen gebrauchet.

Anaaſen, Anätzen, heißt bey den Jägern einen Fuchs oder Wolf an denjenigen Ort gewöhnen, wo man ihn fangen oder ſchieſſen will.

Anas, ſ. **Ente.**

Anataria, ſ. **Adler.**

Anbeiſſen, heißt bey den Jägern, wenn der Fuchs oder der Wolf das Aas oder Luder anfrißt; bey den Fiſchern aber, wenn die Fiſche die an der Angel angeſteckte Speiſe anpacken, und davon reiſſen wollen.

Anbinden der Leinen, ſ. **Leinen anbinden.**

Anblaſen, iſt eine Verrichtung der Jäger, da ſie, wenn ein Jagen angehet, in ihre Hüfte oder andere Hörner blaſen, und damit das Zeichen geben. Wenn eben dieſes am Ende des Jagens geſchiehet, heiſſet es **Abblaſen** ſ. oben dieſen Artickel.

Anbohren, heißt bey dem Forſtweſen ein Loch in einen Baum bohren, welches in verſchiedener Abſicht geſchiehet. So werden 1) die Birken angebohret, damit man im Frühling den Saft davon zapfe, welchen einige zur Cur und Reinigung des Geblütes gebrauchen. So werden 2) die Fichten- und Tannenbäume angebohret, und aufgeriſſen, damit das Harz daraus flieſſe, und ſich anhänge; welches hernach mit ſcharfen Meſſern abgeſcharret, geſchmelzet, und groſſen Theils zu Pech geſotten wird; wiewohl dieſes in kleinen Wäldern eine ſchädliche Arbeit iſt. ſ. **Harzreiſſen.** Endlich 3) pflegen auch die Zimmerleute einen Baum, welchen ſie zu ihrer Arbeit gebrauchen können, mit einem Hohlbohrer bis an den Kern anzubohren, damit ſie erfahren, ob der Baum innwendig anbrüchig oder faul, rißklüftig oder hohl ſeye. Dieſes erkennen ſie alſobald aus den Spänen; in welchem Fall ſie den Baum nicht brauchen können. Es iſt aber dieſe Arbeit dem Baum ſchädlich, wenn er ſtehen bleibet, obgleich das Loch wieder vermacht wird, daß man es faſt nicht mehr ſehen kann. Verſtändige Forſter leiden dergleichen nicht im Forſte.

Anbrechen, Anbrüchig, wird von Bäumen geſagt, wenn ſich von Wind und Wetter eine Fäulung daran angeſetzet, oder wenn ſie einen Anfall von Krebs, Brand und dergleichen haben.

Anbrüchig, ſ. **Anbrechen.**

Anchois, ſ. **Sardelle.**

Andte, Andtracht, ſ. **Ente.**

Anerle, ſ. **Maßeller.**

Anflug, nennet man die Käumen und zarten Stämmlein, welche von dem flüchtigen Saamen eines Holzes, den der Wind in ziemliche Entfernung forttreiben kann, hervorwachſen, und die ſich auf einem Platze befinden, wo das Holz gehauen und abgeräumet worden. Weil nun zu einem guten Anfang eines Holzanflugs noth-

nothwendig Saamen erfordert wird; ſo iſt es nöthig, daß die geſundeſte und beſte Bäume zu Saamenbäumen ſtehen bleiben; deren reiffer Saame hernach durch den Wind in den abgeraumten Platz zerſtreuet wird. Wo es aber eben nicht ſo genau durch den Wind geſchiehet, muß man der Natur zu Hülfe kommen, und ſolchen Holzſaamen, ehe er verflieget, ſammlen, und ihn hernach, wo Plätze leer ſtehen, einſtreuen. Hier muß aber Sorge getragen werden, daß keine Weyde, Hut, oder Sichel auf den Anflug komme, und das etliche Jahre lang, bis die Stämme verſtarket, und die Wipfel höher ſteigen, daß ſie nicht leicht können beſchädiget werden. Dieß iſt inſonderheit bey dem Tannenholz nöthig; denn wenn die Wipfel deſſelben abgebrochen, oder das Stämmlein angebiſſen, oder vertretten worden; ſo iſt der ganze Stamm dahin, und wird entweder gar nichts daraus, oder der Stamm wird krumm und untauglich. Bey dem Laubholz kann man noch eher nachſehen; denn wenn ſolches gleich beſchädiget, oder der Wipfel abgeriſſen worden; ſo ſchlägt doch das Stämmlein wieder aus, und wächſet fort; doch nimmer gerade; ſondern ſie bekommen Seitenreiſer, die das Steigen des Baumes hindern. ſ. a. **Holzbau, Loden.**

Angehender Baum, wird von den Forſtleuten im Laubholz derjenige Baum genennet, welcher von 3 Gehauen her ſtehen geblieben, und alſo nach Beſchaffenheit des Holzes 30, 40 und mehr Jahre alt iſt; der auch bey nachfolgendem Hauen, ſtatt eines Hauptbaums, in dem Forſt ſo lange bleiben muß, bis ein anderer darneben ſeine Stelle erſetzen kann.

Angehendes Schwein, heißt ein wildes Schwein von 3 Jahren, ſo männlichen Geſchlechts iſt.

Angel, iſt ein Inſtrument, die Fiſche damit zu fangen, ſo aus einem krumm gebogenen ſcharfen Widerhacken beſtehet, der an einer langen Ruthe mit einer guten Schnur beveſtiget, oder bloß an einer Schnur in das Waſſer eingeleget, und deswegen **Legangel** genennet wird. Man hat vornemlich viererley Arten.

a) **Die Nachtangeln**, welche alſo gemacht werden: Es wird auf 50, 60, ja bis 100 Klaftern ſtarker Bindfaden, oder beſonders hiezu gezwirnte dünne Leinigen genommen, woran viele Schnuren von von etlichen zuſammengedreheten Pferdhaaren ſind, welches die dauerhafteſten ſeyn, und woran am Ende die eiſernen Hacken angemacht werden. Ferner muß an dieſen Schnürlein entweder ein Geſenke von Bley, oder ſtatt deſſen Steine daran gemacht werden, welche die Schnuren mit dem Hacken zu Grunde führen. Wenn ſie nun gelegt werden, welches gemeiniglich des Abends geſchiehet; ſo müſſen an alle Hacken Regenwürmer, und ſo es nach Raubfiſchen iſt, kleine Fiſchgen, oder was man ſonſt vor einen Köder beliebt, angemacht werden. Die lange Schnur wird ordentlich in den Kahn gelegt, daß ſie ſich nicht verwickeln kann, und ſogleich mit auf den Fluß, die Landſee oder den Teich gefahren, und die

die Schnur im währendem Fahren allmählig mit dem Angelhacken in das Waſſer gelaſſen; die lange Schnur aber iſt an beyden Enden an Pfählen veſte gemacht. Dieſe Angeln bleiben die Nacht über liegen. Da nun die Fiſche auf Nahrung ausgehen, und den Köder an den Angelhacken gewahr werden, und ſelbigen hineinſchlingen wollen; ſo bleiben ſie am Hacken hängen. Es werden auf dieſe Art viele Fiſche, ohne ſonderliche Mühe, gefangen.

b) Die **Hechtangeln** ſind ſo beſchaffen: An ſtatt der Pferdhaarenſchnüre muß von einem Drathe mit langen Gelenken ein Kettlein ſeyn, indem ſonſt der Hecht die Schnüre leicht zerbeißt. Dieß Kettlein aber muß er ganz laſſen. So iſt auch, weil er einen groſſen Rachen hat, ein dreyfacher Angelhacken daran, welcher alſo im Triangel gemacht iſt, daß auf jeder Seite ein Hacken heraus gehet. Die Angelhacken werden auch im Februario und weiter fort mit an die Nachtſchnüre gemacht, woran aber ein klein Fiſchlein, oder ein Stücklein von einer Leber zu machen iſt, als wornach der Hecht gerne gehet. Hierbey iſt auch zu bemerken, daß der Hecht, beſonders im Neumond und letzten Viertel, auch bey dunkelm Wetter, nur gerne anbeißt. Man angelt auch mit dieſen Hechtangeln auf dem Eiſe. Wenn die Seen lange mit Eis zugefroren bleiben; ſo beobachtet man ihren Winterſtand, und hauet daneben Wuhlen oder Wuhnen ins Eis. Wie nun im Februario der Hecht ſchon munter wird, zu ſtreichen, und auch gerne nach dem friſchen und offenen Waſſer gehet; alſo hänget man etwa 3 oder 4 dergleichen Angelhacken, die an einer langen Schnur zugleich angemacht ſind, in die Wuhlen. Wird denn der Hecht das Fiſchlein gewahr, ſo begehrt er es bald hineinzuſchlingen; es wird ihm aber die Mahlzeit gar ſauer, maſſen ihm der dreyfache Hacken im Rachen hängen bleibt; da man ihn denn damit herausziehen kann. So wird er auch bey ſeiner völligen Streichzeit im Merz, auf den Flächen der Seen und Teiche, oder auch in Lachen, mit dieſer Art Angeln vielfältig gefangen. Hier iſt aber noch zu bemerken, daß man ſowohl auf dem Eis, als am offenen Waſſer, recht ſtille, und ohne ſich zu rühren, ſitzen muß; immaſſen die Fiſche gar ein helles Geſicht und leiſes Gehör haben. So bald ſie nur etwas hören oder erblicken; ſo fahren ſie fort, und nach dem Grunde zu.

c) Die **Grundangeln** werden darum alſo genennet, weil man mit dieſen die Fiſche auf dem Grunde zu fangen ſucht. Sie werden insgemein von 6 bis 8 Pferdehaaren zuſammen gedrehet; es müſſen aber weiſſe Haare ſeyn, weil die Fiſche vor den ſchwarzen ſcheu werden. Sodann wird eine ſolche Schnur, nach Erfordern, wo man weit hinein ſenken will, auf drey Klaftern gemacht, wozu aber auch eine Angelruthe gehöret. Dieſes iſt ein fein gerader und Daumens ſtarker Stock, worauf oben noch von veſtem Holze eine weiß geſchälte lange Spitze angemacht wird, woran die Angelſchnur kommt. Am

Ende der Schnur wird der Angelhacken fein veſt mit Seide oder Pferdhaaren angemacht. Einen Fuß, und auch wohl noch weiter, über dem Hacken, wird eine runde Bleykugel an die Schnur gezogen, welche den Hacken zu Grunde führen muß. Noch weiter über der Bleykugel wird eine Federſpule an die Schnur alſo angemacht, daß, wenn der Hacken und Kugel zu Grunde, die Federſpuhle auf dem Waſſer lieget, woran man ſehen kann, wenn ein Fiſch anbeißt. Auf den Hacken wird ein lebendiger Regenwurm gebunden, welcher den Hacken nicht nur bedeckt; ſondern wovon auch ein Stück herunter hängt. Der Wurm muß fein reine ſeyn, und bey dem Aufmachen fein ausgeſtrichen werden, damit das Unreine davon komme.

d) Mit den **Klitzſchangeln** zu fangen, iſt es auch kurzweilig; denn wenn die kleinen Fiſche, ſo ſo man damit fängt, recht anbeiſſen; ſo gibt es immer dabey zu thun, bald die Fiſche heraus zu ziehen, bald auch wieder mit der Angel hinein zu hauen. Dieſe Angeln werden eben, wie die vorigen, doch nicht ſo lang und ſtark, auch nicht ein ſo ſchwer Geſenke daran gemacht. Wenn nun zur Sommerszeit Gewitter vorhanden, daß die Ickley, Rothfedern u. d. g. kleine Fiſche hoch ſteigen, und flach im Waſſer gehen; ſo iſt mit dieſer Angel der beſte Fang. Und zwar macht man etwa Waſſerſchwaden, oder Schnacken, oder Fliegen, oder auch Würmer, oder ein ander Köder an den Angelhacken, und hauet alsdenn mit der Angel ins Waſſer hinein. Man bringt oftmals den Hacken kaum ins Waſſer; ſo iſt ſchon ein Ickley, Rothfeder, Weißfiſch, oder dergleichen da, und naget ſogleich am Hacken. Man rückt aber auch gleich zu, und hebet ihn mit der Angel heraus. Dieſe Angel wird deswegen Klitzſchangel genennet, weil ſie ganz flach im Waſſer geführet werden muß. Doch muß man ſich mit denſelben auch nach dem richten, wie tief die Fiſche zu mancher Zeit gehen. Im Julio und Auguſto gehen ſie zum höchſten im Waſſer, im September ſchon tiefer, und im October noch tiefer, da ſie ſchon anfangen ihren Winterſtand zu ſuchen. Wie man mit dieſen Angeln auch Fröſche fangen könne, davon ſ. **Froſch**.

Angelhacken, iſt ein von Eiſen oder Meſſingdrat angemachtes, an einem Ende gekrümmtes, und mit einem Widerhacken verſehenes Häcklein, ſo an eine Roßhärne Schnur gemacht, und mit einem Köder verſehen wird, welchen die Fiſche anbeiſſen, und ſich alſo mit dem Angelhacken ſelbſt fangen. Er wird groß oder klein gemacht, nach Beſchaffenheit der Fiſche, die man fangen will.

Angeln, heißt die Fiſche in flieſſenden und ſtehenden Waſſern mit dem Fiſchangel oder Hamen fangen, und hat ſeinen Nahmen von der Angel, ſo man dabey gebrauchet, erhalten. Zu dieſem Geſchäfte wird allerdings Wiſſenſchaft und Erfahrung erfordert. Vor allen Dingen muß man wiſſen, was vor Köder und Lockſpeiſe eine jede Art der Fiſche vorzüglich liebe und anbeiſſe, und zu welcher Jahreszeit dieſelbe nach dem einen mehr, als nach dem andern begierig ſeye. ſ. **Köder**.

Bayerische Staatsbibliothek München

Hiernächſt muß man ſich mit den Angeln nach den Fiſchen richten, die man zu fangen gedenket. Zu Hechten, Bärſchen und andern Raubfiſchen muß man gröſſere und ſtärkere Angelhacken haben, als zu andern geringern; wie man denn inſonderheit auf die Hechte gerne gedoppelte Angeln mit zweyen Hacken gebraucht. Es muß auch die Angelſchnur nicht gar bis an den Angelhacken gehen, ſondern zwiſchen beyden ein eiſerner oder meſſingner Drat, oder dergleichen Kette ſeyn, welches dieſe Fiſche mit ihren ſcharfen Zähnen nicht ſo, wie die Angelſchnur, entzwey beiſſen können. Bey andern Fiſchen, von welchen dieſes nicht zu beſorgen, kann der Angelhacken nur gleich an der Schnure mit ſtarkem weiſſen Zwirn, oder dergleichen Seide beveſtiget, und der Köder daran geſtecket werden. Weil aber der Hacken mit dem Köder in etlichen tiefen Waſſern zu leicht iſt; ſo pfleget man etwa eine halbe Elle über den Hacken ein Stücklein Bley an die Angelſchnur anzumachen, damit der Hacken deſto tiefer hinab, und ſchier auf den Grund des Waſſers reichen möge, weil etliche Fiſche ſehr tief gehen; wiewohl er nicht gar auf den Boden reichen muß. Man muß auch eine Senkfeder oder Pantoffelholz an die Schnur machen, wenn man zuvor mit einem Stabe die Tiefe des Waſſers an demjenigen Orte, da man angeln will, erfahren hat; dabey man denn Achtung zu geben hat, daß das Geſenke des Bleyes unten nicht zu ſchwer ſeye, und die Feder unter ſich ziehe; ſondern daß ſie fein gerade auf dem Waſſer ſchwimmend bleibe; ſonſt gehet das Angeln ſchlecht von ſtatten, denn man ſiehet nicht, wenn der Fiſch angebiſſen hat; welches hingegen leicht gemerket wird, wenn der auf dem Waſſer ſchwimmende Kiel zittert, und in die Tiefe gezogen wird. In dieſem Fall muß man zuerſt ſtark zucken und ſchnallen, damit der Angel dem Fiſch in den Mund einreiſſe, und der Fiſch daran gehalten werde, daß man den Fiſch fein gemächlich mit der Angelſchnur aus der Tiefe heraus ziehe, damit er die Schnur nicht zerreiſſe, und mit der Angel durchgehe. Bey groſſen Fiſchen pflegt man eine Zeitlang mit der Angel nachzugeben, und ihn mit der Angel allmählich herum zu ziehen, damit er ſich ermüde, und hernach deſto gewiſſer an das Ufer könne gezogen werden, wo man ihn vollends mit Behendigkeit herausrücket. Unter dem Angeln muß man auch immer auf den Köder achtung geben, und bisweilen nach demſelben ſehen; denn wenn er vom Hacken hinweg iſt, muß gleich ein anderer angemachet werden. In Anſehung der Zeit hat man zu wiſſen, wenn die Fiſche hoch oder tief gehen, und nach dieſem muß die Angelruthe eingerichtet werden. ſ. a. Angel.

Angelruthe, iſt eine, nach Beſchaffenheit der Ufer, 10, 12 oder 15 Fuß lange zähe Ruthe, welche insgemein von Haſelholz geſchnitten wird. Wenn man keine ſo lange Ruthe bekommen kann; ſo macht man ſie aus zweyen Stücken. Ja man bedienet ſich wohl gar, wie insgemein die Fiſchdiebe ſolches zu practiciren pflegen, eines Rohrſtabes, der in etliche Stücke alſo getheilet iſt, daß man ſie bequem ineinan-

der

Bayerische Staatsbibliothek München

der ſchieben, und hernach unvermerkt als einen Stock bey ſich tragen kann.

Angelſchnur, wird nach Beſchaffenheit der Fiſche, denen man nachſtellet, eingerichtet, und entweder ſtark oder ſchwach gemacht. Sie beſtehet aus 4 bis 6 weiſſen Pferdhaaren, und wird an die Angelruthe veſt angebunden. Stellet man groſſen Fiſchen nach; ſo muß die Angelſchnur nicht bis zur Angel gehen; ſondern es muß von Meſſing oder Eiſen ein Drat an den Angel geheftet werden, damit die groſſen Fiſche denſelben nicht abbeiſſen können; und an dieſen Drat wird erſt die Angelruthe veſt angebunden, und ſolcher geſtalt die Arbeit des Fiſchens unternommen. Es muß aber bey trübem Wetter geſchehen; denn bey hellem Wetter ſehen ſie von auſſen die Schnur, und den Schatten von der Ruthe; davor ſie denn ſcheuen, und davon fliehen. Die Legängeln und Nachtſchnüre werden alſo zugerichtet: Man erwählet einen guten langen Bindfaden, und bindet daran viel kleine Stücke, nach Gelegenheit des Waſſers und ſeiner Breite, je eines um das andere, eine Elle lang, und eine Elle weit von einander. An jeglicher kleinen Nebenſchnur bindet man einen ziemlich groſſen Angelhacken veſt, und ſtecket daran kleine Fiſchlein oder Grundeln, alſo daß ſie quer durch den Leib an den Angelhacken kommen, damit ſie noch leben, und am Angel zappeln können. Die Hauptſchnur aber bindet man an einem am Waſſer ſtehenden Baum, oder ſtarken Waſſerpfahl veſt an, und wirft die übrigen Schnüren, ſo daran verbunden ſind, ſo weit es das Gewicht, ſo am Ende der ganzen Schnur angebracht iſt, erlaubt, in das Waſſer, und zwar, ſo viel es geſchehen kann, quer über den Fluß oder das Waſſer; ſo wird nicht leicht ein Fiſch darzwiſchen ſtreichen, der nicht an der Lockſpeiſe nage, und ſich ſelbſt alſo den Angel in Rachen ſchlinge. Damit man aber wiſſe, wo die Hauptſchnur mit den Nebenſchnüren, im Fall ſie durch groſſe Fiſche abgeriſſen worden, ſich hingeſetzt habe; ſo bindet man etliche Büſchel von leichten Binſen an die Schnüren, welche auf dem Waſſer ſchwimmend anzeigen, wo ſie ſich befinden. Man braucht dieſe Leg- oder Nachtſchnüre auf die Aale, Barben und andere Flußfiſche. Doch iſt wegen der Aale zu merken, daß der Ort, wo die Nachtſchnur hingeworfen wird, mit keinem Gras oder Gebüſche bewachſen ſeyn dürfe, weil der Aal, wenn er merkt, daß er gefangen iſt, ſich um ſolche ſchlingt, und die Angelſchnur von der Leine leichtlich abreißt. ſ. a. **Aalfang.**

Angelzeit, iſt die beſte Zeit zu angeln, die zwiſchen Pfingſten und Margarethen einfället. Man fängt aber dieſes Geſchäfte auch bald nach Waldpurgis an, und treibt es bis in den Herbſt, jedoch nur an trüben und dunkeln Tagen. ſ. **Angelſchnur.** Im Neumond und letzten Viertel beiſſen die Fiſche, ſonderlich die Hechte, am meiſten an.

Anguilla, ſ. **Aal.**

Anguillæ Captura, ſ. **Aalfang.**

Anguillarium, ſ. **Aalkaſten.**

Anguille, ſ. **Aal.**

Anguilliere, ſ. Aalkaſten.

Animal magnum, ſ. Elend.

Anisholz, welches ſonſt auch Hanenhüttgen, Hanebitzen, oder Zweckholz heißt, wird von Forſtverſtändigen eigentlich Spindelbaum genennet.

Ankirren, ſ. Ankörnen, Ludern.

Anködern, heißt den Fiſchen eine Lockſpeiſe, an Angeln geſteckt, oder in Reuſſen ꝛc. gelegt, vorwerfen, welcher ſie nachgehen, und dadurch gefangen werden.

Ankörnen, **Ankirren**, heißt einen Platz mit Vogelbeeren, oder andern Körnern, welchen die Vögel nachgehen, überſtreuen, damit die Vögel herbey gelockt werden, und in die Heerde fallen, auf welchen ſie mit Garnen, Wänden, oder auf andere Weiſe gefangen werden.

Ankuppeln, heißt in der Jägerey die Hunde, wenn man auf das Jagen gehet, oder daſſelbige vollendet hat, zuſammenbinden, damit ſie deſto leichter an Ort und Stelle gebracht werden können.

Anlaſchen, heißt in dem Forſtweſen einen Baum mit dem Waldeiſen zeichnen, wenn derſelbe zum Bau- oder Bretter- oder Schindelarbeit beſtimmet und angewieſen worden. Man pflegt da nämlich von der Rinde ein Stück abzuhauen bis auf das friſche Fleiſch des Baumes, wo ſodann das Waldzeichen mit dem Waldhammer angeſchlagen wird.

Anlaſſen, wird von Teichen und Seen geſagt, die aus andern Weyhern oder Flüſſen nach und nach mit Waſſer durch Rinnen verſorgt werden. Solches Anlaſſen geſchiehet entweder bey alten Teichen, welche, nachdem das Waſſer abgelaſſen, und dieſelbe gefiſchet worden, wieder aufs neue angelaſſen werden müſſen; oder bey neu angelegten Teichen, worinnen noch niemals Waſſer geweſen. Bey jenen geſchiehet das Anlaſſen entweder gleich, nachdem ſolche gefiſchet worden, oder aber man pfleget dieſelbe, wenn man ſie 4 oder 5 mal gefiſchet, ein Jahr lang ruhen, und dann von neuem Anzulaſſen. Sind aber die Waſſerbehälter oder Teiche neu; ſo hat man dieſe Regel zu beobachten: daß man das Waſſer nicht auf einmal und ſchnell einſchieſſen laſſe, damit die Dämme oder Vorlagen, die ſich ohnehin noch nicht veſte geſetzt haben, nicht durchreiſſen, und der Schaden gehäuffet werde. Sind grüne Zäune vor den Vorlag geſetzt worden; ſo muß man auch gemächlich nach und nach das Waſſer anlaſſen, damit das Waſſer das Bittere verliere, welches von dem Weidenwerk ſich in daſſelbe geſetzet hat, und die Fiſche ſterbend machet. Es mag alſo zur Zeit des Fiſchens, oder zu anderer Zeit geſchehen; ſo hat man vorbemeldte Vorſicht zu gebrauchen.

Anlauffen laſſen, iſt eine Redensart, die in der Jägerey gebrauchet wird, wenn man einer wilden Sau das Eiſen oder Spieß vorhält, damit ſolche darein lauffen ſolle; welches ſo bald geſchiehet, als ſie der Jäger mit den Worten: Huy Sau! anſchreyet. Hier muß der Jäger wohl zuſehen, daß er veſten Fuß halte, damit ihn die Sau nicht über den Hauffen renne. Denn wenn dieſes

ſes geſchiehet, oder wenn er ihr den rechten Fang nicht gibt, oder ſie gar verfehlet; ſo iſt das Schwein meiſter über ihn, wo er nicht alſobald auf das Geſichte niederfället, und ſich ſo viel möglich des Athemholens enthält. Doch iſt dieſe Vorſicht nur bey dem Eber dienlich, der mit ſeinem Gewerf oder Gewehr nur über ſich hauen kann; da hingegen eine Sau mehr unter ſich kommen, und Schaden zufügen kann. ſ. a. **Fang, Fangeiſen.**

Anlocken, franzöſ. *Affriander*, iſt ein Kunſtwort in der Falknerey, und bedeutet ſo viel, als dem Vogel gute Lockſpeiſe geben, wohin junge Hüner und Tauben gerechnet werden.

Anonymus, ſ. **Spindelbaum.**

Anſchieſſen, heiſſen die Jäger, wenn ſie ein Wild mit einem Schuß alſo verwunden, daß es entweder gar nicht, oder doch langſam fället.

Anſchlag, der **wilden Fiſcherey**, ſ. **Fiſcherey.**

Anſchlag, der **Teiche**, ſ **Teich.**

Anſchlag, der **Waldungen**, ſ. **Holzverkauf.**

Anſchlagen, wird von Jagdhunden geſagt, wenn ſie, nachdem ſie ein Wild aufgeſpüret, und ſehen, zu bellen anfangen. Sie thun eben dieſes auch wohl, wenn ſie eine fremde Perſon, oder ein fremdes Thier antreffen.

Anſer, ſ. **Gans.**

Anſillen, iſt ein Wort, deſſen ſich die Vogelfänger bedienen, wenn ſie einen Vogel an einem Bändlein auf dem Vogelheerd anfeſſeln. Es geſchiehet nämlich auf folgende Art: Man nimmt ein ſtark Bändlein, oder eine ſubtile Neſtelſchnur, machet einen kleinen Ring von eiſernem oder meſſingenem Drat daran, ſchläget daſſelbe Bändlein oder Schnur in ein Dreyeck zuſammen, nach der Gröſſe des Vogels, der anzumachen iſt, ſtürzet es über des Vogels Kopf und Füſſe, ſo, daß das Ringlein in der einen Spitze des Triangels juſt unter den Bauch kommt. Hierauf ſtecket man ein geſchwankes Rüthlein bogenweiſe in die Erde des Heerdes, welches glatt, und ſo gemacht ſeyn muß, daß ein anderes Ringlein hin und her daran lauffen kann. An dieſes Ringlein wird ein zweyfach gelegtes Band, ohngefehr eines Fingerslang, veſte gemacht; welches gedoppelte Band man durch das an dem Leibe des Vogels beveſtigte Ringlein ziehet, den Vogel durchkriechen, und alſo das Band zuziehen läßt, oder, welches leichter geſchehen kann, wenn das Band an das Ringlein des Vogels geſchlungen wird, ehe man es mit ſeinem Ringlein an das Rüthlein ſtecket. Das Band, welches dem Vogel über den Kopf und Füſſe angeworfen wird, nennet man eine Sille; der Vogel, den man hiezu gebrauchet, heißt der **Lauffer**, oder **Vorlauffer**; und dieſes Anfeſſeln an dem Vogelheerd wird das **Anſillen des Lauffers** genennet. Bey einem wohleingerichteten Vogelheerd muß man alſo etliche ſolche Sillen, nach der Gröſſe und Stärke der Vögel, und nach der Beſchaffenheit des Gebrauchs, in Bereitſchaft haben.

Anſprechen, heißt urtheilen und anſagen, wie ein Hirſch am Leibe oder Gehörne zu rechnen ſeye.

So ſpricht der Jäger: Ich habe den Hirſch vor 12 Enden zu haben angeſprochen, an ſtatt, daß er, eigentlich zu reden, ſagen ſollte: Ich habe den Hirſch geſehen, der hat 12 Enden. Die Franzoſen gebrauchen hier Redensarten, die dem Wortverſtande nach von unſerm Deutſchen in etwas unterſchieden ſind. Man muß aber bekennen, daß es noch faſt leichter ſeye nach ihrer, als nach Art der Deutſchen anzuſprechen. Jene pflegen die Hirſche alſo anzuſprechen: 1) *Un daguet*, ein Spieſſer oder Spießhirſch. 2) *Cerf a ſa ſeconde tête*, ein Hiſch vom zweyten Kopf, d. i. ein Hirſch, der ſein zweytes Gehörn, und etwa Spieſſe oder Gabeln aufgeſetzet hat. 3) *Cerf a ſa troiſiéme tête*, ein Hirſch vom dritten Kopf, d. i. ein Hirſch, ſo ſein drittes Gehörn, und alſo etwa 6 Enden aufgeſetzt. 4) *Cerf a ſa quatriéme tête*, ein Hirſch vom vierten Kopf, iſt ſo viel, als der Hirſch trägt ſein viertes Gehörne, und hat 6 oder 8 Enden aufgeſetzt. 5) *Un Cerf de dix cors jeunement*, ein ſchlecht jagdbarer Hirſch, welcher ſein fünftes Gehörn, oder 10 Enden nunmehro tragen kann, und erſt jagdbar geworden. 6) *Un Cerf de dix cors*, ein jagdbarer Hirſch, er habe dann ſo viel Enden, als er wolle; ſo wird er allemal ſo genennet. 7) *Vieux Cerf*, ein recht guter jagdbarer Hirſch, und will der Franzoſe hiemit anzeigen, daß es ein recht Capital- oder alter Hirſch ſeye. Dieſe Manier anzuſprechen, iſt alſo ganz leichte; denn ſie bleiben nur bey der Aufſetzung des Gehörns, und kehren ſich an die Enden nicht. Dieß muß alſo ein Hirſchgerechter Jäger verſtehen, ob der Hirſch ſein anderes, drittes, viertes oder fünftes Gehörn aufgeſetzet, oder was ein junger Hirſch im Alter an Jahren hat, und was einmal jagdbar iſt, bleibt ein *Cerf de dix cors*. Es folgen aber auch einige Deutſche dieſen Terminis, nach den Köpfen oder dem Gehörn bey der Parforce-jagd anzuſprechen; iſt auch ganz gut und leichte, wie gedacht, bey Hirſchen, die noch nicht über 7 oder 8 Jahr alt ſind. Daß aber etliche noch weiter gehen wollen, und gar auch die jagdbaren Hirſche nach ihren Köpfen, jagdbar anſprechen, als: ein Hirſch vom erſten, andern, dritten, vierten Kopfe jagdbar u. ſ. fort, hat keinen ſichern Grund. So viel räume ich zwar ein, daß man den Hirſch, da er den erſten, andern oder dritten Kopf jagdbar hat, noch gut und meiſt richtig anſprechen kann. Jedoch iſt auch die Gelegenheit des Bodens zu unterſcheiden, indem man im Gebürge den Hirſch wegen ſeiner ſtumpfen und flachen Schaalen gar leichte, ſo er erſt gut jagdbar iſt, vor älter anſprechen kann. Daß aber ein Jäger nach der Fehrte, oder wenn er auch ſchon den Kopf mit ſammt dem Gehörne ſiehet, und in Händen hat, ſprechen kann, daß der Hirſch den vierten, fünften, ſechsten Kopf u. ſ. w. jagdbar hätte, iſt ganz falſch. Denn der Weydmann kann den Hirſch wohl nach ſeiner Fehrte als einen recht guten Hirſch anſprechen, auch, ſo er das Gehörn ſiehet, wohl urtheilen, daß, da es dichter mit der Roſe auf dem Kopf ſtehet, die Roſen auch ſtark, und dieſelben, wie auch die Stangen, ſehr

und vollkommen geperlet ſind, daß der Hirſch, als jagdbar, mehr als ein Gehörn abgeworfen, und aufgeſetzet habe; aber wie vielmal er eigentlich, als ein jagdbarer Hirſch, abgeworfen und aufgeſetzt gehabt, iſt ohne wahren Grund, und nicht richtig zu wiſſen. Ja bey denen kann es noch gelten, die etwa zahm erzogen worden, deren Jahre man weißt, und aufgeſchrieben, daß von denſelben richtig geſprochen werden kann, der Hirſch ſeye von dem fünften, ſechsten Kopf u. ſ. w. jagdbar. Was alſo junge Hirſche ſeyn, da iſt es leichter und deutlicher nach dem Franzöſiſchen anzuſprechen. Was aber ein recht guter jagdbarer Hirſch iſt, bleibet es gründlicher bey den Deutſchen, da ich ſpreche: Ein recht guter oder Capitalhirſch kann ſo viel Enden tragen, oder wäget ſo und ſo viel. Doch ländlich, ſittlich. Inzwiſchen wäre wohl zu wünſchen, daß bey dem edlen Weydwerk auch hierinn einerley Ceremoniel und Einrichtungen, beſonders aber einerley weydmänniſche Termini wären.

Anſtand, heißt in der Jägerey ein ſolcher Ort, wo ein Wild von den Jägern und Hunden hingetrieben wird, um ſolches, wenn es kommt zu ſchieſſen; oder es bedeutet auch einen Ort, wo man aus der Fehrte ſchlieſſet, daß einiges Wild heraus komme. Und wenn man ſich an einen ſolchen Ort ſtellet, um das Wild zu ſchieſſen; ſo heißt es Anſtellen. Hiebey iſt in Anſehung der Jagdgerechtigkeit zu bemerken, daß demjenigen, welchem nach Füchſen und Haaſen zu richten, zu baiſſen und zu lauffen, erlaubet worden, nicht ſofort gebühre, daß er auch nach denſelben ſchieſſen, oder jemand anſtellen darf; ſintemalen das Richten, Baiſſen, Lauffen, und das Anſtellen und Schieſſen unterſchiedene Dinge ſind, bey welchem ſich von einem auf das andere nicht ſchlieſſen läßt. Daher denn der bey der Belehnung oder Conceſſion vorgeſchriebene Modus, oder Art des Jagens, genau zu beobachten iſt. Welches eben auch die Urſache iſt, warum Fürſten und Herren in denen Gnaden- und Reversjagen, das Anſtellen und Schieſſen in den Hölzern ſo genau ausdingen, zumalen aber das Büchſentragen in der Wildfuhr, wie auch, daß darinnen Schützenhäuſer oder Hütten aufgerichtet werden, nicht geſtatten wollen.

Vid. *Wehn.* voc. Forſtrecht. *Bidemb.* Quæſt. Nobil. 17. n. 8. *Harpprecht* ad §. 12. Inſt. de R. D. n. 273. ſeq. *Doeppler* in G. R. B. L. 2. c. 6. n. 52. 147. *Lündeſpur* de Imper. & Famil. Orig. & mutat. cap. 31. n. 15. *Brunnem.* Cent. 2. Deciſ. 15. *Knipſchilt* de Nobilit. c. 1. n. 120. ſeqq. *Stryck* in uſu moder. π. tit. de A. R. D. §. 6. *Ertel* de Jurisdict. infer. L. 2. c. 7. obſerv. 9. & *Martini* de Jure ven. §. 27.

Ja, was noch mehr iſt, ſo wollen die Doctores nicht einmal das Anſtellen, Bürſchen und Schieſſen demjenigen geſtatten, welcher die Jagdbarkeit generaliter und abſolute, d. i. ohne Benamſung einer gewiſſen Art des Wildes, an ſich gebracht hat, ob er

 gleich

gleich auch nach dem ſchwarzen und hohen Wildpret zu jagen berechtiget wäre; ſondern ſie geben ihm nur das Jagen mit Netzen und Hunden zu.

Vid. *Carpzov.* P. 3. Deciſ. 287. per tot. *Dietherr* ad *Beſold.* voc. **Jagen** in Add. vers. **Hagen, Jagen und Bereiten** &c. in fin.

In vernünftiger Erwägung, daß dergleichen Conceſſiones und Bewilligungen eines ſehr engen und eingeſchränkten Verſtandes ſind, und insgemein alſo interpretirt und ausgelegt zu werden pflegen, daß ſie dem Concedenti, oder dem, der die Bewilligung gethan, am wenigſten præjudiciren können. Hat aber jemand die Jagdbarkeit præſcribiret, oder durch die Verjährung erworben; ſo kommt es dießfalls auf den bisherigen Beſitz und Gebrauch an, und kann alſo derſelbe das Jagen nicht anderſt exerciren, als wie er es bisher durch den Gebrauch hergebracht. Tantum enim præſcriptum, quantum conceſſum.

Vid. *Webner.* voc. **Forſtrecht** ꝛc. *Gail.* 2. O. 68. n. 3.

Anſteckloch, ſ. **Meuler.**

Anſtellen, ſ. **Anſtand.**

Anſtrich der Karpfen, iſt eine gewiſſe Salbe, mit welcher man die Streichkarpfen beſtreichet, wenn ſie in den Streichteich eingeſetzet werden. Sie wird alſo zubereitet: Man nimmt ein paar Hände voll Schaafslorbeeren, einen Löffel voll Honig, etwas Salz, und eine Meſſerſpitze Jngwer und Pfeffer; man macht hieraus eine Salbe, beſtreicht ſie an den Windlöchern damit, und ſetzt ſie alſo in den Streichteich ein. Oder man rühret Schaaflorbeeren in Teichwaſſer in einem Zuber ein, und ſetzt die Karpfen eine halbe Stunde darein: alsdenn nimmt man ſie heraus, und reibet ihnen die Windlöcher mit Honig und Pfeffer, und ſetzt ſie alſo in den Teich. Zuweilen werden ſie hievon matt. Daher muß man ſie nur erſt am Damme, wo der Teich tief iſt, ſachte hinein ſetzen. Wollen ſie nun nicht gleich fort; ſo rühret man ſie mit einem Sträuchlein an, daß ſie ſich anfangen zu bewegen und fortzugehen. Man macht es auch auf folgende Art: Man nimmt geſiebte Aſche und Salz untereinander gemiſcht, und reibet ihnen die Näbel und Bäuche damit. Hierauf nimmt man Schaaflorbeeren in einen Zuber mit Waſſer, und ſetzt die Karpfen, wie vorhin, darein, läßt ſie etwa eine viertel Stunde darinnen ſtehen, ſchläget von Reiß ein klein Zäunlein in den Teich, nimmt die Karpfen aus dem Zuber, und reibet ihnen die Bäuche brav mit dem Schaafmiſt, worunter zugleich etwas Salz gethan worden; ſchüttet ſie ganz gemach ſammt dem Waſſer in den Zaun, gibt ſo lange Achtung darauf, bis ſie ſich bewegen, fortzugehen; oder man muß ſie anregen, und ihnen forthelfen; ziehet ſodann das Reiß allmählich von den Pfählen ab, daß ſie alſo weiter fort im friſchen Waſſer gehen können. Dieſe Forthelfungen der Natur ſind keinesweges zu verachten. Doch hat man ſchon öfters Streichkarpfen eingeſetzt, ohne ihnen einen Anſtrich zu geben, und man hat doch viele und

gute Brut und Setzlinge von ihnen bekommen. Das vornehmſte hiebey iſt dieſes: daß man einen Streichteich habe, der einen etwas leimigen, aber auch mit Sand vermiſchten Boden habe; und das Waſſer beſonders gegen Norden und Oſten ganz flach aus, und im Graſe hinaus gehe, hingegen nicht viel röhrig ſeye, damit die Karpfen am Graſe und an den Kaupen, oder den dahin geſchlagenen Pfählen, ſchlagen und den Laich abſtreichen, und derſelbe fein gegen die Sonne zukomme, damit er recht erwärmet, und vollends ausgebrütet werde; auch bey dem Laichen die Streicher fein ruhig und ungeſtöhrt ſtehen; nachmals aber auch der Teich ſeine Nahrung habe, daß ſich die junge Brut gut forthelfen könne. ſ. a. **Karpfenteich.**

Antacæus, ſ. **Hauſen.**

Antanaire, ſ. **Falke.**

Antelopen, iſt eine Art Thiere, ſo von einem Hirſch und einer wilden Geiß erzielet worden.

Antenere, iſt der Nahme eines jährigen Falken, welcher das erſtemal zu niſten vermeynet, ob er ſchon nicht vermauſet hat.

Antenido, ſ. **Faulbaum.**

Antvogel, ſ. **Ente.**

Anweiſegeld, ſ. **Stammgeld.**

Aper, ſ. **Schwein.**

Aper anniculus, ſ. **Friſchling.**

Apfelbaum, lat. Malus. Wir wir reden hier nämlich nur von dem wilden Holzapfelbaum. Dieſes iſt ein volläſtiger, ungerader und gekrümmter Baum, der daher nicht beſonders hoch wächſet; und je höher und rauher das Gebürge, je ſtruppichter wächßt dieſer Baum, mit ganz dick untereinander verworrenen Aeſten, welche bald mit Mooß überzogen werden. Er wird auch nicht dick, aber deſto älter. Seine Blätter gleichen denen am guten Apfelbaum, nur daß ſie um ein ziemliches kleiner ſind. Seine Blüthen haben eine ſchöne röthlichte Farbe, und geben einen angenehmen Geruch von ſich. Die Frucht aber iſt deſto ſchlechter. Sie iſt herbe, und dienet mehr vor das ſchwarz Wildpret, als vor die Menſchen. Doch wird ſie in niedern und gelindern Landſtrichen um ein merkliches beſſer, ja man kann in Feldhölzern, und wo der Boden von maſliger Güte iſt, ziemlich gutes wildes Obſt ziehen. Man findet dieſen wilden Apfelbaum in Wäldern, Brahmen, an bergichten Orten, auch auf Rainen und Rändern. Er hat ſonſt ſowohl, als der einheimiſche ein hartes und veſtes Holz, welches zu allerhand Drechsler- und Tiſchlerarbeit, ingleichen von den Müllern gerne zu Mühlkämmen gebraucht wird. Es iſt auch gutes Brennholz, und läßt ſich treflich zum Verkohlen brauchen. Seine Vermehrung geſchiehet durch den Kern, gleich den Gartenäpfelbäumen; wächſet aber meiſtens von ſich ſelbſt, von den Kernen, ſo von den Holzäpfeln ausfallen, oder von Vögeln in die Hölzer getragen werden. Die Stämme dienen auch den Gärtnern zum Pfropfen und Oculiren. Dennoch aber ſollte man billig ſolche nicht nur in Wäldern vor das Wildpret zur Maſt; ſondern auch den Eigenthümern zu Nutze, auſſer den Wäldern und Büſchen pfropfen und oculiren; davon

von denn gutes Obſt zu gewarten iſt; wovon die Forſtbediente ſelbſt auch Nutzen und Accidens haben könnten. So herb übrigens die wilden Holzäpfel ſind; ſo geben ſie doch im Monat October, da man ſie zu leſen, und auszupreſſen pfleget, einen Saft, woraus entweder ein Moſt, oder, wozu er noch beſſer taugt, ein guter Eſſig gemacht wird. Man pfleget ſie auch aufzutreugen oder zu dörren, und vor das Geſinde unter gutes getreugtes Obſt gemenget, zu verſpeiſen, nicht weniger einen guten Branntewein daraus zu machen. Wenn ſie getrocknet, und alsdann gekochet werden; ſo iſt der Trank davon ein dienliches Mittel in hitzigen Krankheiten. Sonſten machen ſie einen harten Leib, und das Waſſer davon iſt ein gutes Mittel wider den Durchlauf, und die rothe Ruhr.

Apeau, ſ. **Lockvogel.**

Apeau d'un Oiſeleur, ſ. **Lockpfeiffe.**

Apellant, ſ. **Lockvogel.**

Aphya lacuſtris, ſ. **Stint.**

Appas de Poiſſon, ſ. **Köder.**

Appater, ſ. **Ludern.**

Appeau, ſ. **Lockvogel.**

Appel, wird in der Jägerey von den Hunden geſagt, wenn ſie ein gut Gehör zum ruffen angenommen; welches auch ihnen anzugewöhnen, das erſte ſeyn muß, wenn man ſie dreſſiren will.

April, oder wie er ſonſt auch genennet wird, der **Blumenmonat**, lat. Aprilis, franz. *Avril*, iſt der vierte Monat des Jahres, welches mit dem Jenner anfängt. Gegen den 10ten dieſes Monats tritt die Sonne in das Zeichen des Stiers, und hat 30. Tage. Die Verrichtungen, ſo in dieſem Monat vorgenommen werden müſſen, ſind folgende:

A) In den **Wäldern** und **Holzungen** kann man bis Pfingſten noch ferner Reiß- und Scheitholz zum Verbrennen hauen; ingleichem Beſenreiß von Birken ſammlen, ehe ſie ausſchlagen; nicht weniger das Laub, Gemöß, und faule Holz zuſammenrechen, und in die Miſtſtätte führen, das trockene und ſäuberſte aber zum Streuen gebrauchen. Doch muß hierinnen Maaß gehalten, und dem Walde auch etwas zum Dünger davon gelaſſen werdeu. Ein Förſter muß hier insbeſondere 1) die Gehaue, die in dem künftigen Herbſt wieder beſäet werden ſollen, von den Stöcken, und überhaupt gänzlich raumen laſſen. 2) Die Gehaue, die im Frühjahr noch beſäet werden ſollen, wenn ſie, wegen zu rauher und unbequemer Witterung, in dem vorhergehenden Monat nicht zur Saat haben zubereitet werden können, muß er nunmehro ungeſäumt dazu zurichten. 3) Dieſelbe, nach Beſchaffenheit des Holzbodens und ſeiner Einrichtung, mit Fichten, Kiefern und Lerchenbaumſaamen beſäen. 4) Die beſäeten Gehäue, wo Wildpret ſtehet, und die Viehhütung in den Wäldern geduldet wird, verzäunen und umheegen laſſen. 5) Auf die Blüthe der Aſpe, Birke, des Leimbaums, des Lerchenbaums, und der Pappel-Saat- und anderer Weiden Acht haben. Denn die Kenntniß der Blüthen der wilden Bäume gehöret nicht nur mit zur Vollſtändigkeit

keit der Wiſſenſchaft eines Förſters; ſondern er kann auch aus den Blüthen dieſer Holzarten ſelbſt ſchon im voraus einiger maſſen beurtheilen, ob ſie in ſolchem Jahre viele oder wenige Zapfen und Saamen bekommen werden, und mithin wegen ſeiner wieder zu beſäenden Holzſchläge deßfalls einige vorläuffige Einrichtung darnach machen. 6) Muß er ſich aus eben dieſem Grunde auch um die vorfallende Frühjahrsfröſte bekümmern, ob durch dieſelbe, wie öfters geſchiehet, die Blüthen Schaden gelitten haben. Endlich 7) muß er noch ferner mit Ausklingelung des Saamens aus den Zapfen fortfahren.

B) Bey dem **Weydwerk** und der **Jägerey** ſoll man von Oſtern bis Johannis keine Rehe mehr ſchieſſen, hernach aber iſt es wieder erlaubt; doch ſoll man der Ricken oder Ziegen, ſo viel möglich, ſchonen. Wo die Kolbenhirſche häuffig ſind, werden ſolche bisweilen in dieſem Monat zur Arzney geſchoſſen. Sonſten iſt das Wild voll Enderlinge, und gar nichts nütze, zu genieſſen. Man muß jetzo noch mit Fleiß beſorget ſeyn, das Wildpret im Thiergarten bey dem Nachwinter zu füttern, weil das andere Wild in ſeiner Freyheit noch eher etwas finden kann, als dieſes. Wenn das Laub ausgeſchlagen, werden die Sulzen oder Wildpretlecken wiederum angerichtet, und erneuret. Nun kann man noch die Haſelhüner, und ſonderlich die Hahnen mit der Pürſch, oder Steckgarnen bekommen, weil ſie noch ihre Falzzeit haben; es währet aber nicht länger, als bis etwa in die Helfte dieſes Monats; denn hernach begeben ſich die Hennen zur Brut, und verſtecken ſich in das dicke Geſträuſche, darinnen ſie ſich den Sommer durch ruhig halten, und da hat alſo dieſes Weydwerk vor dieſesmal ein Ende. So lange kann man auch die Birkhahnen pürſchen, als ſie nämlich falzen. Ob wohl in dieſem Monat das wilde Taubenſchieſſen am beſten iſt, weil ſie häuffig ins Feld und auf die angeſäeten Aecker ſtreichen, allwo man ſie leicht mit einem Taubenruf frühe Morgens locken, und auf einem Baum pürſchen kann; ſo iſt doch beſſer, man warte, bis ſie brüten, und die Jungen ins Feld führen, zumalen da die Alten um dieſe Zeit lauter magere und zähe Tauben ſind, die gleich ihre Brut antretten, und mit einer jeden Taube eine ganze Brut, bisweilen auch wohl zwey derderbet werden. Im Auguſtmonat ſind ſie fett und gut, beſſer zu eſſen, und leichter zu fangen. Man muß auch um dieſe Zeit, nämlich im April, verbieten, die wilden Enten, Rebhüner, und Wachteleyer wegzunehmen, oder zu verwüſten. Jetzo iſt es auch Zeit, ſich mit jungen Miſtlern und Amſeln zu verſehen, wenn man ſie vom Neſt aufziehen, und zahm machen will. Auch gehet der Finken, und Gereuthvögel, oder Gereuthlerchenfang mit dem Stechen an. So werden auch noch in dieſem Monat die wohlſingende Finken und Emmerlinge zur Lock auf den nächſten Herbſt eingethan und verhalten.

C) Bey der **Fiſcherey** iſt nöthig, die Teiche, die keinen Durchfluß oder Brunnenquell haben, und allein von den Waſſergüſſen

güſſen erhalten werden müſſen, in dieſem Monat, wenn anderſt die Dämme ſolches erleiden mögen, anlauffen zu laſſen, damit es ihnen zur heiſſen Sommerszeit nicht an Waſſer gebreche. Wo die Teiche im vorigen Monat nicht alle beſetzt worden, kann ſolches in dieſem noch geſchehen, weil nun die Fiſche von allerhand Arten zu wachſen anfangen. Vornehmlich mag man um dieſe Zeit, und zwar bis Philippi und Jacobi aufs längſte, wenn das Waſſer ein wenig warm geworden iſt, im zunehmenden Mond, den zweyjährigen Saamen mit dem dreyjährigen, wo dieſer nicht bereits im vorhergehenden Monat iſt ausgeſetzet worden, gehörig fortſetzen. So pfleget man auch um Georgii, da kein ſonderlicher Froſt mehr zu beſorgen, die Streich- oder Laichkarpfen zu verſetzen. Es ſollen aber dergleichen Streichteiche zuvor mit dem Pflug umgeriſſen, und wo es ſeyn kann, den Winter über, ohne Waſſer liegen gelaſſen werden. Weil man nun der Fiſchbrut ſonderlich ſchonen muß; ſo ſoll man daher mit dem Fiſchfang einhalten, und von dieſem Monat bis in den Auguſt keine Kräuterbürden oder Fiſchreuſſen legen laſſen, weil gleichergeſtalt viel Brut dadurch verderbet wird; es wäre denn etwa in den Bächen und Flüßlein, die ohnedem in fiſchreiche Waſſer flieſſen, und darein man auch ſchon zuvor im Herbſt von Geſträuch und Steinen Fälle oder Fiſchweiden gemacht, damit die Hechte deſto lieber hinein ſteigen. Man ſoll auch um dieſe Zeit kein Geröhrig oder Gras im Waſſer ausmähen, auf daß der Brut dadurch deſto beſſer geſchonet werden möge. Ingleichem ſoll man die Krebſe mit den Eyern, d. i. die Mutterkrebſe, dieſen Monat aus den Waſſern nicht fiſchen laſſen, weil es groſſen Schaden und Abgang verurſachet. Von rechtswegen ſoll man ſie, wenn ohngefehr einige gefangen worden, wieder ins Waſſer werfen. Hingegen ſind die Aale jetzt gut zu fangen, um die Zeit, wenn die Erlen Blätter treiben. So gehet auch nunmehro der Stöhrfang an, und währet bis in Junium. In dieſem Monat ſtreichen nicht nur die Pärſchen, Weißfiſche, Rothaugen, Elritzen, Schmerlen, Gründlinge, und Alten oder Elfiſche; ſondern es iſt auch jetzt und im folgenden Monat der Lachsſtrich.

Apron, ſ. Aſper.

Apua, Apua phalerica, ſ. **Stint.**

Aquifolium, ſ. **Stechpalmen.**

Aquila, ſ. **Adler.**

Aquila valeria, ſ. **Adler.**

Aquilex, ſ. **Teichgräber.**

Aquiqui, ſ. **Affe.**

Arbeere, ſ. **Elſenbeerbaum.**

Arbeitung des Leithundes, beſtehet darinnen, wenn man den Leithund auf die Fehrte eines Hirſches oder andern Wildes dergeſtalt abrichtet, daß er weder eine Fehrte übergehet, noch auch, wo er auf dergleichen gefallen, dieſelbe verdroſſen, ſondern munter fortſuchet, und den Tritt des Thieres zeiget. Dieſes Arbeiten geſchiehet zur Behängenszeit im Frühling, wenn die Wieſen und Gründe von jungem Gras fein grün wroden, und liebliche, warme und ſtille Morgen ſind, gemeiniglich im May und Brachmonat, da die Winterkälte vorbey,

bey, und der Thauſchlag kenntlich, auch nicht regneriſch oder windicht iſt; weil der Regen und die Kälte die Dünſte der Witterung von der Fehrte gar zu ſehr dämpfen; der Wind aber den Geruch des Wildes dem Hund entgegen bringen würde, daß er mit der Naſe nicht zur Erde bleiben, ſondern mit dem Kopf in die Höhe, und gegen den Wind ſuchen, um ſich ſehen, und die Spur endlich übergehen lernen, mithin auf ſolche Art verdorben würde. Da an dieſem Arbeiten des Hundes ſo viel gelegen iſt; ſo wollen wir erſtlich zeigen, wie bey dem Auszug verfahren werden müſſe; und ſodann dar Arbeiten ſelbſt umſtändlich beſchreiben.

A) Wenn man den Leithund ſo weit erzogen, daß er führig iſt; ſo wird es mit dem Auszug alſo gehalten: Man faſſet den Hund an das Hängeſeil, und ſo man ſchon einen gearbeiteten Hund hat, daß einer damit voraus ziehen kann, iſt es deſto beſſer, indem der junge Hund dem Alten nachzueilen beginnet. Doch muß man hiebey wohl Acht haben, ob der junge Hund nicht hinten her zu hitzig werde, in welchem Fall man lieber mit dem Alten neben her ziehet. Im Ausziehen ſpricht man dem Hunde mit freundlicher Stimme alſo zu: **Hin! Hin! Vorhin!** oder **Voraus! Ho, ho, ho, ho, hoa! Vorhin! Süllmann, Geſellmann** oder **Mann**; zu den Hündinnin aber: **Haile!** oder **Heele!** Dieß ſind eigentlich von Altersher die gebräuchlichſten Worte der Hundenahmen, wenn man dabey bleiben will. Wer aber etliche und mehr Hunde hat, gibt ihnen verſchiedene Nahmen, um ſie zu unterſcheiden; dabey ſie denn auch bey dem Zuſpruch genennet werden. Ob man nun aber gleich den Hund durch Zuſprechen ſowohl anfriſchen, als auch ſtraffen und einrichten muß, was er thun und laſſen ſolle; ſo muß dennoch nicht immer mit ihm geplaudert, und ſtark geſchryen werden; denn ſonſt wird es der Hund ſo gewohnt, daß er endlich ſelbſt nicht mehr weißt, was er thun ſoll; oder er wird, wenn des Jägers Maul zu iſt, gleich läßig werden. So wird auch durch das viele und laute Schreyen dasjenige rege gemacht, ſo man beſtätigen will. Gleichwohl muß der Weydmann auch nicht gar als ſtumm hinter dem Hunde hergehen; ſondern ihm ordentlich und zu rechter Zeit zuſprechen. In währendem Ausziehen mit dem Hunde ſoll man ihn nicht vor den Häuſern an die Knochen oder Kothhauffen anzuſchnuppen, gewöhnen laſſen, und ſich dabey aufhalten, oder in die Fahrglöſſen, und Waſſerpfützen einzufallen; ſondern man nimmt das Hängeſeil ſo aufgedockt in der linken Hand, daß man mit der rechten Hand an demſelben vorgreiffen kann, damit es nicht ſchlaff werde, und auf die Erde falle, daß der Hund drauf, und drein tretten muß; ſondern, ſo viel möglich, muß ſich der Hund gewöhnen, das Hängeſeil ſtraff anzuziehen. Mancher Hund liegt zwar von ſelbſt, und gar zu ſcharf im Hängeſeil; er wird aber dabey bald müde, wenn er nicht ſonſt eine beſonders gute Dauer hat. Man muß auch nicht mit den Armen ſchleuderend gehen; ſondern

ſondern den linken Arm am Leibe halten, und den rechten auch nicht ſo gar frey, und weit hinaus ſtrecken, daß man den Hund nicht immer am Halſe rucke, als an einem Pferdt, wenn es Hotte gehen ſoll. Denn der Hund wird ſonſt ſchüchtern gemacht; und ſo er von Natur leichtſinnig anfällt, und es ihm nicht allzu gerecht iſt, wird er alsdann mit ſolchem Hotten gar bald und unvermerkt abgeruckt. Auch muß der Hund ſich nicht angewöhnen, bald herüber, bald hinüber zu ſchwärmen; ſondern nach und nach ſo gewöhnt werden, daß er vor der rechten Hand gerade voraus, und neben oder an der Straſſe und den Wegen rechter Hand vorhin ziehe. Wenn der Hund rechter Hand ſich hinwenden ſoll; ſo ſpricht man: **Dahin! Dahin!** So er ſich aber linker Hand herum, oder wegwenden ſoll; ſo ſpricht man: **Daher! Daher!** Und ſo er nicht recht voraus will: **Dahin! hin, hin! Vorhin!** oder **Voraus!** Wenn man ſo mit dem Hunde ausziehet, und denſelben arbeiten will; ſo muß der Jäger ſtets ſeine Augen auf des Hundes Kopf, und ſeine Minen wenden, und nicht hin und her gaffen; denn gibt man nicht beſonders auf den jungen Hund acht; ſo fällt der Hund gar leichte was an, das ihm nicht allzu gerecht iſt; und ſo ziehet man überhin, und der Hund gewöhnt ſich dabey, gerne zu übergehen. Dieſes aber iſt der gröſte Fehler eines Hundes.

B) Das **Arbeiten ſelbſt** iſt verſchieden, nachdem man den Hund auf eine Art des Wildes abrichten will. Insgemein werden ſie beſonders auf **Hirſche** und Säue abgerichtet; und dieſe beyde Arten wollen wir hier beſchreiben.

α) Auf den **Hirſch** kann der Hund auf zweyerley Art abgerichtet werden, entweder ohne, oder zugleich mit auf den **Wider- und Abſprung**.

1) Bey der **erſtern Art** gehet es alſo her: Wenn der Weydmann zu Felde und Holze mit dem Leithund ziehet, welches frühe, ſo bald es Tag iſt, geſchehen muß; ſo muß er nicht dichte oder zu nahe ans Holz ziehen, weil die Haaſen, Füchſe und dergleichen da herum zu fahren pflegen, auch nicht in die friſch gepflügten Felder. Dann bey dem erſtern begehren die junge Hunde gerne herum zu ſchwärmen; auf den andern aber lernen ſie in die Löcher ſtupfen, ſo man ſie in ſolchem lockern Boden arbeitet. Sehr gut iſt es, ſo man die jungen Hunde, welche man zum Hirſchen arbeiten will, zu erſt auf die Hirſchfehrten bringet, indem man befinden wird, daß dergleichen Fehrten, worauf der Hund anfangs ein paarmal gearbeitet worden, von demſelben nachgehends am meiſten geliebet werden. Doch iſt dieſes nicht dahin zu verſtehen, daß er alsdann von andern Thieren die Fehrten gar nicht anfallen ſollte; ſondern nur ſo viel, daß er die erſte Art der mit ihm angefangenen Arbeit am meiſten anzunehmen pflegt. Denn durch fleiſſiges Arbeiten muß ihm alles andere, was er nicht ſuchen ſoll, abgewöhnet, und er davon abgebracht werden. So iſt es auch ſehr ſchädlich, wenn man zuerſt auf Rehe- Haaſen- oder dergleichen Fehrten kommt,

kommt, und darauf herumſchwärmt. Daher iſt es beſſer, daß man anfangs einen guten Boden auf dem Feld erwähle, und ſich vorher der Hirſche Wechſel recht wohl erkundige; ſo kann man alsdenn auch des Morgens frühe dieſelbe mit dem Hunde finden. Wenn man einzelne Hirſche haben kann, das iſt die beſte arbeit. Alsdann nehme man nur den Hund wohl in acht, und ſehe zu, daß der Hund nur einen oder ein paar Hirſche zur Suche hat; ſo wird er eher zeichnen, und ſtehen bleiben. Sind ihrer aber mehrere, und ſie gehen aus einander; ſo fährt der Hund von einer Fehrte auf die andere, und will gern alles beyeinander haben, und wird alſo auf den vielen Fehrten leicht zum Schwärmen gebracht. Wenn nun der Hund anfällt; ſo ſpricht man ihm zu: **Ho! Hoa! Was da!** oder: **Was zeucht daher!** oder: **Was wittert dich an!** oder: **Ho! richte dich nach der Fahrt.** So der Hund die Fehrte recht anfällt, faßt man ihn kurz, daß er ſich auf der Fehrte halten muß. Wenn er denn in die Fehrte mit der Naſe eingreift, ſpricht man: **Ho! richte dich!** oder: **Nun, nun, laß ſehen!** Alsdann greift man geſchwind und behende vorwärts ans Hängeſeil, daß man den Hund zwiſchen die Beine kriege, aber nicht rückwärts geriſſen; ſondern man muß ganz gemächlich ſo über den Hund kommen, daß er auf der Fehrte, die er mit der Naſe gezeichnet, ſtehen bleibet. Anfangs zeichnet der Hund freylich nicht die Fehrte; ſondern will mit der Naſe hin und wieder fahren. Darum muß man ihn nur kurz halten,

und ſo bald, als er nur mit der Naſe nach der Fehrte hinein greift, muß man ihn auch careſſiren. Denn dieſes iſt vornemlich der Zweck, daß der Hund lernen muß, die Fehrte mit der Naſe accurat zu zeichnen, und die Fehrte nach Begehren richtig fort zu ſuchen; wohin er aber auch nicht gleich in einer Behängezeit gebracht wird. Careſſiret man nun den Hund alſo: **Ho! recht mein Mann!** oder: **Recht! du haſt recht, trauter Geſell**, oder: **Haile!** oder wie der Hund benamſet iſt; ſo läßt man ſodann den Hund weiter auf der Fehrte nach, aber kurz, und man läßt ihn alſo wieder mit der Naſe die Fährte ſuchen, und zeichnen. So er ſie hat, muß man ihm wieder, wie vorhin, recht geben. Hierauf läßt man ihn etlichemal vorwärts fortſchieſſen, und ſo, daß er allemal, wenn man ihn anhält, die Fehrte mit der Naſe recht zeichnen muß. Sodenn ſtreicht und careſſirt man ihn mit dem Bruch, nimmt ihn, während deſſen, ganz glimpflich auf, trägt ihn ab, und ziehet neben der Fehrte rückwärts oder vorwärts, doch ſo, daß der Hund nicht ſo nahe an der Fehrte iſt, daß er dieſelbe im Wind, oder Naſe hat. Wenn man auf ſolche Art hinziehet; ſo muß man ſich wieder, wo man denkt, daß die Fehrte iſt, darnach wenden, daß der Hund wieder quer über die Fehrte kommt. Dieſes heißt **Vorgreiffen.** So er denn anfällt, muß man ihn wieder, wie zuerſt, darauf arbeiten, zeichnen laſſen, und abtragen. Einige arbeiten alsdann, wenn ſie vorgegriffen, der Fehrte entgegen oder rückwärts; einige aber greiffen öfters vor, und arbeiten nicht

nicht rückwärts. Jenes heißt die Wiederfährte, das letztere aber die Nachfarth, wo es hingezogen iſt. Wenn man mit einem jungen Hunde des Tages ein, zwey, oder aufs höchſte dreymal zur Fehrte gekommen iſt; ſo iſt es auf dieſen Tag ſchon genug. Wenn man aber etlichemal mit dem Hunde ausgezogen; ſo muß man es länger mit ihm machen, und ihn, ſo es ſeyn kann, einen Tag um den andern fortarbeiten. Fällt aber, wie faſt alle junge Hunde thun, derſelbe andere Fehrten an, die er nicht ſuchen ſoll; ſo muß man ihn deswegen nicht gleich mit Schlägen tractiren; ſondern man ziehet ihn nur davon ab, und ſtraft ihn alſo: **Pfuy! Schone dich!** oder: **Schone dich, hüte dich!** ſo wird es der Hund ſchon merken lernen, daß er da nicht careſſirt wird. So muß man mit dem Hund verfahren, wenn er weichlich und furchtſam iſt. Iſt er aber hart und wilde; ſo muß man ihn zuweilen, ſo er nicht recht thut, mit dem Hängeſeil ſchnellen; aber auch zu rechter Zeit, und mit Maaße. Ein Hund, ſo 2 Behänge auf ſich hat, d. i. ſo er 2 Jahr gearbeitet worden, muß ſchon ſo viel thun, daß man ſich einiger maſſen auf ihn verlaſſen kann. Im dritten Behänge aber muß er vollkommen gut, und gerecht werden, daß er, ſo er zeichnet, accurat die Fehrte mit der Naſe habe, drein zeige, und ſtehen bleibe, und den Kopf in die Höhe werfe, bis man zu ihm gehe, auch nicht eher wieder fortſchieſſe, bis man ihm zuſpreche. Iſt er in dieſer Zeit nicht vollkommen; ſo hat es der Weydmann mit ihme verſehen. Denn wenn anderſt der Hund eine gute Naſe hat, müſſen ihm in ſolchen 2 bis 3 Behängen andre Untugenden abgewöhnet werden, und ihm ſo viel beygebracht ſeyn, daß er richtig und gerecht zeichne, und nichts übergehe. Man kann aber dem Hund auch eine ſchlechte Naſe machen, wenn man nur allein ganz frühe ausziehet, daß er die Fehrten immer fein warm hat; wenn aber die Sonne aufgegangen, wieder nach Hauſe ziehet, oder wenn es ein wenig windigt, oder einen dünnen Regen oder ſtarken Thau hat; da denn zu vermuthen, daß die Fehrten den Hunden nicht ſo gerecht, oder ſchon kalt ſeyn möchten. Es iſt wahr, ſtarker Wind iſt vor junge Hunde gar nichts nütze, und bey ſtarkem Thau und gar zu groſſer Tröckene iſt dem Hunde der Such und die Witterung auch nicht ſo angenehme, als bey temperirtem Wetter, wenn es weder zu kalt noch zu warm, auch weder zu naß noch zu trocken iſt. Aber wie ſiehet es alsdann aus, wenn bey einer ſolchen etwas unbequemen Witterung dennoch beſtätiget ſeyn, und werden ſoll und muß. Da wird der Hund wenig oder nichts taugen, und der Jäger zu Schanden werden. Man muß alſo die Leithunde nicht gar zu zärtlich gewöhnen; ſondern bald auf dürren Heiden, bald auf guten, bald wiederum auf ſandigten, oder auch naſſen Boden ziehen; denn die Veränderung des Bodens thut viel bey den Hunden, und man wird erfahren, wenn man von gutem fetten Boden auf dürre Heiden oder Sand mit dem Hunde gekommen, dergleichen er noch gar nicht gewohnt geweſen, daß er ſich

ſich den erſten und andern Morgen bey dem Zug oder Vorzug ziemlich wunderlich anſtellet, und nicht ſo beherzt und wohl ſeine Sachen macht, als auf dem Boden, ſo er ſchon gewohnt geweſen. Darum muß der Hund in dem Behängen, und währender Hundsarbeit alles gewohnt werden, ſowohl ſtarke Thaue, als trockenes Wetter, kalte und hitzige Morgen und Züge. So viel iſt gewiß, bey gar ſtarkem Winde muß man den jungen Hund auf dem Felde, Wieſen oder Aenger nicht arbeiten; denn er wird da die Fehrte nicht fort ſuchen; ſondern ſich unter Wind wenden. Hält man ihn an, ſo iſt er nicht auf der Fehrte, und ſtehet bisweilen wohl 2 bis 3 Schritte weit von der Fehrte ab unter Wind. Setzte man dieſes alſo mehrmals mit ihm fort; ſo würde er ſich bald den Wind gewöhnen anzunehmen. Man thut alſo beſſer, daß man bey ſolchem Winde im Holz, wo breite Straſſen oder Alléen ſind, mit ihm ziehe, damit er nicht eben zu Hauſe liegen, und auf gut ſtill Wetter warten muß; ſondern auf dieſe Art doch in der Uebung bleibe. Man kann ihn auch wohl auf ſolchen breiten Straſſen etlichmal zeichnen laſſen, ſo er anfällt, obgleich nicht weit mit ihm nachzuhängen wäre. Es iſt auch nicht genug, daß er nur des Morgens die friſchen Fehrten allein zu ſuchen gearbeitet ſeye; man muß nach und nach weiter auf den Tag mit ihm arbeiten, und ſollte es auch bis 10 oder 11 Uhr, oder länger ſeyn. Wollte ihn je die Sonne zu ſtark drücken, ſo iſt es beſſer, man binde ihn unter einen ſchattichten Baum, und bringe ihn wieder auf die Frühfehrten und Brüche, daß er daſelbſt wieder anfalle. Ob er nun gleich leichte darauf ſucht; ſo lernet er doch auch die kalten Fehrten annehmen. Durch das weite und lange, auch öftere Ausziehen, bekommt auch der Hund mehr Dauer, und kommt beſſer in Athem, als wenn er ſelten heraus kommt. Doch muß ein Verſtändiger auch hierinn Maaſſe gebrauchen, indem man ſonſt den feurigſten Hund ruiniren kann.

2) Wegen vieler Feißtjagen, und Parforcejagden iſt es unumgänglich nöthig, daß man auch Leithunde habe, die auf den Wieder- und Abſprung gearbeitet ſind. Wie nun der Hund hierauf abzurichten ſeye, kann hier mit wenigem bemerket werden. Bey dem Auszug verfähret man gänzlich, wie bey der erſten Art. Hernach arbeitet man, wie vorhin, den Hund ſo lange, bis er eine Fehrte richtig anfällt, und eine Ecke mit fort zu ſuchen vermag; eher gehet es nicht an, ihn zum Wiederſprunge anzuhalten. So er nun auf dieſe Art mehrmals geübet worden; ſo hänget und arbeitet man denn weiter nach, ehe ſich das Wildpret gefärbet, aber ja nicht bis gar dichte an das Holz, damit ſich der Hund nicht an den daran hangenden Wildhaaren, wenn es ſich noch nicht gefärbet hat, gewöhne, den Kopf über ſich zu werfen, und im Winde zu ſuchen. Dieß iſt den Hunden ſchwer abzugewöhnen, und wird aus ſolchen Leithunden nichts, die nur im Winde ſuchen. So muß man auch überall keinen jungen Hund, wie es denn auch den Alten nicht viel

nüze iſt, obgleich das Rothwildpret vollkommen verfärbet hat, in dicken Buſchhecken oder Stauden zeichnen, und ihn ſtehen laſſen, daß er die Reiſer erſt vollkommen berieche. Sie gewöhnen es ſich nachgehends gar bald an, daß ſie, ſo bald ſie am Holze zeichnen ſollen, mit der Naſe oben an den Reiſern herumfahren, und unten die Fehrte ſo viel nicht, als oben die Reiſer, achten. So man denn nun etwa eine Ecke mit dem Hunde die Fehrte fortbringen oder nachhängen kann; ſo muß man weiter alſo verfahren: Wenn der Hund anfällt, ſo läßt man ihn zeichnen, und ſpricht ihm recht; nur aber junge Hunde kürzer, als die ſich ſchon beſſer geſchickt erzeigen. Wenn er gezeichnet, nämlich auf die Hinfährte; ſo gehet man zwar vor an den Hund, aber man ziehet ihn, doch nicht mit Reiſſen, herum, und nach der Wiederfehrte, und ſpricht: **Wieder, wieder nach der Fahrt!** und bringt ihn alſo im Zug herum auf die Wiederfehrte; man läßt ihn da auch zeichnen; und wieder ein paarmal ſchieſſen, und zeichnen, und trägt ihn ab. So nun dieſes auch etlichemal mit ihm exerciret worden, und der Hund anfällt; ſo läßt man ihn auf der Hinfehrte, wie erſt gedacht, zeichnen, und ſodann auch wiederſpringen und zeichnen; man bleibet ſtehen, und ſpricht ihm, mit etwas herum ziehen, zu: **Recht! wieder nach der Fahrt!** oder: **Recht! wieder richt dich nach der Fahrt!** Alſo muß er wieder herum, und auf die Hinfarth; da läßt man ihn wieder zeichnen, und ſpricht: **Fehrte!** oder: **Nu! Nu! laß ſehen!** Hierauf eilet man zu ihm, gibt ihm recht, läßt ihn wieder gerade fortſchieſſen und zeichnen: Solches muß denn ſo lange mit ihm getrieben werden, bis er zum richtigen Zeichnen und Wiederſprung vollkommen gearbeitet iſt. Dieß iſt nun hernach von vortreflichem Nutzen. Man ſoll z. Er. einen Verſuch vor dem Holze thun, wo das Getreyde nahe daran ſtehet, oder auf einem alten Wege, Straſſe, Flügel oder Allée vorgreiffen. So bald der Hund anfällt, bleibt man ſtille ſtehen, läßt ihm das Hängeſeil nach, ſo weit es ſich thun läßt, und ſpricht: **Was wittert dich an?** So er die Fehrte ergreift, zeichnet er, wenn man ihm mit dem gewöhnlichen Wort: **Fehrte!** zuſpricht. Bleibe ich aber, ohne weiter fortzutretten, ſtehen, und ſpreche: **Wieder!** ſo ſpringt er neben mich gleich herüber; doch muß ich an dem Hängeſeil fein hurtig nachgreiffen, daß der Hund nicht ſo hineintretten muß; laſſe es ſodann durch die Hand ſchieſſen, halte wieder an, und ſage: **Fehrte**; ſo zeichnet der Hund wieder. Auch läßt man den Hund nochmals wieder herüber ſpringen, wo man meynet, daß die Hirſchfehrten hinwärts ſeyn; da man denn, ſo viel möglich, den Hund das letztemal auf der Hinfehrte zeichnen läßt, an ihn gegangen, ſelbiger mit dem Bruche geliebt, und abgetragen wird; bey einem ſolchen ausgearbeiteten Hund braucht man ſehr wenig zu ſprechen. Wie ich nun zwiſchen dem erſten Fleck, wo der Hund auf einer Seite des Weges, und wieder über den Weg das andermal gezeichnet (welche beyde Orte man wohl in Acht nehmen muß), einen

nen ziemlichen Raum habe, daß ich von einem Orte bis an den andern die Fehrten beobachten, und beurtheilen, und alſo denn auch richtig anſprechen, und darnach richten kann; alſo muß eine jede Fehrte ordentlich verbrochen werden, und zwar mit abgebrochenen grünen Reiſern, ſo Bürche heiſſen, mit der Spitze des Bruchs, und den Stielen des Laubes, wo ein Hirſch hinwärts gezogen. Und ſo werden alle Hirſchfehrten nahe vor dem Holze verbrochen, daß man weiß, wie viel, und wo ſie hinein ſeyn. Die Fehrten von Thieren aber werden von einigen mit dem Laube entgegenverbrochen, d. i. man leget den Bruch nicht ſo, wie bey den Hirſchfehrten; ſondern gerade verkehrt. Damit nun der Hund auch die kalten Fehrten zu ſuchen, dauerhaft werde, muß man ihn zu mehrern Zeiten des Tages, als nur allein des Morgens, und auch auf allerley Arten des Bodens arbeiten. Wie der Leithund noch auf eine dritte Art durch das Genieſſen abzurichten ſeye, davon ſ. Genüß.

β) Auf eine andere Weiſe hat man zu verfahren, wenn man den Leithund zu Sauen arbeiten will. Man kann nun zwar eben den Hund, den man zu Hirſchen abgerichtet, auch zu Sauen arbeiten; aber es gibt hernach Confuſion, wo Hirſche und Sauen untereinander wechslen. Daher es bequemer iſt, einen beſondern Hund auf die Sauen abzurichten. Mit dem Auszug gehet es, wie bey den vorigen Arten. Wenn man nun aber mit dem Hunde auf, oder zwiſchen Feld, Vorholz oder Wieſen ziehet, und er fällt die Saufehrten an, ſpricht man ihm zu: Ho! ho! ho! ho! Was wittert dich an? Sau! Sau! wo wechſelts? wo zeuchts? oder: Nach, darnach, Sau! Sau! Sau! So er recht hat: Recht, darnach, Sau! Und muß er auch zeichnen, wie bey der Hirſchhundsarbeit vorgeſtellet worden; man muß auch mit ihm auf eben dieſe Weiſe verfahren, und bey dem Zeichnen geſprochen werden: Fehrte! halt! laß nun ſehen! Er muß aber auch zum Wiederſpringen, welches ſehr nöthig, fertig gemacht werden. Nur hierinn iſt ſich ſehr wohl in Acht zu nehmen; wenn nämlich die Sauen hin und her gebrochen; ſo will der Hund nicht gerne bey dem Zeichnen ſtille ſtehen; ſondern fähret hin und her; da man ihn denn ganz kurz nehmen, und zeichnen laſſen muß. So man aber merket, daß die Brüche ausgehen, muß man gleich vorgreiffen, und ſprechen: Umgangen, umgangen, mein Geſelle! Wo wechſelts? oder: Wo zeuchts hinaus? oder: Wendet es ſich? Wendet es ſich? mach es aus! Laß ſehen, wo zeuchts hinaus? Wenn er wieder die gerade Fehrte einfällt, und fortziehet, muß ſo viel, als möglich, nachgearbeitet werden. So man aber auf Wegen durch vorgreiffen muß, um etwa ſelbige enger zu haben, muß man ſich wohl in Acht nehmen. Sie wechſeln zuweilen, oder brechen über den Weg, und wieder zurücke; da iſt das vorgreiffen, und den Hund kurz halten, das Beſte. Darum gehöret auch hiezu ſchon ein gearbeiteter Hund. Mit jungen Hunden muß man ſich in

chen nicht viel aufhalten, ſonſt lernen ſie herumſchwärmen, und ſind nicht gut in Stand zu bringen. Man muß alſo anfangs zuſehen, wo einzelne Sauen hinausziehen, wo man nicht ſchon einen gearbeiteten Hund zu Sauen hat, daß der junge Hund neben dem Alten mit gearbeitet werden könnte. Hat man dieſen zur Hülfe; ſo iſt es freylich beſſer. Alsdann nimmt ein Jäger den alten Hund, und ein anderer den jungen, und ziehen nebeneinander aus. Doch müſſen die Hunde nicht zu dichte beyſammen kommen, weil ſie ſich gar öfters beiſſen, und einander confus machen. Fällt der alte an, ſo greift man mit dem jungen gleich kurz vor. Fällt dieſer auch an, ſo läßt man ihn etwas fortſchieſſen, hält ihn hierauf zum Zeichnen an, und ſpricht: Sau! Sau! Fährte! Nun laß ſehen! Man muß ſich aber auch bald an ihn machen, und ihn careſſiren. Immittelſt läßt man den alten Hund neben dem jungen weg vorſchieſſen, gibt ihm das Hängeſeil lang, und läßt ihn zeichnen. Alsdenn nimmt man den jungen Hund kurz, und zwiſchen die Beine, krätſchet auf der Fehrte mit ihm fort, bis man wieder an den alten Hund kommt. Hierauf läßt man den jungen Hund vor, man ſuchet ein Ecken nach, und läßt ihn wieder zeichnen. So nun dieſer wieder gezeichnet hat; ſo läßt man den alten wieder vorſchieſſen und zeichnen. Alſo ſucht und hänget man mit beyden Hunden nach, ſo, daß man immer einen um den andern zeichnen laſſen muß, ſo weit es nur gehen will; und könnte man auf eine halbe Stunde, und noch weiter nachſuchen; deſto beſſer lernet der Hund die Fehrte halten, und wird auch fleiſſiger und feuriger darauf. Doch muß man auch den Hund beurtheilen, ob er feurig iſt, oder ob man es ihm zu lange, und ihn furchtſam machen möchte. Da die Sauen viel hin und wieder zu brechen pflegen; ſo muß, wie ſchon gedacht, der junge Hund kurz gehalten werden, daß er nicht ſchwärmen lerne, und man läßt ihn dagegen einmal zeichnen. Siehet man nun vor ſich, daß die Brüche ausgehen; ſo wird es immer ſo gemacht, daß man über dieſelbe hinaus komme. Hat man denn einen alten Hund dabey, und man kann die Sauen mit dem jungen nicht recht fortbringen, oder ausmachen, wo ſie wieder aus den Brüchen gerade herausgezogen, wird ſogleich mit dem alten Hunde auſſer den Brüchen vorgegriffen, der junge aber in den Brüchen erſt kurz, und zum Zeichnen angehalten, und abgetragen. Macht nun der alte Hund die Sauen auſſer den Brüchen wieder aus, alsdenn wird wider mit dem jungen Hunde dabey, und von einem um den andern, wie oben ſchon bemerket, bis zu Holze fortgearbeitet. Sind es aber nur Vor- oder lichte helle Hölzer, und iſt nicht etwa Eichelmaſt oder wild Obſt darinne, und alſo zu vermuthen, daß die Sauen gar ſehr darinnen herumgebrochen; ſo hänget man mit den Hunden nach bis an den Dickigt; daſelbſt läßt man die Hunde das leztemal zeichnen, und werden ſelbige ebenermaſſen, wie die Hirſche, verbrochen. Hat man aber einen jungen Hund ganz allein zu arbeiten; ſo muß

anfangs zugeſehen werden, wo einzelne Sauen ſind. In Weinbergen, wo zugleich auch allerhand Wurzelwerk iſt, ziehen ſie gar gerne, wie auch, auf den Wieſen, wo die Kümmel- und Garbe-Wurzeln zu finden, brechen und ziehen ſie ſehr ſtark darnach. Auf ſtarke Rudel einen ganz jungen Hund zu arbeiten, iſt, wie ſchon mehrmals erwähnt, nichts nüze. Wo aber 1, 2 bis 4 Sauen bey einander ziehen, da gehet es gut. Bey ganzen Rudeln lernen die Hunde ſchwärmen; aber wenn auch die einzelne Sauen ſchon brechen, ſo gehet es doch endlich wieder eine Ecke garade fort, worauf mit einem jungen Hunde fortzukommen iſt. Wenn nun der Hund erſt ausgearbeitet iſt; ſo muß er eben ſo gut und gerecht allein zur Sau ſeyn, wie der vorangezeigte zum Hirſch. Er muß accurat die Fehrte mit der Naſe zeigen, den Kopf in die Höhe werfen, und ſtille ſtehen, daß man zu ihm gehen kann, auch nicht eher wieder fortſchieſſen, bis man ihm wieder zuſpricht. Die Zeit dieſer reinen Sauhundsarbeit kann man gegen Bartholomäi anfangen, und damit fortfahren, bis die Hirſche in völliger Brunſt ſeyn. Denn in der Brunſtzeit wäre es vor den Hund ſchädlich, ſo man mit der Arbeit zu nahe ans Holz käme, und der Hund den ſtarken Geruch, ſo die Hirſche zu dieſer Zeit haben, vernähme; dadurch würde er lernen im Winde ſuchen, und nichts nüze werden. Wenn jedoch Orte vorhanden ſind, wo die Hirſche ihre Brunſtpläze nicht haben, iſt es gut, wenn man mit dem Hunde fleiſſig mit der Arbeit fortfahren kann; widrigenfalls muß die Brunſt vorbeygelaſſen, und die Arbeit ſodann erſt wieder angefangen werden. So können die Leithunde nicht nur zu Hirſchen und Sauen, ſondern auch zu Wölfen, wo Gelegenheit dazu iſt, abgerichtet werden. Wenn endlich die Hunde nicht mehr gearbeitet, oder zum Verſuchen gebraucht werden, ſo iſt es gut, wenn man Zwinger hat, und ſie ledig darinnen lauffen läßt; denn wenn ſie an Ketten liegen, werden ſie gerne ſteif.

Arbor farinifera, ſ. **Mehlbaum.**

Arbor foetida, ſ. **Faulbaum.**

Arbor picea, ſ. **Rothtanne.**

Arbor placida, ſ. **Eiche.**

Arbor procera, ſ. **Oberholz.**

Arbor ſambucca, ſ. **Hollunder.**

Arcuata, ſ. **Brachvogel.**

Ardea, ſ. **Geyer.**

Ardea ſtellaris, ſ. **Rohrdommel.**

Arkirſche, ſ. **Elſenbeerbaum.**

Arlesbaum, **Arlsbeerbaum**, oder, wie ihn einige nennen, der zahme **Vogelbeerbaum**, lat. Sorbus, bekommt einen hohen und ſtarken Stamm, wo er in gutem Erdreich ſtehet. Er hat ein ſchönes Laub, welches faſt dem Ahornlaube, oder Weinlaube gleich kommt, aber viel kleiner und röthlicher, als dieſes, iſt. Das Holz kommt faſt mit dem Holz der Birnbäume überein, auſſer daß es etwas brüchiger, als dieſes, iſt. Es iſt ſehr hart und veſt, und kann ſehr wohl zu allerhand Arbeit, und auch zum Brennen gebrauchet werden. Die

Wurzel gehet tief in die Erde, und iſt hart und röthlicht. Dieſer Baum kann von den Kernen gar leichte, ingleichem auch von den Schößlingen, aufgebracht, und der Stamm zu Oberholz gezogen werden. Er verdrückt das Unterholz ſehr wenig, ſchlägt auch auf dem Stamm und Stock wieder aus, und iſt alſo vor ein ſehr nutzbares Holz zu achten. Er wächſet aber nicht aller Orten, ſondern iſt mehrentheils nur in Thüringen, wie auch an etlichen andern Orten in Franken und Schwaben anzutreffen. Die Früchte, welche dieſer Baum in ziemlicher Menge trägt, heiſſen **Arlsbeeren**, oder **Arlskirſchen**. Sie ſind gelbröthlicht, und wachſen traublicht, können aber nicht eher, als wenn ſie teig ſeyn, und eine braune Farbe bekommen, genoſſen werden. Man pflegt ſie, ehe ſie noch reif ſind, in Büſchel zu binden, und als etwas rares an diejenigen Oerter, wo ſie nicht anzutreffen, zu verſchicken. Das Wildpret und die Vögel ſtreben ihnen mehr nach, als den Ebereſchen, oder gemeinen Vogelbeeren. An der Form und Geſtalt kommen ſie der Weißdornfrucht, den ſonſt ſogenannten Meelfeiſtgen oder Meelfäßgen, ſehr nahe, und haben, an ſtatt des Kerns, einen harten Stein in ſich, von welchem dieſer Baum fortgepflanzet werden kann. Arme Leute räuchern ſich auch mit den gedörrten Beerſtielen für das Zahnweh, und bey Kindern braucht mans für das Bauchgrimmen. Sonſt werden auch die Arlsbeere, wenn ſie völlig reif geworden, wie die Quittenäpfel, oder andere dergleich Früchte, gekocht, und in Zucker geſotten; und ſollen dieſelbe alſo zubereitet den Magen gen ſtärken, und guten Appetit zum Eſſen machen.

Arquebuſe, ſ. **Büchſe.**

Arſchklammer, **Arſchkützel**, ſ. **Dornroſe.**

Aſchbaum, ſ. **Eſche.**

Aſche, ein Baum, ſ. **Eſche.**

Aſche, ſ. **Potaſche.**

Aſche, ein Fiſch, ſ. **Aeſche.**

Aſpe, **Aeſpe**, **Eſpe**, **Aſpen**, **Eſpenbaum**, **Alberbaum**, lat. Populus, Populus Lybica, Populus tremula, franz. *Tremble*, iſt ein Baum der unter die geringeren Holzgattungen gehöret, zu keiner groſſen Stärke und Höhe kommt, und auch nicht lange dauret. Einige halten ihn für eine Art eines Pappelbaums; es iſt aber nichts an demſelben, das mit dem Pappelbaum eine Aehnlichkeit hätte; denn auch die Blätter, ſo eine Aehnlichkeit zu haben ſcheinen, ſind viel kleiner und runder; zu geſchweigen, daß die Aſpe längere Laubſtiele hat, und auch die Rinde glatt bleibet, da ſich jene bald riſſig ziehet. Sonſten iſt die Aſpe in den Wäldern wohl zu dulden, weil ſie dem Unterholz keinen Schaden thut, ſchnell aufſchieſſet, und mit ihren Wurzeln flach wegläuft; daher ſie auch von den Sturmwinden leicht umgeriſſen wird. Im 30 oder 40ſten Jahr hat ſie gemeiniglich ihren Wachsthum vollbracht, ſo daß ſie nicht leicht über 40 und 50, ſehr ſelten aber 60 Jahre ſtehet; denn ſchon vor dieſer Zeit wird ſie um den Kern weich und ſtockigt, wie ein Korck. Sie kommt faſt aller Orten fort,

ſowohl in Gebürgen, als im Lande, ſonderlich aber an feuchten und moraſtigen Orten. Das Holz iſt weiß, weich und leicht, und läßt ſich überaus gut drechſeln. Es verwirft ſich wenig, und iſt in der Witterung von kurzer Dauer. Zum Brennen iſt es ſchlecht, und verlodert gar ſchnell. Die Kohle gehöret unter die leichteſten Arten, iſt doch aber viel brauchbarer, als die lindene, und kann, wenn das Holz ungefehr zwiſchen dem 20 und 30ſten Jahre gehauen, und ſo bald es nur ein wenig lufttrocken, verkohlet wird, zum Schmelzen noch ziemlich benutzet werden, abſonderlich wenn man es zur Helfte mit andern harten Kohlen verſetzet. Wird es aber alt, und im Kerne ſtockigt (denn dieſer Baum faulet allezeit von der Mitte gegen den Umfang); ſo hat es die böſe Eigenſchaft an ſich, daß es nach dem Verkohlen oft etliche Tage im Kern Feuer hält; wodurch zu Zeiten Unglück entſtehet, und die Kohlenſchuppen und Hüttenwerke in Brand gerathen. Die Kohlen von ſolchem alten Holz geben ein ſchwaches nur glimmendes Feuer; und da bey andern Kohlen durch heftiges Blaſen auch das Feuer heftiger wird; ſo blaſen ſich dieſe ſchwarz, gleich den Schwammkohlen, legen ſich unter der Forme auf, hindern die Wirkung des andern Feuers, und werden guten Theils wieder aus dem Ofen gezogen, wie ſie aufgegeben worden, welches man beſonders bey der hohen Ofenarbeit, und auf den Eiſenhütten bemerket, woſelbſt das Feuer durch das heftigſte Gebläſe getrieben wird. Man hat davor gehalten, daß die Aſpe keinen

Saamen trage. Es iſt aber gewiß, daß in den wolligten Gewächſen, welche daran im Frühjahr hervorbrechen, der Saamen als ſehr zarte ſchwarze Körnlein befindlich, der aber ſehr klein, flüchtig, und in lockere wollichte Klumpen eingewickelt iſt, welche vom Winde weit und breit umhergejagt werden; daher die Aſpe in den weiteſten Entfernungen von ihres gleichen hat, und woſelbſt von undenklichen Jahren keine Aſpen geſtanden; wie er denn auch öfters auf hohe Mauren kommt, wo man nicht ſagen kann, daß alte Wurzeln daſelbſt befindlich geweſen. Die abgehauene Eſpe, ſie mag alt oder jung ſeyn, kommt mit häuffigen Loden hervor, wo ſie nicht durch ſtärker Holz unterdrücket wird. Sie treibt ihre Wurzeln ſehr weit vom Stamme, und wenn ſie alt wird, und den Saft nicht mehr conſumiren kann, wachſen in einer Entfernung von 6, 8, 10, 22, und mehr Schritten vom Stamme, aus den kleinen Nebenwurzeln junge Loden hervor, welches man von wenig andern Holzarten bemerket. Hieraus iſt nun begreiflich, wie ein Ort, nachdem er abgetrieben worden, mehrentheils mit häuffigen Aſpen überzogen wird. Kommen nun nicht bald hernach Stammloden von andern guten Holzgattungen hervor; ſo nehmen dieſe, nebſt den Söhlweyden, Haſeln, und einer Menge Staudengewächſe dergeſtalt überhand, daß nicht leicht gute Gattungen aus dem Saamen in die Höhe zu bringen ſind, wenn ihnen nicht Luft gemacht wird. Wegen der groſſen von ſich ſelbſt erfolgenden Vermehrung dieſes Baums hat man

 ſich

ſich um deſſen Fortpflanzung wenig bekümmert. Indeſſen nimmt man nicht ſelten wahr, daß, wenn ein Hau ganz mit Aſpenloden überwachſen, ſolche mit einmal vergehen, oder doch die Spitzen verlieren, woraus ein ſtruppigtes unnützes Gewächſe wird, ohne daß man es allezeit den Verbeitzungen Schuld geben kann, denen dieſes Holz gar ſehr unterworfen iſt. Vermuthlich iſt es dem Froſt zuzuſchreiben, weil man Spitzen verwelken ſiehet. So bald aber die Aſpen ſchon ziemlich in die Höhe gewachſen, thut ihnen der Froſt nicht leicht Schaden. Wenn im Winter, da der Boden mit Schnee und Eis überzogen iſt, dem Rothwildpret die Aeſung mangelt; ſo iſt es dienlich, hin und wieder Aſpen niederzuhauen, an deren weichen Spitzen das Wild Unterhalt findet, und den jungen Loden von beſſerer Art nicht ſo vielen Schaden zufüget. Uebrigens wächſet dieſes Holz gar geſchwinde, nachdem es das 10 oder 15te Jahr zurückgeleget hat. Das Blatt, welches an einem langen ſchwachen Stiele hänget, zittert bey der geringſten Bewegung der Luft mit einem merklichen Geräuſche. Der Schaft der Eſpe hat eine grüne glatte Borcke, und wenn er älter wird, börſtet er unten in einer Höhe von 6, 8 bis 10 Fuß, gleich einer alten Birke auf; doch bleibt der obere Theil des Schaftes beſtändig mit grüner glatter Rinde bedeckt. Die Rinden werden nicht nur von den Rothgerbern gebraucht, ſondern auch zu Fackeln gemacht. Das Holz führet einen Sand bey ſich, welcher aus der Erden durch den Saft in demſelben mit in die Höhe lauft, und einwächſet. Es wird zu Geſchirren, als Backtrögen, Molden, Bergtrögen, Schaufeln, Spaten und andern Sachen, auch zum Bauen und Stückholz der Fächer in Gebäuden gebraucht. Doch müſſen die daraus gearbeiteten Stücke an trockene Orte, und nicht an die Wetterſeite, oder ſonſt ins Feuchte kommen.

Aſpe, ſ. a. **Pappel**.

Aſper, *Apron*, iſt ein kleiner Flußfiſch, der insgemein zwiſchen *Vienne* und *Lion* in der Rhone ſich befindet. Den Nahmen hat er wegen ſeiner rauhen Kiefern und Schuppen erhalten. Sein Kopf iſt ziemlich breit und ſpitzig, das Maul nicht gar zu groß, und hat keine Zähne. Er ſiehet röthlich mit breiten ſchwarzen Flecken gleichſam beſäet. Er iſt gut zu eſſen, das Fleiſch aber iſt trockener, als des Gründlings. Er hat eine eröfnende Kraft.

Aſtragali Leporum, ſ. **Haaſenſprung**.

Aſtragali Porcorum, ſ. **Schweineſprung**.

Atzel, ſ. **Elſter**.

Atzen, ſ. **Aetzen**.

Auard, ſ. **Adler**.

Aubier, ſ. **Splint**.

Auceps, ſ. **Vogelſteller**.

Aucupium, ſ. **Federſpiel**, **Vogelfang**.

Auerhahn, **Aurhahn**, **Urhahn**, **Ohrhahn**, lat. Vrogallus, Tetrix, Tetraon, Gallus ſylveſtris major, iſt einer der edelſten Waldvögel, und nächſt dem Trappen unter den wilden Hünern der gröſte;

gröſte; aber wegen ſeines harten Fleiſches nicht am angenehmſten zu genieſſen, wo er nicht mit beſonderm Fleiß und Koſten zubereitet wird. Seiner eigentlichen Gröſſe nach iſt er wie ein Calecutiſches Huhn, nur daß er nicht einen ſo langen Hals und Schwanz hat. An Farbe iſt er ſchwarz, mit Caſtanienbraunen und aſchenfarben untermengten Flügeln und Halſe. Unter den Flügeln hat er weiſſe und graue, auch auf dem mittelſten Gelenke der Flügel weiſſe Federn, um die Augen hellrothe Augbraunen, und einen nicht allzulangen, und etwas gekrümmten Schnabel. Die Füſſe ſind bis auf die Zehen heraus mit ſubtilen Federn rauh beſetzet, welche er in der Falzzeit meiſtentheils verlieret, die ihm aber doch gegen den Sommer in der Rau- oder Federzeit wieder wachſen. Das Huhn oder die Auerhenne, lat. Vrogallina, iſt um ein merkliches kleiner, doch gröſſer, als eine groſſe Haushenne. Der ganze Leib iſt bunt, wie eine Schnepfe, aber mit ſchwarzen Flecken hin und wieder beſprenget. Das übrige, ſonderlich unter dem Halſe bis an die Bruſt, iſt fahlroth. Der Regenbogen in den Augen iſt gelb; der Augapfel iſt blauſchwarz. Hinterwärts um die Augen hat ſie etwas rothes, am Bauche viel weiſſes. Die Füſſe und Zehen ſind wie an dem Hahn. Sie weichet, nachdem ſie empfangen hat, heimlich von der Geſellſchaft. Wenn die Rothbuche ihre Knoſpen öfnet, und die Blätter auseinander gehen; ſo ſuchet das Huhn ſeine Gelegenheit unter den Sträuchern, in Gehauen und Schlägen, entweder in Heidekraut, oder in

Zimmer- und Wellengeniſte, und leget daſelbſt 6, 8, 10 bis 12 Eyer; brütet auch ſolche meiſtentheils in 4. Wochen aus.

Die Falzzeit, welche etliche Wochen währet, iſt im Merz und April, nachdem der Winter lange anhält. Doch findet man, daß ſie im Gebürge, wo der Schnee lange dauret, auch noch bey währendem Schnee zu falzen pflegen. Einige wollen hier der alten Fabel beypflichten, als ob der Hahn das Huhn nicht, wie anderes Federwildpret oder Vögel, trette; ſondern wegen ſeiner groſſen Geilheit den Saamen von dem Baum, worauf er ſtünde, herunter fallen laſſe; dabey ſich denn die Hüner einfänden, und ſolchen aufläſen. Allein es iſt wider die Natur, daß dasjenige, was in den Magen und das Geſcheide kommt, in die Saamengefäſſe oder Eyerſtöcke kommen, und darinnen ſeine Frucht erzeugen ſollte; und es iſt wohlerfahrnen Jägern wohl bekannt, daß es damit, wie bey anderm Federwildpret, hergehe. Zur Falzzeit nämlich nimmt der Hahn ſeinen Stand, wo er ſchon ehemals gefalzet hat, gerne wieder, und zwar meiſtens in den Revieren, wo Rothbüchen- Kiefern- und Fichtenholz ſtehet, gemeiniglich auch an Hängen und Bergen, und gegen der Sonnen Aufgang, der ihm angenehm iſt, wie auch gern an rauſchenden Bächen. Ob er ſich wohl des Tages über mit den Hünern von ſeinem Stande etwas weggezogen, und ſein Geäß dabey mitgenoſſen; ſo fällt er doch gegen Abend wieder dahin nach ſeinem Falz, ſtehet des Nachts auf einem Baum, und fängt gegen

gen Morgen; wohl ſchon um 2 Uhr an, zu falzen. Was den Ton anbetrift, den er hier von ſich giebet; ſo iſt, unerachtet man vielen Vögeln und Thieren den Ruff nachgeahmet, doch noch kein Erfinder geweſen, der gleich dem Auerhahn einen Ruff hätte machen können. Anfangs ſchnalzet er, faſt als wenn ein Menſch mit der Zunge ſchnalzet; dann klinget es faſt, als ob ein Grasmähder mit ſeinem Wetzſtein mit doppelten Strichen gerade die Senſe ſtriche; gleich darauf pflegt er ganz klein und zart zu ſingen, und am Ende wieder zu ſchnalzen. Unter dem Falzen höret und ſiehet er nicht, ja er vernimmt auch nichts, wenn man ſogar nach ihm ſchieſſet und fehlet, da er doch ſonſt ein leiſes Gehör und ſcharfes Geſichte hat. Dieß währet nun mit dem Falzen, bis die Sonne hervorbricht. Die Hüner, deren er wohl 8 bis 10 beſtreiten kann, ziehen ſich hin nach dem falzenden Hahn, und laſſen ihm auch wohl ihre Ankunft zuweilen durch ein gelindes **Kack** ruffen hören. Er vernimmt ſolches bald, ſteiget, wenn es vollends helle wird, vom Baum herab, bringet ſie manchmal bey dem aufpaſſenden Jäger vorbeygejagt, und beſteiget und betritt ſie, gleich anderm Federwildpret; da denn, wie vorhin gedacht, das Huhn ſich wegmachet, und wenn es die Eyer geleget, ſolche in der bemeldten Zeit, ohne Hülfe des Hahns, ausbrütet. Sowohl des Auerhahns als des Huhns Geäſſe ſind im Winter die Knoſpen von den Rothbüchen, Kiefern, und Fichtennadeln, wie auch die Spitzen von deſſelben jungen Jahrwuchſe. Sie nehmen auch aus den Quellen kleine Steingen zu ſich, die man zur Sommers- und Winterszeit in ihrem Magen findet. Sonſten äſſen ſie ſich auch von Heydelkrons- oder Kräuſelbrombeeren, Himbeeren, Wachholderbeeren u. d. gl. auch von einigen Kräutern. Auch ziehet dieſes Auerhahnwildpret nicht weg; ſondern bleibet beſtändig hier zu Lande, in und um die Revier, wo es ausgebrütet. Beyde ſowohl die Hähnen als Hüner gehören überall zu hohen Jagd. ſ. **Jagd.**

Insgemein wird der Auerhahn auf der Falz geſchoſſen; da denn der Jäger frühe vor Tag ſchon an dem Orte ſeyn muß, wo der Auerhahn ſeinen Stand hat. Hört man da nun den Auerhahn falzen; ſo eilet oder ſpringt man etliche Schritte auf ihn zu. So bald man aber vernimmt, daß deſſen Falz oder Laut aufhöret; ſo bald muß man ſtille ſtehen, und ſich weder rühren, noch wenden, indem er ſo leiſe auſſer dem Falz höret, daß er auch das Zerbrechen des kleinſten und geringſten Reißleins empfindet. Fängt er aber wieder an zu falzen; ſo eilet man wieder nach ihm zu. Dieß muß man nun ſo fortſetzen, bis man nahe genug und verborgen ſtehen kann. Iſt es noch nicht helle genug, ſo erwartet man den Tag, und ſchieſſet ihn bey bequemer Gelegenheit unter dem Falzen. Weil er zur hohen Jagd gehöret; ſo iſt es auch billich, daß er mit der Pürſchbüchſe und Kugel geſchoſſen werde; doch werden auch zuweilen welche mit grobem Hagel geſchoſſen. Wie ſie vor einem Hunde, und zwar auch auſſer der Falzzeit geſchoſſen werden,

werden, davon ſ. Auerhahn-hunde.

Da der Auerhahn ein hartes Fleiſch hat, ſo muß man ihn, wenn man ihn genieſſen will, wohl einbeitzen, da er denn hernach in eine Paſtete geſchlagen werden kann; wiewohl er auch gebraten auf groſſer Herren Tafel aufgeſetzet wird. Solchen aber recht mürbe zu braten, muß man alſo verfahren: Wenn man ihn gerupfet, ſo wirft man ihn ſauber aus, und klopft ihn wohl, daß er mürbe werde. Man wäſchet ihn hierauf reine, und hält ihn in ſiedend Waſſer, daß er darinnen ein wenig anlauffe, alsdann aber legt man ihn erſt wieder in ein kaltes. Wie er denn ferner zugerichtet werde, davon ſ. *Onomatolog. Oeconom.* oder **Oeconom. Wörterb. 1ſter Theil p. 318.**

Von den Auerhahnen und Hünern kann man auch die Eyer zahmen Hof- oder Calecutiſchen Hünern, um ſolche auszubrüten, unterlegen. Nur wollen die Jungen insbeſondere mit Erziehung in Acht genommen werden; da ſie denn mit Ameiſeneyern, Kräutern und allerhand Beeren, auch groben Sande zu füttern ſind. Doch haben ſie auch dieſe Eigenſchaft, daß ihnen die Gelegenheit des Terrains nicht aller Orten anſtehet. Dennoch aber, wo ſie ſich ziemlich vermehren, weißt man Exempel, daß ſie ſich wohl 3 bis 4 Stunden weit abziehen und auseinander breiten, auch theils Orten weniger werden, als ihrer vorher geweſen, ob ſie gleich gehäget und geſchonet worden. Von dem letztern und erſtern wollen wir hier die Urſachen deutlicher vorlegen. Wo des Auerhahns Wildpret weniger wird, ſo iſt ein Haupturſache dieſe: Wenn die Raubthiere daſiger Orten herum nicht nach Möglichkeit getilget werden, welche ihnen, weil ſie auf der Erde brüten, und ſo veſte ſitzen, gar vielen Schaden thun. So verändern ſie auch ihre ſonſt gebrauchten Stände, wegen veränderter Verhau- und Abholzung der Oerter, daß, da ſie wegen des Hauens und Abfahrens des Holzes ſehr beunruhiget werden, ſie ſich nach ruhigen Orten ziehen. Ferner ſind auch drittens an ihrer Ausbreitung, und der Verlaſſung ihrer erſten Stände, und der weitern Vermehrung an andern Orten, die gar alten Hähne ſchuld; immaſſen die alten Hähne in der Falz die Jungen bey ihrem einmal gewohnten Stande abkämpfen oder wegbeiſſen, daß dieſe ſodann weichen, und ſich weiter ziehen müſſen. Wenn es nun geſchehen, daß ſie ſich mit den Hünern ſchon comportirt haben; ſo ziehen die Hüner hinter dieſen drein; da denn der alte Hahn zwar ſeinen Stand, aber wenig Hüner behält, folglich in ſolchem Revier alsdenn wenige Junge zugezogen werden. Es wäre demnach dienlich, daß man die alten Hähne, ſo ſchon etliche Jahre an ihrem einmal angewohnten Stande beobachtet worden, wegpürſchete; ſo würden ſich alsdenn eine Zeitlang die jungen Hähne daſelbſt beyeinander beſſer vertragen. Mithin iſt daraus zu ſchlieſſen, daß die Vermehrung auch ergiebiger ſeyn würde.

Die

Die weydmänniſche Redensarten vom Auerhahn und dem Huhn ſind folgende: Der Auerhahn hat ſeinen Stand, d. i. den Ort ſeines Auffenthalts. Er ſteiget oder tritt zu Baume, oder vom Baume. Er ſtehet auf dem Baume oder der Erde. Er hat Füſſe. Er falzet oder balzet, heißt die Zeit der Vermiſchung. Er wird aufgebrochen, nicht ausgeworfen oder ausgenommen. Er hat ein Geräuſch und Geſcheide, bedeutet das Innwendige im Leibe. Wie auf ſolche Art auch von andern zur hohen Jagd gehörigen Vögeln geſprochen wird.

Auerhahnhunde, Beller, iſt eine Art kleiner braunen Hunde, etwa wie ein Dachskriecher oder Schlieffer, welche runde Köpfe, und etwas dünnere Mäuler haben. Man braucht ſie insbeſondere zu Auerhahnen auſſer der Falz, auch wohl zu Haſelhünern, dieſelbe vor ihnen zu ſchieſſen. Erſtlich aber gewöhnet man den Hund an die welſchen Hähne, daß er denſelben nachlauffet, und ſie verbellet. Wo auch Faſanen ſind, läßt man ihn ſelbige auch ſuchen und verbellen. Wenn er denn erſt da revieret, und dieſes thut; ſo ſucht man junge Auerhähner, daß er dieſelbe nur erſt kennen lerne; alsdann gibt es ſich mit den alten, ſie zu finden, und zu verbellen, gar leicht. Von andern Vögeln aber, wie auch vom Wildpret, Haſen, Reh, u. d. g. muß er abgehalten werden. Dieſer Hund iſt nöthig, wo Auerhähne ſeyn, und der Herr welche zu ſchieſſen befiehlet; denn da gehet es mit dieſem Hunde gar wohl und balde an. Nur muß man dabey behutſam, und ſtille verfahren. Wenn der Hund einen Auerhahn findet, und aufjaget; ſo ſteiget er zu Baum, und wird ihn der Hund alsdann verbellen. Indem nun dieſes geſchiehet, ſo ſchleichet man hinzu, und langet ihn mit der Büchſe herunter. Ja man hat aus der Erfahrung, daß ſich der Auerhahn auch ſo gar unten vor die Hunde geſtellet, und vor ſolchen gehalten, weil ſie klein ſind; da er hingegen vor groſſen Hunden nicht ſo Stand halten würde. In Ermanglung eines ſolchen Hundes thut man manchen vergeblichen Weg, und man wird das Verlangen des Herrn wenig erfüllen können. Es ſind zwar einige, die da vorgeben, daß man den Auerhahn nur in der Falz ſchieſſen könne. Allein ſie irren ſich weit, indem ein jeder erfahrner Weydmann wird geſtehen müſſen, daß man ſie auch auſſer dieſer Zeit, auf die vorbeſchriebene Weiſe, ſchieſſen kann. Uebrigens iſt dieſes hiebey noch anzumerken, daß die Jäger zuvor den Auerhahn ſowohl in der Falzzeit verhören, wo ſie ihren Stand haben, auch gegen Abend, wo ſie einfallen; als auch auſſer der Falz dieſelbe ausmachen, und es ſodann der hohen Herrſchaft mit gebührendem Reſpect melden müſſen. Da ſich denn dieſelben in der Falzzeit des Nachts um 1 oder 2 Uhr, an den Ort, wo der Auerhahn ſeinen Stand hat, in hoher Perſon begeben, und ſich an der Pürſchung deſſelbigen beluſtigen; auſſer der Falzzeit aber dieſelbe mit Hunden ſuchen.

Auerhenne, ſ. **Auerhahn**.

Auerhuhn, ſ. **Auerhahn**.

Auerochs, Aurochs, Urochs, lat. Urus, iſt eine Art wilder Ochſen, welche meiſtens die Geſtalt der zahmen Ochſen haben; nur daß ſie viel gröſſer, als dieſe werden, wie denn einige auf 7 Schuh, und noch drüber in der Höhe aufwachſen. An Farbe ſind ſie ſchwarzbraun, ja faſt ſchwarz. Sie haben ein Gehörne, welches den zahmen Ochſenhörnern gleich, welches zwar nicht überflüſſig lang, aber ziemlich ſtark und einwärts gebogen iſt. Unter dem Halſe, vom Bruſtkern bis auf die Kienbacken, haben ſie lange Haare, die wie eine Mehne herunter hangen, auch faſt ſo einen ſpitzigen und langen Unterbart, wie ein Ziegenbock. Am Halſe, an der Bruſt, und an den Blättern ſind ſie breit und ſtark, da ſie hinten hinaus ſchmäler ausſehen. Der Kopf iſt breit und ſtark; wie ſie denn auch über den Augen, an und zwiſchen dem Gehörne, etwas lang gekrümmte Haare haben. Wenn man hievon welches ausrupft, und daran riechet, geben ſie einen angenehmen Geruch von ſich, welches ſich auch bey den langen Haaren, ſo am Halſe hängen, befindet. Er iſt gar ein wildes und unbändiges Thier, welches eine auſſerordentliche Stärke, beſonders im Kopf und Halſe hat, wie man dergleichen im Kampfjagen ſiehet; denn da mag ihm ein Bär, Löwe, und andere dergleichen ſtarke Thiere vorkommen; ſo iſt er im Stande, wenn er ſie recht faſſen kann, dieſelbe glatt vom Boden mit ſeinem Gehörne aufzuheben, und in die Höhe zu werfen. Das Thier, oder die Kuh wird nicht ſo ſtark, als wie der Ochſe. Beyde aber ſind gar ſchnell auf den Füſſen. Man findet deren viele in den mitternächtigen Ländern; die meiſten aber in Moſcau, Pohlen und Preuſſen. Aus dieſen Ländern iſt er auch in die angränzenden Gegenden Deutſchlands gebracht worden und wird an einigen groſſen Höfen im Thiergarten gehalten. Die Vermehrung derſelben iſt aber nicht ſo ſtark, als wo ſie in ihrem ordentlichen Vaterlande ſind. Ob ſie gleich alle Jahr brunften; ſo gehen und bleiben ſie doch ſehr vielfältig gelte. Ihre ordentliche Brunftzeit iſt im September, und gehen ſie 40 Wochen tragend; hernach ſetzen ſie ein Kalb. Wegen ſeiner Wildheit und Stärke iſt dem Auerochſen nicht leichte beyzukommen, es ſeye denn, daß er in Gruben gefangen, und darein gelockt, oder durch Feuer hineingetrieben, und ſodann durchs Geſchoß erleget wird. Wo ein ſolches Thier im Walde etwa angeſchoſſen, oder ſonſt durch etwas gereitzet, und hitzig gemachet wird, erzeiget es ſich vor Zorn ganz unſinnig und raſend, ſo, daß es die ſtärkſten Bäume mit dem Kopf umzuſtoſſen, ſich unterfängt, wenn es inſonderheit wahrnimmt, daß ſein Feind darhinter verborgen ſeye; da alsdenn dergleichen Thier von einem beherzten Jäger auf der Seiten einen Fang bekommen kann. Sonſten ſoll der Auerochs die rothe Farbe gar nicht leiden können; daher, wenn man ihn zu fällen ſuchet, ſtellet ſich ein Jäger auf einen ſtarken hohen Baum; auf einem andern aber, nicht weit davon, läſſet ein Knecht einen mit Stroh ausgeſtopften Mann, der roth angekleidet iſt, an einem Seil herab auf den Boden, beweget ihn ſo lange

lange hin und her, bis der Ochſe deſſen gewahr wird; da er denn mit groſſer Wuth auf den Mann zu rennet, und ihn umzubringen gedenket. Alsdann ziehet der Knecht den Mann unvermerkt hinter den Baum, oder auch gar in die Höhe zu ſich; da denn der Ochſe, wie oben gedacht, ganz unſinnig auf den Baum zuſtöſſet. Mittlerweile faſſet ihn der Jäger auf dem Baum ſehr wohl, und ſchieſſet ihn von dannen, daß er fallen muß. In Litthauen wird er von wohlgeübten Jägern mit Pfeilen angeſchoſſen, da er dann ſeinem Feinde nachläuft, bald aber von einem andern getroffen wird, auf den er ſich von jenem wendet, bis ihn ein dritter verwundet, auf den er wieder loß gehet. Dieß wird ſo lange getrieben, bis er ermüdet liegen bleibt. Sein Fleiſch iſt mittelmäßig zart, und gut zu eſſen. Seine Zunge iſt ſcharf, wie eine Feile; die Haut, ſonderlich auf dem Rücken, ſehr ſtark. Aus den Hörnern aber pflegt man Trinkgeſchirre zu machen.

Aufbrechen, iſt ein weydmänniſches Kunſtwort, welches ſowohl bey dem hohen Wildpret, als Hirſchen, Thieren, Schweinen rc. als auch bey dem zur hohen Jagd gehörigen Federwild, als Auerhahnen, Trappen u. d. g., gebraucht wird, und heiſſet ſo viel, als ein Wild aufſchneiden, und demſelben das Geſcheide aus dem Leibe nehmen. Bey dieſem Geſchäfte muß man ſich vor allen Dingen der Reinlichkeit befleiſſen. Es gebühret hier einem Jäger gar nicht, daß er, wenn er aufbrechen will, den Rock herunterziehe, die Weſtenermel und das Hemde aufſtreiche, und mit den bloſſen Armen, wie ein Schlächter, hintrette; ſondern er muß ſeine Kleidung ordentlich anbehalten. Iſt es bey dem Jagen, ſo muß er auch das Hornfeſſel an ſich, und einen Bruch auf dem Hute haben. Will man nun einen Hirſch aufbrechen; ſo leget man denſelben auf den Rücken, und mit dem Gehörn unter den Hals, löſet von der Droſſel, von vorne an, bis an den Bruſtkern, die Haut auf, und ſodann auch den Schlund nahe an der Droſſel ab, ſticht ein länglicht Loch hinein, ſtreckt das Ende des Schlundes etliche mal durch, und ſolchen in die Bruſt hineinwärts. Ferner löſet man auch die Gurgel mit der Droſſel ab, und drückt ſolche auch etwas hineinwärts nach der Bruſt. Wo es nun gebräuchlich iſt, daß dem Jäger die Kehlbraten und Zunge gehöret, da wird beydes auch gleich ausgelöſet, ſonſt aber nicht. Ferner tritt man zwiſchen die Hinterläufte, ſchärfet die Haut zwiſchen dem Kurzwildprete, und bis an den Bruſtkern auf, machet eine kleine Oefnung zwiſchen den Keulen in das Wildpret, aber nur ſo groß, daß man mit zwey Fingern hinein kommen kann, ſteckt von der linken Hand zwey Finger hinein, faſſet das Meſſer mit der rechten Hand, und hält es mit der Spitze zwiſchen den 2 Fingern hinein, und ſchärfet alſo bis an den Bruſtkern, greift über dem Wanſte hinein, und ziehet den Schlund mit dem Wanſte fein behutſam heraus, wie auch das ganze Geſcheide; ſchläget das Schloß entweder mit dem Weydmeſſer auf, oder löſet es durch den Knorpel, wo es zuſammengewach-

gewachſen, mit dem Meſſer auf, drücket die Keulen auseinander, löſet den Maſtdarm mit dem Weydeloch heraus, zuehet die Gurgel heraus, und reiſſet das ganze Geſcheide heraus. Ferner werden die Mehrbraten, und das Kurzwildpret auch ausgelöſet. Hier muß man ſich aber in Acht nehmen, daß man das Geſcheide nicht zerreiſſe; ſondern fein ſubtil und reinlich mit umgehe, auch nicht die Quere über die Läufte, oder gar über den ganzen Leib trette. Auf dieſe Art wird alles Rothwildpret aufgebrochen. Die Sauen aber werden vorne am Halſe nicht aufgeſchärft; ſondern man muß den Schlund und die Gurgel innwendig mit dem Meſſer ablöſen. Theils Orten haben die Jäger die Wammen von den Sauen zum Accidens. Dieſe werden von den Keulen an und zu beyden Seiten abgelöſet, bis in die Bruſt; da ſie denn vollends mit dem Blate herausgeſchlagen werden.

Aufheben, heißt bey den Jägern, wenn ſie nach vollendetem Jagen die Garne ab- und zuſammen machen. Sie gebrauchen auch in dieſem Falle das Wort Abwerfen.

Aufiagen, Auftreiben, franz. *Debucher*, nennen die Jäger, wenn ſie das Wild aus dem Dickigt und aus ſeinem Lager treiben, welches durch Schreyen, Klopfen oder durch die Hunde zu geſchehen pfleget.

Auflöſen, ſ. Ablöſen.

Aufs Blatt lauffen, nennen die Jäger, wenn die Rehziege im Auguſt von dem Bock geſuchet wird, und der Stimme ſeines Rehes nachgehet; welche Stimme oder Ruff ſo ſubtil lautet, als ob man auf einem Blatt pfiffe.

Aufſchärfen, ſ. Abſtreiffen.

Aufſchläge, heiſſen bey den groſſen Vogel- und Finkenheerden diejenigen Hölzer, mit welchen die Netze ausgeſpannet werden; da denn durch das Rücken derſelben die Vögel oft hauffenweiſe gefangen werden.

Aufſchroten der Stämme, ſ. Holzſchlag.

Aufſeher, ſ. Hundeknecht.

Aufſetzen, wird von den Hirſchen oder Rehböcken geſagt, wenn ihnen das abgeworfene Gehörne wieder wächſet.

Aufſtehen der Fiſche. Dieſes ereignet ſich in einem zugefrornen Teiche, worauf entweder viel Schnee gefallen, oder beym Thauwetter viel Waſſer ſtehen bleibt, daß das Eis auf die Fiſche drücket, und ihnen die Luft benimmt. Daher ſie denn aus ihrem Lager gehen, zu den Wuhnen tretten, und friſche Luft ſuchen.

Aufſtellen, ſ. Stellen.

Auftreiben, ſ. Aufjagen.

Aufwecker, Wecker, iſt ein Inſtrument, deſſen man ſich bey dem Wachtelfange bedienet. Man machts auf eben die Art, wie die Wachtelpfeiffen, aber nach Proportion noch mehr als einmal ſo groß, zwar nicht in der Länge, ſondern nur in der Weite und Stärke. Man nimmt dazu auch einen Knochen aus einer Reh- oder Hammelskeule, und macht

eine ſolche Pfeiffe, womit man gleich dem Wachtelhahne ſchlagen kann. Vornemlich aber dient dieſe Pfeiffe dazu, daß, wenn man durch ein Feld gehet, und ſich die Wachteln gar nicht hören laſſen, man nur mit dieſem Wecker ſchlagen darf. So es die andern Hähne hören, fangen ſie bald an, zu antworten; da man denn hinzu gehet, und dieſelbe mit dem Steckgarn verſticht, und mit dem Sieckenruffe ins Garn locket. Hiebey iſt aber anzumerken, daß ſie nicht nach dem Wecker oder Hahnenruf lauffen, ſondern nur zum Schlagen dadurch aufgemuntert werden.

Aufwurf, nennet man das von einem Graben heraus geworfene oder aufgeführte Erdreich. Bey den Grenzgräben haben Forſter dahin zu ſehen, daß das Erdreich recht geworfen werde; immaſſen man auf den Aufwurf ſiehet, wenn man urtheilet, wem der Graben zuſtehe, und wer ſolchen ausſtechen laſſen müſſe; da denn der Aufwurf auf deſſelben Seite zu werfen, dem der Graben gehöret. Wäre aber der Graben beeden Angrenzenden gemein; ſo wird der Aufwurf auf beyden Seiten geworfen.

Augenſproſſen, **Eisſprüſſel**, heiſſen die zwey unterſte Enden an jeder Stange des Hirſchgeweyhes, welche zu nächſt über dem Kopfe oder dem Auge ſtehen. Ein Hirſch, der dieſe nebſt den Spieſſen ausgewachſen, und keine Enden mehr hat, wird ein **Gabelhirſch** genennet.

Auguſt, latein. Auguſtus, franzöſiſch *Aout*, iſt der achte Monat des Jahres. Er hat 31 Tage. Die Sonne tritt in das Zeichen der Jungfrau gegen den 23ten dieſes Monats. Die Verrichtungen, ſo in dieſem Monat vorfallen, ſind folgende:

α) In dem **Walde** gibt es in dieſem Monat, wegen vieler Feldarbeiten, wenig oder nichts zu thun. Nur dieſes hat ein Förſter zu beobachten, daß er 1) wegen der Verwüſtung der Zapfen, und des in ſolchen enthaltenen Saamens der Tangelhölzer, welche durch den Wurm, das Eichhorn, und den Grüniz angerichtet wird, aufmerkſam ſeye. Ferner 2) daß er auf denen im künftigen October und den folgenden Monaten zu machenden Holzſchlägen, die Streu backen, und wegſchaffen laſſe. Und endlich 3) ſeine Aufſicht wegen der Viehhirten, und auch wegen der Beſchädigung der noch zarten und jungen Holzſaaten, durch die Sonnen- und Plazregen, fortſetze. Uebrigens iſt hier noch anzumerken, daß nach Bartholomäi, oder doch nach dieſes Monats Ende das Holz zu wachſen aufhöre.

β) Bey der **Fiſcherey** hat man erſtlich dahin zu ſehen, daß die im vorigen Monat unterbliebene Ausmäbung der Teiche vorgenommen, und vollbracht werde. Hiernächſt kann man das Angeln mit den Grillen und ausgezogenen Krebsſchwänzen fortſetzen; man muß aber die Angelſchnur kürzer machen, weil die Fiſche ſich jezt aus der Tiefe erheben, und am höchſten gehen. Auf Bartholomäi hören die Fiſche auf in die Gröſſe und Länge zu wachſen, doch nehmen ſie am Fleiſch

Fleiſch und Gewichte zu. Daher hat man ſich nun zur bevorſtehenden Herbſtfiſcherey zu rüſten, und dazu die Fiſchbehälter und Gruben zu ſäubern. Sonſt ſtreichen zwar in dieſem Monat die Karpfen wohl zum vierdtenmal; es iſt aber nur Stoppelbrut, wie man ſie nennet, und nicht viel zu achten. In Teichen, Flüſſen und Bächen muß man nun das Hanf- und Flachsröſten allerdings verbieten, weil es den Fiſchen höchſtſchädlich iſt, auch keine Rinnen aus den Bächen verſtatten, weil dadurch die Brut abgeleitet wird. Ingleichem ſoll man mit dem Rohr in den Teichen, und zwar allezeit zu Ende des Mondſcheins, fortfahren. Sonderlich kann nun das Binde- oder Böttgerrohr, oder, wie es einiger Orten genennet wird, die Schlatten geſchnitten werden. In dieſem Monat, gegen Bartholomäi, pflegen etliche Geldhungrige Leute ſchon die Karpfen wegzufiſchen, und zu verkauffen, bloß aus der leichtſinnigen Abſicht, weil alsdann der Centner etliche Gulden mehr gilt. Sie überlegen aber nicht den Schaden, den ſie dabey haben, und den Gewinnſt, den ſie dadurch verlieren. Denn iſt das Wetter kalt geweſen; ſo hat der Fiſch noch wenig zugenommen, und kann bey anſcheinendem beſſern Wetter bis in die Mitte des Octobers noch viel an Fleiſch und Gewichte zunehmen. Iſt aber die Sommerszeit erwünſcht geweſen; ſo iſt es eine nothwendige Folge, daß, weil das Waſſer und der Erdboden zu des Fiſches beſter Nahrung erwärmet wird, der Fiſch noch mehr zunehmen müſſe. Und ſo verlieret man bey dem allzufrühen Fiſchen dasjenige am Gewichte wohl doppelt, was man durch den höhern Preiß zu gewinnen vermeynet.

7) Bey der **Jägerey** und dem **Weydwerk** gehet nunmehro die rechte Hirſchfeiſte an, nachdem das Rothwildpret im Felde Getreyde genoſſen, und davon feißt geworden iſt. Es wird dahero, nachdem ein oder mehr Hirſche in ihrem Auffenthalt durch den Leithund erkundiget ſind, theils Par force gejagt, theils aber, und auch nützlicher, mit dem Zeuge eingeſtellt, und geſchoſſen. Zwiſchen Mariä Himmelfahrth und Geburt, d.i. vom 15. Aug. bis auf den 8. September, iſt der Hirſch mit allem, was er an ſich hat, ſowol zur Arzney, als auch in der Küche zu gebrauchen, und am angenehmſten zu genieſſen. Das Schwarzwildpret aber taugt nunmehro nichts, ingleichem die Rehe und Haaſen, bis zur Herbſtzeit, da ſie nützlicher zu jagen und zu fangen. Das wilde Obſt muß man jetzt in Zeiten trocken einſammeln, und ſolches theils zur Schweinkirrung, theils im Thiergarten, damit zu füttern, aufheben. Ingleichem gehet jetzo auch der Rebhünerfang an, wenn der Schnitt vorüber, und ſie ſind auch jetzo beſſer zu fangen, als nach Michaelis, weil ſie noch nicht ſo weit und ſtrenge fliegen, und man daher ihren Fall leichter wahrnehmen, und ihnen beykommen kann. Sie werden aber mit dem vorſtehenden Hunde und Tiras, ingleichem auch mit dem Treibzeuge gefangen. Nun gehet auch der Wilden- und Turteltauben Strich an. Sie fliegen mit Hauffen auf den Feldern, da man ſie ſchieſſen oder mit Schlagwänden

den fangen kan. Von nun an müſſen auch, den Herbſt durch, die Reiger auf den Teichen weggeſchoſſen werden, weil ſie den Fiſchen groſſen Schaden thun. Wenn die Felder mehrentheils abgeerndtet ſind, und nur wenig Aecker mit Haber, Hirſe und Heidekorn ſtehen bleiben, fängt man Wachteln mit Steckaetzen, welche nach der Queere über die Felder gerichtet werden. Man macht aber, daß ſie nicht allzu ſchnell von der Erde auffliegen, und treibet ſie allgemach mit einem Seil, daran Schellen und Federn, allezeit eine halbe Klafter lang voneinander, gebunden ſind. Man muß aber fleißig Achtung geben, daß ſie nicht übereilet werden, und aufſtehen. Man tiraſſiret auch jetzo die Wachteln mit einem guten vorſtehenden Hunde, und auf der Hand ſitzenden Lerchenfälklein, ſo ſie ſehr fürchten. Die halbgewachſene Wachteln halten den Tiras am liebſten. Weil hiernächſt mit dem Anfang des folgenden Monats der kleine Vogelfang angehet; ſo muß man allbereit in dieſem Monat alle nöthige Anſtalten machen, Vogelleim und Leinoel anſchaffen, Ebereſchenbeere ſammlen, Vogelheerde und Dohnen zurichten, die Garn- und Vogelwände auszubeſſern u. d. gl. Nicht minder muß man die bisher im Finſtern verhaltene Finken, und andere kleine Lockvögel wieder allgemach an das Licht bringen, ſo, daß ſie von Tag zu Tage lichter, jedoch nicht an die Sonne geſtellet werden. Jetzo iſt auch faſt die ſchönſte Luſt mit dem Gereuthlerchen- oder Gereuthvogelfang, deren Strich 3 Wochen eher angehet, als der Finkenſtrich, und ſie ſind auch jetzt viel beſſer zu eſſen. Der Heerd wird mitten auf das Feld gemacht, wo keine Bäume ſind, und die dazu gehörigen Lockvögel werden den Sommer über, wie andere Lockvögel, verhalten. So kann man auch jetzo noch die Lock vor andern kleinen Vögeln, als Grünlingen, Stiegliͤtzen, Hänflingen u. d. g. frühzeitig auf den Feldtennen fangen; oder, wenn ſie auf den Hanf, und das Gemäuer fliegen, kann man Leimſpindeln hinrichten, und ihnen die Flügel hernach mit Aſche reiben; ſo bleiben ſie. Um die Helfte dieſes Monats, oder doch kurz hernach, fängt man ſelten mehr Nachtigallen, weil ſie um dieſe Zeit gemeiniglich ſchon verſtrichen. Sonſten iſt zu Ausgang dieſes Monats, und im Anfang des folgenden der Vogelfang mit mit dem Sprenkel am beſten; denn über ſolche Zeit pflegen wenig Sprenkelvögel, ausgenommen Rothkählgen und Meiſen, hinterſtellig zu bleiben.

Aulne oder Aune, ſ. **Erle.**

Aurhahn, ſ. **Auerhahn.**

Aurochs, ſ. **Auerochs**,

Ausbeſſern, ſ. **Ausbüſſen.**

Ausbüſſen, **Ausbeſſern**, wird von Netzen geſagt, wenn die Löcher, ſo darein geriſſen, zugemacht werden. Es ſcheinet dieß eine geringe Kunſt zu ſeyn, die aber doch Genauigkeit erfordert, und von wenig Weydmännern recht verſtanden wird. Der Hauptzweck, ein Garn auszubüſſen, iſt dieſer, daß man das Loch recht ordentlich ausſchneide. Es müſſen aber nicht mehr, als 2 Enden

Enden, bleiben, eines zum Anbinden, wo man anfängt, auszubüſſen, und eines, wo man zuletzt abſchneidet. So müſſen auch die beyden Enden nicht beyeinander (nämlich in groſſen Löchern) eigentlich an einer Maſche oder Reihe seyn; ſondern man ſchneidet ſie alſo weiter aus, daß die letzte halbe Maſche entweder unten, oder auf der andern Seite bleibe. Dabey muß man denn ſonderlich in Acht nehmen, ob man ganze oder halbe Maſchen hinein zu ſtricken brauche. Dieß aber weiſet ſich alſo: Wenn man die Maſchen, und das neue darein geſtrickte anſtraffet, und anbey in Acht nimmt, daß allemal 4. Fäden in einen Knoten kommen, daß auch der neue hineingeſtrickte Faden dem alten in der Länge gleich ſeye. Iſt das Loch groß, ſo hänget man das Garn oben an. Wenn es ausgeſchnitten iſt, bindet man an, und ſtricket queer durch. Fallen nun an den Seiten ganze Maſchen, ſo nimmt man ſelbige gleich wieder mit heran, ſiehet auch darnach, ob die unterſte Maſche ſich von unten hinauf ſchicke, welches man gleich gewahr wird, wenn die Maſche heran gehalten wird, und dieſelbe ſich viereckigt anſtraffet. Schicken ſie ſich erſt ſo weit, ſo ſtrickt man oben in einer Maſche, und ſodann wieder von unten herauf eine, bis es zugehet, und müſſen eben genau wieder ſo viel Maſchen hinein kommen, als ihrer vorhero darinnen geweſen ſeyn. Die Garne, ſo nicht ſpiegelicht geſtrickt ſind, büſſen ſich noch eher aus, als wie die ſpiegelichten, beſonders in denen Säumen. Denn daſelbſt muß gleicherweiſe, als wie es neu geſtrickt worden, ab- und zugenommen werden. In denen ab- und zugenommenen Maſchen müſſen 6 Faden in einen Knoten kommen. Wo aber beſonders die Ecke, (allwo das Garn zu ſtricken angefangen worden) entzwey iſt; ſo muß man nur ein Stücke Garn ſtricken, mit einer Maſche anfangen, und ſodenn auf beyden Seiten zunehmen, bis man ſo viel Maſchen, und eine weniger hat, als die Zahl derer iſt, wo man die Ecke gerade geſchnitten hat. Alsdenn ſtricket man das neue Stück an das alte an, alſo, daß man von oben eine, und vom alten auch unten eine heraufnehme; ſo muß es wieder völlig ergänzet werden. Es läßt ſich dieſes ſo gar deutlich nicht beſchreiben, als wie man es durch die Praxin ſelbſt inne werden kann. Mithin thut ein Liebhaber ſehr wohl, wenn er ſich hierinn Anfangs an kleinen Löchern, und ſodenn mehr und mehr an Gröſſern zu üben ſuchet; beſonders aber, wie oben bemerket worden, das Ausſchneiden recht in Acht nimmt, und die Fäden mit den alten recht gleich anziehet. So es auch je ein- oder 2 mal nicht recht würde, darf er nur wieder ausſchneiden, und ſofort zubüſſen; ſo muß er auch hierinn eine Fertigkeit erlangen.

Auskoppeln, franz. *Debarder*, heißt bey den Jägern einen Hund von der Koppel, daran 2 Hunde, ſie deſto beſſer beyſammen zu halten, losmachen.

Ausnehmen, heißt 1) die jungen, und noch nicht flücken Tauben und Vögel aus den Neſtern holen. 2) Das vorher nach ſeiner Art entweder gebrühete oder gerupfte Feder-

Federvieh aufſchneiden, und das Eingeweyde heraus nehmen. 3) Wird es von Fiſchen geſagt, die nicht geriſſen, ſondern am Bauche aufgeſchnitten, und ausgenommen werden. 4) Wird das **Ausnehmen** bey der Jägerey dasjenige genennet, was der Hirſch zwiſchen den Klauen an naſſem Laub oder Erdreich gefaſſet, und im Fortſchreiten zur Seiten auswirft. Es iſt dieß ein Zeichen wodurch derſelbe in ſeiner Fehrte vor dem Thier erkannt wird.

Ausreiten, ſ. **Ausſtocken.**

Ausrhoden, Ausroden, Ausrotten, ſ. **Ausſtocken, Rhoden.**

Ausſchieſſen, heißt das bey einem Haupt⸗ oder Beſtätigungsjagen zuſammengetriebene Wildprett ſchieſſen, welches von der Herrſchaft aus den Zelten, oder dem ſogenannten Schirm geſchiehet. ſ. a. **Abjagen.**

Ausſchößlinge, werden diejenige Zweige genennet, ſo von den Wurzeln und dem Stamme eines Baumes aufſteigen. Dieſe muß man nicht ſo ganz unordentlich untereinander wachſen laſſen; ſondern lieber diejenige, ſo man für die ſtärkſten und beſten hält, in die Höhe gehen laſſen, die übrigen alle aber vertilgen, die doch nicht im Stamm, ſondern nur als Buſchholz aufwachſen werden. Durch dieſes Mittel wird man in kurzer Zeit einen Baumſtamm erlangen, da ſonſt, wenn alles untereinander wächſt, nichts als Buſchholz und Geſtrippe aufwächſet.

Ausſpüren, iſt diejenige Beſchäftigung der Jäger, da ſie mit den Spürhunden das Wild aufſuchen, und die Spur zu entdecken ſuchen.

Ausſtocken, Ausreiten, Ausroden, Ausrotten, Abraum, lat. Eradicatio oder Exciſio Lignorum, heißt bey den Forſtleuten ein Stück Holz mit Ausgrabung der Stöcke und Wurzeln abraumen, und zu einem Ackerfeld oder Wißmat zubereiten. Dieſes Ausſtocken iſt den Waldungen ein groſſer Schade, indem ſie dadurch zu groſſem Nachtheil eines Landes allzuſehr geſchmälert, und verringert werden. Es iſt zwar an dem, daß der Ackerbau und Wißwachs nothwendige Mittel zum Lebensunterhalte ſeyn, jedennoch iſt das Holz eben ſo nothwendig. Und wozu dienet es auch, wenn ſo vieler Acker gemachet wird, daß er nachgehends mit der Wart⸗ und Düngung nicht gehörig unterhalten werden kann? Es iſt zwar gewiß, daß diejenige, welche vorgeben, den Acker könnte man alle Jahr, und das Holz nur in 20, 30 oder mehr Jahren erſt erndten, und nutzen, in den neugemachten Aeckern, ſo lange die Ruhe noch darinnen ſteckt, guten Nutzen haben. Wie geht es aber hernach weiter, wenn man mit dem Dünger drauf ſetzen ſolle? Die Arbeit muß zwar geſchehen, aber es fehlt an zulänglichem Dünger; folglich hat man wenig Vortheil davon, und wäre beſſer, wenn man die wenigen Aecker tüchtig düngete und wartete; ſo würde man mehr Nutzen ziehen. Es iſt alſo den Holzungen nützlicher, wenn ſie, beſonders auf wüſten und öden Flecken, mit Bepflanzung und Beſäung des Holzſaamens angebauet werden, wovon mehr, als

von ſchlechtem Getreyde zu hoffen iſt; immaſſen ſolche weder Düngung, noch Pflügen, und andere dergleichen Arbeit nöthig haben; gleichwohl aber von Jahr zu Jahr ſich mit ihrem Wuchſe vermehren, und in etlichen Jahren auf einmal ein gutes Capital einbringen. Inſonderheit ſollte man bey gegenwärtigem Holzmangel das Ausſtocken der Hölzer gar niemand erlauben; vielmehr alle Gemeinden dazu anhalten, daß ſie die Hölzer cultiviren, oder wohl gar durch Holzſaaten neue anlegten.

Von dieſem Ausſtocken des Holzes iſt inſonderheit noch zu bemerken, daß der Eigenthumsherr eines Holzes, wenn er nicht auch zugleich die Forſt- und Jagdgerechtigkeit hat, keinesweges befugt ſeye, daſſelbe zu unternehmen; angeſehen hiedurch die ganze Form und Geſtalt des Waldes verändert, und dem andern wider alle Billigkeit die Jagd- und Forſtgerechtigkeit geſchmälert und entzogen würde.

Gail 2, Obſerv. 67. num. 10. *Knipſchild* de Civit. Imper. lib. 2. cap. 7. num. 98. *Ertel* Obſerv. Equeſt. Part. 1. Obſerv. 11. *Harpprecht* Conſil. Tubing. 72. num. 94. ſeqq. & Reſpon. Crim. & Civil. Vol. 4. reſp. 69. num. 45. *Noë* **Meurer** Tr. **vom Forſt- und Jagdrecht** Part. 2. rubr. **der Eigenthumsherr, ob er ſein eigen Wald Hölzer und Bäume** 2c. 2c. pag. 24. ſeqq.

Denn ob zwar ſonſt ein jeder freye Macht und Gewalt hat, mit dem Seinigen nach Belieben zu ſchalten und zu walten (arg. l. 21. Cod. mandat.), und ein jeder in dem Seinigen thun und vornehmen kann, was er will (l. 1. §. 11. ff. de aqu. & aqu. pluv. arcend.); ſo muß doch ſolches dergeſtalt geſchehen, daß dadurch einem andern, der in denen mir zuſtändigen Sachen eine Servitut, oder andere Gerechtſame rechtmäßig hergebracht, kein Præjudiz zugezogen werde. Nun würde aber dem Forſt- und Wildbannsherrn zu groſſem Schaden und Nachtheil gereichen, wenn dem Eigenthumsherrn zugelaſſen ſeyn ſollte, den Wald ganz niederzuhauen und auszuſtocken; denn es kann alsdann erſt jemand ſeinen Nutzen ſuchen und befördern, wenn er dabey einem andern nicht ſchadet (d. l. 1. §. 11. ff. de aqu. & aqu. pluv. arcend.); und ſein Gut noch wohl verbeſſern, dafern er nur demjenigen, der eine Gerechtigkeit darauf hat, ſeine Gerechtſame nicht verſchlimmert (l. 1. §. 2. ff. d. tit.). Die in Contrarium angeführte Rechtsregeln gehen nur in ſolchen Sachen an, welche jemand wahrhaftig und vollkommen eigen ſind, und alſo pleno jure zuſtehen; dahingegen ſolche Regeln ſich auf ſolcherley Sachen nicht appliciren laſſen, worinnen ein anderer ebenfalls ein Recht erlanget hat; als wie in gegenwärtigem Fall der Forſt- oder Wildbannsherr.

Mev. part 6. deciſ. 258. *Mindan.* de Proceſſ. lib. 2. cap. 39. num. 1. *Lauterbach.* Colleg. throret. pract. tit. de rer. diviſ. §. 36. *Donauer.* Diſſert. de Jurisdict. in alien. territ. cap. 6. §. 8.

Woraus denn folget, daß der Eigenthumsherr bey dem Forſtherrn erſt die Erlaubniß, auszuſtocken ſuchen muß; widrigen Falls, wenn ſolches ohne Wiſſen und Willen des Forſtherrn vorgenommen worden; ſo kann dieſer ſeine Gerechtigkeit äſtimiren, und wie lieb ihm ſelbige geweſen, mit Erwägung aller Umſtände bona fide anſchlagen, anbey auch ſolche Aeſtimation und Anſchlag eidlich erhärten.

Knipſchild. de Civit. Imper. lib. 2. cap. 7. num. 105. *Ertel.* Obſerv. Equeſt. part. 1. obſ. 11. pag. 148. **Kluger Beamter** part. 1. tit. 34. §. 9. *Jo. Jodoc. Beck.* Jurisdict. Foreſt. cap. VIII. §. 1.

Oder er kann zu Ergänzung ſeines Schadens, es mag nun ohne, oder mit ſeiner Erlaubniß geſchehen ſeyn, von ſolchen Novalien oder Neubrüchen, den Zehenden an Früchten oder Heu begehren. Denn wenn auch die Erlaubniß von dem Forſtherrn ſelbſt gegeben wird; ſo wird ſolcher Zehenden immer dabey mit eingedungen; welches man denn im Forſtweſen die **Forſt-** oder **Stockgarbe** zu nennen pfleget. Doch iſt ihm bey der Aeſtimation beſſer gerathen.

Ertel. loc. cit. *Noë* **Meurer** ꝛc. ꝛc. alique plures. *Beſold.* P. 1. Conſ. 15. n. 96. & *Kyllinger.* de Jure ven. th. 5. lit. b. verſ. ſit. autem.

Was übrigens oben ſchon von von dem unziemlichen **Abholzen** angemerket worden, kann um ſo mehr auch auf das Ausſtocken gezogen werden. ſ. a. Stock. Ob es ferner zuträglich ſeye, in abgetriebenen Tannenörtern die Stucken auszuroden, davon ſ. **Rhoden.**

Ausſtreichen, ein Kunſtwort bey der Kohlenbrennerey, ſ. **Kohlſtätte**, lit. B) *)

Ausſtümpeln, ſ. **Meuler.**

Austräge, **gefreyte Richter**, lat. Auſtregæ, Judicium Auſtregarum, iſt ein beſonders Gerichte, welches etliche dem H. Röm. Reich ohne Mittel unterworfene Glieder alsdann anzuordnen pflegen, wenn einige Irrungen unter demſelben entſtanden, um ſolche allda gerichtlich beyzulegen. Denn das deutſche Wort: **Austragen**, von welchem auch das lateiniſche Auſtrega gemacht iſt, heißt ſo viel als **entſcheiden, beylegen,** und **vergleichen.** Es wird deſſelben hier gedacht, weil es inſonderheit auch bey Irrungen in Jagd- und Forſtſachen angeordnet zu werden pfleget. Es gibt aber dieſer Austräge zweyerley, nämlich Conventionales, oder **willkührliche Austräge**, und Privilegiatas, oder Auſtregas Ordinationis, d. i. **privilegirte Austräge.** Die **willkührliche Austräge** ſind gewiſſe Gerichte, ſo die Stände des Reichs untereinander ſelbſt aus eigener Willkühr vergleichsweiſe angeordnet, bey welchen nicht nach der Art und Eigenſchaft der privilegirten Austräge, davon die Cammergerichtsordnung handelt; ſondern nach dem Innhalt des zwiſchen ſolchen Ständen errichteten Pacts oder Vergleichs, procediret und verfahren wird. Denn weil in den gemeinen Kayſerl. Rechten, den

den Privat- und Mediat-Perſonen, ſo dem Reich unmittelbar unterworfen, erlaubet iſt, daß ſie in den zwiſchen ihnen entſtandenen Streitigkeiten, nicht gleich den ordentlichen Richter angehen dürfen; ſondern ſich ſelbſt einen Richter erwählen können, der den zwiſchen ihnen entſtandenen Streit, durch ein Compromiſs oder Schiedrichterlichen Austrag, ausmachet: als kann ſolches auch den Ständen des Reichs, oder denen, ſo dem Reich unmittelbar unterworfen, nicht verſaget werden, nachdeme die Conventionales Auſtregæ von den Compromiſſis, faſt in nichts zu differiren ſcheinen, auch eben deswegen vom Kayſer Maximiliano gewillkührte Austräge genennet werden, wovon ein ganzer Catalogus zu finden bey Schubhardo in Tract. ſuo de Auſtregis; wiewohl man gemeiniglich hierüber die Confirmation zu ſuchen pfleget. Dieſe Conventional-Austräge werden durch die privilegirte nicht aufgehoben; immaſſen in der Cammergerichtsordnung *p. 2. tit. 2.* ausdrücklich verſehen, daß man alsdann erſt an die privilegirte Austräge gehen ſolle, wenn keine gewilligte Austräge vorhanden ſind. Von dem Urſprung, der Conſtitution, dem Proceß, wie er dabey geführet, der Sentenz und dem Urtheil, ſo dabey gefället wird, ingleichem von der Appellation von denſelben an die höchſte Reichsgerichte, und endlich von der Execution des von ihnen geſprochenen Urtheils, kann nachgeſehen werden *Franciſci, Philippi Florini* Oeconomus prudens & legalis. Tom. II. pag. 578. - - - 594.

Wir gedenken noch etwas von den Perſonen, welche das Jus Auſtregarum zu gaudiren haben. Wenn nämlich die, ſo dem Reich unmittelbar unterworfen ſind, der forſtlichen Jurisdiction halber miteinander litigiren wollen; ſo muß in prima Inſtantia die Klage bey den Austrägen angeſtellet werden.

> *Weſtenholz.* Differt. de Juriſd. Foreſt. cap. 9. §. 117. *Schweder* J. publ. part. ſpec. Sect. 2. cap. 17. §. 4. ſeqq.

Man hat aber darauf zu ſehen, ob der Beklagte in der erſten, oder andern Claſſe ſeye. Zu jener gehören die Churfürſten, Fürſten und Fürſtenmäſſige. Zu dieſer die Prälaten, Grafen, Baronen, und unmittelbare des Reichs von Adel. Wenn nun eine Perſon, ſo zu der erſten Claß gehörig, von einem Fürſten, Prälaten, und Perſonen von der andern Claß, oder auch einer Reichsſtadt: Oder aber eine Perſon von der andern Claſſe, von einem Fürſtenmäſſigen, oder auch einer Perſon zur andern Claß gehörig, belanget wird; ſo iſt das Forum Auſtregarum fundirt. Auſſer dieſen 2 Fällen aber, wenn eine Perſon von der andern Claß von einer Municipal-Stadt und andern dem Reich mittelbar unterworfenen, oder auch von einer Reichsſtadt, welche das Jus Auſtregarum nicht hat, belanget wird; ſo muß ſolches vor denen allerhöchſten Reichsgerichten, nämlich dem Kayſerlichen Reichshofrath, oder dem Kayſerl. Cammergericht geſchehen, welches von beeden der Kläger erwählet; maſſen dieſe beede

beede Reichsgerichte in den mehreſten Sachen, eine concurrentem Jurisdictionem haben.

Jacob Brunnem. Exam. Jur. publ. lib. 5. cap. 2. queſt. 3. *Schweder* Jur. publ. part. ſpec. ſect. 2. cap. 17. §. 7. *Stryck* Diſſert. de foro Auſtreg. num. 28. *Textor.* ad Receſſ. Imper, de Anno 1654. Diſput. 3. theſ. 30. ſeqq.

Von dem Judicio Auſtregarum, gleichſam als der erſten Inſtanz, wird nachmals, wenn ein oder der andere Theil durch den daſelbſt ergangenen Spruch gravirt zu ſeyn vermeynet, an erſtgedachte beede höchſte Reichsgerichte appelliret.

Schweder cit. loc. §. 16. *Stryck* Diſſert. de Proceſſ. Auſtreg. num. 34. ſeqq. *Textor* d. Diſput. 3. theſ. 48. ſeq.

Die Reichsſtädte aber haben ordentlicher Weiſe das Jus Auſtregarum nicht zu gaudiren; ſondern müſſen vor dem Kayſerlichen Reichshofrath oder Cammergericht belanget werden; es wäre dann, daß ein oder die andere Reichsſtadt dieſes Recht durch ein beſonders Privilegium, oder rechtmäſſige Præſcription erlanget, und hergebracht hätte; dergleichen ſind die Stadt Nürnberg, Regenſpurg, Eßlingen, Ulm, Dünkelſpiel, Schweinfurth, Friedberg, Reutlingen, Worms, Hall in Schwaben, Memmingen und andere.

Schweder d. c. 17. §. 8. *Schubbhard* de Auſtreg. cap. 8. num. 15. ſeqq. *Knipſchild* de Civit. Imper. lib. 2. cap. 1. num. 55. & 84. it. *Blum* Proceſſ. cameral. tit. 26. §. 53. *Brunnemann* Jurisprud. publ. libr. 4. tit. 5. §. 7.

Auswerfen, heißt bey den Jägern einem Thier das Eingeweyde herausnehmen, und bey Seite legen, wenn ſie aufgebrochen werden.

Auswipfeln, iſt ein in denen Forſten verbothener Frevel, da einige entweder ein Weinzeichen, oder auch zum Mayenſtecken die Gipfel der Bäume abhauen. Dieſem Uebel ſind meiſtens die Tannen, und Fichten, und nicht ſelten auch die Wachholderbäume, um damit zu räuchern, unterworfen.

Ausziehen, was ſolches bey der Leithundesarbeit ſeye, ſ. Arbeitung des Leithundes.

Attagen, ſ. Birkhahn, Haſelhuhn.

Autour, ſ. Habicht.

Avellana. ſ. Haſelſtaude.

Avis crucifera, ſ. Krinitz.

Avis linaria, ſ. Hänfling.

Avis ſorex, ſ. Fledermaus.

Aweraſchbaum, Awraſchbaum, ſ. Ebreſchenbaum.

Axungia Caſtoris, ſ. Biberfett.

B.

Baal, Felch, Pferren, lat. Farra, Fora, Pala, iſt ein Fiſch, der ſich in ſüſſen Waſſern aufhält, und viele Aehnlichkeit mit der Schleihe hat. Er iſt ungefehr anderthalb Fuß lang, aſchfarb,

farb, und mit zarten Schuppen bedeckt. Sein Maul iſt klein, und ohne Zähne, der Schwanz breit, und das Fleiſch ſo weiß, als an der Schleihe. Er gibt gute Kräfte, und dient vor ſchwache Bruſt und Lunge. Er iſt einer der köſtlichſten Bratfiſche, die man haben kann, wie er denn auch gebraten für eine Rarität weit und breit verführet wird. Er iſt auch abgeſotten ausbündig gut, wenn er in heiſſem Wein übergethan wird.

Baarmeiſter, heiſſen in den Gärten groſſer Herren, diejenigen, welche den wilden Thieren vorgeſetzt ſind, und bedeutet alſo dieſes Wort ſo viel, als einen **Thierwärter**.

Baarſch, ſ. **Barſch**.

Bach, lat. Amnis, Torrens, Fr. *Ruiſſeau*, *Torrent*, iſt in Vergleichung mit einem Fluß, der beſtändig flieſſet, ein kleines und oft unbeſtändiges Gewäſſer, welches entweder von einer oder mehreren Brunnquellen zuſammen flieſſet, worinnen, wenn der Boden und Canal ſteinigt, und reinkieſigt iſt, Forellen, Aeſchen und Schmerlen, auch Krebſe ſich aufhalten können; daher er auch zur wilden Fiſcherey mit gehöret. Kommt aber das Gewäſſer her von Regen- oder Schneewaſſer; ſo ſind dieſe Bäche, die man Gießbäche zu nennen pfleget, in trockenen Sommern dem Austrocknen unterworfen, und taugen alſo nicht vor Fiſche und Krebſe, wenn auch gleich hier und da tiefe Dümpfel übrig bleiben ſollten. Endlich kommen auch dergleichen Bachwaſſer aus einem nahe vorbeyflieſſenden Fluß, der entweder durch angelegte Canäle und Ufer abgeleitet, oder wenn der Fluß anwächßt und überläuft, in ſolche tiefere Orte ſich ergieſſet; in welchen Bachwaſſern die Fiſche, welche aus dem Fluß abwärts austretten, oder zur Laichzeit ſich retiriren, wenn das Waſſer ſchnell fället, leicht gefangen werden. Ein ſolcher Bach wird von einem Fluß ſowohl der Gröſſe nach, als auch nach der einmal angenommenen Benennung derjenigen, ſo nahe bey demſelben wohnen, und ihn jederzeit vor einen Bach gehalten haben, unterſchieden. Denn es gibt Bäche, welche eher den Nahmen eines Fluſſes verdienen, die aber doch nur Bäche genennet werden. Die Bäche, darinnen ſich Krebſe befinden, ſind entweder ſteinigt, oder an den Ufern mit vielen Erlen- und Weidenſtöcken beſetzt, darunter ſie ſich aufhalten können. Hiebey iſt nun dieſes beſonders zu beobachten, daß man durch Bäche, worinnen Fiſche und Krebſe gehen, weder eine Furt verſtatten, noch viel weniger aber Flachs darinnen röſten laſſen ſolle. Denn durch jenes werden die Fiſche beunruhiget und vertrieben; durch dieſes aber bekommt das Waſſer einen bittern Geſchmack, und wird unrein, faul und ſtinkend gemacht. Wo hiernächſt die Bäche theils Orten gar verſchlämmen wollten; ſo ſind ſelbige aufzuräumen, desgleichen auch Hager- oder Haar- und hohe Weiden, wie auch Erlen daran zu pflanzen, jedoch ſo, daß der ganze Bach nicht völlig im Schatten ſtehe, ſondern auch ſtrichweiſe freyen Sonnenſchein genieſſen kann. Die Krebslöcher müſſen auch mit Spaaten oder Hacken nicht gröſſer gemacht werden, weil ſie ſonſt nicht gerne darinnen wohnen.

Ueber dieſes iſt auch nicht zu geſtatten, daß die gar kleinen Krebſe, oder ſchwache Forellen und Aſchen herausgefiſchet werden dürfen; ſondern jedesmal wieder hineingeworfen werden müſſen. Ueberhaupt iſt alle junge Brut von Schmerlen, Gründlingen, Ellritzen, u. d. g. gänzlich zu ſchonen, und bey dem Fiſchfange wieder jedesmal zurücke zu ſchmeiſſen, und aus eben dem Grunde nicht zu erlauben, daß allzuenge Hamen oder Reuſſen geführet werden. Käme auch ein Bach, wegen allzuvieler darinnen befindlichen Raubfiſchen, in Abnahme von kleinen Fiſchen, welches auch zugleich beſonders der Forellen und Aſchen ihre Nahrung iſt; ſo muß man den Bach wieder mit kleinen Fiſchen beſetzen. Eben dieß geſchiehet auch mit Krebſen, daß man im April und May eine ziemliche Anzahl Mutterkrebſe wieder einſetze, da ſich denn ein Bach bald wieder mit Krebſen vermehret. Insbeſondere iſt gar nicht zuzugeben, daß die Bäche abgeſchlagen, und gar ſtrichweiſe trocken gemacht, die Sümpfe ausgeſchöpft, und alſo die Fiſche und Krebſe herausgeſucht werden. Es iſt dieſes nicht allein um die Fiſche, ſo reine herausgeſucht werden; ſondern auch, und vornemlich um den vielen jungen Strich und Brut der Fiſche und Krebſe zu thun, die auch noch wohl theils ſo zart iſt, daß man ſie nicht recht erkennen kann. Mithin wird dieſelbe gänzlich ruiniret, und bey 100 Stück Fiſchen oder Krebſen, die gefangen werden, wohl 2000 Stück junger Zuwachs verderbet. Wo aber endlich einige Unterthanen ihre Wieſen durch den Abſchlag zu wäſſern berechtiget ſind, dieſelbe werden freylich bey der alten Gewohnheit geſchützet. Jedoch kann es auch auf dieſe Maaße eingerichtet ſeyn, daß das Waſſer nicht gänzlich; ſondern etwa nur auf die Helfte, oder auf zwey Drittel aus dem Bach abgeſchlagen werde, damit doch der Bach während dem Wäſſern nicht gar trocken gemacht werde. Sonſten iſt dieſe Wäſſerung billich nur im April, und ſodann zu Ende des Junii zu gebrauchen.

Bache, Leene, lat. Sus agreſtis foemina, franz. *Laye*, heißt bey den Jägern das Mutterſchwein unter den wilden Schweinen, welches 2 Jahr alt iſt, und den Nahmen Friſchling, den es bisher getragen, verlieret. Dieſe Bachen bleiben zu keiner Jahreszeit alleine; ſondern, wenn ſie gleich durch Hunde oder Jagen auseinander gepreſchet werden; ſo ſuchen ſie ſich doch wieder Geſellſchaft, und ſollten ſie ſich auch nur zu 2 oder 3 Stück zuſammen finden. Wenn alſo ein Herr ein beſtändiges Saugehäge oder Wildbahn behalten will; ſo wird er unter den Rudelſauen ſelten hetzen, damit er die Bachen und Friſchlinge nicht wider Willen fange, und todt mache; ſondern es werden die einzelnen Sauen, welche ohnfehlbar Keuler ſeyn, entweder mit dem Leithunde vorgeſucht, und beſtätiget, oder bey friſchem Schnee eingekreiſet und gehetzt. Zudem iſt auch, da ein Keuler oder Schwein mit etlichen Bachen brunftet, mehr Vergnügen, ein Schwein zu pürſchen, oder zu hetzen, als Bachen oder Friſchlinge; denn jenes ſtreitet

beſſer

beſſer mit den Hunden, als dieſe. Auch ſiehet und höret man es bald von ferne, wenn die Hunde eine Bache oder einen Friſchling gepackt haben, weil dieſe bald ſchreyen. Ein Schwein oder ſtarker Keuler aber ſchreyet nicht, wie ſcharf auch die Hunde denſelben anpacken. Eine Bache hält zwar ihre Brunſtzeit nicht immer ſo genau, wie andere wilde Thiere; doch iſt ihre ordentliche Brunſtzeit um Andreas, und dann friſchet ſie um Lichtmeß, indem ſie mit den zahmen Säuen gleiche Zeit, nämlich 4 Monate, träget. Wenn die Eber in der Brunſtzeit keine Bachen finden; ſo gehen ſie unter die zahmen Schweine, und berauſchen ſich mit ihnen, wovon hernach die ſcheckigte wilde Säue herkommen. So bald die Bachen werfen, haben ihre Jungen alle ihre Waffen bey ſich, und wachſen nur in Anſehung der Länge und Gröſſe. Indeſſen ſind die Bachen, ob ſie wohl ſonſt nicht ſo viel Courage, als ein Keuler haben, wenn ſie trächtig ſind, ſehr wild und böſe; denn ſo bald ſie etwas hören, pflegen ſie zu ſchnauben und zu grunzen. Wenn ſie im April wieder andere junge Friſchlinge werfen, ſo laſſen ſie die vorigen von ſich; wenn ſie aber nicht trächtig worden; ſo behalten ſie dieſelbe bey ſich. Wenn die Jungen weichen müſſen; ſo halten ſie ſich gemeiniglich beyſammen auf, und nähren ſich, ſo gut ſie können; daher ſie im April und May, weil ſie viel Kräuterwerk, und Rinden von Bäumen eſſen, ſo faul und ſchläfrig werden, daß man ſie gar leicht fangen kann. ſ. a. **Schwein.**

Bachforellen, Bachfohren, ſ. **Forelle.**

Bachhündlein, ſind Dachsartige kleine Hunde, welche auf den Biber- und Fiſchotterfang abgerichtet werden.

Bachkrebſe, ſ. **Krebs.**

Bachkreßlein, ſ. **Gründling.**

Bachſchmerlen, ſ. **Schmerle.**

Bachſtelze, **Ackermännlein**, lat. Cinolus, Motacilla, Canda tremula, iſt ein bekannter kleiner hochbeinigter Vogel, welcher ſeinen Schwanz ſehr ſchnell beweget, und ſich gerne an Waſſern, Bächen und Sümpfen aufhält, an welchen ſie ſich von Waſſerſchnacken, Mücken und Gewürmen nähret; daher ſie nahe bey denſelben in Holzſtöſſen, in hohlen Löchern, in den Wegen, und unter den Dächern niſten. Es gibt zweyerley Arten derſelben, nämlich **ſchwarzkehligte** und **gelbe**. Die **ſchwarzkehligte**, ſo von einigen auch die **weiſſe Bachſtelze** genennet wird, iſt am Kopf und Rücken hinunter aſchenfarb, hat aber vornen, gegen den Schnabel zu, ein ſchwarzes Bläßlein, welches um den Schnabel herum gehet, und ſich bis weit hinunter an der Bruſt ausbreitet. Um die Augen herum, eben an dem Ort, wo die Stieglitzen und Kohlmeiſen weiß ſind, iſt ſie gleichfalls weiß, doch eben nicht gar hellweiß; ſondern etwas dunkler, als eine Meiſe, und ſo iſt ſie auch unten an dem Bauch, wo die ſchwarze Bruſt aufhöret. Die Flügel ſind bey den Achſeln mit ſchwarzen und weiſſen Federn gezieret; und eben ſo iſt der Schwanz, welcher oben her die Farbe vom Rücken behält,

behält, an denen letzten Federn zu beyden Seiten weißlicht eingefaßt. Die Füſſe ſind ſchwarz und hoch, und der Schnabel ſpitzig, auf die Art, wie ihn die Nachtigall, und andern Wurm- und Fliegenfreſſende Vögel zu haben pflegen. Sie hecket im April an vorhin bemerkten Orten, und verſiehet ihr Neſt mit allerhand Zeug, Moos, Federn, Wolle, Heuſtengeln u. d. gl., und bringet gemeiniglich 4 bis 5 Junge aus. Ihr Abzug im Herbſt iſt merkwürdig; denn indem ſie da ihre Abreyſe auf den Dächern mit groſſem Geſchrey ausruffen, erweiſen ſie ſich dabey ſo frech und muthwillig, daß ſie faſt keinen Vogel, wenn ſie auf einem Dachgiebel ſitzen, vorbey fliegen laſſen, ohne ihm nachzujagen, und ihn ſcherzend zu verfolgen, und das mit ſolcher Hitze, daß mancher kleiner Vogel, in der Flucht, aus Furcht über die maſſen ſchreyet, und ſie wirklich vor einen gefährlichen Feind anſiehet. Sie kommen zu Anfang des Merz erſt wieder zurücke, und können zur ſelbigen Zeit, zwar nicht häuffig, doch leicht an den Orten mit etlichen Leimſpindeln gefangen werden, wo man ſiehet, daß ſie ſich bey einem Holzſtoß, Steinhauffen, oder andern bequemen Orte aufhalten. Im April und May ſind ſie am bequemſten, ſammt den Jungen, im Neſt zu haben. Im September aber pfleget man einen ordentlichen Heerd auf freyem Felde, doch nicht allzuweit von den Häuſern zu ſchlagen, und etliche Bachſtelzen anzufillen, damit man, wenn man deren einige vorbeyſtreichen höret, ſelbige ziehen und rege machen könne; worauf denn die in der Luft vorbeyziehende ſich ſchnell herab begeben, und hineinfallen. Die gelbe Bachſtelze iſt an der Bruſt, und unten her am ganzen Leibe bis in den Schwanz hinaus, ſo hochgelb, daß nichts ſchöner gelb geſehen werden kann. Auf dem Rücken aber iſt ſie ganz dunkelgelb, faſt auf die Art, wie ein Gründling. Der Schwanz iſt an den äuſſerſten Federn gelb eingefaſſet, und der Schnabel völlig, wie der vorigen, geſtaltet. Sie iſt dem Leibc nach etwas kleiner, als jene, die ſchwarzkehligte; aber eber ſo hochbeinigt, und hat auch ſchwarze Füſſe. Ihr Aufenthalt iſt beſtändig am Waſſer, auſſer, wenn ſie ſtreichet. Alsdann ſiehet man ſie auch häuffig in das Feld, ſonderlich zwiſchen die Heerden der Schaafe hineinfallen. Es ziehen aber die gelben Bachſtelzen nicht alle hinweg; ſondern verbleiben auch über den Winter. Will man ſie fangen; ſo darf man nur die Zeit über, da ſie ſich bey ſandichten Waſſern aufhält, eine Vogelwand dahin ſchlagen, und ſie durch einen, der langſam am Waſſer hergehet, ſich allmählich zutreiben laſſen. Sie ſind auch zur Brutzeit, welche ſie mit den ſchwarzkehligten gemein haben, ſammt den Jungen leichtlich bey dem Neſte zu bekommen. Im Käfig werden ſie mit Milch und Semmel, oder mit Milch und Kleyen ernähret. In der Arzney ſollen ſie dazu dienen, daß ſie den Stein bey dem Menſchen wunderbarer Weiſe zermalmen, wenn man ſie zu Aſchen brennet, und von ihrem Pulver trinket.

Bachweiden, ſ. **Weide**.

Backofen Kohlen, ſ. **Kohlen.**

Bacule, ſ. Schlagbaum.

Bälge, heiſſen die Häute der Raubthiere, als der Wölfe, Füchſe u. d. gl. ſ. Balg.

Bär, lat. Urſus, franz. *L'Ours*, iſt eines von den ſtärkſten und grimmigſten Raubthieren, welches über den ganzen Leib zottig iſt, und ſich in dicken Waldungen, Gebürgen und Wildniſſen aufzuhalten pfleget, das aber nach Verſchiedenheit der Länder und des Auffenthalts, an Farbe, Gröſſe und Kraft verſchieden iſt. Die gemeine Bären, ſo ſich in Pohlen, Preuſſen und Litthauen aufhalten, ſind groß, ſchwarz, oder auch braun. Sie ſind grimmig, und zerreiſſen alles, was fleiſchicht iſt; daher ſie Kälber, junges Wild, und anderes Vieh anfallen, und wo ſie das nicht haben können, ſich von dem Aas und Luder nähren. Dieſe Art der groſſen Bären heiſſen ſonſt auch **Ameiſenbären.** Eine andere etwas kleinere, kürzere und dickere Art ſind die **Zeidelbären**, welche auf die Bäume klettern, und das Honig aus den wilden Bienenſtöcken zeidlen und freſſen, wovon in Heil. Schrift das Räthſel des Simſons vorgeleget wird. In Grönland, Jßland und Nova Zembla, als in den kälteſten Nordländern, findet man auch weiſſe Bären, welche von den vorigen darinn unterſchieden ſind, daß ſie auch unter dem Waſſer von Fiſchen und Waſſergewächſen ſich nähren, einen Rüſſel, wie ein Schwein, kurze Ohren, weiten Rachen, kleine Augen, und die gröſte Gewalt in ihren Tatzen haben. Die junge Bären fallen insgemein von ihren Müttern im Chriſtmonat, und ſind Anfangs bis auf den 6ten Tag blind, und ganz klein; doch bärenförmig. Der Grund, warum ſie ſo klein ſind, iſt dieſer, weil ſich bey der Bärinn der Schluß in der Geburt nicht öfnet, ſondern bleibet, wie er iſt; daher die Geburt auch darnach proportionirt iſt. Sie ſind der Farbe nach weißgelblicht, welche ſich aber nach und nach in eine braune verwandelt, ausgenommen am Halſe behalten ſie einen weißlichten Ring, der aber in 3 oder 4 Jahren ſich gänzlich in Braun verfärbet. Das Würgen lernen ſie von ihren Alten, die ihnen halblebendes Wild herbey ſchleppen, um ſich hierinnen zu üben; hernach aber verzehren ſie ſolches miteinander. Dieß dauret aber nicht lange; denn wenn die Bärinn wieder băret, ſo verläßt der Junge ſeine Mutter, und ſorget vor ſich ſelbſt, da er Waldbeere, wild Obſt, Wildthiere, Haber auf den Aeckern, Fiſche in ſeichten Bächen, und wilden Honig aufſuchet, und vornemlich den Ameiſenhauffen nachſtreichet, welche er begierig frißt; daher auch ihre Loßung wie ein Ballen von Ameiſen ausſiehet. Die Spur des Bären iſt faſt wie bey einem Menſchen, der ohne Schuh und Strümpfe Baarfuß gegangen; nur daß er die Nägelklauen vorne heraus zeiget. Er hat auch ſtärkere und breitere Fehrten, beſonders an den Hintertatzen, als die Bärinn, welche in den Tatzen ſchmäler iſt. Zur Winterszeit verbergen ſie ſich in Höhlen, welche ſie mit zartem Holzgeſträuche und Mooßgras ausfüttern, und bleiben darinnen bis Lichtmeß. Sie leben daſelbſt

von

von ihrem angelegten Fett, welches ſie aus ihren Tatzen nach und nach abſaugen. Im Trinken haben ſie dieß beſonders, daß ſie gleichſam biſſenweiſe aus dem Waſſer freſſen. Wenn indeſſen jemand ein Bär zu nahe kommt, ſo kann er mit einem ſtarken Knittel ihm auf den Kopf, welcher der ſchwächſte Theil an ihm iſt, eines verſetzen, daß er gleich fället. Sonſt leben die Bären 20 und mehr Jahre, werden aber zuletzt blind; welche Blindheit ihnen auch in jüngern Jahren zuſtöſſet, wenn ſie lang in tiefen Buchten oder Höhlen liegen. Sie curiren ſich aber damit, daß ſie ſich an die Bienenſtöcke machen, und die Bienen ihren Rüſſel alſo zerſtechen laſſen, daß er ſtark blutet, wodurch hernach ihr Geſichte wieder hergeſtellet wird. In Pohlen lehrt man ſie Tanzen, Trommelſchlagen, und den Hut halten zum Allmoſen ſammlen, dergleichen ſchlechte Künſte von den Polniſchen Bärentreibern gezeiget werden; dabey ſie mit Trommeten und andern Inſtrumenten ein ſtarkes, aber ſchlecht zuſammen klingendes Gethöne machen, den Bären dadurch zu bethören, daß er ſeine Stärke gleichſam vergeſſe; wodurch auch viel junge Bären gefangen und gefeſſelt werden. Ob zwar der Bär ein Raubthier iſt; ſo gehöret er doch zur hohen Jagd, und wird aufgeſchärft und zerwirket. Sein Wildpret wird auch von einigen geſpeiſet; es iſt aber eines gar ſüſſen und widrigen Geſchmacks, auch ſchleimicht, und nicht wohl geſund zu eſſen. Ja die Alten haben ſo gar die Bärenköpfe verbrannt, weil ſie das Gehirn vor Gift gehalten haben. Allein heut zu Tage ſind welche, die den Bärenkopf und Klauen vor eine beſondere Delicateſſe halten, welche man ihnen wohl gönnen kann. Die Haut des Bäres, ſo im Winter am beſten, wird gar gemacht, und zu Müſſen vor Manns- und Frauenperſonen, zu Decken der Reitpferde, auch zu den Fußböden der Kutſchen wegen der Wärme, und über die Käſten, ſolche vor Näſſe zu bewahren, gebrauchet. In Pohlen und Moſcau muß die Haut an ſtatt der Betten dienen. In der Arzney brauchet man von Bären das Fett, Galle und Augen. Das Fett wärmet, zertheilet und erweichet, nutzet in Ohrenweh, Haarausfallen, Gichtſchmerzen, Ohrengeſchwulſten und Geſchwüren an Schienbeinen. In Brüchen und im Mutterfall (Prolapſu uteri) brauchen es ſonderlich die Weiber, und ſalben den Rücken, oder Os ſacrum damit; es macht auch ſonſt die Haare weiß. Die Galle dienet innerlich in Epilepſia, Keuchen und Gelbſucht; äuſſerlich im Krebs, freſſenden Geſchwüren, Zahnweh, dunkeln Augen, aufgeſtrichen. In Finnland, wo es viele Bären gibt, brauchen die gemeinen Leute die Galle, wie eine Panacée, nehmen ſie ein, und ſchwitzen darauf, und curiren ſich damit oft glücklich. Das rechte Auge ausgegraben und getrocknet hänget man den Kindern wider das Schrecken und Auffahren im Schlaffe an. Manche binden es auch an linken Arm, und vertreiben das viertägige Fieber damit. Die Bären werden auf mancherley Art gefangen, am füglichſten aber geſchoſſen, ſ. **Bärenfang** und **Bärenjagd**.

Will

Will man aber einen Bär mit Gewalt hetzen; ſo muß man gute Engliſche Hunde, und herzhafte Jäger mit Fangeiſen oder Knebelſpieſen haben. So bald ihn einer verwundet, gehet er ſchnell auf ihn loß, und ſuchet ihm das Fangeiſen aus der Hand zu drehen; giebt ihm aber ein anderer wieder einen Fang; ſo verläßt er den erſten, und gehet auf den andern; daß ſie alſo beſtändig abwechſeln müſſen, bis ſie ihn abmatten und fällen. Die **Weydmänniſche Redensarten** vom Bären ſind folgende: **Der Bär** hat eine **Haut** und kein **Fell.** Er wird **aufgeſchärft, zerwirket.** Er **brummet**, nicht: er ſchreyet. Er hat **Tatzen** oder **Branten**, und keine Füſſe. Er gehet von oder zu Holze, und ſeinem Lager, nicht: er trabet. Er ſchlägt, was ihm vorkommt. Er raubet. Er gehet von oder zu Loch oder Lug, welches ſeine Höhle iſt, da er ſich über Winter einleget. Er frißt, erhebt und erniedriget ſich. Er **ſpringt, ſteiget, fällt, trift** und **erdrücket.** Wird gejagt mit **Hunden, gefangen** im **Fang** und **erſchoſſen.** Das Bärenfett nennet man **Feißt. Ein Männgen machen**, wird von ihm geſagt, wenn er ſich in die Höhe richtet.

Bäreiſen, ſ. **Fangeiſen.**

Bären, ſagen die Jäger von der Bärinn, wenn ſie hitzig in der Brunſt lauft, welches alljährlich nach Lichtmeß geſchiehet.

Bärenbeiſſer, Bollenbeiſſer, Bullenbeiſſer, nennet man diejenigen Hunde, welche ziemlich groß, kurze gelblichte Haare, einen dicken und kurzen Schwanz, breite und ſchwarze Schnautzen, und weiten Rachen haben, mit den Augen ſehr unfreundlich und wild ausſehen, dabey aber nicht ſo hoch von Schenkeln, als ſtark von Leibe ſind. Sie pflegen vor andern Hunden an Schwanz und Ohren verſtutzet zu werden. Weil ſie ſtark von Leibe ſind, ſo pflegt man ſie auf wilde Schweine, Bären, Wölfe und Ochſen, ſolche zu packen, abzurichten, davon ſie auch den Nahmen haben mögen. In Ermanglung derſelben werden Engliſche Docken zu ſolcher Hatz gebrauchet. Weil die Bärenbeiſſer ſehr grimmig ſind, und Menſchen und Vieh öfters unverſehens anfallen; ſo iſt es an einigen Orten verbothen, dieſelbe zu halten.

Bärenfang, wird gemeiniglich durch künſtlich zugerichtete Fallen und Gruben angeſtellet, da man in groſſen Wildniſſen, wo Bären durch ihre Furth ſich verrathen, und deren Gang und Wechſel auskundſchaftet worden, an ſolchen Orten, wo kein Waſſer zulauffen kann, Gruben gräbet, und zwar 7 bis 8 Ellen in das Gevierdte, und 8 Ellen in die Tiefe. Dieſe werden eine halbe Elle dick mit beſchlagenem Holz nach der Höhe ganz glatt ausgeſchälet und gehobelt, damit der Bär mit ſeinen Klauen nicht daran haften kann. Unten aber wird der Boden veſt verſpündet, damit er nicht durchgraben könne. Oben wird die Grube mit Schaalholz, Reiſig und Erde leicht bedeckt, und ein Honigtopf darauf geſetzet, damit der Bär durch das herumſchwärmen der Bienen und Weſpen dahin gelocket werde. So bald er ſich nun an den Honigtopf machet;

machet; ſo fällt er mit demſelben in die Grube hinunter. Soll er nun lebendig herausgebracht werden; ſo muß an der Seite des Fanges oder Loches ein ander viereckigt Loch, anderthalb Ellen ins Gevierte, unten durchgehauen seyn, daß ein Bär durchkriechen könne, welche Röhre 3 Ellen lang veſte ausgeſchalet werden muß, davor ſowohl innwendig als auswendig eine Fallthüre mit ſtarken eichenen Pfoſten mit Eiſen beſchlagen kommen muß. So nun der Bärenkaſten mit 4 ſtarken Ringen durch Ketten an die Fangröhre veſt angemacht iſt; ſo wird hierauf die innwendige Fallthüre geöfnet, und der Bär von oben mit einer Stange geſtoſſen, daß er in die Röhre hinein kriechet. So bald er ſich dahin retiriret, läßt man die innerſte Fallthüre wieder fallen. Alsdenn ziehet man den Bärenkaſten, darinnen er ſich befindet, heraus, und fähret damit fort. Der Eingang zu der Röhre, wo der Kaſten geſtanden, wird hernach mit altem wilden Reiſig wieder bedeckt, und muß zu ſolcher Gruben nicht täglich, ſondern nur etwa in 3 oder 4 Tagen geſehen werden. Der die Aufſicht über den Bärenfang hat, darf eben nicht allezeit nahe hinzu gehen; ſondern kann auf 50 Schritte davon auf einen Baum ſteigen, und nach der Grube ſehen. Wird er ein Loch gewahr, ſo ſitzet gewiß ein fremder Gaſt darinnen; da er dann auf vorige Art gehoben wird. Man braucht aber dabey beſondere Vorſicht, weil die Bären der Menſchen Spur bald merken, und hernach nicht ſo leicht hinzugehen. In wie ferne derjenige, der dergleichen Gruben machet, davor ſtehen müſſe, wenn Menſchen oder Vieh dadurch Schaden nehmen, davon ſ. Raubthiere.

Auf eine andere Art werden die Bären mit oben herunter fallenden Klötzen gefangen. Wo nämlich die Bären ihren Wechſel haben, da macht man ein dreyeckigt Geſtelle. Auf jede Seite werden 2 ſtarke Säulen eingegraben; unten wird eine Schwelle eingezapft, und der Erden gleich tief eingeleget, daß noch etwas Erdreich darüber gehe. In den Schwellen müſſen Falze ſeyn, wenn die Klätze mit dem eiſernen Zinken herunter fallen, daß ſie durchſtoſſen können. Oben werden beyde Säulen mit einem Oberſchweiffe veſte zuſammen gemacht; an beeden Säulen werden etliche Rollen innwendig gemacht, die einen guten Zoll vors Holz hinaus gehen, und ſich recht gut drehen. Weiter wird ein Klotz gemacht, welcher zwiſchen beyden Säulen und auf den Rollen leichte, und räumlich auf und nieder gehen kann. Durch den Klotz müſſen etliche ſtarke eiſerne geſpitzte Zinken gehen. An beyden Seiten des Klotzes werden noch an jeder Seite ein von 6 Zoll ſtarkes Stück glatt gehobeltes Holz angemacht, und verveſtiget, ſo daß der mittelſte Klotz nicht heraus gehen kann, ſondern gerade herunter fället. Die Stellung mache man alſo: Man nehme eine Stange, die von einer Säule faſt zur andern gehet; an einem Ende muß ſie anſtehen, aber von der andern Säule ein paar Zoll ab ſeyn. Gegen der Mitte oben in dem Ueberſchweiſe wird ein Loch gemacht, worinnen

nen ein Kloben 2 Zoll von der einen Säule, auch im Ueberſchweif ein Kloben; unten an derſelben Säule 2 ein halben Fuß hoch eine Kümme oder viereckigter hölzerner Nagel innwendig nur einen Zoll herausſtehet. In der Mitten des Fallklotzes macht man eine Leine veſte an, und ziehet ſelbige durch beyde Kloben, ſo, daß ſie an der Säule herunter reiche, daran wird ein Stellholz gemacht. In der Stange muß auch eine Kümme oder ein Kerb nicht weit von einem Ende ſeyn. So ziehet man den Klotz mit der Leine herauf, nimmt das Stellholz und ſetzt es unter den Nagel, und in die Kümme oder Kerbe der Stangen, daß die Stange in der andern Seite ſich anſtämme. An dem Ende aber, wo die Stange ſich anſtämmet, muß ein Stock untergeſetzt, oder mit einem Schnürlein angehangen werden, daß ſie in der Höhe bleibe. Und ſo wird es auf allen 3 Seiten gemacht, daß es wie ein Triangel ſeye, und alſo auf jeder Seite aufgeſtellet werde. So man es aber aufſtellet, müſſen unter den Klotz 2 Gabeln geſetzet werden, daß ſich der Aufſteller nicht ſelbſt fange; und dieſe Gabeln muß man nicht eher wegnehmen, bis alles fertig iſt. In der Mitten des Fanges ſchläget man einen Pfahl ein, und bindet einen Topf mit Honig darauf, oder hänget ein Stück Wildpret hinein. So bald der Bär Wind davon bekommt, wird er ſolches nehmen wollen; ſtößt aber an die Stange, und wird alſo von den eiſernen Zinken gehalten, bis ihm der Jäger heraus hilft. Die Geſtelle können beſtändig auf den Gabeln ſtehen, und dem Bär zuweilen was hineingeſetzet werden. So er einmal da geweſen, ſo kommt er auch wieder. Dergleichen Invention kann man auch im Felde gebrauchen, wo die Bären fleiſſig nach dem Haber und den Feldfrüchten gehen. Aber da müſſen die Säulen, an ſtatt, daß man ſie dort eingegraben, auf Schwellen veſte gemachet werden, ſo, daß ſie können auseinander geſchlagen werden. Die Geſtelle müſſen oben herein mit ſchwachem Reiſig behangen, und unten auch dergleichen Reiſig angeleget werden, daß es ein wenig wildericht ausſiehet. Oben auf die Geſtelle werden dünne Bretter gemacht, daß das Wetter nicht auf das Geſtelle ſchlage.

Endlich pflegt man auch den Bären alſo zu richten, daß ſie ſich ſelbſt erſchieſſen. Dazu ſetzt man 3 Säulen in einem gleichſeitigen Triangel; wenn man Bäume ſo haben kann, iſt es deſto beſſer. Die Selbſtſchüſſe müſſen aber deswegen in einem gleichſeitigen Triangel geleget werden, weil bey Legung derſelben, oben über dem Schneller, was vorgeſteckt wird; und wenn alle Stellung fertig, man ſodenn von einem nach dem andern, das vorgeſtochene Holz wieder wegnehmen muß, damit ſelbige vom Bär können losgezogen werden. Mithin könnte dabey durch Unvorſichtigkeit, einer unter denen Selbſtſchüſſen losgezogen werden, und ſich der Menſch ſelbſt Schaden thun. So ſie aber alſo, wie gedacht, in einem gleichſeitigen Triangel liegen; ſo iſt man auſſer Gefahr. Gienge ja einer los; ſo trift er zwar den Mittelpunkt und Pfahl, woran der Drat angemacht

gemacht iſt, jedoch nicht nach dem andern Selbſtſchuſſe hinüber; ſondern zwiſchen 2 Selbſtſchüſſen durch. Die Säulen ſtehen vom Mittelpunkten 20 bis 24 Schritte. Eine jede Säule kann 10 Fuß hoch ſeyn. Vor jede Säule ſetzet man noch eine Säule, welche kürzer iſt. In dieſer Säule macht man oben eine Larve oder Höhlung, daß man den Selbſtſchuß hineinlegen, doch daß man ihn höher und niedriger richten kann. In der hinterſten Säule werden hölzerne Nägel eingemacht, daß man den Selbſtſchuß verveſtigen kann. In der Mitten zwiſchen den Säulen wird ein runder, und 4 Fuß hoher Pfahl, auſſer dem aber noch 3 dreyeckigte Pfähle, geſchlagen, daß ſie mit der einen Ecke auf dem Mittel zwiſchen 2 Säulen ſtehen. Auf dem Mittelpfahl wird ein Topf mit Honig, oder was vom Viehe, das zu ſeinem Fraſſe dienet; um die dreyeckigten Pfähle aber ein hölzerner Reifen gemacht, der juſt um die Pfähle paſſe, daß er aber nicht von ſich ſelbſt herunter falle. Man kann auch hölzerne Nägelein darunter ſtecken, daß er nicht von ſelbſt herunter falle. Die Selbſtſchüſſe werden auf den Säulen veſte gemacht, oder man nimmt auch Pürſchbüchſen an ſtatt der Selbſtſchüſſe, und ſind die mit deutſchen Schlöſſern die beſte. Dazu macht man in den Selbſtſchuß einen Drat, der an den Reifen in die Mitte lange, und die Dräte alle drey an den Reifen veſte. Die Selbſtſchüſſe ladet man mit 2 oder 3 Lauffkugeln. Kommt nun der Bär, und langet in der Meynung, einen Raub zu finden; ſo trift er an die Dräte oder Reifen; da er aber an den Reifen drückt, oder trift, ziehet der Reifen alle drey Schüſſe auf ihn los. Sollte er auch nicht den Reifen berühren; ſo muß er doch wenigſtens ein oder zwey Dräte treffen; mithin büſſet er ſein Leben dabey ein. Die Selbſtſchüſſe muß man auch mit hohlen Rinden von Bäumen bedecken, damit ſie nicht naß werden.

Bärenjagd. Dieſe Jagd hat viel mit der wilden Scheinsjagd gemein; denn die Jäger, welche ihnen nachſtellen, müſſen ebenfalls ſtarke Bären- und Bollenbeiſſer auch andere ſtarke Hetzhunde bey ſich haben, indem die Bären viele Hunde zuſammendrucken und beiſſen können, dabey die Jäger ſich nicht allzuweit auseinander trennen, ſondern je zwey und zwey beyſammen ſeyn ſollen, daß einer dem andern im Fall der Noth beyſpringen könne. Am beſten werden ſie alſo geſchoſſen: der Jäger tritt hinter einen ſtarken Baum, und ſchieſſet ihn mit dem Rohr auf den Kopf, kann man ihm aber nicht zu dem Kopf kommen, ſo ſchieſſet man ihn auf den Leib, ſo läuft er davon, kommt aber bald ganz raſend wieder; wenn er nun im Wiederkehren den Kopf vorwärts bietet, ſo ſchieſſet man ihn auf den Kopf, davon er gewiß fället, da denn der andere ihm alſobald mit einem Spieß unten am Bauch durchs Leder ſtoſſen muß, denn anderswo iſt ihm nicht beyzukommen. Andere Jäger pflegen ihnen alſo nachzuſtellen: ſie legen auf eine aufgerichtete Deichſel von einem Wagen oder hohen Baum ein Rad, darauf ſetzen ſie einen Honigſtock; wenn nun

der

der Bär die Bienen ſchwärmen ſiehet, ſo ſteiget er hinauf und ſtrebt dem Honig nach; unten um den Baum oder Deichſel werden ſpitzige mit eiſen beſchlagene Pfähle eingeſchlagen, wenn nun der Bär ſich bemühet, über das Rad hinüber zu klettern, ſo geſchiehet es, daß er darüber in die ſpitzige Pfähle herunterſtürzet, da man denn ihm bald mit Spieſſen oder Axten, oder auch mit einem Schuß auf den Kopf beykommen kann, weil er ſich aus den Pfählen nicht gleich herausranken kann. Im Fallen aber braucht der Bär dieſe Vorſicht, daß er den Kopf verwahret und ſich wie eine Kugel zuſammen krümmet, daher unten ſpitzige Pfähle eingeſchlagen ſeyn müſſen. Die Pohlen haben auſſer dieſen Vortheilen noch dieſen Einfall: ſie machen auf dem Baum über den Honigſtock mit einer Weyde einen ſtarken Hammer veſt, an dem Ort, wo der Bär zu dem Stock kommen kann; wenn nun der Bär auf den Baum geſtiegen, und kommt nahe zu dem Honigſtock, ſo hebt er den Hammer anfänglich gemächlich auf, welcher ihm aber zurück auf den Kopf ſchläget, über dieſen Schlag entrüſtet ſich der Bär, und ſtößt dieſen Hammer mit mehrerer Gewalt von ſich, dadurch er durch den Hammer im Zurückſchlagen noch einen ſtärkern Schlag bekommt, welchen er immer ſtärker zurück ſchläget, und endlich durch die heftigen Schläge vor den Kopf dummlicht wird, daß er in die ſpitzige Pfähle oder Pfeile herab ſtürzet.

Die Bärenjagd gehöret nicht nur zur hohen Jagd, ſondern ſie iſt auch noch etwas mehr, und wird an den meiſten Orten zu einem ſonderbaren Fürſtl. Regalſtück und Herrlichkeit referiret, ſo daß ſie weder unter das ſchwarze noch rothe Wildpret gezehlet wird, ſondern eine beſondere Art ausmachet. Daher auch unter der Verleihung der hohen Jagd die Bärenjagd nicht mit begriffen iſt.

Webner. Obſ. pract. voc. Forſt. verſ. tantum enim. *Sixtin.* de Regal. lib. 2. cap. 18. num. 77. ſeq. *Harppreeht* ad §. 12. Inſtit. de rer. diviſ. n. 247. *Weſtenholz* de Jurisdict. Foreſt. cap. 6. §. 101. Seckendorff im deutſchen Fürſtenſtaat Part. III. cap. 3. ſect. 5. §. 2. in fin. *Berger* Oecon. Jur. lib. 2. tit. 2. §. 8. not. 3. p. 227.

Wie dann in Heſſen das bekannte und ſehr alte Geſchlecht derer von Riedeſel mit der Bärenjagd abſonderlich inveſtirt iſt.

Webner l. c. *Knichen* de pact. veſtitur. part. 2. cap. 2. num. 56. *Nolden* de ſtat. nobil. cap. 17. num. 122. *Weſtenholz* loc. cit.

Bärenkaſten, iſt ein aus ſtarken eichenen Dülen, und ſtarken Pfoſten durch eiſerne Bänder, die in Gelenken ſich ſchlieſſen, gemachtes Behältniß, darinnen ein lebendiger Bär, der von der Gruben in dieſen Kaſten ſich retiriret, kann weggetragen werden. Dergleichen Kaſten iſt insgemein anderthalb Ellen hoch und ſo viel breit, und drey Ellen lang, deſſen Fallthüre mit eiſernen Bolzen wohl kann beſchloſſen und beve-

ſtiget werden. Auch werden ſtarke Ringe angemacht, damit man eiſerne Bolzen durchziehen u. den Kaſten damit ausheben und wegtragen, auch derſelbe auf dem Wagen mit eiſernen Ketten angefeſſelt werden kann. Innwendig wird er in den Ecken mit Eiſen wohl beſchlagen, damit der Bär mit ſeinen Klauen nichts los reiſſen kann; zur Seiten werden Löcher oder eiſerne Gitterfenſter eingeſchnitten, damit das Licht und die Luft hineinfallen könne; der Freßtrog wird nicht weit von dem Gitterloch mit eiſernen Bändern wohl veſt angemacht, damit er im Abführen freſſen könne. Soll nun der Bär auf einen Hetz- oder Kampfplatz, ſo werden die Sitenwände durch Wegſchlagung der eiſernen Schließbolzen eröfnet, daß der Kaſten von ſelbſten auseinander fället und der Bär bloß ſtehet, der mit zum Hetzen denen Hunden preis gegeben wird.

Bärſch, ſ. Barſch.

Bätze, heißt ein Hund weiblichen Geſchlechts, ſo man auch auſſer dieſem eine **Hündinn** zu nennen pfleget.

Baiſſe, Baitze, Beiſſe, Beitze, darunter wird von den Jägern die Art des Jagens verſtanden, dabey man mit Raubvögeln, ſo dazu vorher abgerichtet worden, als Habichten, Falken, Sperbern ꝛc. andere Raubvögel, oder wilde groſſe und kleine Vögel, als Raiger, Enten, Rebhüner, wilde Enten, Wachteln, Lerchen ꝛc. wie auch Haaſen und andere geringere wilde Thiere fänget. Zu dieſer Art der Jagd müſſen ſchnelle und gute Pferdte im Vorrath da ſeyn; denn man reitet dabey ſtrenge, und führet den Falken verkappt auf der Hand in das Feld, wo durch Spührhunde bemeldte Gattung Vögel aufgetrieben werden, welche, ſo bald ſie ſich zeigen, macht man dem Vogel das Geſicht frey und wirft ihn auf den Raub zu, auf welchen er in einem Bogen zuſchieſſet und auf den Vogel ſtöſſet; ſo ſolches geſchehen, ſo muß der Jäger alſobald, ſo ſchnell als möglich, dazu reiten, daß er dem Vogel den Raub nehmen könne, welchen ſie gerne fahren laſſen, wenn man ihnen eine andere Art von Vögeln als Tauben vorwirſt. Geſchiehet dieſes Baitzen mit den Reigern und Falken, ſo wird es die **Reigerbeitze** genennet, dazu mit groſſen Koſten viele Falken und Falkonier erhalten werden; weil es aber ſehr koſtbar, ſo iſt es eine Luſt vor Könige und groſſe Fürſten. Die Begebenheiten dieſer Baitze beſtehen in folgendem: So bald ein Reiger aufgetrieben und des Falkens gewahr wird, ſo ſteigt er in die Höhe, der Falk aber desgleichen, doch alſo, daß er ganz einen Umweg nimmt, gleich als wenn er nicht auf den Raiger losgehen wollte, bis er ihn überhöbet, alsdenn fällt der Falke mit ſeinen Waffen auf den Raiger los, gibt ihm einen Griff, und ſchwinget ſich über und um ihn her, bis er die Gelegenheit erſehen, ihn gar zu packen; dabey er ſich vorſiehet, daß er ſich nicht durch des Raigers ſehr ſpitzigen und ſcharfen Schnabel, den er auf den Rücken zu legen weiß, anſpieſſe. Wenn er den Raiger wohl gepackt, ſo kämpfen beyde ſo lange miteinder, bis der Raiger endlich überwunden, iſt und mit ihm zu Boden

den fällt, da man denn über Stock und Stauden, Flüſſe und Teiche öfters ſetzen und ſich Lebensgefahr ausſetzen muß, der Pferdte ihren Untergang und Niederreiten nicht dazu gerechnet. Nimmt man dieſe Baitze mit Haaſen und andern kleinen Wildpret vor, ſo heißt es die Haaſenbeitze; welches alſo verrichtet wird: Man reitet in einer Reihe, als ob man hetzen wollte, und führet die abgerichtete Windhunde an Riemen zwiſchen ſich; wenn nun der Stöber oder Spürhund einen Haaſen aufgetrieben, ſo läßt man die Windhunde los, und der Vogel oder Falke wird dem Gebrauch nach von der Hand alſo geworfen, daß er einen kurzen Bogen, oder, wie die Jäger zu reden pflegen, einen kurzen Bund, zu machen hat. So bald er den Haaſen erreichet, ſo gibt der Vogel demſelben einen Griff oder Stoß, der ſich denn ducket, und ſitzen bleibet, unter der Zeit die Windhunde herbey eilen und den Haaſen fangen; ſind die Hunde noch entfernet, ſo läßt er den Haaſen wieder etwas ſpringen, und entfernet ſich, aber alſobald kommt er zum zweytenmal an ihn, und hält ihn ſo lang auf, bis er den Hunden zu Theil wird; dabey vor den Falken die abgerichtete Habichte dieſes zum voraus haben, daß ſie, wenn ſie den Haaſen erreicht, und ihm einen rechten Griff gegeben, denſelben mit der rechten Waffen veſt halten, mit der linken aber ſich in die Erde einhackeln, und ſich daran veſte halten, bis die Hunde oder Jäger ihnen zu Hülſe kommen. Bey dieſer Baitze muß man Hunde haben, die zu dieſen Vögeln angewöhnet ſind, dabey ſchönes und klares Wetter ſeyn muß, ſonſten ſteigen die Vögel nicht, und ſehen auch ihren Raub nicht. Die Zeit, da man ſich mit dieſer ſtrabazieuſen Freude vergnüget, iſt von Bartholomäi bis Lichtmeß, ſ. Beitzvögel.

Baiſſen, Baitzen, Beiſſen, Beitzen, iſt eben das, was in dem unmittelbar vorhergehenden Artikul abgehandelt worden.

Baißhunde, Baitzhunde, ſind ſolche Hunde, welche auf der Baitze nur aufſpüren, nicht aber, wie andere Jagdhunde, vorſtehen, oder weit vorauslauffen dörfen, ſondern ſie halten ſich in ihrem Suchen, nahe bey dem Falkonier.

Baitze, ſ. Baiſſe.

Baitzen, ſ. Baißhunde.

Baitzvögel, ſ. Beitzvögel.

Balbahn, iſt ein Kunſtwort in der Jägerey, und wird von dem Birkhahn geſagt, wenn er auf gewieſe Art geſchoſſen wird, welches man auf den Balbahn ſchieſſen nennet. Dazu nimmt man einen alten Hut, beuget den den Rand unter dem Kopfe zuſammen, ſchneidet an einem Ende in den Hutrand, als wie einen Hals vom Birkhahn, machet auf beyden Seiten rothe Flecklein, die, gleich der Birkhähne ihren, über den Augen ſeyn; am andern Ende aber wird ein Schwanz hineingeſchnitten. Einige ſtopfen auch eine ordentliche Birkhahnshaut mit den Federn aus; noch machet man auch von Papier dergleichen, und ſtreichet ihn an, wie die Couleur des Birkhahns iſt. So nun der Balbahn fertig iſt, ſteckt man ſolchen auf eine Stange (macht man

man deren 2 bis 3, ſo iſt es deſto beſſer), und bringet ihn an den Ort, wo dieſes Wildpret ſich gerne aufhält; machet ſich da eine Grube in die Erde, und darüber einen grünen Schirm von Reiſe, daß man ſich darhinter verbergen kann. Wenn nun dieß alles fertig iſt; ſo gehet einer umher, (noch beſſer aber iſt es, ſo ein Paar zu Pferdte ſind), machet ſie rege, und treibet ſie gegen den Balbahn; der andere aber verbirget ſich in der Grube unter und hinter dem Schirm, nicht weit von dem Balbahn, und ſitzet ganz ſtille. Wenn der andere ſie rege gemacht; ſo werden ſie bey dem Balbahn herum fallen, und recht gut und wohl zu ſchieſſen ſeyn.

Balche, Blauling, Bratfiſch, Bleye, lat. Alba coerulea, iſt ein breiter und etwas dünner Fiſch, mit einem kleinen Kopf, und weiſſen mittelmäſſig groſſen Schuppen, welcher gemeiniglich 2 bis 3 pfündig wächſet; wiewohl man auch welche fängt, die 6 und mehr Pfunde wägen. Er kommt der Geſtalt nach faſt den Brachmen oder Braſſen gleich, kann auch eben ſo, wie dieſer Fiſch, zugerichtet werden. Er iſt gerne in groſſen tiefen Seen und Teichen, da es viel Mergelerde gibt; wiewohl er auch in der Spree, Oder, und andern Flußwaſſern gefangen wird. Seine Laichzeit iſt im May, oder zu Anfang des Junii, nachdem ein warmer oder kalter Winter vorhergegangen. Er wird in Garnſäcken, oder auch, und zwar meiſtens, mit groſſen Netzen, und Wathen gefangen, ſonderlich zur Laichzeit, da er hauffenweiſſe aus der Tiefe an das Ufer, oder in das Schilf und Geröhricht, wo es deſſen gibt, zu tretten pfleget. Das Fleiſch dieſer Fiſche iſt ſüß und weiß, und ſie ſind gut zum Sieden, noch beſſer aber zum Braten, daher er auch der Bratfiſch genennet wird. In der Schweitz, wo man ihn in ziemlicher Menge findet, wird er auch geſalzen und geräuchert. Im Winter fängt man die fetteſten von dieſen Fiſchen unter dem Eis.

Balg, lat. Pellis, Exuviæ, franz. *Peau*, *Cuir*, bedeutet 1) eigentlich ein rauhes Fell, welches kleinen Thieren, die bey ihrem Schlachten ungeöfnet bleiben, ganz abgeſtreift wird. Zu ſolchen gehören Baum- und Steinmarder, Caninichen, Eichhörner, Hamſter, Haaſen, Iltiſſen, Virginiſche, Moſcowitiſche Genenotten, Kuhnrücken, Fehe, ſo Grauwerk genennet wird ꝛc. Auch mit den Wölfen und Füchſen wird nicht anderſt umgegangen; daher auch ihr Fell nicht Haut, ſondern Balg genennet wird. So ſtreiffen auch die Ottern und Schlangen jährlich ihre Bälge. Alle dieſe Arten von Bälgen, der Schlangen Bälge ausgenommen, ſind ein Stück der Hauptmaterie, daraus die Kürſchner und Rauchfärber ihre Waare machen. Inſonderheit können es die Jäger nicht leiden, wenn man dem Fuchs oder Haaſen ein Fell zueignet. Sodann wird 2) das deutſche Wort: **Balg** auch gebraucht von einem ausgeſtopften Vogel, der bey dem Vogelfang gebrauchet wird. Es wird derſelbe auf einem Pfählgen in die Erde geſtecket, daß es

ſcheinet,

ſcheinet, als wenn er auf ſeinen Füſſen ſtünde; welches denn zu dem Ende geſchiehet, daß man die herumfliegende Vögel damit betrügen, und auf den Heerd locken möge.

Ballen, nennen die Jäger des Hirſches Unterläufte, darauf er gehet.

Ballerus Aldrovandi, franz. *Bordeliere*, iſt ein kleiner Fiſch, der in Flüſſen und Lachen ſeinen Auffenthalt hat. Er iſt ohne Zähne und Zunge; allein ſeine Kieſerbeine ſind hart, und ſein Gaumen fleiſchicht. Der Leib iſt mit kleinen zarten, ſchwärzlichten Schuppen bedeckt. Er hält ſich ſtets am Rande auf, und hat daher von den Franzoſen den Nahmen: *Bordelière*, d. i. auf Deutſch: ein **Randfiſch**, bekommen. Er iſt gut zu eſſen; in der Arzney aber von keinem Gebrauch.

Balzen, ſ. **Falzen.**

Bandweiden, ſ. **Weide.**

Bannfluß, ſ. **Bannwaſſer.**

Bannreitel, ſ. **Waldrecht.**

Bannſteine, ſ. **Gränzſteine.**

Bannwaſſer, werden diejenige genennet, welche der hohen Obrigkeit zugehören, und daher verbannet, d. i. verbothen ſind, daß niemand, ohne Erlaubniß, darinnen fiſchen darf.

Barbe, Barme, lat. Barbus, franz. *Barbeau*, *Barbet*, iſt ein Fiſch, der ſeinen Nahmen daher bekommen, weil er vornen an dem Maul 2 Floſſen hat, die wie ein Bart geſtaltet ſind. Es iſt ein dicker und ſchuppichter Fiſche, welcher auf 3 bis 4 Pfund ſchwer wird. Er hat einen kleinen und ſpitzigen Kopf, und iſt faſt ſo ſchuppicht, als ein Karpf. Auf dem Rücken ſiehet er dunkelbraun, an den Seiten aber fällt ſeine Farbe etwas ins gelblichte, und an dem Bauche weiß. Der Floßfedern ſind zuſammen ſechſe, zwo an den Kiefern, zwo am Bauche, eine am Ausgang, eine auf dem Rücken, und der Schwanz iſt geſpalten. Er wird von einigen vor einen Raubfiſch gehalten, weil man kleine Fiſche in demſelben gefunden. Doch hat er keine Zähne, nähret ſich vom fetten Boden, Gras und Kräutern, Würmern, Waſſerſchnacken und Fliegen, wodurch er auch zur Sommerszeit mit der Angel vielfältig gefangen wird. Man hat die Barmen zwar auch mit in den Teichen; ſie ſind aber mehr ein Strohmfiſch, und wachſen auch darinnen beſſer, weil ſie nicht nur friſch Waſſer lieben; ſondern ſich auch gerne in Tiefen, und unter den hohlen Ufern, auch zwiſchen den Steinen, aufhalten, da ſie auch meiſt ihre Retirade im Winter haben. Von ihrer Laichzeit hat man unterſchiedene Meynungen. Einige wollen, ſie ſtreichen nur dreymal, als im 3ten, 4ten und 5ten Jahr, und bleiben fernerhin unfruchtbar. Andere aber meynen, ſie ſtreichen gleich andern alten Fiſchen auch alle Jahr fort; welches nun mehrere Unterſuchung erfordert, indem man ſie um des Streichens willen nicht in den Teich ſetzet; ſondern in Flüſſen fängt, nnd nur zum Wachſen in die Teiche ſetzet. In den Flüſſen aber iſt nicht zu entſcheiden, wie lange und oft ſie laichen. Ihre Streich- und Laichzeit iſt im Merz und April, da ſie jedoch

jedoch nach der Laichzeit ſich bald wieder erholen, und im Julio, Junio und Auguſto ziemlich fett und wohlſchmeckend werden. Im Herbſt aber iſt nicht viel daran, indem ſie innwendig ſolche Zwirnſtriche, wie die Krebſe, bekommen. Es hat auch die Barme unter allen Fiſchen dieſe beſondere Eigenſchaft, daß ſie im May, und alſo nach ihrer Laichzeit, einen Auswurf von Geblüte hat, als ob ſich die Natur von ihrem Laichen reinigen wollte, wie ſolches öfters alſo befunden worden; daher auch ſelbige zu ſolcher Zeit vor ungeſund gehalten werden; wie denn auch um dieſe Zeit ihr Fleiſch weichlicht und nicht, wie ſonſten, wohlſchmeckend iſt. Es wird auch der Barme zugeſchrieben, daß beſonders in ihrem Fleiſch eine innerliche vermiſchte Vielheit des Geblütes ſich befinde; indem ſich die Blutigel an ſie machten, und anſaugeten; welche ſie denn an den Steinen und tiefen kieſigten Gründen abzuſtreichen ſuche. Sie pflegt auch ihren Laich an denen Steinen abzuſtreichen, und iſt alſo ein ordentlicher Strohmfiſch, zwar nicht in kleinen Bächen, ſondern in groſſen Flüſſen, als der Elbe, Oder, Saale, Weſer, Mayn, Rhein, Neckar u. d. g. vielfältig zu finden. Wovon die Fiſcher auch an ſolchen Ströhmen mit ihrem Fang vielen Profit machen. Diejenige Barmen, die in ſteinigten und reinen Ströhmen gefangen werden, ſind wohlſchmeckend, leicht zu verdauen und ſaftig, und ihr Fleiſch iſt weiß und zart. Den Kopf hält man vor das delicateſte Stück; wiewohl ſie dabey voller Gräten ſind. Die Kälte können ſie nicht wohl vertragen; daher ſie im Winter allezeit matt, im Sommer aber friſch, rein und viel geſünder ſind. Der Rogen dieſer Fiſche ſoll ſtark laxiren, und wenn er häuffig genoſſen wird, groſſe Gefahr anrichten, daher er auch gemeiniglich weggeworfen wird. In Flüſſen, wo man waten kann, werden die Barben unter den groſſen Steinen, und in den hohlen Ufern mit den Händen erhaſcht. Sie graben an dem Geſtade gern in die Erde, faſt wie die Schweine, und bleiben oft ſo darinnen ſtecken, daß ſie entweder erſticken, oder doch leicht gefangen werden. Mit Angeln werden ſie alſo gefangen: Man nimmt Käß, und ſolche Würmlein, die ſich am Waſſer aufhalten, ihre Häuslein auf ihnen ſelbſt tragen, und in dem Holz gefunden werden. Alsdann nimmt man das Gelbe von 3 Eyern, ſtöſſet alle dieſe Stücke untereinander, als einen Teig; hernach nimmt man Gamfer einer Bohne groß, der bereitet iſt, und thut ihn unter alle vorbemeldte Stücke. Wenn man nun angeln will; ſo ſtoßt man, ſo groß als eine Erbſe, davon an den Angel, in einem reinen Tüchlein. Mit Senkangeln pflegen dieſe Fiſch auch alſo gefangen zu werden: Man muß nämlich derſelben etliche auf einmal legen, und ſie müſſen jede einen Daumen lang ſeyn. Dieſe Angeln werden an Fäden gebunden, ohngefehr 2 Fuß lang, und ſtatt des Köders thut man Regenwürmer, oder kleine Fiſche daran. Nach dieſem bindet man alle dieſe Fäden an eine lange Leine 2 Fuß weit voneinander; dann gehet man an den Ort, wo man viele Barmen vermuthet. Allda

bindet

bindet man das Ende der groſſen Leine an einen Pfahl, oder Baum, oder groſſen Stein. Nach dieſem nimmt man dieſe Leine in die rechte Hand, wirft ſie ins Waſſer, ſo weit als möglich iſt, da denn die Angeln unterſinken. Hierauf läßt man ſie ſo bis des andern Tages frühe, da man ſie heraus ziehet, und die Fiſche, ſo angebiſſen haben, losmachet. Der Ort, wo man Angeln eingeleget, muß aber von Baumwurzeln und Gras reine ſeyn, indem ſonſt die Fiſcherey fruchtlos abgehen würde. Wie dieſer Fiſch in der Küche zugerichtet werde, davon kann nachgeſehen werden *Onomatolog. Oeconom.* oder **Oeconomiſch Wörterbuch**, 1ter Th. pag. 435. 436.

Barbeau, ſ. **Barbe.**

Barbet, ein Fiſch, ſ. **Barbe.**

Barbets, heiſſen auch bey den Franzoſen eine Art zottichter und langohrichter Waſſerhunde, welche als Baſtarte von den Isländiſchen grauen Budeln und den rothen Jagdhunden fallen. Sie lieben das Waſſer, darum ihnen ihre lange Haare abgeſchoren werden, und ihnen nichts als ein Bart und die Augbraunen zottigt gelaſſen werden, damit ſie deſto beſſer ſchwimmen können, wenn man ſie angewöhnt, in das Waſſer zu gehen, welches anfänglich im Frühling in kleinen Waſſern, nach und nach aber in Teichen und Flüſſen vorgenommen wird, da man ihnen ein Stück Holz hinein wirft, welches ſie mit groſſer Begierde heraus hohlen. Sind ſie dazu angewöhnt, ſo werden ſie von den Jägern abgerichtet, daß ſie auf den Schuß gehen, und das getroffene Federvieh, als Enten, Taucher und andere Sorten packen und hohlen, auch wohl vorher in dem Waſſer dergleichen wilde Vögel zwiſchen den Schilfen aufſpüren und auftreiben, und, ſo bald ſie geſchoſſen, ihnen nachſetzen, auch aus dem Schilf und Moßbächen, worinnen ſie ſich zu verkriechen pflegen, heraus ſuchen, und an das Land bringen; ohne dieſe kann die Waſſerjagd nicht ausgeübet werden.

Barbota, franz. *Barbote*, iſt ein kleiner Flußfiſch, rund und lang, und bey der Fiſcherey gar wohl bekannt. Er pflegt gern in trüben Waſſern zu wühlen, und iſt ungefehr auf anderthalb Fuß lang, und faſt ſo dicke, als wie der *Rouget*, welcher ein röthlicher Seefiſch iſt. Der Kopf iſt dicke, und die Zähne ſehr klein. Am unterſten Kiefer hat er einige kurze Bärte. Er lebet vom Schlamm und Schaume. Sein Fleiſch iſt weich, und etwas ſchleimicht; jedoch ſehr gut und delicat zu eſſen. Er führet viel Oel und flüchtiges Salz bey ſich, reiniget das Geblüte, und treibet den Harn.

Barbus, ſ. **Barbe.**

Barme, ſ. **Barbe.**

Barrus, ſ. **Elephant.**

Barſch, Baarſch, Bärſch, Pärſch, Berſchling, Perſing, lat. Perca, franz. *Perche*, iſt ein Flußfiſch, davon es zweyerley Arten gibt, nämlich eine kleine und groſſe. Die erſte heißt: Perca fluviatilis major, iſt ein Fiſch, der einen etwas ſpitzigen Kopf, wie der Karpfe hat; er iſt kurz, aber ziemlich breit und dickleibicht, und wird nicht über zwey

Pfund ſchwer. Er iſt dabey mit harten und rauhen Schuppen verſehen, faſt wie der Seeparſch. Auf dem Rücken ſiehet er zwar ſchwärzlicht, an den Seiten aber ſtrichweiſe grau und röthlicht, und wieder weiß. Daher er auch wohl der **Buntbarſch** genennet wird. Sein Maul iſt klein, und er hat gar keine Zähne. In ſeinem Kopf ſind unterſchiedene kleine Steine zu finden, welche Lapides Percarum oder **Barſchſteine** genennet werden, und die man wohl aufheben ſoll, weil ſie in allerley Krankheiten gute Dienſte thun. Auf dem Rücken iſt er mit zweyſpitzigen Beinen, oder Gräten verſehen, deren Stich eben ſo gefährlich iſt, als der Biß eines Hechtes, denn er blutet ſehr, und heilet nicht wohl. Er nähret ſich mit kleinen Fiſchlein. Etliche ſind der Meynung, daß dieſer Fiſch von ſeinem Alter mancherley Nahmen bekomme. Wenn er jährig iſt, werde er **Hürling** oder **Heuerling** genennet, zum Zeichen, daß er heuer oder in dieſem Jahr gebohren ſeye. Im andern Jahr werde er **Stichling** genennet; denn zu dieſer Zeit bekomme er erſt ſeine Stacheln auf dem Rücken. Im dritten Jahr werde er **Egling** genannt; und wenn er älter wird; ſo nennet man ihn einen **Rehling**. Die andere Art heißt: Perca fluviatilis minor, **Kaulbarſch**. Der iſt viel kleiner, rauch, und über und über ſtachlicht, von Farbe röthlicht und gelblicht, mit harten Schaalen beſetzt. Er hat gleichfalls in ſeinem Kopf unterſchiedene kleine Steine. Beyde haben zwar ein ziemlich hart Fleiſch, ſind aber gut, und geſund zu eſſen, auch kranken Leuten, und den Sechswöchnerinnen; ja auch ſelbſt den Febricitanten. Die Weiblein tragen eine groſſe Menge Eyer bey ſich, und gehen gerne nach hellen Waſſern. In Teichen thun ſie groſſen Schaden, denn ſie freſſen die junge Fiſche faſt alle auf, daß man zu keinem Saamen kommen kann. Werden ſie aber in einem Teich allein gehalten; ſo vermehren ſie ſich ſehr, und bezahlen ihre Herberge reichlich. So ſehr er andere Fiſche aufzehret, ſo wenig läßt er ſich ſelbſt gerne freſſen. Denn wenn ihn der Hecht, oder ein anderer Fiſch freſſen will; ſo ſträubet er, und hebt ſeine ſtachlichte Federn, die er oben auf dem Rücken hat, auf, und ſticht flugs um ſich, daß man ihn nicht packen kann. Wiewohl er ſonſt des Hechtes guter Freund und Arzt iſt. Denn wenn ein Hecht von einem andern Fiſch, oder ſonſt von einem Menſchen verwundet wird; ſo wird er ſchwerlich wiederum heil; wenn er aber zu dem Barſch kommen kann, daß er von demſelben angerühret wird; ſo werden ſeine Wunden geheilet. Die Steine, ſo in den Köpfen der Barſchen gefunden werden, eröfnen, wenn ſie zerrieben, und wie die Krebsſteine eingenommen werden. Man braucht ſie wider den Stein und Grieß, und gibt auf einmal einen halben, oder auch wohl bis 2 Scrupel ein. Sie werden auch äuſſerlich zu den Geſchwären des Zahnfleiſches, und wider den Scorbut gebrauchet. Endlich gibt es auch einen Barſch in der See lat. Perca marina, **Seebarſch**, genannt, welcher ſo groß, wie der Flußbarſch wird. Er ſiehet braunroth und ſchwärzlicht,

licht, der Rücken iſt mit Spitzen beſetzt, und mit kleinen Schuppen bedecket. Er hält ſich gemeiniglich um die Klippen auf, und nähret ſich mit kleinen Fiſchen. Zum Eſſen ſoll er aber nicht viel taugen. Sein Kopf, wenn er verbrannt wird, iſt gut, die Wunden rein und trocken zu halten. Die Streich- und Laichzeit der Parſche überhaupt iſt im May. Sie ſtreichen auch gleich den Hechten, theils im andern, gewiß aber im dritten Jahr. Doch ſtreichen ſie nicht in ſteinigten und leimichten oder kalten Teichen, wenigſtens nicht viel; deſtomehr aber in warmen Weyhern und Teichen, die einen etwas ſandigten Boden mit haben; und ſind auch, wo ſie eingewurzelt, faſt nicht wiederum zu tilgen. Wo auch Bäche in Teiche flieſſen, da gehen ſie bey auflaufenden Regenwaſſern häuffig in die Bäche hinaus, und ſuchen friſch und reines Waſſer; wie ſie denn das dicke und ſchlammigte Waſſer nicht wohl vertragen können, und leichte darinnen abſtehen. Sie werden mit Netzen, Reuſſen und Angeln gefangen. Wer groſſe Barſchen in einem See oder Pfuhl hat, der nehme eine Angel mit einem kleinen Häcklein, und mache einen Weißfiſch daran, d. i. er ſteche ihm den Hacken durch den Leib in der Seiten, und werfe ihn am Angel hinein, und rücke bisweilen damit; ſo ſcheußt der Barſch darnach, und verſchlinget den Weißfiſch ſammt dem Hacken; worauf man ihn denn hübſch herausziehen kann. Wenn man nur einen Fuß oder ein Bißgen vom Fuß eines Krebſes an die Angel macht; ſo fähet man die beſten und gröſten Barſchen damit. Man fähet ſie auch im Winter unter dem Eis mit Angeln, da kann man auch in einer groſſen Tiefe zu ihnen kommen. Allein man muß im Sommer Regenwürmer im Keller in einen Topf ſetzen, und ſie mit Sand wohl beſtreuen, und und im Winter an die Angel machen. Auch muß man am Hacken vorne die Schnur mit Bley begieſſen, daß ſie es nicht abbeiſſen, und ſie muß breit gemacht ſeyn; ſo ſiehet ſie auch faſt wie ein Weißfiſch, und man fängt ſie deſto leichter. Man muß aber die Angel nicht ſtille haben, ſondern umrühren; ſo ſcheußt er darnach, weil er ein begieriger Fiſch iſt.

Bart, heiſſen die lange Haare, ſo um das Maul der Haaſen, Canichen, Katzen u. d. g. Thieren, auf beyden Seiten ihrer Leſzen ſitzen.

Baſſet, ſ. Dachshund.

Baſt, iſt diejenige zarte Rinde, welche zwiſchen des Baums äuſſerſten Schaalen, und dem Holze lieget, worauf die Alten, vor Erfindung des Papiers, geſchrieben haben; heut zu Tage aber wird er in der Oeconomie zu verſchiedenen Dingen gebraucht. Dieſer Baſt wird vornemlich aus Linden und Weidenbäumen gemacht, wiewohl auch die Eichen, Buchen, Erlen und Birken dergleichen geben; damit aber die Bäume nicht ſchädlicher Weiſe abgeſchälet und zu dem Verderben gebracht werden, ſo iſt in den Wäldern und Forſten die Vorſicht gethan, daß nur die zum Bauen und Brennen gefällte Bäume ſollen zum Baſtmachen angewieſen werden, indem die Rinde ohnehin

hin abgeſchälet und vielmals den Lohgerbern überlaſſen wird. In einem andern Verſtand brauchen es die Jäger, welche darunter das zarte Häutlein verſtehen, welches dem Hirſch und Rehbock um das neuaufgeſetzte Geweyh wächſet, ehe daſſelbe zur Vollkommenheit kommt, welches ſie hernach abſchlagen, und von den Jägern das Dickmaaß oder das Geſege genennet wird. ſ. a. Geſege, Rinde.

Baſtdonen, ſ. Donen.

Bau, Röhre, heiſſen bey den Jägern diejenigen Löcher in der Erde, darinnen ſich die Dachſe Füchſe, Caninichen, Fiſchottern, Hamſter und dergleichen aufzuhalten pflegen, die nach Art der Thiere Zugänge haben, wo die Thiere einfahren, welche insgemein wie eine ſchiefliegende Fläche eingerichtet ſind, damit ſie die Speiſen ohne Mühe hinunter bringen können, und andere, wo ſie den Miſt ausführen, dergleichen bey dem Dachs- und Hamſterbau anzutreffen. Der Fuchs aber bauet ſelten für ſich einen Bau, ſondern er vertreibet den Dachſen aus ſeinem Bau, entweder mit Liſt oder Gewalt, und logiret ſich darein, dabey es aber zwiſchen dem Fuchs und Dachs oft heftigen Streit ſetzet. Wenn er aber gleichwohl keinen Dachsbau findet, ſo machet er ſich unter alten hohlen Wurzeln dergleichen, ſind aber nicht ſo wohl gebauet, als der Dachſen, die mit Kammern verſehen, darinnen ſie mancherley Vorrath an Speiſe aufheben, als Aepfel, Birne, Kerner, Grundbirne ꝛc. Die junge Füchſe aber, wenn ſie von den alten vertrieben werden, pflegen ſich in den Aeckern, wohin nicht viele Leute kommen, ſolche Gruben zu machen, ſo gut ſie können, dergleichen die Jäger einen **Nothbau** zu nennen pflegen.

Baueichen, ſ. Eichen.

Bauholz, Zimmerholz, latein. Materia, Tignum, franz. *Bois à batir*, heißt alle dasjenige Holz, welches zu Verfertigung eines Gebäudes gebrauchet wird. Wenn man die Waldungen, wie es billich iſt, nach Gelegenheit der Lage, Grund und Bodens in gewiſſe Jahresgehaue oder Schläge eingetheilet; ſo iſt allezeit bey der jährigen Abholzung zu bemerken, ob neue Gebäude aufzuführen, oder alte zu repariren ſeyen. Weswegen dann das zum Bauen tüchtige Bauholz ausgeſondert wird. Hiebey iſt auch zu überlegen, was im Trocknen oder Wetteranfall, oder in das Waſſer verbauet werden ſoll. Zu Schwellen und äuſſern Wänden hat nun das eichene Holz den Vorzug; kann man aber recht kernigte und kühnigte Schwellen von Kiefern haben, ſind ſie den eichenen faſt vorzuziehen, immaſſen die Fettigkeit des Kühns der Fäulniß ſehr widerſtehet, welches man an alten Schwellen und Gebäuden klar wahrnehmen kann, da die eichene Schwellen gern innwendig faul werden, und äuſſerlich noch gut ausſehen. Aber kieferne Schwellen und beſonders der Kern, bleibt veſte, bis er denn ganz und gar mit der Zeit von auſſen ausgeſogen, und zur Verfaulung gebracht wird. Jedoch iſt auch vom Tannengehölze zu merken, daß es nächſt Kiefern und Fichten, hiezu das beſte.

Zu den Eingebäuden kann man nach Gelegenheit unterſchiedliche Arten Holz nehmen; als Aſpen oder Eſpen, Ilmen, Rüſtern, Rothbuchen, Ahorn, Lennen, ſo wie es zu ſeiner behörigen Länge und Stärke zu haben iſt. Jedoch über Brau- und Branntenweinhäuſern, Viehſtällen und dergleichen, wo es von dem Dampf und Brodem, bald naß, bald trocken wird, ſind letztere Sorten nicht gar dauerhaft, ſondern man thut beſſer, wenn man von den erſtern hierzu nimmt. Zu den Treppen, Thüren, Fenſterrahmen, und dergleichen, iſt ſehr nützlich, daß man von Eichen, oder kernigten Kiefernbäumen, laſſe Pfoſten in Vorrath ſchneiden, desgleichen Breter zu Fußboden, und dergleichen mehr, und wenn dann dergleichen Waare ein paar Jahr liegen und austrocknen kann; ſo wird es deſto dauerhafter zum Bauen. Hingegen von grünen Pfoſten und Bretern, werden undauerhafte Sachen, bald ſchwindet es, bald quillt es auf, welches wohl zuweilen auch mit trockenen geſchiehet, mit grünen aber iſt es ungleich ſchlimmer. Die Zeit zum Bauholzfällen iſt am beſten im December und Januar. Jedoch iſt man hierinnen nicht einerley Meynung. Einige wollen, man ſolle das Bauholz im May fällen, weil dann der Saft ſchon mehr und flüchtiger in Bäumen wäre, und alſo der Wurm ſolches nicht ſo leichte freſſe, weil ihm der Saft nicht angenehm wäre. Man hat aber aus der Erfahrung das Gegentheil zu behaupten, daß in dasjenige Gehölze, ſo im flüchtigen Saft, und Sommermonaten gehauen wird, ſich der Wurm eher generiret, als in demjenigen, ſo in Wintermonaten, da der Saft dichte und veſte inne iſt, gefället worden, wovon man viele und wahre Exempel hat, daß in 20 bis etlichen 20 Jahren, ja öfters nicht einmal ſo lange, das im Sommer gefällete und verbauete Bauholz, der Wurm ſo durchlöchert, daß es wieder hat neu gebauet werden müſſen. Das im Saft gehauene Holz iſt auf hohen Gebäuden leichter und nicht ſo ſchwer, das Winterholz aber bleibet dauerhafter. Noch beſſer iſt es, wenn man Willens, ein neu Gebäude aufzuführen, daß man das dazu nöthige Bauholz, Jahres vorher in Wintermonaten fällen, ſolches reine beſchlagen, die Zulage des Gebäudes abbinden, und ſodann in freyer Luft Creutzweiſe übereinander ſchichten laſſe, damit die Sonne und Luft die Poros des Holzes eröfnet halte, und die Luft diß Phlegma aus dem Holze ziehe: ſo wird nicht nur durch ſolche Austrocknung, das Holz leichter zu den Obergebäuden, ſondern auch dauerhafter gegen den Wurm. Denn eben von den vielen wäſſerigen Theilen, ſo im friſchen Holze bleiben, generiret ſich der Wurm gar leichte. Man nehme zum Beweiſe deſſen, das reineſte Brunnen- oder Flußwaſſer, laſſe es eine Zeitlang ſtehen, und ſehe, ob nicht Würmer ſich im ſelbigen zeugen, ſo hingegen im Oele oder Spiritu nicht geſchiehet. Man nehme auch Fleiſch, ſalze es ein, ich will von uneingeſalzenem nicht ſagen, wenn die ſpirituöſe Kraft des Salzes zu wenig; ſo werden bald Maden darinne, und hat es auch gnugſam Salz; ſo verfaulet es doch gar bald. Man nehme es aber, und

und räuchere es, daß diß Phlegma heraus kömmt, und daß die öligte Subſtanz nur darinnen bleibet, ſo kann es etliche Jahre dauren; ſo es aber durch Salz und Feuer nicht wohl temperiret, und aus den Poris die wäſſerige Feuchtigkeit nicht getödtet, und durch die Luft und den luftigen Geiſt des Rauchs, durchdrungen, und ausgezogen wird; ſo hat es ebenermaſſen keine Dauer, ſondern es wachſen auch bald Maden darinnen. Dieſes iſt vom Bauholze zu verſtehen, ſo im Trocknen gebauet werden ſoll. Dahingegen mit dem Bauholze, ſo im **Waſſer** verbauet werden ſoll, es wieder eine andere Beſchaffenheit hat. Denn in das Waſſer muß kein ausgetrocknetes Holz kommen, ſonſt verfaulet es leichte. Und dieſes hat auch ſeinen natürlichen Grund. In einem grünen Stück Holze ſind die Pori mit Oele und wäſſerigen Theilen angefüllet: kommt es nun in das Waſſer, ſo kann daſſelbige nicht ſo hinein dringen, und die Oele mit wäſſerigen conjungirten Theilgen, widerſtehen demſelben, daß es nicht ſo hinein dringen, und die erdigte, und die mit Schwefel und Salpeter vereinigten Theilgen, ſo angreiffen, und folglich zu einer baldigen Verfaul- und Verſtockung bringen kann. Iſt aber das fette oder ölichte Weſen vorher durch die Sonne und Luft ausgezogen; ſo wird es durch das eindringende Waſſer, dem Verderben bald zu Theil. Unter dieſen Waſſergebäuden verſtehe ich die **Waſſerwehre**, und **Dämme** vor **Mühlen**, **Schleuſſen**, **Teiche**, und dergleichen, auch da Gebäude auf ſumpfichten Oertern geſezt werden, und unter dem Fundament **Röſte** eingeleget werden müſſen. Hier iſt nun das Eichenholz zu den Röſten und Pfälen das beſte, jedoch wo friſche und ſtarke Erlen zu haben, ſind ſie beſonders zu Waſſerpfählen die nutzbarſten und dauerhafteſten, wenn ſie grün ins Waſſer kommen, und beſtändig unterm Waſſer bleiben können; ferner gehören auch zu den Waſſergebäuden, **Röhr-** und **Waſſerwerke an Bergwerken**: Und wie edel und nutzbar ein gutes Röhrwaſſer auf Landwirthſchaftlichen Höfen ſeye, iſt männiglich bekannt, mithin aber auch ſelbige zu unterhalten, ſehr nöthig. Dahero ein Beſitzer ſolches Waſſerröhrwerks ſich vor allen Dingen angelegen ſeyn läſſet, beſtändig Röhren in Vorrath zu haben. Und beſonders läßt er ſeine Röhren zur Frühlings- und Herbſtzeit viſitiren: zu Holzröhren nun iſt das kieferne Holz das beſte, zumal wenn es fein kernigt iſt, daß bey dem Ausbohren der ganze Kern nicht mit heraus kommt. Es iſt dann am beſten, wenn das Röhrholz im Merz gefället wird, zu welcher Zeit ſich der Saft anfänget zu verdünnen, und doch deſſen öligte Subſtanz noch nicht ſo gar flüchtig und wäſſerigt iſt. Nach dem Fällen müſſen die Röhren ſogleich geſchnitten und vornehmlich ausgebohret werden, denn wenn ſonſten ein ſolch abgeſchnitten Stück Holz an der Sonnen und Luft eine Zeit lang lieget, reiſſet es an den Enden des Schnittes gar ſehr auf; iſt es aber ausgebohrt, ſo geſchicht es ſo ſtark nicht, und bekommen die innerlichen feuchten Theile mehr Platz, ſich auszubreiten. Nach dem Ausbohren iſt

iſt nützlich, wenn ſie bald eingeleget werden können; was aber vorräthig aufbehalten werden ſoll, muß in einem Waſſer beſtändig liegen bleiben, ſo reiſſen die Röhren nicht auf; welches aber geſchicht, wenn man ſelbe auf das Trockene und in die Sonne leget. Denn von derſelben und der Luft wird dem äuſſerſten Holze die Feuchtigkeit entzogen, ſie dorren alſo ſchnell zuſammen, und dringen die innern feuchten Theile auswärts, und ſprengen und berſten das äuſſerſte Holz auf. Wenn man auch die Röhren ins Waſſer leget, ſo muß man entweder ander Holz oder was ſchweres darauf legen, daß ſie völlig unter dem Waſſer liegen; oder man muß ſie faſt täglich umwenden, denn wenn ſie ſonſt mit dem einen Theile beſtändig oben auſſer dem Waſſer ſchwimmend bleiben, ſo werden ſolche oben zu trocken, und reiſſen wohl gar auf. Im Fall aber, daß man zu den vorräthigen Röhren nicht Gelegenheit hat, ſolche ins Waſſer zu legen, ſo muß man ſie doch in Schatten bringen, daß der Sonnen Hitze nicht auffallen kann, und ſie auch fleiſſig umlegen, daß die unterſten Seiten wieder herauf kommen, und ſie allmählich von der Luft ſowohl von innen als auſſen trocknen. Will man nun Röhren einlegen; ſo muß man in beyden Oefnungen Spunde ſchlagen, und etliche Tage ins Waſſer legen, daß ſich das Waſſer von auſſen erſt hinein ziehe, dann ſonſten, wenn ſie geleget werden, und die Pori ſich innwendig zuerſt voll Waſſer ſetzen; ſo preſſen und ſprengen ſie die äuſſerſten eingetrockneten Theile gar leichte auf, beſonders wo man ſolche zum Steigen des Waſſers gebraucht, woſelbſt die Röhren viel ausſtehen müſſen. Das Waſſer ſprenget die Röhren nicht eigentlich alleine auf, ſondern die ungleiche Feuchtigkeit im Holze iſt die meiſte Urſache des Ausberſtens: nächſt dem kiefern Röhrholze hält man auch die Aſpen oder Eſpenholz vors beſte. Die Aſpen aber müſſen im April, May, Junio, und bis in Julium hierzu gefället, auch ſo bald ausgebohret, und alſo grün eingeleget werden; ſo dauren ſelbe ſo lange, als nur einig Holz hierzu dauren mag. Läſſet man aber die Aſpenröhren trocken oder dürre werden, und will ſie dann erſt einlegen laſſen, ſo dauren ſie wenige Zeit; ſo ſind ſie verfault.

Bavians, ſ. Affe.

Baum, lat. Arbor, franz. *Arbre*, heiſſen diejenige Arten von Holz, welche gewöhnlich zu einer groſſen Höhe und Dicke erwachſen, dabey an Holz veſt und geſund zu bleiben pflegen. Sie werden 80, 100, ja 130 und mehr Fuß hoch, und halten am Stammende 40, 60, 100, 150, und mehr Zoll im Umfang, wobey ſie ein Alter von 80, 100, ja von etlich hundert Jahren erreichen können, wenn ſie nicht vom Ungeziefer, wilden Thieren, oder zahmen Vieh frühzeitig abgefreſſen, weggehauen, oder ſonſt in ihrem Wachsthum gehindert werden. Wir handeln hier, nach unſerm Zweck, nur von **wilden** oder **Waldbäumen**. Und dieſe gehören entweder unter das **Tangel**, oder **Harzholz**, oder unter das **Laubholz**. Die Bäume, ſo zum

zum **Laubholz** gehören, laſſen ihre Blätter jährlich zur Herbſtzeit fallen, und treiben erſt im Frühling, wenn der Saft mit aufſteigender Sonne wieder in den Stamm tritt, aufs neue ihr Laub von ſich. Jene, die **Tangelbäume** aber bleiben unverändert, ſowohl im Sommer, als im Winter, grüne. Beyde Arten werden wieder eingetheilet in **weichholzigte** und **hartholzigte**; das mehrere davon ſ. Holz. Zu den **Tangelbäumen** gehören: die Fichte, der Tannenbaum, die Kiefer oder Kienfohrenbaum, der Taxus- oder Eibenbaum, der Lerchenbaum, der Wachholderbaum. Die **Laubbäume** aber ſind: der Ahornbaum, der wilde oder Holzapfelbaum, der Arlsbeer- oder Arlskirſchenbaum, die Aſpe, der Birkenbaum, der wilde oder Holzbirnbaum, die Buche, der Caſtanienbaum, der Cornel- oder Herlskenbaum, die Eiche, der Elſtbeerbaum, die Erle oder Eller, der Eſchenbaum, der Faulbaum, der Fliegenbaum, der Hollunderbaum, der Ilmenbaum, der Kirſchbaum, die Linde, der Maßellern- oder Anerlenbaum, der Nußbaum, der Pappelbaum, die Rüſter oder der Rüſtbaum, der Schießbeerbaum, der Spindelbaum, der Sperbeer- oder Speyerlingbaum, der Vogelbeer- oder Ebereſchenbaum, der Weidenbaum, der weiſſe Maulbeerbaum, der keinen Wurm zuläſſet ꝛc. Unter dieſen wilden Laubbäumen wachſen der Ahornbaum, die Aeſpe, die Birke, der Caſtanienbaum, die Erle, der Eſchenbaum, die Ilme, der Kirſchbaum, die Linde, der Pappelbaum, und alle andere Arten der groſſen Weidenbäume ziemlich ſchnell, und eher auf, als die andern Bäume, tragen auch viel Holz und Aeſte, daß in 20 Jahren ein ziemlicher Stamm daraus wird. Ferner werden die Waldbäume auch abgetheilt in **fruchtbare** und **unfruchtbare**, welche nämlich, ob ſie wohl ſonſt ihren vortreflichen Nutzen haben, dennoch mit keiner zum Eſſen tauglichen Frucht; ſondern nur mit bloſſen Saamen verſehen ſind; als der Ahornbaum, die Aeſpe, Birke, Weißbuche, Erle, Eſchenbaum, Ilme, Linde, Maßerlen, Pappelweide, Rüſter ꝛc.; wiewohl verſchiedene Vögel auch von dieſem Saamen freſſen. Andere aber ſind **fruchtbar**, als Aepfelbäume, Arlsbeerbäume, Birnbäume, Caſtanienbäume, Eichen, Kirſchbäume, Meſpelbäume, Nußbäume, Vogel- oder Ebereſchenbeerbäume, Rothbüchen ꝛc., deren Früchte ſowohl dem Menſchen, als dem Vieh dienlich und zuträglich ſind. ſ. a. **Angehender Baum.**

Von dem **Alter der Bäume** wird von den Forſtverſtändigen angemerkt, daß alle Bäume und Stauden 4 Alter haben. Das **erſte Alter** iſt das **Keimen** des Saamens, da der Stamm und Wurzel aus dem Saamenkorn hervor bricht, und wird mit der Kindheit oder Geburt des Menſchen verglichen. Das **andere Alter** iſt, wenn der Stamm Aeſte und Laub auswirft, Knoſpen gewinnet, und in die Höhe wächſet; das iſt der Jugend gleich. Das **dritte Alter** iſt, ſo der Baum Blüte, und darauf folgende Früchte

Früchte erlanget, und im beſten Wachsthum iſt, welches dem männlichen Alter verglichen wird. Das vierdte Alter iſt, wenn der Baum an Saft, Kräften, Blüte und Früchten abnimmt, und ſich zum Untergange neiget; welches das hohe Alter kann genennet werden. Andere ſagen: Das Alter der Bäume ſeye a) das anfangende, oder die Kindheit. b) Das wachſende oder die Jugend. c) Das ſtillſtehende oder das männliche. d) Das abnehmende Alter. Insgemein iſt bey dem Alter der Bäume dieſes zu merken, daß diejenigen Bäume, ſo geſchwinde aufwachſen, auch vor andern wieder zeitlich wandelbar werden, und veralten, als die Weiden, Pappeln, Kirſch- und Aepfelbäume. Doch iſt es nicht eine allgemeine und unfehlbare Regel. Denn die Linden, Ilmen u. d. g. wachſen geſchwinde; aber ſie werden doch alt, und dauren ſehr lang, ehe ſie ſich verwandeln. Das eigentliche Alter, wie lange Zeit eine jede Art des Holzes wachſe und zunehme, wie lange es hernach in ſeinem Seyn alſo beſtehe, und wenn es wieder abnehme, iſt wohl unmöglich ganz genau zu beſtimmen, auſſer was der äuſſerliche Augenſchein wirklich geben kann. Das Alter der Bäume, ſonderlich die in groſſen Wildniſſen ſind, muß ſich wohl nicht auf weit mehr, als auf etliche 100 Jahre erſtrecken, und es mögen viele wohl etliche Jahrhunderte geſtanden haben, welches daher zu muthmaſſen, weil bey den groſſen Wildniſſen kein Volk in der Nähe gewohnet, das ſolche hätte abhauen oder verbrauchen können. Ja es liegen viele Gehölze zwiſchen groſſen und tieffen Moräſten, auch auf hohen, faſt unerſteiglichen Felſen und Höhen, daß man mit keinem Wagen oder Schlitten dahin kommen, und das Holz wegführen kann. Woraus leicht zu ſchlieſſen, daß ſolche Hölzer lange Zeit geſtanden, und von vielen Jahren her aufgewachſen ſeyn müſſen; wie denn viel Stämme nur von Fichten und Tannen, in manchen Wäldern gefunden werden, ſo gewiß viele Jahrhunderte auf ſich gehabt, indem ſie 18 bis 24 Klaftern Holz gegeben; geſchweige der groſſen Eichen und Linden, woraus noch mehr an Klafterholz geſchlagen werden können. Und wenn der Stamm uralt iſt; ſo iſt das Holz veſte, ſpringet im Abhauen, wie Glas, und iſt faſt nicht zu gewinnen, ſonderlich an Tannen. Ja es müſſen die Holzhauer ein Gerüſte am Stamm hinauf, von 4 bis 6 Ellen in die Höhe machen, worauf im Abhauen zu ſtehen, weil das Holz unten am Stamm am allerveſteſten, und je höher am Stamm, je weicher, folglich auch leichter abzuhauen iſt. Bey dieſen bleibet der veſte oder harte Stock von 4, 6 und mehr Ellen hoch ſtehen, und verfaulet nach und nach. Es iſt aber hieraus nicht zu ſchlieſſen, daß in dergleichen Wäldern alle Stämme alt, ausgewachſen und überſtändig ſeyn müſſen, obgleich die Art nicht dahin gekommen; ſondern man findet daſelbſt alte, junge und mittelmäſſige durcheinander, welche von Jahren zu Jahren zwiſchen den groſſen und alten Bäumen einzeln mit aufwachſen.

Nachdem aber das Holz vorjetzo ſehr rar wird; ſo läſſet man dergleichen Stöcke nicht mehr ſtehen, ſondern ſuchet die Bäume abzuſägen. Die vielen oder wenigen Jahrwachſe, oder der Zirkel im Stamm einer Tanne, Fichte und Kiefer, ſollen zwar das Alter eines Stammes angeben, und jeder Zirkel eines Jahres Wuchs anzeigen; allein es machet mancher Zirkel oder Jahrwuchs zum öftern 2 bis 3, und mehr Jahre aus, nachdem er ſich ausgedehnet, und viel weiſſes in ſich hat, gedachter Zirkel aber gegen das andere Holz etwas röthlicht ausſiehet, und härter oder veſter iſt. Man will Stämme geſunden haben, die wohl 100 bis 150 und mehr Zirkel und Jahrwächſe innwendig gehabt, und zumal unten im Stamme, daran das groſſe Alter, und jährlicher Wachsthum ſolcher Bäume ziemlich zu ſchlieſſen, ob es gleich nicht ſo genau bis auf etliche wenige Jahre zutrift; zumal, da es ſcheinet, daß zum öftern auf 2 bis 3 Jahr Wachsthum ſich in einem gröſſern Zirkel, als ſie ſonſten insgemein zu ſeyn pflegen, einſchlieſſet. Denn es wollen viele von dem Alter der Bäume, ſonderlich der Fichten und Tannen, raiſonniren, und ihnen 200, 300 bis 500 Jahre, oder mehr zulegen; da man doch ſchwerlich hievon eigentlich Nachricht geben kann. Doch iſt das gewiß, wenn die Bäume bald aus ihrem rechten Wachsthum ſeyn; ſo ſetzen ſie wenig oder gar keine Zirkel mehr; ſondern es dehnen ſich nur die Zirkel in die Weite, wie man es an vielen Orten insgemein davor hält, daß nach dem oben erwähnten ſtillſtehenden, und hernach folgenden abnehmenden Alter, in keinem Baum die ſogenannten Jahre, oder mehrere Zirkel wachſen. Ohne Zweiffel iſt es wahr, daß ein geſunder und unbeſchädigter Baum viele Jahrhunderte ausdauren kann. Sonſt ſagt man auch, daß die Zirkel, oder ſogenannte Jahre im Holze, oder in einem Baum, gegen der Mitternachtsſeite enger und dichter beyeinander ſeyen, als gegen Mittag, da ſie gröſſer und weiter voneinander ſtehen; aus dem Grunde, weil hier die Sonne und Wärme mehr Wirkung hat, als gegen der Mitternachtsſeite, da die Kälte und Nordwinde das Wachsthum oder Vergröſſerung der Jahre verhindern. Doch findet man an denen, ſo etwas tief in den Wäldern ſtehen, hierinnen gar keinen Unterſcheid.

Wenn man die Bäume betrachtet; ſo findet man, daß ſie gröſtentheils gegen Oſten oder der Sonnen Aufgang hängen. Es finden ſich zwar einige, die zu der Zeit, da ſie noch junge Stauden geweſen, entweder durch die andern dichte daran ſtehenden Stangen, oder zur Winterszeit durch den ſchweren darauf fallenden Schnee, theils gegen Norden, Süden oder Weſten gebogen und gedruckt worden, nachgehends auch zwar ſo krumm eine Ecke hinauf, und zum ſtärkern Baume gewachſen. Jedennoch aber haben ſie ſich mit ihren Gipfeln wieder gegen der Sonnen Aufgang gezogen. Wenn man auch einen, dem Augenſchein noch gerade aufgeſchoſſenen Baum genau betrachtet, und man

man einen Perpendicul oben an ſeinen Gipfel hängen ſollte; ſo würde ſich gewiß zeigen, daß er oben gegen der Sonnen Aufgang hänge. Der Grund davon iſt dieſer: daß, weil wir in unſerm Deutſchland, die meiſten Winde aus Weſten, oder der Sonnen Niedergang haben, deshalben auch die Hölzer von ſelbigen gegen Aufgang gezogen werden. Ja man findet auch, daß, wenn Sturmwinde kommen, welche die Bäume umwerfen, dieſelbe gemeiniglich aus Weſten, oder Nordweſten kommen, und die umgeworfene Bäume mit den Gipfeln gegen Aufgang der Sonne geworfen ſind, und zu liegen pflegen. Betrachtet man einen Berg voller daran herumſtehenden Bäume; ſo wird man gewahr, daß die Bäume nicht den Berg hinunterwärts hängen, ſondern faſt perpendiculär, und mit dem Berge einen Winkel ausmachen. Und obgleich diejenigen, ſo vom Weſtwinde hart getroffen worden, ſich etwas nach Oſten gezogen; ſo hängen ſie dennoch nicht gar den Berg hinunter. Es iſt aber auch nicht die Meynung, daß alle Bäume gerade gegen Oſten zu hiengen, und daß nicht auch einige wegen ihres krummen Wuchſes anderwärts hin hängen können; ſondern nur dieſes iſt gewiß, daß unter 20 Bäumen kaum einer gefunden wird, welcher ſich nicht nach der Sonnen Aufgang neiget. Wornach denn ein Weydmann ſich vollkommen richten, und erforſchen kann, wie und wo die Situation nach denen 4 Hauptwinden iſt. Ein mehrers von dieſem letztern, ſ. **Weltgegend.**

Wer auf den Wachsthum der Bäume Achtung giebet, und ſolchen genau betrachtet, der wird finden, daß diejenigen Bäume, ſo in Vorhölzern und Rändern ſtehen, nicht ſo lang in die Höhe hinaus wachſen, als diejenigen, ſo tief in den Wäldern ſtehen. Die Urſache davon iſt 1) die Hitze der Sonne, welche den ſchnellen und ſtarken Wuchs in den Vorhölzern zurücke hält, beſonders an der Sommerſeite, da ſie mit ihren hitzigen Strahlen die Bäume ſehr drücket, und durchwärmet, beſonders wo ſie einzeln ſtehen; dadurch denn ihr Saft zurücke gehalten wird, daß ſie ſich nicht ausbreiten können, mithin hieraus auch leicht der Schluß zu machen, daß ein ſolcher Baum nicht ſo lange wächſet. Es iſt auch 2) nicht eine der geringſten Urſachen, daß an Rändern und Holzecken die Viehtriften hiebey vielen Schaden verurſachen. Denn es gehet niemals ſo genau ab, daß nicht ſowohl ſchon durch junges, als wie ferner in ziemlich erwachſenen Holze das Vieh durchziehet und weidet. Ueberdem ſind auch viele Gemeinden berechtiget, daß ſie die jungen Schläge und Gehaue nur gewiſſe Jahre ſchonen dürfen. Iſt nun anfangs ein ſolcher Schlag nicht vollkommen gehäget und geſchonet worden, oder die Jahre der Hägezeit gehen vorüber; ſo iſt alsdann viel junger Nachwachs, welchen das Vieh abfriſſet, und das Holz dünne machet. Hölzer, die einzeln und weitläuffig auseinander ſtehen, mögen beſchaffen ſeyn, wie ſie wollen; ſo breiten ſie ſich in den Seitenäſten aus, und

gehen alſo nicht in die Höhe; ſondern bleiben niedrig und kurz. Woraus auch 3) dieſes entſtehet, daß, wenn die Hölzer helle und einzeln werden, und folgends weiter in die Höhe kommen, ſich der Wind ſehr hineinſetzen kann, alſo daß er die Bäume ſtets bewegt; wodurch denn die Wurzeln zum Theil locker und los werden, daß ſie dem Baum nicht völligen Saft mittheilen, und dieſe alſo ſparſamer im Wachsthum ſind. So iſt auch 4) dieſe Urſache, daß die Ränder und Vorhölzer von den Holzdieben viel Schaden leiden. Anerwogen dergleichen ſchädliche Leute ſowohl an dem jungen Zuwachs, als auch an ſchon ziemlichen Stangen und Bäumen viel nachtheiliges thun, indem ſie vielfältig das junge Holz herausſchneiden, auch wohl nutzbare Stangen und dergleichen heraushauen, wodurch die Hölzer helle gemacht werden, oder aber ſie nehmen den Bäumen faſt von unten bis oben hinaus die Aeſte, zum Zäunemachen, Feuerholz u. d. g. Weswegen ſodann dem Baume der Saft ſehr entgehet, alſo, daß er nicht ſo ſtark in die Höhe gehen kann. Endlich wird auch 5) das Wachsthum der Bäume in den Vorhölzern dadurch zurücke gehalten, daß, wenn an theils Bäumen die Wurzeln flach ausgelauffen ſind, nachher aber die heiſſe Sonne kommt, dieſelbe ſich allda ſehr ſtark auf die Wurzeln mit ihrem Scheine legen kann, und den Saft verveſtiget, daß der folgende flüchtige Saft aus der Erde nicht vollkommen durchdringen, und hinauftreiben kann. Wie denn auch dieſes eine Urſache mit iſt, daß, wenn die Hölzer ſo ausgelichtet ſind, ein Baum des andern Wurzel nicht mit beſchatten kann.

Endlich ſind hier noch verſchiedene Aufgaben beyzufügen, wie man die Höhe, Stärke und den ganzen körperlichen Innhalt eines Baumes finden und ausrechnen könne. Wir ſetzen demnach

Die 1ſte Aufgabe: Die Höhe eines Baums oder ſeines Stammes zu finden. Hievon iſt gehandelt worden unter dem Articul: **Abviſirung eines Baums.**

Die 2te Aufgabe: Einen Baum zu meſſen, und auszurechnen, was er nach ſeiner Circumferenz, Runde oder Stärke am Quadrat in ſich halte. Dieſes muß vor allen Dingen bekannt ſeyn, wenn ich nach den Regeln der Stereometrie den körperlichen Innhalt eines Baumes berechnen will. Man findet aber die Circulgrundfläche, und den Quadratinnhalt eines Baums, wenn man aus dem Diameter des Circuls ſeine Peripherie ſuchet, und ſolches hierauf mit dem vierten Theil des Diameters multipliciret. Man ſuchet aber aus dem Diameter des Cirkuls ſeine Peripherie, wenn man das Verhältniß des Diameters zu ſeiner Peripherie ausrechnet. Das Verhältniß des Diameters zu ſeiner Peripherie iſt, wie bekannt, 7 zu 22. Habe ich nun eine Peripherie von 44 Schuhen; ſo wird deſſen Diameter 14 ſeyn; oder iſt der Diameter 14; ſo wird deſſen Peripherie 44 ſeyn; denn ich muß

muß alſo rechnen :

7 — 22 — 14
22
―――
28
28
―――
308

2
308 ƒ 44
77

Weiß ich dieſes; ſo nehme ich, um den Innhalt der Circulfläche zu finden, ſolche Peripherie 44, und multiplicire ſie mit dem vierten Theil des Diameters; oder welches gleich viel iſt: ich nehme den Diameter 14, und multiplicire ſolchen mit dem vierten Theil der Peripherie; ſo kommt die Circulfläche, nämlich 154 heraus. Denn die Peripherie war 44; der vierte Theil hievon iſt 11; die 11 multiplicire ich alſo mit dem Diameter 14.

14 iſt der Diameter
11 der vierte Theil der Peripherie
―――
14
14
―――
154

Weil es nun, wie man leicht ſiehet, bey ſolcher Ausrechnung vornemlich auf den richtigen Diameter ankommt; ſo iſt nöthig, daß man ſolchen zu finden ſuche. Man findet ihn aber alſo: Man nimmt erſtlich an dem einen Ende des Baums oder Stammes, und zwar kreutzweiſe, den Diameter, addirt ihn hierauf, und halbirt ihn alsdann. Eben dieſes thut man bey dem andern Ende. Wenn ſolches geſchehen, nehme ich dieſe beyde verglichene, und kreutzweiß genommene Diameters wieder, addire ſie, und halbire ſie alsdann. Dasjenige, was herauskommt, gibt mir den rechten Diameter bey jedem Stück Holz. Doch läßt ſich ſolches leichter weiſen, als weitläuffig beſchreiben. Denen, die in der Rechenkunſt nicht ſonderlich erfahren ſind, kann nachſtehende Tabelle, aus Herrn Döbels Jägerpractica zu ſtatten kommen:

Die Circumferenz eines Baums von		Hat zu ſeinem Diameter		Und gibt in ſolchem Circul ein Quadrat an	
Fuß	Zoll	Fuß	Zoll	Fuß	Zoll
5	6	1	9 ;	1	3
6	—	1	$10\frac{10}{11}$	1	$4\frac{4}{11}$
6	6	2	; $\frac{9}{11}$	1	$5\frac{8}{11}$
7	—	2	$2\frac{8}{11}$	1	$6\frac{4}{11}$
7	6	2	$4\frac{7}{11}$	1	$8\frac{10}{11}$
8	—	2	$6\frac{6}{11}$	1	$9\frac{9}{11}$
8	6	2	$8\frac{5}{11}$	1	$11\frac{2}{11}$
9	—	2	$10\frac{4}{11}$	2	; $\frac{6}{11}$
9	6	3	; $\frac{3}{11}$	2	$1\frac{10}{11}$
10	—	3	$2\frac{2}{11}$	2	$3\frac{1}{11}$
10	6	3	$4\frac{1}{11}$	2	$4\frac{7}{11}$
11	—	3	6 ;	2	6 ;
11	6	3	$7\frac{10}{11}$	2	$7\frac{4}{11}$
12	—	3	$9\frac{9}{11}$	2	$8\frac{8}{11}$
12	6	3	$11\frac{8}{11}$	2	$10\frac{1}{11}$
13	—	4	$1\frac{7}{11}$	2	$11\frac{5}{11}$
13	6	4	$3\frac{6}{11}$	3	; $\frac{9}{11}$
14	—	4	$5\frac{5}{11}$	3	$2\frac{2}{11}$
14	6	4	$7\frac{4}{11}$	3	$3\frac{6}{11}$
15	—	4	$9\frac{3}{11}$	3	4 ;
15	6	4	$11\frac{2}{11}$	3	$6\frac{3}{11}$
16	—	5	$1\frac{1}{11}$	3	$7\frac{7}{11}$
16	6	5	3 ;	3	9 ;
17	—	5	$4\frac{10}{11}$	3	$10\frac{4}{11}$
17	6	5	$6\frac{9}{11}$	3	$11\frac{8}{11}$
18	—	5	$8\frac{8}{11}$	4	$1\frac{1}{11}$
18	6	5	$10\frac{7}{11}$	4	$2\frac{5}{11}$
19	—	6	· $\frac{6}{11}$	4	$3\frac{9}{11}$
19	6	6	$2\frac{5}{11}$	4	$5\frac{2}{11}$
20	—	6	$4\frac{4}{11}$	4	$6\frac{6}{11}$

Die 3te Aufgabe: Den ganzen kórperlichen Innhalt eines Baums, oder ſeines Stammes zu finden. Wenn, nach der vorigen Aufgabe, die Circulgrundfláche eines Baums, und deſſen Quadratinnhalt gefunden; ſo darf man dieſes nur mit dem dritten Theil der Hóhe des Baumes multipliciren. Denn ein Baum gleichet einem Kegel, der eine Circulrunde Grundfláche hat, die von beyden Enden des Diameters bis in die Hóhe in einem Punkt zuſammen lauft, und ſich zuſpitzet. Den Innhalt eines Kegels aber findet man, wenn deſſen Grundfláche mit dem dritten Theil der Hóhe deſſelben multipliciret wird. Geſetzt nun, wir haben eine coniſche Figur, deren Circulgrundfláche 9 Schuh im Diameter hat. Hier ſuche ich die Peripherie alſo:

```
7 — 22 — 9         8(2
         22        198 ( 28 2/7 Peripherie.
        ----       77
        198
```

Dieſe gefundene Peripherie multiplicire mit dem vierten Theil des Diameters, oder welches einerley iſt, multiplicire die Peripherie $28\frac{2}{7}$ mit dem Diameter 9, und dividire dann das Produkt mit 4 alſo:

```
 28 2/7            7(2
  9                254 ( 63
 -----             44
 252
   2 4/7
 -----
 254 7/4
```

Es bleiben alſo 2 Ganze und $\frac{4}{7}$ übrig; und dieſes macht $\frac{18}{7}$ aus. Weil ſich aber dieſes wiederum nicht ganz theilen láßt; ſo macht man es zu $\frac{36}{14}$, wovon der vierte Theil $\frac{9}{14}$ iſt. Auf ſolche Weiſe hat die Circulgrundfláche des gegebenen Coni $63\frac{9}{14}$ Schuh zu ſeinem Superficialinnhalt. Hierauf nun meſſe ich die Hóhe des Coni, welche 54 Schuh lang iſt. Der dritte Theil dieſer Hóhe iſt 18. Dieſe 18 multiplicire ich mit dem Innhalt der Grundfláche, welche $63\frac{9}{14}$ war alſo:

```
   63 9/14 der Innhalt der Grundfláche.
   18      der dritte Theil der Hóhe.
  -----
   504
   63
  -----
  1134
    11 8/14
  -------
  1145 8/14 der kórperliche Innhalt des ganzen Coni.
```

Auf ſolche Weiſe kann ich nun ſagen, wie viel Cubicſchuh der gegebene Conus enthält, nämlich $1145\frac{8}{14}$ Schuh. Hieraus erhellet nun, wie man zu verfahren habe, wenn man ausrechnen will, wie viel ein Baum oder Stamm Cubicſchuh Holz enthalte. Je mehr aber ein Baum Holz in ſich enthält, deſto mehr iſt er auch werth. Mithin ſollte der Preis eines Stammes allerdings, nach dem Verhältniß des Holzes beſtimmet werden, ſo er in ſich enthält. Daß es aber nach der bisherigen Methode nicht ſo richtig beſtimmet worden, wollen wir jezo beweiſen. Man hat bisher die Hölzer nach der Spanne verkauft. Ein halbſpänniger Stamm hat in der Peripherie $22\frac{1}{2}$ Zoll; ein einſpänniger Stamm 27 Zoll; ein zweyſpänniger Stamm 36 Zoll u. ſ. w. Will ich nun ausrechnen, wie viel z. Ex. ein einſpänniger Stamm Holz enthalte? ſo rechne ich alſo:

```
               ' '' '''
22 — 7 —       2700          272
                  7          18900  ⌠ 4725
               -----         4444   ⌡
               18900

   4725
   2700
---------
 3307500                12757500 ⌠ 579886
  9450                  22       ⌡
---------
12757500
```

Dieſe 579886 werden nun mit dem dritten Theil der Höhe des Stammes multipliciret. Laßt uns nun annehmen, wir haben einen einſpännigen Stamm vor uns, der 81 Schuh hoch iſt; ſo wird der dritte Theil von ſeiner Höhe 27 Schuh ſeyn. Mit dieſen 27 wird gedachte Summe, ſo die Grundfläche eines einſpännigen Baumes ausmacht, multipliciret:

```
   579886
       27
 --------
  4059202
 1159772
 --------
   '   ''  '''
 15|656|922
```

Alſo

Alſo hat ein einſpänniger Stamm, welcher 81 Schuh hoch iſt, 15 Cubicſchuh, und 656 Zoll zu ſeinem körperlichen Innhalt. Wir laſſen die Linien, die eine Kleinigkeit ausmachen, weg, und bemerken nur die Schuhe, um alle Weitläuſtigkeit zu vermeiden. Wie aber immer ein Holz ein höheres Wachsthum hat, als das andere; alſo haben nicht alle einſpännige Stämme einerley Höhe. Wir wollen ſetzen, ein einſpänniger Stamm iſt nur 69 Fuß lang; ſo iſt das drite Theil hievon nur 23, als womit die obige Summe 579886, ſo die Grundfläche eines einſpännigen Baumes ausmacht, multipliciret wird, als:

$$\begin{array}{r} 579886 \\ 23 \\ \hline 1739658 \\ 1159772 \\ \hline 13|337|378 \end{array}$$

Auf dieſe Weiſe iſt der körperliche Innhalt eines einſpännigen Stammes, wenn er 69 Fuß lang iſt, 13′337″; und wenn ſolcher 57 Schuh lang iſt, 11′017″. Nun finden wir aber auch einſpännige Stämme, welche nur 45 Schuh lang ſind. Rechnen wir nach bisher gezeigter Weiſe einen einſpännigen Stamm von dieſer Höhe aus; ſo wird deſſen körperlicher Innhalt nur 8′698″ ſeyn; folglich enthält er faſt noch einmal ſo wenig Holz, als ein einſpänniger Stamm, der 81 Schuh hoch iſt, indem dieſer 15′656″ in ſich enthält. Um mit einem Blick die körperliche Berechnung der Hölzer zu überſehen, wollen wir folgende Tabelle aus dem Forſtmagazin herſetzen, die der Verfaſſer der jetzt beygebrachten Rechnungen daſelbſt angehänget hat. Aus dieſer wird zu erſehen ſeyn, wie viel Cubiczoll ein halbſpänniger, ein einſpänniger, ein 2, 3, 4, 5 und 6ſpänniger Stamm, und zwar nach der Verſchiedenheit der Länge, die er hat, enthalte.

Cörperliche Berechnung
wie jeder Baum oder Stamm nach ſeiner Länge zu taxiren iſt.

½ ſpänniger hat $22\frac{1}{2}$ Zoll Periph. ° ′ ″ 7 1 5 Diamet.	60 Schuh lang ·· hat ′ ″ 8052 Cubic Zoll.	48 ·· ′ ″ 6442	36 ·· ′ ″ 4831	, ,
1 ſpännig 27 Peripher. $8\frac{13}{22}$ Diamet.	81 ·· ′ ″ 15656	69 ·· ′ ″ 13337	57 ·· ′ ″ 11017	45 ·· ′ ″ 8698
2 ſpännig 36 Peripher. $11\frac{10}{22}$ Diamet.	90 ·· ′ ″ 30927	78 ·· ′ ″ 26803	66 ·· ′ ″ 22680	54 ·· ′ ″ 18556
3 ſpännig 45 Peripher. $14\frac{7}{22}$ Diamet.	99 ·· ′ ″ 53155	87 ·· ′ ″ 46712	75 ·· ′ ″ 40268	63 ·· ′ ″ 33825
4 ſpännig 54 Peripher. $17\frac{4}{22}$ Diamet.	105 ·· ′ ″ 81183	96 ·· ′ ″ 74225	84 ·· ′ ″ 64946	72 ·· ′ ″ 55568
5 ſpännig 63 Peripher. $20\frac{1}{22}$ Diamet.	114 ·· ′ ″ 119971	102 ·· ′ ″ 107342	90 ·· ′ ″ 94714	78 ·· ′ ″ 88400
6 ſpännig 72 Peripher. $22\frac{20}{22}$ Diamet.	123 ·· ′ ″ 169068	111 ·· ′ ″ 152574	99 ·· ′ ″ 136080	87 ·· ′ ″ 119585

Aus dieſer Tabelle erhellet, daß ein einſpänniger Stamm, der nur 45. Schuh lang, faſt nicht mehr Holz enthalte, als ein halbſpänniger Stamm, der 60 Schuh lang iſt; denn dieſer hat 8052′″, und jener 8698′″. Ferner erhellet aus dieſer Tabelle, wie groß der Unterſchied zwiſchen Stämmen ſeye, die einerley Nahmen, z. Ex. der einſpännigen Bäume haben, wenn ihre Länge verſchieden iſt. Denn ein einſpänniger Stamm, wenn er 81 Schuh hoch iſt; enthält faſt noch einmal ſo viel Holz, als ein einſpänniger Stamm, der nur 45 Schuh hoch iſt; wie verkehrt iſt es alſo, wenn dieſer ſo theuer bezahlt werden ſoll, als jener? Da wir einmal in Berech-

nung und Taxirung des Holzes begriffen ſind; ſo wollen wir dieſe Materie nicht trennen, und unter verſchiedene Articul zerſtreuen, weil man ſonſt dieſelbe nicht ſo leicht verſtehen und einſehen kann, wenn nicht weitläuftige Wiederholungen angeſtellet werden. Unter das gemeine Werkholz gehören auch die Bloche, Schneiderahne, Sägklötze u. ſ. w. Auch dieſe kann man nach ihrem körperlichen Innhalt ausrechnen. Wir wollen hier die Probe an einem Bloch nehmen. Folget demnach

Die vierte Aufgabe: den körperlichen Innhalt eines Blochs zu finden. Ein Bloch kann nicht anderſt, als ein Cylinder betrachtet, und alſo auch nicht anderſt berechnet werden. Wie nun ein Cylinder, gleich einem Cono, eine circulrunde Fläche hat; alſo muß hier ebenfalls deſſen Superficialinnhalt geſuchet werden. Man nehme ein Bloch, welches in Vergleichung der beyden Diameter 12 Zoll hat, und welches 14 Schuh lang iſt. Wollen wir deſſen körperlichen Innhalt erfahren; ſo ſuchen wir, obbeſchriebener maſſen, deſſen Superficialinnhalt durch folgende Berechnung:

7 — 22 — 1200''
22
2400
24
26400

2
26400 ∫ 6600
4444

6600
12 00
1320000
66
7920000

21326(4
7920000 ∫ 1|131|428 (', '', ''')
7777777

Der Cubicinnhalt von einer Schuhlänge in einem 12 zolligen Bloch iſt alſo 1 Cubicſchuh, 131 Zoll, und 428 Linien. Da nun dieß Bloch 14 Schuh lang iſt; ſo muß ich ſolche Summe mit 14 multiplicieren:

1131428
14
4525712
1131428
15|839|992

Der körperliche Innhalt eines 12 zolligen Bloches, das 14 Schuh lang iſt, iſt alſo 15 Cubicſchuh, 839 Zoll, und 992 Linien. Iſt das Bloch kürzer oder länger; ſo nehme ich deſſen Länge, und multiplicire die vorbemeldte Summe 1131428 damit, als welche der Gehalt von einer Schuhlänge iſt. Berechnet man auf gleiche Art ein 24 zolliges Bloch nach ſeinem körperlichen Innhalt; ſo kommt heraus

heraus: $63' | 359'' | 996'''$. Vergleichet man damit die Summe des körperlichen Innhalts von dem 12 zolligen Bloch; ſo wird man finden, daß ein 24 zolliger Bloch viermal ſo viel Holz enthalte, als ein 12 zolliges Bloch. Zum Beweiß deſſen darf man nur 15839992, die Summe eines 12 zolligen Bloches mit 4 multipliciren:

$$\begin{array}{r} 15839992 \\ 4 \\ \hline 63' | 359'' | 968''' \end{array}$$

Ein 24 zolliges Bloch iſt alſo auch viermal ſo viel werth, als ein 12 zolliges. Und eben dieß iſt der Grund, warum auch ein Stamm, der in der Peripherie noch einmal ſo ſtark iſt, als ein anderer, viermal mehr werth ſeye. Diejenigen können alſo hieraus ihre Geſchicklichkeit im Taxiren erkennen, welche einen Stamm, der noch einmal ſo ſtark in der Peripherie iſt, als ein anderer, nur noch einmal ſo hoch taxiren, als dieſen andern. Denn ſie ſchlagen auf ſolche Art nur die Helfte ſeines körperlichen Innhalts an. Zum Behuff ſetzen wir folgende Tabelle hinzu, aus welcher man den körperlichen Innhalt eines jeden Bloches von jeder Stärke ausgerechnet finden kann:

Körperliche Berechnung von Blochen die 14 Schuh lang ſind.

8 Zoll Diameter hat	$7' 039''$ Cubiczoll	22	$53'. 379''$
10	$10'. 999''$	24	$63' 359''$
12	$15'. 839''$	26	$74'. 359''$
14	$21'. 560''$	28	$86'. 240''$
16	$28'. 159''$	30	$98'. 999''$
18	$35'. 639''$	32	$112'. 639''$
20	$43'. 999''$	34	$127'. 159''$

Die

Die 5te Aufgabe: Den körperlichen Innhalt einer Stange Brunnenröhre, und Mühlwelle zu finden. Man verfähret, wie bey Blochen; daher wir hier die Ausrechnung bey Seite ſetzen, und nur folgende Tabelle vorlegen, aus welcher erhellet, was z. Ex. der körperliche Innhalt einer Stange ſeye, die 18 Zoll in der Peripherie hat, und 51 Schuh lang iſt. Ferner, wie viel z. Ex. eine Brunnenröhre, ſo 10 Zoll im Diameter, und 12 Schuh in der Länge hat, in ſich halte? u. d. g.

Tabelle
von Stangen, Brunnenröhren und Wellen.

Eine Stange 18 Zoll Periph. u. 51 Schuh lang hat	39	Eine Stange 16 Zoll Periph. u. 48 Schuh lang hat	39	Brunnenröhre 10 Zoll im Diameter und 12 Schuh lang hat	Detto 8 Zoll im Diameter hat	Eine Welle von 30 Schuh lang, u. 42 Zoll im Diameter hat
′ ″	′ ″	′ ″	′ ″	′ ″	′ ″	′ ″
4304 Cubiczoll.	3291	3258	2647	9428	6034	415800

Die 6te Aufgabe: Wie hoch ein jedes Stück Holz, deſſen Innhalt man berechnet, nun an Gelde zu taxiren ſeye? Dieſe Aufgabe aufzulöſen, muß man vor allen Dingen wiſſen: **Wie hoch ein Cubicſchuh Holz in einer Klafterſcheite komme?** Und wenn dieſes beſtimmet werden ſolle; ſo muß man wiſſen: **Wie viel Cubicſchuh Holz eine Klafterſcheite enthalte?** Nimmt man die die Klafter an vor einen Stoß Holz, welcher 6 Schuh hoch, und 6 Schuh weit iſt, und die Scheitenlänge 3½ Schuh; ſo kommt, wenn ich die Klafter Holz als einen ganzen, unzertheilten Körper betrachte, folgende Summe von Cubicſchuhen heraus:

6′ hoch,
6′ weit,
———
36
3½ Scheitenlänge
———
108
36
———
126 Cubicſchuhe.

Allein weil dieſes, wegen der Zwiſchenräume, ſo die Scheite in einer gelegten Klafter machen, nicht ſtatt finden kann; ſo folget auch, daß in einer Klafterſcheite nicht ſo viel Cubicſchuh Holz ſich befinden, als jetzo ausgerechnet worden. Man hat daher den Verſuch gemacht, und einige Stämme fällen laſſen, auch ſolche nach ihrem Cu-

bicinn-

bicinnhalt ausgerechnet. Hierauf hat man ſie ſchneiden, ſpalten, und in Klaftern ſetzen laſſen. Nachdem nun die Scheite kleiner oder gröſſer waren, hat man gefunden, daß zu einer Klafter bald 108, bald 110, bald auch 112 Cubicſchuh Holz gebrauchet worden. Nimmt man nun den mittlern Satz 110 an; ſo erhellet aus obigem, daß in einer ſolchen Klafter 16 Cubicſchuhe vor die Zwiſchenräume abgehen. Und ſo kann man auch zum voraus ausrechnen, wie viel ein ganzer Stamm, nach ſeinem körperlichen Innhalt berechnet, Klaftern geben müſſe. Weiß ich nun dieſes; ſo kann ich nach dem geſetzten Preiß einer Klafter Holz ausrechnen; wie hoch ein Cubicſchuh Holz kommt. Ich rechne nämlich alſo: Die Klafter weiches Holz koſtet z. E. 1 Thlr. 12 Gr.; und eine Klafter hartes Holz koſtet 2 Thlr. Weil nun eine Klafter $3\frac{1}{2}$ ſchuhiger Scheite 110 Cubicſchuh wahres Holz enthält; ſo folget, daß ein Cubicſchuh weiches Holz 4 Pf., und ein Cubicſchuh hartes Holz $5\frac{1}{4}$ Pfenning gelte. Oder wenn die Klafter Scheiter vor 3 Rthlr. verkauft wird; ſo kommt der Cubicſchuh auf 8. Pfen. Dieſes voraus geſetzt, kann man die Taxen aller Werkhölzer leichtlich machen. Und da Werkhölzer allezeit geſundes und wohlgewachſenes Holz erfordern; ſo iſt es billig, daß man bey denſelben den Preiß etwas höher ſetze. Hälte z. Ex. in einer Gegend, nach angeſtellter Berechnung, ein Cubicſchuh 4 Pf.; ſo kann man ihn hier billich auf 6 Pf. ſetzen, wenn ſie nahe liegen, und nicht weit abzufahren ſind; hingegen auf 5 Pf., wenn ſie weit gefahren werden ſollen. Wir wollen den Anſchlag nach dieſem, was hier angenommen worden, in folgenden 2 Tabellen ausſetzen:

Erſte Tabelle

von Bäumen und Stämmen.

Bäume und Stämme	Körperlicher Innhalt	In der Nähe			In der Weite		
		Thlr.	Gr.	Pf.	Thlr.	Gr.	Pf.
1 ſpännig	15'656''	—	- 8	—	—	- 6	- 8
2 ſpännig	30'927''	—	15	- 6	—	13	—
3 ſpännig	53''155''	1	- 2	- 6	—	22	—
4 ſpännig	81'183''	1	16	- 6	1	- 9	9
5 ſpännig	119'971''	2	12	—	2	- 2	—
6 ſpännig	169'068''	3	12	- 6	2	22	- 5

Aus

Aus vorbemerkten Grundſätzen werden auch die Blöche taxiret. Wie viel nun ein 12, 14, 16 ꝛc. zolliges Bloch in Cubicſchuhen enthalte, erhellet aus der zweyten oben gegebenen Tabelle. Weiß ich aus dieſer, wie viel Cubicſchuh z. Ex. ein 12 zolliges Bloch in ſich hält; ſo iſt die Taxe leicht zu machen. Da es nun 15′ 839″ hat; ſo folget, daß es in nahen Gegenden 8 Gr., und in weiten 6 Gr. 6 Pf. gelten müſſe. Was nach dieſen Grundſätzen, in Anſehung ſeines körperlichen Innhalts, jedes Bloch gelten müſſe, iſt aus folgender Tabelle zu erſehen:

Zweyte Tabelle
von Blochen.

Ein Bloch von 14 Schuh lang, u. im Diameter ſtark	In der Nähe			In der Weite.		
	Thlr.	Gr.	Pf.	Thlr.	Gr.	Pf.
Von 12 Zoll	—	- 8	—	—	- 6	- 6
ſ 14 ſ	—	11	—	—	- 9	—
ſ 16 ſ	—	14	—	—	11	- 9
ſ 18 ſ	—	17	- 9	—	14	10
ſ 20 ſ	—	22	—	—	18	- 4
ſ 22 ſ	1	- 2	- 8	—	22	- 3
ſ 24 ſ	1	- 7	- 8	1	- 2	- 4
ſ 26 ſ	1	13	—	1	- 7	—
ſ 28 ſ	1	19	—	1	12	—
ſ 30 ſ	2	- 1	- 6	1	17	- 3
ſ 32 ſ	2	- 8	—	1	22	10
ſ 34 ſ	2	15	- 6	2	- 5	—

Ein gleiches iſt in Anſehung der Schindel- und Böttger-Hölzer zu bemerken. Und wie dieſe aus ausgeſuchten Hölzern beſtehen, alſo kann der Cubicſchuh Holz noch etwas höher als in Bauſtämmen taxiret werden, nämlich in der Weite vor 7 Pfenninge, und in der Nähe vor 8 Pfenninge. Das vornehmſte Werk- und Nutzholz ſind wohl die groſſen Hammer- und Mühlwellen. Sie mögen daher billich, nämlich der Cubicſchuh, auf 8 und 9 Pf. geſetzet werden. So auch das Felgenholz, wozu der beſte Ausſchuß genommen wird. Wir übergehen die andere Arten von Holz, auf welche man leichtlich aus dem bisherigen die Anwendung machen kann.

Baumen, wird von Fuchſen, Mardern und wilden Katzen geſagt, wenn ſie von einem Baum zum andern ſpringen. Ingleichem auch von den Haſelhünern und Rebhünern, wenn ſie zu Baume fallen.

Baumepheu, ſ. **Epheu.**

Baumfalke, ſ. **Falke.**

Baumfinke, ſ. **Buchfinke, Finke.**

Baumgans, **Rothgans**, lat. Bernicla, Conchæ anatiferæ, iſt eine Art wilder Gänſe, die ſchwarz und aſchenfarbigt ausſehen. Ihr Auffenthalt iſt vornemlich an den Schottiſchen Meerufern. Weil man ſie niemals brüten geſehen, iſt man auf den tollen Einfall gekommen, daß ſie auf den Bäumen wachſen. Niemand wird dieß einer Widerlegung würdig achten, der nur die geringſte Kenntniß von der Natur hat. Indeſſen hat man doch auf ihren wahren Urſprung niemals kommen können. **Kircher** hat die Muthmaſſung gehabt, daß von den Eyern, ſo von allerhand Waſſervögeln auf den kleinen unbewohnten Inſuln um Schottland geleget werden, etliche durch das Aufſchwellen der Fluthen bey Sturmwinden weggeſchwemmet, an die Ufer in Schottland getrieben, und daſelbſt durch die Sonnenwärme vollends ausgebrütet worden. Eine Muthmaſſung, bey welcher wohl noch wahrſcheinlichere übrig bleiben.

Baumhacker, ſ. **Baumſpecht.**

Baumhebe, iſt ein Inſtrument, das man auch bey dem Forſtweſen nöthig hat, um damit einen groſſen Baum und Stamm mit Vortheil, und ohne groſſe Mühe auf einen Wagen zu heben, und wieder von demſelben abzuladen. Es beſtehet dieſer Werkzeug in einem 4 Ellen langen, 7 Zoll breiten und 6 Zoll dicken viereckigt gehauenen Stück Holz, worzu das eichene am beſten iſt. Oben hat es einen halbelligten Kopf, und unten einen Fuß von gleicher Höhe; an jeder breiten Seite iſt es mit vielen Löchern durchbohret; an der ſchmalen Seite aber mit einem 2 und einem halben Zoll weiten Raum durchhauen. Dabey hat man noch nöthig 2 eiſerne mit einer Kette zuſammengehängte Stecknägel, deren jeder mit ſeinem Kopf 14 Zoll lang iſt. Dieſe Stecknägel werden in die Löcher der Säule ſo hoch geſteckt, als man es für nöthig befindet; hierauf wird um den Stamm, der aufgeladen werden ſoll, eine eiſerne Kette gelegt, und an dem eiſernen Hacken des Hebebaums veſte gemacht: dieſer aber wird mit denen auf beyden Seiten des Hackens befindlichen Kerben auf die Nägel geleget, und damit der Baum in die Höhe gewogen. Bey jedem Ruck wird ſodann ein Nagel fortgeſteckt, wodurch der Baum in kurzer Zeit und mit leichter Mühe auf den Wagen gebracht wird.

Baumhecker, lat. Picus Martis, franz. *Pivert*, *Pieumart*, *Pie*, iſt ein kleiner Vogel, der ehemals dem Gott Mars gewiedmet war, und daher im Lateiniſchen ſeinen Nahmen bekommen. Er hat einen geraden, harten und runden Schnabel; eine dünne, leimige Zunge, die nur 3 bis 4 Linien lang zu ſeyn ſcheinet; er kann ſie aber um vieles weiter

weiter heraus ſtrecken, und die Ameiſen damit ertappen. Denn das Bein unter der Zunge, daran ſie angeheftet iſt, folget nach, und gehet gerne 4 Zoll lang aus dem Schnabel. Seine Schenkel ſind kurz und ſtark, und die Füſſe mit ſtarken ſpitzigen Klauen verſehen. Der Schwanz aber iſt gerade und hart. Er machet ſein Neſt ſo künſtlich in die Baumhöhlen, daß auch ein Feldmeſſer die Proportionen kaum genauer in Acht nehmen kann. Er klettert die Bäume hinan, wie eine Katze, indem er ſeine Klauen und den Schnabel veſt in die Rinde einſetzet. Seine Nahrung ſind Würmer, Fliegen und Ameiſen. Man hat verſchiedene Arten von demſelben, und ſein Auffenthalt iſt meiſtens in warmen Ländern. Er ſoll in Augengebrechen gut ſeyn, und das Geſichte ſchärfen, wenn er gegeſſen, oder als eine Brühe zugerichtet, genoſſen wird. Man leget ihn auch auf die Augen, oder läſſet das Blut von ihm in dieſelbe lauffen.

Baumholder, ſ. **Hollunder.**

Baumkletterlein, ſ. **Specht.**

Baumläufferlein, ſ. **Specht.**

Baummarder, ſ. **Marder.**

Baumpfähle, ſ. **Schirrholz.**

Baumreiter, **Baumreuter**, ſ. **Specht.**

Baumrinde, iſt der äuſſerſte Theil eines Baums, der demſelben gleichſam als ein Kleid zur Bedeckung dienet. Man pflegt dieſelbe von denen zu Bau- und Brennholz gefällten Bäumen abzuſchälen; keineswegs aber von denen ſtehenden, als welches nach denen Wald- und Forſtordnungen hoch verboten iſt. Das Abſchälen muß aber im Frühling in dem Monat May vorgenommen werden, da der Saft gleichſam die Rinde von dem Holz abgeſondert; weil ſonſten zu anderer Zeit dieſe Arbeit ſchwer von ſtatten gehet. Der Nutzen dieſer Rinden iſt verſchieden, je nachdem die Bäume, von denen ſie genommen werden, unterſchieden ſind. Die Eichen, Aſpen und Fichten-Rinden dienen den Rothgerbern zum Gerberlob; die Erlen den Färbern; die Rinden von Tannenbäumen aber werden von den Bauren und Landleuten an einigen Orten zu Körben, hölzernen Dachziegeln, und Verwahrung ihrer Bienenſtöcke wider den Regen gebraucht.

Baumrutter, ſ. **Katze.**

Baumſaame, iſt, ohne eine ſubtile phyſicaliſche Beſchreibung, einem jeden bekannt, als der Urſprung, aus welchem Bäume von gleicher Art erzeuget und fortgepflanzet werden. Die Figur und Geſtalt eines jeden Baumſaamens, und wie er erzeuget werde, findet man bey jeder Art der Bäume beſchrieben. Hier wollen wir nur 3 Punkte berühren, nämlich welches die **Eigenſchaften** eines guten Saamens ſeyen, und wie man denſelben einſammeln müſſe; hernach, welches die **beſte Zeit des Säens** ſeye; und endlich einige **allgemeine Regeln** die man bey dem Ausſäen zu beobachten hat.

α) Will man Oerter mit Holz in Beſtand ſetzen; ſo muß man tüchtigen Saamen anzuſchaffen ſuchen, als ohne welchen das Holzpflanzen ſchlecht von ſtatten

gehet. Hier werden aber gemeiniglich groſſe Fehler begangen. Bey den meiſten Gattungen des Saamens iſt es ſehr ſchwer zu erkennen, ob derſelbe gut ſeye, oder nicht. Denn obgleich die Bäume im ganzen Pflanzenreiche die gröſten Gewächſe ſind; ſo iſt doch deren Saame meiſtentheils viel kleiner, als der übrigen Pflanzen, z. Ex. der Birken-Ellern-Lindenſaamen ꝛc. Ja bey einigen Bäumen iſt der Saame ſo klein, daß er faſt unſichtbar iſt, und daß man bis daher von einigen ſolcher Bäume gezweifelt hat, ob ſie Saamen haben, oder nicht. Dahin gehören die Eſpe, Söhlweide, gemeine Weide und Pappel. Aus Mangel dieſer Kenntniß geſchiehet es oft, daß man tauben Saamen vor eine gute Gattung ausſäet, welcher unfruchtbar iſt, und in der Erde, ohne aufzugehen, verfaulet; da indeſſen der Wind ganz andere Arten, ohne Zuthun der Kunſt, an ſolchen Ort treibet, die ſofort in guten Anwachs kommen. So ſind vor ausgeſäeten Tannenſaamen Birken, vor Birken, Fichten, Eſpen, Söhlweiden und andere Arten aufgegangen. Woraus einige den ungeſchickten Schluß gemacht: der Saame habe ſich verändert, oder die Natur liebe die Veränderung, und wolle nicht mehr dieſe oder jene Gattung, ſondern eine andere annehmen. Da mit ſolchen Fehlern viel Zeitverluſt und Koſten verknüpft ſind; ſo iſt es der Mühe werth, zu zeigen, wenn und wie der Saame zu ſammeln, und wie er etliche Jahre gut aufzubehalten ſeye.

Will man Saamen von Bäumen ſammeln, ſo wähle man diejenigen vor andern, welche die Sonne treffen kann; denn ohne Sonnenſchein kann keine Art von Früchten zur gehörigen Reiffe kommen, obgleich die eine mehr, die andere weniger erfordert. In gar dickſtehendem Holze wird demnach der Saame nicht ſo gut, noch ſo häuffig gerathen, als wo die Bäume einzeln, und ziemlich weit auseinander ſtehen, weil dieſe mehr Sonnenſchein haben. Die äuſſerſten Bäume an geſchloſſenen Oertern, welche auf der Sonnenſeite ſtehen, haben, aus angeführter Urſache, ebenfalls guten Saamen. Traublichte, ſtruppigte Bäume von nicht gar zu hohem Alter, haben gemeiniglich den meiſten Saamen, und iſt ſolcher am leichteſten zu erlangen. Ein Zeichen, daß der Saame reif ſeye, iſt dieſes, wenn er durch ein leichtes Schütteln oder Klopfen der Aeſte abfällt, als an Eichen, Rothbüchen, Eſpen, Ahorn, Lehnen ꝛc.; oder wenn er, ſonderlich bey gelindem Wetter, aus ſeinen Behältniſſen flieget, wie bey Birken, Tannen, Fichten ꝛc. Sitzet er noch veſte; ſo iſt er nicht recht reiff, und von ſolchem mit Gewalt abgebrochenen oder geſchlagenem Saamen iſt kein guter Ausſchlag zu erwarten. Was aufgehet, hat keinen Beſtand, oder kommt doch in keinen friſchen Wachsthum. Die Zeit, wenn ungefehr der Saame von jeder Gattung zur Reiffe kommt, kann man bey der Beſchreibung jedes Baums bemerket finden; wobey jedoch zu erinnern, daß der Baumſaamen nicht zugleich reiff wird, und daß man die Zeit nur von ungefähr angeben könne. Auf Bäumen, die an der Sommer-

merſeite, oder gegen Mittag ſte- hen, reiffet der Saame eher, als auf der Winter- oder Mitter- nachtsſeite. Ja es wird ſo gar auf einem und eben demſelben Baume der Saame auf den mit- tägigen Aeſten eher reif, als auf den mitternächtlichen. Verfäh- ret man nun in Unterſuchung der Reiffe unvorſichtig, und ſchlieſſet von dem auf der mittägigen Sei- te, auf die Reiffe aller Saamen; ſo bekommt man oft den gröſten Theil unreiffes und unnützes Zeug. Der Saamen nun, der auf Zapfen ſitzet, reiffet zwar noch etwas nach; doch hat man ſich darauf nicht viel zu verlaſſen. Durch Abſchütteln, und Klopfen an die Aeſte gehet man bey den gröſſern Sorten am ſicherſten; dagegen fällt es bey einigen klei- nen Sorten gar beſchwerlich, und bey andern, als Kiefern, Ler- chen ꝛc. welche ſehr langſam nach und nach ausfliegen, iſt es faſt un- möglich, eine Menge zu erhalten. Bey Eicheln und Bucheckern aber gehet es am leichteſten her. Doch muß man warten, bis erſt etwas von ſelbſten abgefallen, weil der erſte fallende Saame mehren- theils vom Ungezieſer oder Mehl- thau beſchädiget, der letzte ge- meiniglich durch Froſt verdorben, der mittelſte hingegen allezeit der beſte iſt. Bey dem Einſammeln muß man nach Möglichkeit trocke- ne Witterung beobachten.

Der Saame muß in ſeiner Art großkörnigt und derb, rein, nicht grindicht noch fleckigt ſeyn, auch ſeine natürliche Farbe haben. Die beſte Probe ſeiner Güte iſt dieſe: Man nimmt ein kleines Maaß voll Saamen z. Ex. den 8ten, 16ten, 30ſten Theil einer Metze, nachdem der Saame groß oder klein an Korn oder Flügeln iſt; man ſäet ſol- chen gar dick in einen Kaſten mit guter Baumerde, ſprenget Waſ- ſer darauf, und ſetzet ihn an ei- nen mäſſig warmen Ort; ſo kommt der Saame in wenigen Tagen auf; und alsdann zehlet man die Käumen. Hieraus kann man nun mit Gewißheit ſchlieſſen, ob der Saame gut ſeye, und wie viel aus einem Scheffel auf- gehen werde. Je friſcher und frecher die Käumen ſind, je beſ- ſer iſt der Saame. Dieſe Probe muß man alle Jahr, und zwar ein oder etliche Monate zuvor anſtel- len, ehe man die Ausſaat ver- richten will. Denn es iſt zu wiſ- ſen, daß der beſte Saame ver- derben kann, ohne daß man aus dem äuſſerlichen Anſehen deſſen Unfruchtbarkeit zu entdecken, ver- mögend iſt. Jedoch gibt es eini- gen Saamen, der auf keine Art zu probiren iſt, weil eine gar lan- ge Zeit nöthig iſt, ehe er auf- kommt. Dahin gehöret der von Haynbüchen, Linden, Ellern und Eſchen; wie auch faſt von den ſämmtlichen Staudengewäch- ſen, und Steinobſte; hingegen käumen die Eichen, Rothbüchen, Ahorn, Lehnen, Tannen, Fich- ten u. ſ. w. in etlichen Tagen auf. Dieſer Urſache wegen iſt nöthig, daß man vornemlich den Saa- men, der ſchwer aufgehet, ſelbſt ſammle und aufbewahre; ſo iſt man verſichert, daß er nicht zu alt und verlegen, noch durch an- dere Urſachen verdorben ſeye. Aller Saame, der in Zapfen ent- halten, iſt bey gar mäſſiger Wär- me mit einer leichten hölzernen Schauffel gelinde auszuklopfen, welches am beſten in warmen Stuben,

Stuben, auf weit geflochtenen Horden geſchiehet, durch die der Saamen fallen kann. Läſſet man ihn zu lange in ſeinen Zapfen oder Behältniſſen; ſo werden meiſtens Würmer darinn erzeuget, die den Saamen verzehren. Iſt auch die Einſammlung nicht bey ſehr trockenem Wetter geſchehen; ſo wird er leicht ſchimmlich, und mulſterigen Geruchs, welches ein Zeichen iſt, daß er entweder ganz verdorben, oder wenigſtens ſehr an ſeiner Güte gelitten hat. Bey einigen in veſten und zähen Zapfen oder Aepfeln ſitzenden Gattungen ereignen ſich wenige Schwürigkeiten, wenn man eine groſſe Menge ausmachen will. Dahin gehören die Kiefern und Lerchen. Man muß ſolche mit einem breiten, und ſehr ſcharfen Meiſel nach der Länge übers Kreuz in vier Theile ſpalten; die 4 Theile von den ſchwächern und weichern, dergleichen die Lerchenäpfel ſind, zuſammen drehen; ſo fällt der Saame heraus. Von den ſtärkern und härtern muß man den Saamen durch Aufbrechen der ſchuppichten Behältniſſe mit den Fingern bringen; welches letzte beſonders beſchwerlich iſt, und gar langſam zugehet.

Aller Saamen muß auf Böden oder in Kammern, die mit Diehlen oder Brettern belegt ſind, nicht ſo dick aufeinander geſchüttet, ſondern etwa einen halben Fuß hoch, auseinander gezogen werden, damit er ſich nicht brenne. Solche Behältniſſe müſſen nicht feucht, auch nicht der Sonnenhitze zu ſehr ausgeſetzt ſeyn; wodurch in kurzem die weſentliche Feuchtigkeit verzehret, und der Saame unfruchtbar gemachet wird. Dieſer Fehler iſt von allen am ſchwerſten zu erkennen. Der Saame behält dabey ein vollkommen gutes äuſſerliches Anſehen, und iſt deſſen Unfruchtbarkeit auf keine andere Weiſe, als durch die vorangeführte Probe zu entdecken. Eicheln, Nüſſe, Caſtanien, Buchheckern ꝛc. werden am beſten noch im Herbſte, da ſie abgefallen ſind, in die Erde gebracht; denn es iſt ſehr ſchwer, ſolche in ihrer Güte zu erhalten. So bald der Kern ſcharf am Geſchmack, und krallicht wird, welches kaum zu hindern ſtehet, iſt der Saame verdorben. Will man dieſe Gattungen ja bis zum künftigen Frühjahr aufheben; ſo muß man ſie in trockenem Sande in breite, und einer guten queren Hand tiefe hölzerne Kaſten ſetzen, und in einem Keller verwahren, der nicht feucht und dumpfigt iſt, das nächſte Frühjahr aber in die Erde bringen. Auf Gips oder mit Steinen belegten Boden muß kein Saame geleget werden, denn ſo oft nach kaltem trockenem Wetter die Luft warm und feucht wird, bemerket man, daß der Gips und die Steine in den Gebäuden zu ſchwitzen anfangen, ſo, daß man oft groſſe Tropfen daran gewahr wird; wodurch aller Saame bald verdirbet. Man hat aber groſſe Urſache, ſich in hinlänglichen Vorrath zu ſetzen, wenn der Baumſaamen gut geräth, weil man deſſen durch gar viele nicht abzuwendende Zufälle beraubet werden kann. Zur Zeit der Blüte und kurz hernach, ehe das Korn zu einiger Härte gelanget, wird er leicht durch Nachtfröſte, groſſe Hitze und Dürre, Mehlthau und Unge-

Ungeziefer verdorben. Ehe der Saame noch zur Reiffe kommt, wird er durch allerhand Arten von Vögeln, durch Eichhörner und Mäuſe ausgeſucht und verzehret. Vor andern ſind die Krinitzer dem Tannen- und Fichtenſaamen ſehr gefährlich. So bald die Tannen und Fichten anfangen, viele Zapfen zu bekommen, finden ſich dieſe Vögel ſo häuffig in ſolchen Wäldern ein, daß man kaum begreiffen kann, wo ſie in ſo groſſer Anzahl herkommen, da man kurz vorher kaum einige wenige verſpühret. Dieſe freſſen nicht allein den annoch unreiffen Saamen aus, ſondern brechen auch die Zapfen in groſſer Menge ab. Der ſchon in Verwahrung gebrachte Saame iſt nicht weniger dem Mäuſefraſſe, als der Beſchädigung durch Gewürme unterworfen. Die erſten müſſen durch Gift, Fallen und Katzen getilget; die letztern durch umſchauffeln abgehalten werden, wie bey dem Korn bekannt iſt. Doch muß dieſes mit weit mehr Behutſamkeit, und gar ſanfte geſchehen, damit er nicht gequetſchet, oder die Hülſen, ja auch nicht einmal die Flügel beſchädiget werden. Es iſt demnach eine ſchlechte Verordnung, alles Vogelſtellen zu verbiethen, und der Vorwand nicht hinlänglich, daß einige Haſelhüner oder andere rare Vögel, die man für die Landesherren zu hegen pfleget, mit unter möchten gefangen werden.

β) Die Zeit des Säens iſt im Herbſt, Winter, und in der erſten Helfte des Frühlings. Das Säen im Herbſt pfleget bey den meiſten Holzgattungen in Anſehung der Witterung am leichteſten zu gerathen. Die Winterfeuchtigkeit erweichet den Saamen, daß er unter dem Schnee aufkäumet, und ſchon die erſten Wurzeln von ſich treibet. Sodann kann er ſich im nächſten Frühjahr, ehe noch heiſſe und trockene Witterung, die den aufgehenden Saamen gefährlich iſt, einfällt, hinlänglich bewurzeln. Gewöhnliche Winterkälte ſchadet ihm nichts; nur allein ſehr heftiger Froſt ohne Schnee kann ihm ſchaden. Und der Froſt wird um ſo gefährlicher, wenn die Sonne nach harten Nachtfröſten, den von Schnee entblößten Boden in den Vormittagsſtunden beſcheinet, welches ſich im Frühjahr öfters ereignet. Sehr naſſe Witterung, auf welche unmittelbar ein heftiger Froſt, ohne hohen Schnee, folget, iſt allen Arten von Saamen am verderblichſten, beſonders wenn im Frühjahr warmer Sonnenſchein iſt, und des Nachts ein ſolcher Froſt verſchiedene mal darauf folget. Hiedurch wird der ſchon aufkäumende Saame mit den zarten Wurzeln aus der Erde gezogen, und verdorret; welches ſich vornemlich von kleinen Geſämen, die ſich nicht etliche Zoll tief in die Erde bringen laſſen, verſtehet. Dieſes ſind die Unbequemlichkeiten, welchen in Anſehung der Witterung das Säen im Herbſte unterworfen iſt. Auſſer dem leidet der meiſte Saame noch in denen Wintern, darinnen es viele Mäuſe gibt, Gefahr. Das Säen im Winter iſt eben den Zufällen unterworfen, als das Säen im Herbſt; wozu noch kommt, daß entweder die Erde vom Froſt ſteinhart, oder mit

mit Schnee bedecket, oder bey gelindem und ſchönen Wetter ſo voller Waſſer, moraſtig und kleberigt iſt, daß mit Säen nichts auszurichten ſtehet. Der Frühling iſt vor einen guten Erfolg darum mißlich, weil gar bald trockene und heiſſe Witterung einzufallen pfleget, welche die noch gar ſchwach bewurzelte zarte Loden in wenigen Tagen verderbet. Fallen ziemlich ſtarke Nachtfröſte ein, ſo wird die Erde dadurch auseinander getrieben, aufgeblähet, und der aufkäumende Saame mit aufgehoben. Thauet es mit einem Regen auf, ſo ſetzen ſich die zarten Wurzeln mit der Erde wieder veſt. Folgen aber, wie gemeiniglich zu geſchehen pfleget, viel helle Tage mit Sonnenſchein und kalten Nächten hintereinander; ſo fällt die locker gewordene Erde, ſo bald ſie abtrocknet, von den Wurzeln ab, und die zarten Loden vertrocknen. Bey dem kleinen Saamen, welchen man nicht unter die Erde bringen, ſondern nur höchſtens mit einem rauhen Buſch oder Harke (Rechen) etwas unterziehen kann, am meiſten bey den Tannen und Fichten, iſt dieſes die gewöhnlichſte Urſache eines unglücklichen Erfolges. Je dürrer und höher der Boden iſt, je mehr iſt dieſes zu beſorgen. Nur allein bey gröſſern Saamen, welchen man, gleich Erbſen und Bohnen, einige Zoll tief in gute Erde ſteckt, als Eicheln, Caſtanien u. d. g., iſt das Säen im Frühjahr vorzüglich gut. Alle 3 Jahrszeiten haben demnach ihre Zufälle, die einen Mißwachs, wie bey dem Acker- und Garten- alſo auch bey dem Waldbau verurſachen. Die Natur ſcheint aber ſelbſt den Herbſt, als die bequemſte Zeit anzuzeigen; alsdenn fällt der reiffe Saame ab, und wenn dieſer nicht durch unverſtändigen Forſtbetrieb gehindert wird, gehet der daraus erfolgende Anwachs allen durch menſchliche Hand veranlaſſeten vor. Viel ſeltener ſchlägt er durch natürlich widrige Zufälle fehl; wenn man nur keine Hinderniſſe in den Weg leget, ſondern ſelbige vielmehr aus dem Wege räumet, auch der Natur in einigen Fällen zu Hülfe kommt.

γ) Endlich fügen wir noch einige Regeln hinzu, welche bey Ausſäung des Saamens in Acht genommen werden müſſen.

Die 1ſte Regel: Beſäe die abgetriebene Oerter, wo es nöthig iſt, ohne Zeitverluſt, ehe Gras und Kraut überhand nehmen, auch das etwa umherſtehende Holz, oder die hin und wieder aufwachſende Stammloden ſich ſo ausbreiten, daß der Wachsthum der jungen Saamloden dadurch gehindert wird. Wenn demnach gewiß iſt, daß kein Anwachs, oder nur gar ſchlechter, zu hoffen ſeye, und der behörige Saamen vorräthig, oder daſſelbe Jahr gewiß zu erwarten ſtehet; ſo ſäume man nicht die nöthige Veranſtaltungen (ſ. Holzbau) ohne fernern Aufſchub vorzukehren.

Die 2te Regel: Gib dir keine unnöthige, ja ſchädliche Mühe, mit Einweichung des Saamens in Miſtpfützen, Milch, oder wohl gar in andere mit vielen unnöthigen Koſten zuſammen geſchmierte Beitzen, man mag

ihnen

ihnen noch ſo prächtige Nahmen beylegen, als man will. Wenn es auf das Beſte geräth, ſo verwelken die ſchnell aufſchieſſenden, aber weichliche Loden, bey der erſten rauhen Witterung. Die allzufette, allzufruchtbare Materie erfüllet nämlich den markigten Theil der Saamenkörner, treibet die Lode zur Unzeit und viel zu ſchnell hervor; welche daher zu ſaftig, zu krautartig und zu weich wird, und die behörige Veſtigkeit und Dauer nicht bekommt. Nachdem dieſe Materie bey der erſten dürren, heiſſen und rauhen Witterung in kurzer Zeit verzehret worden; ſo iſt die Folge des Nahrungsſaftes aus dem viel magerern Boden, dergleichen oft in den Forſten vorfällt, nicht da, und die Loden verwelken bey erſter Trockniß, Hitze oder Kälte. Bey etwas anhaltender Näſſe, wenn zumalen das umherſtehende Kraut und Gras überhand nimmt, verfaulen ſie eher, als andere Loden, von eben derſelben Art Holzes, wovon der Saame ohne Zubereitung in die Erde gebracht worden. Etwas harten Froſt können ſie noch weniger vertragen. Will man ja in dieſer Sache etwas verſuchen; ſo ſtelle man in Wäldern und Gebürgen, auf kleinen umzäumten Plätzen die Probe an, ehe man ins Groſſe gehet. Man hüte ſich dabey vor ſolchen Zubereitungen des Bodens, und andern Veranſtaltungen, die im Groſſen nicht können bewerkſtelliget werden. Man mache daher keinen Schluß von einem Pröbgen, das im Hauſe hinter dem Ofen, in einem Garten oder Luſtwäldgen, angeſtellet iſt, auf den groſſen Bau in wilden Wäldern und rauhen Gebürgen.

Die 3te Regel: Hüte dich, auf einem verwilderten, magern, von rauher Witterung und Sonnenhitze ausgezehrten Boden, welcher an dem grindigen Mooſe, niedrigen Heydekraut, auch dem ſchlechten Anſehen anderer daſelbſt befindlichen Gewächſe leicht zu erkennen iſt, oder auch in ſehr rauhen von Holz entblößten Gegenden, ſolchen Baumſaamen zu ſäen, der auf magerm Boden nicht wohl fortkommen will. Dahin gehören Eichen, Rüſtern, Eſchen ꝛc. Durch dieſe Verſuche gehen oft Koſten, Zeit und Mühe verlohren. Man muß an ſolchen Orten Rothtannen, oder ſolches Nadelholz ſäen, das ſolchen Boden und Witterung vertragen kann. Oder wenn die Abſicht auf Laubtragendes Holz gehet; ſo muß man den Anfang mit Birken, Quitſchern u. d. g. Holz machen, das auf ſchlechtem Boden wächſet, und von keiner Witterung leicht beſchädiget wird.

Die 4te Regel: Grobe Geſäume, als Eichen, Rothbüchen, Caſtanien, Nüſſe u. d. g. müſſen, gleich den Bohnen und Erbſen, geſtecket werden, dergeſtalt, daß ſie nur höchſtens anderthalb bis 2 Zoll mit dem ſpitzigen Theile, aus welchem die Wurzel hervorbricht, und der deswegen untergelegt werden muß, in die Erde kommen. Es darf dieſe Art von Baumſaamen ſo tief nicht gelegt werden, als die Gartenfrüchte, weil dieſe in etlichen Wochen, wenn ſie gleich 2 bis 3 Zoll tief in die Erde kommen, herauswachſen; da hingegen der Baumſaame etliche Monate Zeit erfordert, ehe er ſo hoch durch die

 Erde

Erde bringen kann. Folglich würden die vom Baumſaamen herausbrechende Käumen unter der Erde verfaulen, ehe ſie über die Erde hervorwachſen könnten. Es pflegen zwar einige dieſe Arten von Saamen, wie alle übrigen, nur bloß auf die Erde zu ſtreuen; welcher aber ſodann von Vögeln, Mäuſen, Eichhörnern, und Ungeziefer meiſtens verzehret wird, auch wenn im Vorſommer mehrere trockene und heiſſe Tage einfallen, meiſtens in ſolchen Orten verdorret, wo wenig oder gar kein Schatten iſt. Zwar geben einige vor, daß von Natur die beſten Stämme auf dieſe Art anwüchſen, welches auch allerdings oft ſeine Richtigkeit hat; man muß aber bedenken, daß die Natur vielen Saamen, in groſſem Uebermaaß zur Nahrung der Thiere und Vögel hervorbringt, dergeſtalt, daß viele tauſendmal mehr abfällt, als der Boden annehmen kann; welche Freygebigkeit beym Cultiviren der Forſte nicht nachzuahmen ſtehet.

Die 5te Regel: Kleinere Arten von Saamen müſſen auf ſolche Art nicht in die Erde geleget werden. Man ſtreuet ſie auf den Boden, und bringet ſie mit einem Rechen, oder, wenn gepflüget worden, mit einer leichten Egge unter, ſo daß der Saame ungefehr ein Drittel oder ein Viertel Zoll tief in die Erde kömmt, wiewohl ſich dieſes ſo genau nicht bewirken läßt. Noch beſſer iſt es, wenn man einen rauhen Dornbuſch oder andern Buſch über das beſäete Land herziehet. Warum es mißlich iſt, ſolchen bloß auf die Erde zu ſtreuen, wie einige zu thun pflegen, iſt ſchon (Regel 1.) gezeiget, indem die kleinen Sorten von Saamen vornemlich durch die Vögel, unter welchen die Finken am ſchlimmſten ſind, und in unzählicher Menge auf ſolche beſäete Orte fallen, verzehret werden. Es wird auch durch das Unterhacken und Untereggen verhütet, daß die zarte Loden nicht ſo gar leichte durch die im Frühjahr einfallende Nachtfröſte aus der Erde gehoben, noch auch von Winden verjaget werden. Zwar macht es etwas mehr Mühe und Koſten. Allein man hat dagegen nicht nöthig, ſo oft nachzuſäen, als wenn man nur bloß den Saamen auf den zubereiteten Boden wirſt. Jedoch gibt es Fälle, wo es unmöglich iſt, den Boden umzuarbeiten, als an ſteilen, ſteinigten Einhängen der Berge. An dieſe muß man den Saamen auf Gerathewohl hinwerfen.

Die 6te Regel: Unter dem Nadelholz ſtreue den Fichten- und Tannenſaamen auf mooſigtes Erdreich, wo er am beſten fortkommt. Die Frühjahrsfröſte heben ihn nicht aus, und langes dickſtehendes Gras wächßt bey dem Mooſe nicht, welches die beyde ſchädlichen nnd gewöhnlichen Zufälle ſind, welche die junge Tannen und Fichten in den erſten Jahren verderben. Zwar iſt gar zu hohes Mooß auch dem jungen Nadelholze ſchädlich; welches aber nur in geſchloſſenen Orten ſtehet, ſelten in abgetriebenen, oder wo nur einzelnes Holz befindlich iſt; es müßte denn der Boden gar feucht und bruchigt ſeyn, der aber gutes Tannen- und Fichtenholz zu ziehen, nicht tauget.

Die

Die 7te Regel: Ganz bruchigte Oerter müſſen für die Ellern auserſehen werden. Sind aber ſolche Brüche einen groſſen Theil des Jahres mit Waſſer ganz überſchwemmet; ſo kommt der darauf geſtreute Saame ſchwerlich auf, er wird Waſſerhart, d. i. vom Waſſer ausgezehret, und verfaulet endlich. Man muß demnach den Ellernſaamen nur auf ſolche Plätze ſtreuen, die etwas erhobener ſind. Dem übrigen Theil des Bruches muß mit Schnitt- und Setzlingen geholfen werden. Söhlweyden und Weyden kommen auch in Brüchen gut fort, wenn ſie nicht oft gar zu lang anhaltenden Ueberſchwemmungen ausgeſetzt ſind. Wie die Satzweyden zu ſetzen und zu legen, wird an ſeinem Ort gewieſen werden. Das Ausſtreuen des wolligten Saamens dieſer Bäume iſt nicht gebräuchlich, weil das Legen und Setzen leichter von ſtatten gehet. Will man es aber verſuchen, ſo nimmt man Zweige, an welchen Saamenbehältniſſe hängen, zu der Zeit, wenn der Saamen eben ausfliegen will, und pflanzet die Zweige auf die dazu beſtimmten Plätze; ſo wehet ſolchen der Wind weit und breit umher, kommt aber wegen des dicken Schilfgraſes und Mooſes nicht allezeit auf. Hauet man den Torf auf, und leget ſolchen umgekehrt, damit der Saame nicht gleich anfänglich erſtickt werde; ſo wird dadurch der Anwachs befördert; wie denn eben dieſes nöthig iſt, wenn man Ellernſaamen auf ſolche bruchigte Plätze ſäen will, wo viel Schilfgras und Mooß iſt. Sind naſſe und bruchigte Oerter ſandigt; ſo ſchläget der Weydenſaamen gar leicht an, desgleichen auch Birken. Und wenn nur ein Saamentragender Stamm an Brüchen, die im Grunde ſandigt ſind, oder an ſandigten Oertern, wo ſich kleine Gewäſſer und Quellen verlieren, oder an den ſandigten Ufern der Bäche und Ströhme ſtehet; ſo kommt dieſes Holz gar bald daſelbſt häufig hervor.

Die 8te Regel: Wo geſäet iſt, da muß man Vögel und Wildpret fleiſſig wegſchieſſen. Die erſten ſind allen Arten von Geſämen ſchädlich. Die letzten, abſonderlich das ſchwarze Wildpret, dem groben Saamen, als Eicheln, Rothbüchen, Nüſſen, Caſtanien ꝛc. Die zarten aus der Erde hervorkommenden Käumen werden auch gern von den Vögeln ausgezogen.

Die 9te Regel: Wo hin und wieder den nächſtfolgenden Sommer, oder wenn es ſchwer aufgehender Saame iſt, nach Ablauff von 1 oder 2 Jahren, ſich leere Plätze befinden, auf welchen ſich kein Anwachs zeiget, da muß ohne Zeitverluſt nachgeſäet werden, ehe die Verangerung folget, auch damit der Ort in gleichen Anwachs komme. Denn es iſt nichts verdrießlicher, als wenn ſehr ſchwach und ſtark, alt und junges, noch nicht haubares Holz, plätzig untereinander ſtehet. Man weißt oft nicht, ob, oder wozu man einen ſolchen Ort anhauen ſolle. Auch bey dieſem Nachſäen iſt die Vorſicht nöthig, daß zuvor eine genaue Unterſuchung angeſtellet werde, ob noch Loden hervorkommen.

Es geſchiehet nicht ſelten, daß der eingeſtreute Saame verdirbt, oder vielleicht vorher nichts getaugt hat, durch den Wind aber guter Saame von den geflügelten Sorten, als Birken, Ahorn, Lehnen, Eſchen oder allerhand nadeltragendem Holze, aus denen in der Nähe befindlichen Oertern, oder auch nur von einzelnen ſtehenden Bäumen, in die beſäeten Oerter gejaget wird; welcher den, wenn er ſich zu den ausgeſäeten Gattungen ſchicket, da er bereits aufgekäumet, durch unvorſichtiges Nachſäen zum Schaden der Forſte verdorben wird.

Die 10te Regel: Hüte dich, den Saamen weder zu dick, noch zu dünne zu ſäen oder zu legen. Geſchiehet das erſtere, ſo hindert eine Lode die andere in der Folge der Zeit am Wachsthum. Man kann die überflüſſigen auch nicht gar wohl ausheben, weil die Wurzeln ſich bald ineinander verſchlingen, und ohne Schaden deſſen, was ſtehen bleiben ſoll, nicht wohl auseinander geriſſen werden können. Zu dick ſtehendes Holz, wenn auch eines das andere nicht verderbet, wird niemals ſtark, ſondern unverhältnißmäſſig hoch gegen die Stärke. Solch gar zu hohes und ſchwaches Holz iſt von keinem Nutzen, und der Beſchädigung durch Wind und Schnee gar ſehr unterworfen. Wird aber der Saame gar zu dünne und ſparſam geleget; ſo werden die Loten ſtruppigt und äſtig. Doch iſt es allezeit beſſer, zu enge, als zu weit auseinander geſäet. Man kann leichter von denen zu dick ſtehenden Loden etwas wegnehmen, als zwiſchen zu dünneſtehende mehrere anbringen. Zu dem muß man beym Säen allezeit in Erwägung ziehen, daß der wenigſte Theil aufkomme. Es erfordert aber auch ein Holz mehr Raum, als das andere. Z. Ex. Eichen und Rothbüchen weit mehr, als Birken, Tannen, Fichten. Ein Boden verträgt auch dicker ſtehendes Holz eher, als der andere. Ein mäſſiger Einhang von gutem Boden, nach der Grundfläche genommen, mehr, als die Ebene. Von Holz, das ſich weit ausbreitet, als Eichen und Rothbüchen, können auf einen Fuß ins Gevierte, 3 bis 4, von andern 6, 8 bis 10 Körner geleget werden.

Die 11te Regel: Aller Saame, der wegen Härte lange Zeit braucht, ehe der Kern erweichet, die Schaale auseinander treibet, und alſo in eine Käume ausbricht, muß im Herbſt ausgeſäet werden, damit er im Frühjahr ſich in Zeiten bewurzeln könne. Wird ſolcher Saame im Frühjahr ausgeſtreuet; ſo verrottet er in ſeiner eigenen ſehr harten Schale, weil die oft einfallende heiſſe und trockene Tage die erweichende Feuchtigkeit wieder auszehren; und wenn er ja aufkäumet, verwelket er durch die darauf fallende Hitze und Trockniß, ehe die Käume hinlängliche Wurzel faſſen kann. Nicht ſelten übereilet der Froſt im Herbſte die annoch krautartige zarte Lode, deren Stengel noch nicht Holz geworden, wodurch ſie gemeiniglich Schaden leidet. Gar ſelten kommt ein ſo gemäſſigtes Jahr, da dergleichen Saamen, wenn er im Frühjahr geſäet wird, anſchläget.

ſchläget. Eben dieſes iſt von Linden, Eſchen, Ellernſaamen u. d. g. zu bemerken.

Ueberhaupt iſt noch zu bemerken: daß aller Saamen, von welchem die Loden weichlich ſind, und durch rauhe Witterung leicht Schaden nehmen, beſſer in eben derſelben, oder in einer ſelbiger ähnlichen Gegend, geſammelt werde, wo er demnächſt ausgeſäet werden ſolle. So wollen die im Lande geſammelte Eicheln, in etwas rauhen Gebürgen nicht ſo gut fort, als die, welche in Gebürgen gewachſen ſind. Und ob es zwar bey anderm Geſäme nicht ſo gar merklich iſt, als bey den Eicheln; ſo iſt es doch, nach der Erfahrung, unlaugbar, daß die Loden in einer rauhen Gegend, von ſolchem Saamen, der in einer gelindern Gegend, und auf mildern Boden gewachſen, leichter Anſtoß leiden. ſ. a. **Baumſchule, Holzbau.**

Baumſchule, Kamp, iſt ein ſolcher Ort, von welchem das aus dem Saamen aufgewachſene junge Holz in Oerter, wo es fehlet, verpflanzet wird. Hier iſt nöthig, daß ein ſolcher Platz gegen den Anlauf des Wildprets und zahmen Viehes umzäunet werde, weil ſolche kleine Plätze, die nur wenige Morgen groß ſind, dem Verbeiſſen gar ſehr unterworfen ſind. Man wählet dazu einen Boden, der nicht ſchlecht, doch aber nicht auſſerordentlich gut iſt. Denn iſt er ſchlecht: ſo fällt es ſchwer, das junge Holz auf, und in guten Wachsthum zu bringen. Iſt er ungewöhnlich gut; ſo wollen die jungen verpflanzten Stämme, wenn ſie in geringern Boden geſezt werden, nicht wohl fort. Solche Baumſchulen behandelt man mit mehrerem Fleiſſe, als die beſäeten Oerter in den Forſten. Abſonderlich ſuchet man darinn auf alle mögliche Weiſe zu verhüten, daß Gras und Unkraut nicht zu ſehr über Hand nehmen, und es lohnt ſich allerdings der Mühe, ſolches alljährlich ausgäten zu laſſen, wenn es zu häuffig hervorkommt. Was vom Boden geſagt worden, daß ſolcher weder allzu gut, noch zu ſchlecht ſeyn müſſe, gilt auch von allen übrigen Umſtänden; er muß weder eine allzu rauhe, noch zu gelinde, ſondern eine gemäſſigte Lage haben. Der einige, aber ſeltene Fall, machet von dieſer Regel eine Ausnahme, wenn die Oerter in dem Forſt, oder der ganze Forſt, wohin die jungen Stämme ſollen verpflanzet werden, gleichfalls einen ſehr guten Boden haben, und keiner ſehr rauhen Witterung ausgeſetzt ſind. Welches aber nur bey Feldbüſchen und kleinen Laubhölzern, höchſt ſelten aber bey groſſen Forſten und Wäldern vorfällt. Die Umzäunungen müſſen ſehr dicht ſeyn, damit keine Haſen durchkriechen können, welche den Loden am allerſchädlichſten ſind. Sie müſſen auch wenigſtens 6 Fuß hoch gemacht werden, weil anhaltender Schnee, wenn ſolcher, wie oft geſchiehet, mit ſcharfem Weſtwinde anfängt, und mit Oſtwinde aufhöret, ſich ſowohl hinter, als vor den Zäunen zuſammen häuffet, daß man oft die Zäune von geringer Höhe nicht ſehen kann; da indeſſen auf der freyen Ebene kaum eine Spur Schnee liegt, weil er vom Winde von der Fläche weg, und hinter allen

allen erhabenen Gegenſtänden, und in hohlen Wegen zuſammengejagt wird. Alsdenn können die Haſen und ander Wild in die Kämpe kommen, und den ganzen Anwachs in wenigen Tagen verderben. Da auch dichte und hohe Verzäunungen koſtbar ſind, und man deswegen den eingeſchloſſenen Platz nach Möglichkeit nutzen muß; ſo ſäet man nicht in Linien, ſondern man beſtreuet oder beſtecket den ganzen zubereiteten Platz auf eben die Art, wie bey den Linien; welches keinen Schaden thun kann, weil die ſtärkeſten jungen Stämme von Zeit zu Zeit zum Verpflanzen ausgehoben werden. Wenn das Verpflanzen dem Säen vorzuziehen, und wie es geſchehen müſſe, davon ſ. **Holzbau.**

Baumwinde, ſ. **Epheu.**

Bavians, ſ. **Affe.**

Bec, ſ. **Schnabel.**

Becaſine, ſ. **Schnepfe.**

Beccaſſe, ſ. **Schnepfe.**

Beerbaum, ſ. **Birnbaum.**

Beflogen, wird von jungen Vögeln geſagt, wenn ſie ihre Federn vollkommen erlanget haben.

Beflügelter Wald, iſt ein ſolcher Wald, der mit durchgehauenen Flügeln, die zur Jagd erfordert werden, verſehen iſt. ſ. **Flügel.**

Behälter, ſ. **Fiſchhälter.**

Behältniß, lat. Latebra, heißt bey den Jägern ein Dickigt oder oder moraſtiger Ort, darinnen ſich das Wildpret gerne aufhält.

Behängenszeit, iſt bey den Jägern diejenige Zeit, welche unmittelbar vor der Hirſchfeiſte, oder vor der Zeit, da die Hirſche feiſt werden, hergehet, und zu welcher man die Leithunde ausführet und abrichtet. Dieſes iſt nun eigentlich der Grund und Anfang eines jungen Jägers, die Jägerey mit aller Zubehör gründlich zu begreiffen, auch ſowohl die Fehrte eines Hirſches kennen, als auch den Leithund recht arbeiten, und ſprechen zu lernen; wie ſich deſſen unſere Vorfahren hohen und niedrigen Standes nicht geſchämet, noch verdrieſſen laſſen; ſondern mit beſonderm Eyfer, Luſt und Liebe vielfältige wundernswürdige Mühe und Fleiß angewendet haben. Alles was hieher gehöret, kann nachgeſehen werden, unter dem Artikul: **Arbeitung des Leithundes.**

Behangen, franz. *Coeffé*, ſagt man von einem Jagdhunde, wenn er lange herunter hangende Ohren hat, die ihm 4 quer Finger über die Naſe gehen.

Beinbrecher, ſ. **Adler.**

Beinholz, ſ. **Rheinweiden.**

Beißker, iſt ein Fiſch, von dem man zweyerley Geſchlechte hat, nämlich die **Schlammbeißker** und **Steinbeißker.**

A) Der **Schlammbeißker** oder **Schlammpeißker**, iſt ein Fiſch, welcher in ſumpfigten Tümpfeln und Moräſten gefangen wird, allwo er ſich dergeſtalt in den Schlamm hinein wühlet, daß man ihn herausgraben muß. Man findet ihn daher am meiſten um die Spree, und deren Gegenden, um die ſchwarze

ſchwarze Elſter, ingleichem um die Leipziger, und andere in der Ebene liegende Gegenden, wo es ſumpfigte Plätze, und verſchlammte Teiche und Seen gibt. Er ſiehet der Länge nach faſt wie eine Aalraupe, wegen ſeines ſchwachen Leibes aber wie eine Schlange aus, hat ſehr viel Rogen in ſich, und kann, wenn man ihn in ein breites Glas ſetzet, und nur ſchlechtes Waſſer darauf gieſſet, ohne andere Speiſe 2 bis 3 Monate leben. Wenn man ihrer etliche in einem Gefäß beyſammen aufbehält, oder ſie drückt; ſo quiecken ſie wie die Mäuſe. Sie haben ihrem Urſprung nach einen ſumpfigten und moderichten Geſchmack; daher auch die Nahrung, ſo von ihnen kömmt, unrein, zähe und ſchleimigt iſt. Die Bauren beſtreuen ſie mit Salz, und laſſen ſie eine Zeitlang ſich durcheinander winden, damit der äuſſerliche Schlamm in etwas von ihnen abgehe; alsdann richten ſie ſolche mit einer guten ſauren Zwiebelbrühe und mit Speck, oder auf andere Art zu, und eſſen mit Appetit. Man kann ſie auch, wie die Brüggen, mit Eſſig, Pfeffer, Lorbeerblättern, und andern Gewürzen einlegen und mariniren. Sonſten iſt von ihnen merkwürdig, daß ſie in einem hellen Glaſe, darinnen Sand und Waſſer iſt, das Wetter anzeigen. So lange es helle und gut Wetter iſt, halten ſie ſich ganz ſtille; wenn es aber ungeſtümm und trüber Wetter werden will, ſo fangen ſie an, ſich zu bewegen, und das Waſſer trübe zu machen.

B) Der Steinbeißker, Steinpießker oder Steinbeiſſer, lat. Cobitis aculeata, Muſtela fluviatilis, Alauda, franz. *Loche*, iſt ein kleines Fiſchlein, der Schmerle nicht ungleich, aber etwas dünner, mit einer glatten Haut, dunkelgelb mit ſchwarzen Flecken, ohne Gräte und Floſſen; daher er auch der Neunauge, nur die Gröſſe ausgenommen, in allem gleich iſt. Er hat ein ſpitziges Maul, und daran 2 Häcklein; wie er denn auch den Nahmen von ſeiner anbeiſſenden Art führet; denn wo er nur einen Stein antrift; ſo hängt er ſich daran, und ziehet mit ſeinem Maul, wie ein Blutigel an ſich. Er hält ſich meiſtentheils in Quellen und Bächen unter den Steinen auf, und wird, wie die Schmerlen, zu welchen er ſich meiſtentheils auſſer der Laichzeit hält, gefangen. Allein im Frühjahr, wenn er ſtreicht, gehet er in groſſer Menge mit ſeines gleichen. Es iſt ein annehmlicher und ſchmackhafter Fiſch, der, wenn man ihm mit einer guten Brühe vollends zu Hülfe kommt, vor was delicates geachtet wird, aber einen guten Magen, und ein gut Glas Wein erfordert. Er wird auch wie die Neunauge zugerichtet.

Beiſſe, ſ. Baiſſe.

Beiſſen, ſ. Baiſſen.

Beitze, ſ. Baiſſe.

Beitzen, ſ. Baiſſen.

Beitzvögel, heiſſen diejenigen, welche zur Baiſſe gebrauchet werden (ſ. Baiſſe). Die beſten Vögel, die man hiezu gebrauchen kann, ſind der Geyerfalk, der Groß- oder Sacrifalk, der Schweimer, Blaufuß, Sperber und

und Habicht. Ueberhaupt aber bedient man ſich des Falken und Habichts am ſicherſten und gewöhnlichſten. Die Art und Weiſe, wie man dieſe Vögel abrichtet, iſt ſehr angenehm. Man richtet aber entweder **Neſtlinge** oder **Wildfänge** ab. **Neſtlinge** ſind diejenige, ſo man aus dem Neſt nimmt, ehe ſie noch jemals ausgeflogen. **Wildfänge** aber, die, ehe man ſie gefangen, nach Belieben herumgeflogen ſind. Mit dieſen hat man mehrere Mühe, ſie abzurichten und zahm zu machen: allein mit Gedult und Geſchicklichkeit werden ſie geſchickt und gut zu gebrauchen. Sind ſie gar zu wild, ſo läßt man ſie Hunger leiden; man läßt ſie drey bis vier Tage nicht ſchlaffen, und bleibt beſtändig um ſie. Auf dieſe Weiſe gewöhnen ſie ſich an den Falkenjäger, und thun endlich alles, was er will. Seine vornehmſte Sorge iſt, daß ſie beherzt auf der Fauſt ſtehen; **ſteigen** oder **fliegen**, wenn er ſie **wirft**, oder los läßt; auf den **Vorlaß** oder zum **Federſpiel** zu fliegen, und **auf die Hand zu kommen**, wenn er ſie **ludert** oder ruft. Anfänglich bindet man ſie mit einem Bindfaden oder mit einer Schnur, die man auf 9 bis 10 Ruthen auslaſſen kann, damit ſie nicht durchgehen, oder, nach Weidmanns Sprache, **irre werden** können, wenn man ruft. Dieſes geſchiehet ſo lang, bis ſie gute **Handvögel** werden, und allezeit auf das Ruffen zurück kehren. Damit man ſie aber dazu gewöhne, muß man ſie mit dem Federſpiele oder Vorlaß ruffen, oder anlocken. Der **Vorlaß** iſt ein Stück rothes Tuch oder oder ein Holz, das einen Schnabel, Schwingen und Fänge hat. Auf dieſem werden ſie geätzet. Will man nun dem Vogel ruffen, ſo ſchwinget man den **Vorlaß** in die Höhe, auf den er ſogleich fliegt, wenn er ſein gewöhnliches **Luder** oder Freſſen erblicket, und ein gewiſſes Geſchrey dabey machen höret. Mit der Zeit iſt die Stimme allein hinlänglich. Die an dem Vorlaß beveſtigte Federn, heiſſen eigentlich das **Federſpiel**. Man verändert dieſe Federn, nachdem man den Falken auf Milanen, Reiger oder Rebhüner abrichten will, nämlich auf Milanen beſteckt man den Vorlaß mit Milanenſchnäbel und Federn, und alſo wird es auch mit den andern gehalten. Wenn man nun den Vogel erſt drey Wochen oder einen Monat in einem Zimmer oder Garten geübet hat; ſo kann man es auch auf dem freyen Felde mit ihm verſuchen, man bindet ihm das Geſchütz oder die Schelle, an die Fänge, damit man ſeine Bewegungen deſto beſſer bemerken kann. Man trägt ihn auch immerzu gehaubt, d. i am Kopfe mit einem Leder bedecket, das über die Augen gehet, und ihn hindert, etwas anders zu ſehen, als was man ihm weiſen will. So bald nun die Hunde das Wildpret auftreiben, haubet man den Falken ab, und wirft ihn darauf. Da iſt es denn ein groſſes Vergnügen, anzuſehen, wie er gleichſam ſtuffenweiſe nach und nach in die Höhe ſteiget, bis man ihn in der mittlern Luftgegend ganz und gar aus den Augen verlieret. Von dar aus giebt er auf ſeinen Raub Achtung, ſchieſſet auf einmal, wie der Bliz,

auf ihn herab, und bringt ihn ſeinem Herrn, der ihm zurückruft. Man giebt ihm allemal, ſonderlich im Anfang, um ihn hitzig zu machen, ſein Jagdrecht, wenn er wieder auf die Hand kömmt, d. i. man überläßt ihm Hirn, Herz und Eingeweide und einen Schenkel des gefangenen Raubs.

Es giebt auch Vögel, welche auf Haſen, Rehböcke, wilde Schweine, und Wölfe abgetragen und abgerichtet ſind, welches gar oft nützlich iſt, wenn ſich die Wölfe allzuſehr vermehren. Um Falken und andere Vögel, die hierzu nützlich ſind, hierzu abzurichten, muß man ſie, ſo lang ſie noch jung ſind, angewöhnen, daß ſie ſich aus den Augen eines Wolfs, Schweins, Haſen oder andern Wilds äzen. Hiezu gebraucht man den Kopf und Balg deſſelbigen, den man dergeſtalt ausſtopfet, daß er das Wild ſelbſt, als ob es am Leben wäre, ſo viel möglich vorſtellet. Die Falken bekommen nichts zu freſſen, als was ſie durch die Augenlöcher aus dem hohlen Kopfe heraushohlen können; hernach bewegt man den ausgeſtopften Balg allmählig, wenn der Falke auf ſelbigem ſtehet, und ſich ätzet, damit er gewohne veſt ſitzen zu bleiben, aus Furcht er möchte ſonſt ſeine Mahlzeit verlieren, wenn er ihn los lieſſe. Er ſucht alſo ſeine Klauen auf das ſchärfeſte in die Hirnſchale einzuklammern, damit er, ungehindert der ſchnellen Bewegung, mit dem Schnabel in das Auge langen kann. Nach dieſen erſten Proben ſetzt man den ausgeſtopften Balg auf einen Karren, und fährt in vollem Rennen davon. Der Vogel flieget nach, und läßt ſich an ſeinem Freſſen durch nichts hindern. Nimmt man ihn hernach auf die Beitze, ſo ſtößt er auf das Wild, hängt ſich an den Kopf, und hackt ihm die Augen aus, worüber das Wild in Angſt geräth, und ſtockſtille hält, da dann der Jäger Gelegenheit erlanget, ihm ohne Gefahr beyzukommen, und es zu erlegen, indem er mehr auf den Vogel, als auf den Jäger Achtung giebt.

Belauffen, heißt, wenn ſich die Hunde ſelbſt miteinander vermiſchen, und aus eigenem Trieb zuſammen thun. Nach der Weydmänniſchen Sprache aber heißt dieſes **Vermiſchen.**

Bellen, iſt eine weydmänniſche Redensart, die vom Fuchſe gebraucht wird, wenn er ſich hören läßt, oder laut wird, welches gemeiniglich geſchiehet, wenn es ander Wetter, und trübe werden will. Desgleichen ſagt man auch: Die **Jungen bellen**, wenn ihre Nahrung zu lange auſſen bleibet. ſ. a. **Pappel.**

Beller, ſ. **Auerhahnhunde.**

Bengeln, heißt ſo viel, als einem Hunde auf dem Lande, wo Waldungen, und in demſelben Wild vorhanden, einen Kleppel anhängen, daß er dem Wild nicht nachlauffen, noch daſſelbige ſcheuchen kann. Dieſes iſt gemeiniglich in den Jagdordnungen den Unterthanen bey Straffe verbothen, und ihnen ſo gar die Länge des Kleppels vorgeſchrieben. ſ. **Kleppel, Wildbann** Lit. A) 9.

Beque ſique, ſ. **Grasmücke.**

Bercke

Bercke, ſ. **Bircke.**

Bergahorn, ſ. **Ahorn.**

Bergenten, ſind eine Art wilder Enten, die in Grönland gefunden werden. Sie ſind ſo groß, wie die unſrigen. Die Männgen, welche man **Warten** nennet, ſehen ſchwarz und weiß; die Weiblein aber alle grau. Ihr Geſchrey iſt wie der Tauben ihres, wenn ſie zu Neſte treiben.

Bergfalke, ſ. **Falke.**

Bergfichtenbaum, ſ. **Fichte.**

Bergfinke, ſ. **Finke.**

Bergfiſche, nennet man eine Art von Stockfiſchen, welche in Norwegen bey der berühmten Handelsſtadt Bergen gefangen werden.

Berghahn, ſ. **Birckhahn.**

Berghuhn, ſ. **Rebhuhn.**

Bergleiten, ſ. **Leite.**

Bergmeiſe, ſ. **Meiſe.**

Bergzirbel, ſ. Pinaſter.

Bergzürbelbaum, ſ. Pinaſter.

Berichten, ſagt der Jäger vom Falken, und heißt ſo viel, als zahm machen.

Berliner Witterung, ſ. **Fuchseiſen.**

Bernicla, ſ. **Baumgans.**

Berſchling, ſ. **Barſch.**

Beſcheidentliches Abholzen, ſ. **Abholzen.**

Beſemreiß, wird von den Birken geſchnitten, und ſolle dieſes im Frühjahr, ehe noch die Birke ausſchläget, geſchehen, weil die davon gebundene Beſen länger und beſſer halten. Doch ſoll es nicht eher verſtattet werden, als bis die Birken zu einem ſolchen Wuchs und Stärke gelanget ſind, daß ſie allgemach die unterſte Seitenäſte abzudrücken, beginnen, welches man bald ſehen kann, wenn ſie anfangen, dürre zu werden. Denn wenn dieſes Schneiden an allzu jungem Holze geſchiehet, oder auch, wenn die Birken gar zu weit an den Gipfel hinauf geſchneidelt werden; ſo iſt es ihnen ſchädlich. Daher thut man wohl, wenn man in Birkenwäldern alljährlich einen gewiſſen Schlag oder Diſtrikt benennet, und denſelben gewiſſen, wo möglich angeſeſſenen Leuten, überhaupt anſchläget, welche alsdann, wenn der Holzförſter Schaden findet, vor denſelben ſtehen müſſen. Hiernächſt könnte man, wo ein Schlag oder Gehau gemacht würde, die Beſembinder das benöthigte Reiß heraus hauen laſſen, und ihnen ſolches Bundweiſe verkauffen. Und ob es alsdann zwar an den Feuerholzreißbündlein fehlen möchte, und alſo lauter ſtark Holz in dieſelben käme, auch wohl wahr iſt, daß ſich die Knippel, wenn kein klein Reiß darzwiſchen kommt, gar dichte zuſammen binden; ſo könnten ja dennoch die Feuerholzreißbündel, die alſo in ſtarken Knippeln beſtünden, etwas theurer, als die andern, verkauft werden. Wie denn auch die Beſembinder vor ihr zu brauchendes Reiß ein mehreres, jedoch billigers, als von gemein Feuerholz geben müßten. Derowegen iſt, angezeigter maſſen, ſowohl das Beſemreiß von Schneideln, als auch aus den Gehauen und Schlägen gar wohl zu nehmen, nicht nur zu Nutze jeder Haushaltung, und mäſſigen Profit

Profit der Beſembinder; ſondern auch zur Vermehrung der Einkünfte der Herrſchaft. ſ. a. Birke.

Beſetzung eines Teiches, ſ. Teichfiſcherey, Nro. I. lit. B) γ) 11) 12)

Beſtätigen, franz. *Maintenir*, heißt bey der Jägerey, wenn die Hunde das Wild beſtändig jagen, darauf ſie eingehetzet waren, und daſſelbige niemals verlaſſen.

Beſtätigungsjagen, heißt dasjenige, wenn ein Jäger mit einem Leithunde einen oder etliche Hirſche beſtätiget, und dieſelbe alsdann eingeſtellet und gejaget werden. Es hat dieſes vor dem Hauptjagen, ob es gleich nicht ſo pompös iſt, darinn einen Vorzug, daß es viel weniger Zeit und Koſten erfordert, und viel öfter angeſtellet werden kann. Ein Hauptjagen erfordert öfters 4 bis 5 Wochen Zeit, bis es zum Abjagen eingerichtet iſt; dahingegen ein Beſtätigungsjagen in 3 bis 4 Tagen, zuweilen auch noch eher eingerichtet und abgejaget werden kann. Es können demnach, wo Hirſche ſeyn, in einer Woche wohl 2 ſolcher Jagen gehalten werden. Mithin kann ein Herr öfters die Jagdluſt genieſſen, und darf nicht etliche Wochen darauf warten. Wo alſo groſſe Herren Liebhaber der Jagd ſind, und eigene Jäger, die Jagen zu machen, halten; ſo beordern ſie wohl ihre Jägerey gleich nach Johannis, mit den Leithunden, und 10 bis 12 Fuder hohem Zeuge, auf das Land zu ziehen, und und hin und wieder die Waldreviere mit dem Leithund zu beſuchen, auf daß ſie Gewißheit haben, und die Jäger, wenn es ihnen gefällig iſt, alle Tage fertig und im Stande ſeyn, ein Jagen einzurichten. Wenn nun Befehl gegeben worden, ein Jagen zu machen, ſo ziehen die Jäger, wie ſie hiezu betittelt ſeyn, als Oberjägermeiſter, Jäger, Hof-Jäger, Wildmeiſter, und Beſuchknechte, zur Vorſorge, wo noch Zeit vorhanden, noch einen oder ein paar Morgen mit dem Leithunde aus, beſuchen nochmals die Oerter, wo ſie ein Jagen hinzumachen gedenken, kommen nach dem Vorſuch zuſammen, und rapportiren einander, was da und dort ein- und ausgewechſelt habe. Des Morgens, wenn nun das Jagen eingerichtet werden muß, ziehen ſie wieder aus, und erneuren die Hirſche, ein jeder auf ſeinen Zug. Es werden auch die Züge ordentlich eingetheilt, nachdem das Revier, ſo zu beſuchen iſt, weitläuftig iſt, und werden zu einem Orte 2 auch 3 Leithunde genommen. In Gebürgen aber, groſſen Wäldern und Heyden hat man wohl auch noch mehrere Leithunde nöthig. Wenn es ein Ort iſt, wo bis 12 Fuder Zeug darum gebraucht werden müſſen; ſo können ſolchen Zug 2 Leithunde thun; da denn auf jedem Flügel ein Jäger mit ſeinem Leithunde des Morgens vorſuchet, zwiſchen Aecker, Wieſen, jungen Schlägen und Dickigten oder hohem Holze, wo die Hirſche des Nachts auf ihrem Geäſſe geweſen, und des Morgens wieder zu Holze gezogen, oder von einem Ort zum andern gewechſelt, welches der Jäger alles durch ſeinen Leithund erfahren, ſich aber in den Wechſeln ſehr wohl in Acht nehmen muß. Denn ſind die Ein-

Ein- und Ausgänge ungleich; ſo kann man ſich leicht verirren. Z. Ex. die Hirſche wären 3 mal hinein, und 2 mal heraus; ſo folget, daß ſie darinnen geblieben; das Gegentheil aber, 3 mal heraus, und 2 mal hinein, zeiget das Heraußenbleiben an. Und ſo iſt es mit allen ungeraden Wechſeln. Wären aber die Wechſel gerade, als 2 oder 3 man hinein, und auch ſo viel mal hinaus: ſo brauche ich dieſe Ueberlegung: Wenn ich geſichert bin, daß die Hirſche des Tages vorhero in dieſem Orte ihren Stand gehabt; ſo ſind ſie auch wieder darinnen. Iſt dieſes nicht, ſo muß ich weit vorgreiffen, daß ich meiſt auf jenſeit, wo ſie ihr Geäſſe etwa genoſſen, ziehe; da ich alsdann doch finden muß, ob ſie jenſeit hinaus, oder herüber gewechſelt haben. Sind ſie denn nicht auf jenſeit des Geäſſes hinaus, ſo kann ich ja leicht ſchlieſſen, daß ſie zurück in meinem vorgeſuchten Orte ſtecken. Vornemlich aber muß ich auf meinen Hund wohl Achtung geben, welche Gänge er am liebſten ſuche. Denn dieſes muß ein Hirſchgerechter Jäger wiſſen, daß ſein Hund die Fehrten, ſo noch warm ſind, und die neuen, lieber und freudiger ſucht, als diejenige, ſo etliche Stunden vorhero geſchehen ſeyn. Demnach, ſo ziehet ein jeder ſeinen Zug am Holze herum; und wie nun dieſe beyden, ſo ihren Beſuch miteinander zu einem Holze haben, ſo ſie an den Wald gekommen, voneinander gezogen, und einer auf der rechten, der andere auf der linken Seite am Walde fortgezogen; alſo kommen ſie auch auf jenſeit, oder hinter dem Walde wieder zuſammen. Sollte aber der Wald zu groß ſeyn; ſo ziehet noch einer oder zwey mit durch, kommen ebenfalls bey jene beyde, ſo auswendig auf den Flügeln vorgeſucht, zuſammen, geben einander Nachricht, was einen jeden auf ſeinem Zuge angegangen oder gewechſelt; da denn der eine z. Ex. ſpricht: Er habe auf ſeinem Flügel oder Zug ſo und ſo viel Hirſche, eins zweymal hinein, und zweymal heraus. Der auf dem andern Flügel giebt gleichfalls an, was, und wie viel Wechſel, Aus- und Eingänge er habe, und was es vor Hirſche ſeyen, ob ſie jagdbar, von 10, 12, 14 oder 16 Enden, oder ob es ſo viel ſchlechte Hirſche, etwa nur von 6 bis 8 Enden ſeyen. Derjenige, ſo mitten durchgezogen, muß wiſſen, auf welcher Seite die meiſte Hirſche ſtecken und bleiben, ob die, ſo auf dem rechten Flügel zu Holze gezogen waren, über ſeinen Zug in der Mitten herüber, und nach dem linken Flügel gezogen, oder ob ſie von dieſer Seite nach jenem Flügel gewechſelt. Deswegen ziehet man nun in der Mitte mit einem Hunde durch, damit ſogleich das Jagen enger gefaſſet werden kann. Es muß ſich aber der in der Mitte auch recht wohl in Acht zu nehmen wiſſen, auf daß, wenn Hirſche bey ihn herüber gewechſelt, er nicht gute Hirſche vor ſchlechte, oder ſchlechte vor gute anſehe und angebe; ſondern er muß ſowohl alle Stücke, als auch deren Güte vollkommen bemerken. Wären denn die Hirſche, oder nur etliche davon, von einer Seite nach der andern zu jenen gewechſelt; ſo wird alſo der eine Flügel mit dem Zeuge gleich in der Mitten

durch

durch geſtellet, und das Jagen gefaſſet, wo die meiſten und beſten Hirſche ſeyn. Denn man muß ſich nach der Gröſſe des Waldes und denen Zeugen richten, wie weit man zulangen könne. Wenn ſie nun aus ihrer einander gegebenen Nachricht wiſſen, daß es gute Hirſche ſeyen, darauf das Jagen gemacht werden kann (denn um ſchlechter willen wird kein Jagen angeſtellet); ſo theilen ſie ſich alsbald wieder auseinander, und ziehen ihren Zug entweder wieder zurück, oder aber, ſo Alleen und Stellwege vorhanden; ſo ſuchen ſie es enger zu machen, und greiffen auf den Wegen oder Stellwegen vor, doch ſo, daß ſie dem Hirſche nicht zu nahe kommen, und ſelbigen gar ſprengen. Immittelſt ſchicket man fort nach den Federlappen, wie dann gewöhnlich bey jedem Vorſuch zum Jagen, ein Jagdpage zu Pferdt, oder ſonſt ein reutender ſeyn ſolle, den man gleich nach den Federlappen und Zeuge ſchicken kann. Es ziehen alſo, wie gedacht, die Beſuchjäger entweder auf ihre Flügel zurücke, oder, wenn ſie einander nicht recht trauen, oder daß ſie ſicher gehen wollen, ob etwa ein Hund was übergangen hätte; ſo wechſeln ſie die Züge, daß der, ſo auf dem rechten Flügel ſeinen Zug gehabt, jetzo den linken nehme, und jener den rechten Flügel, damit ſich ein jeder verſichere, daß es nicht fehl gehe, und beyderſeits alsdann genau wiſſen können, was zu Holze gerichtet worden. Denn es hat ein jeder die Hirſche verbrochen (ſ. **Arbeitung des Leithundes**); auch werden, wie es einige im Gebrauch haben, die Brüche auf die Hirſchfehrten mit den abgebrochenen Spitzen vorwärts, und auf die Thiere mit dem Laub vorwärts, und alſo verkehrt gerichtet. Wenn ſie alſo im Zurückziehen ſeyn, ſo merken ſie die Schritte mit, daß alſo einer, ſo richtig ſchreiten kann, hinterhergehet, oder der Jäger thut es am ſicherſten ſelbſt, zehlet die Schritte, und ſchneidet von 100 zu 100 Schritten auf einem Stocke auf, ſo lange, bis die beyden, ſo beſtätigen, wieder mit ihrem Zug und Leithunde zuſammen kommen. Wenn es nun richtig geblieben, nichts überzogen, oder während der Zeit aus dem Orte herausgeſchlichen; ſo iſt es alsdann beſtätiget, indem dieß eigentlich zu reden, beſtätiget heißt, wenn man um einen Ort oder Wald vorgeſucht, und nachmals zur Verſicherung darum herumgezogen, alſo, daß dasjenige, worauf man jagen will, noch darinnen ſeye.

Da nun alſo beſtätiget iſt, und die Federlappen angekommen; ſo beſtimmen diejenigen, ſo beſtätiget und zugleich abgeſchritten, wie viel ſie nach ihren angemerkten Schritten Bund Lappen brauchen. Alsdann nehmen die Jagdbauren die Lappen vom Wagen, von welchen ein Mann wenigſtens 6 bis 8 Bund tragen kann; die Beſuchjäger aber ziehen mit ihren Leithunden, jeder auf ſeinem Flügel, voran, und die andern dabey ſeyenden Jäger mit Lappen aufs eiligſte hinter drein. Dieſes Verlappen iſt ſehr nützlich, in Erwägung, daß öfters die Hirſche zwar in einem Orte hinein gezogen, es iſt ihnen aber entweder wegen des

Thaues noch zu naß, ferner in dem Dickigt fortzuziehen, und haben ſich nicht niedergethan, ſondern ſchleichen nach und nach, wenn es trockener wird, weiter; oder aber ſie vermerken ſonſten was, und werden rege; auch bleiben ſie öfters bis gegen 9 oder 10 Uhr in den Vorhölzern, ziehen alsdann erſt nach dem groſſen Walde oder Gebürgen; mit dem Verlappen aber werden ſie zurück gehalten. Ob ſie gleich bis an die Lappen kommen, und ſehen dieſelbe ſich rühren, wie denn auch an denen Lappen hin und wieder ein Bauer ſtehen, und ſelbige anrühren muß, daß ſie ſich bewegen; ſo werden die Hirſche, wenn ſie ſolches ſehen, gar bald wiederum einwenden. Wenn denn nun nochmals mit dem Leithunde vorgezogen, und verlappet iſt; ſo rücken während der Zeit die Tücherwagen herbey. Dieſe können nun gleich nach denen Federlappen auf 2 Flügel eingetheilet werden. Denn ſo viel Bund Federlappen gebraucht worden, ſo viele Tücher ſind auch nöthig. Der Commandeur theilet einem jeden Jäger ſeine Nummer aus, was er zu verrichten habe; er ſelbſt commandiret den rechten, und der, ſo ihm in dem Range folget, den linken Flügel. Der Jäger, ſo beſtätiget, ziehet mit ſeinem Leithunde auf ſeinem Flügel wieder voran; die andere Jäger aber ſtellen mit den Jagdleuten aufs geſchwindeſte die Tücher hinter drein. Wenn auf jedem Flügel 4 bis 5 Jäger, und 40 bis 50 Bauren ſind; ſo können ſie in 2 bis 3 Stunden 12 Fuder Tücher abſtellen, wo nämlich die Tücher mit den Wagen voraus und abgefahren werden können. Wo aber Gebürge, Moräſte, oder unordentliche Wege ſind, da nicht wohl gefahren werden kann, braucht man auf jedem Flügel etliche Jäger, und wohl 100 Bauren mehr; die letztern, die Zeuge zu tragen, und die erſtern, ſie zu commandiren. Die Zeugwagen, wenn ſie bey dem erſten Ausbinden auf jedem Flügel getheilet ſeyn, fahren alle hinter dem Jäger, ſo mit dem Leithunde ziehet, und vor das Stellen voran. Iſt ein Wagen Tücher abgeſtellet; ſo rückt er auswendig an den Wechſel ſeines letzten Tuches den Wagen hin, wo er ſtehen bleibet.

Die Jäger und Jagdbauren werden alſo nach ihrer Nummer eingetheilet: Jäger No. 1. bindet vor, No. 2. bindet nach, und knebelt ein. No. 3. ſtellet nach. No. 4. bindet die Windleinen an. No. 5. verhacket und verveſtiget das Jagen. Wenn das Jagen enge iſt, und es ſtille zugehen muß; ſo werden Anfangs weder Löcher zu Stellſtangen vorgeſtoſſen, noch die Unterleine aufgehacket, bis das Jagen erſt im Ganzen und zu iſt. Die Jagdleute auf jedem Flügel ſind alſo einzutheilen: 2 Mann zum Einknebeln, 8 Mann zu Hebegabeln, 2 Mann zu Pfahleiſen, 2 Mann mit Schlegeln beym Vorbinden; im Fall ſtarke Heſtel zu den Oberleinen einzuſchlagen nöthig ſind, 1 Mann mit dem Schlegel bey dem Windleinen Anbinden, 2 Mann bey dem Windleinen Anbinden, 6 Mann, die Stellſtangen zu tragen, 4 Mann zu den Hacken. Die andern werden zum Ausſchlagen hinter dem Tücherwagen her, und zum Hauptleinen

Anzie,

Anziehen genommen. Dieſes aber muß hiebey auch in Acht genommen werden, daß, wie das Tuch vom Wagen kommt, es auch gerade ſo fort ausgeſchlagen werde, damit es nicht verdrehet liege, und die Unterleine über der Oberleine komme, auch das Tuch öfters nachgezogen werde, damit es fein glatt, und nicht ſo faltig und beutelich ſtelle. Die Einknebler nehmen zugleich einen Knebel oben, und einen unten. Wenn die beyden Knebel erſt eingeknebelt ſind; ſo kann der Wagen immer gleich fortfahren, und deswegen doch vollends eingeknebelt, und die Hauptleinen angebunden werden; denn die Handgriffe und Hurtigkeit beym Zeugſtellen erleichtert die Arbeit über die maſſen.

Nachdem nun das Jagen zugeſtellet, und mit dem Leithunde, wie vorgedacht, vorher gezogen, und verſichert worden; ſo wird alsdann ſofort von dem Commandeur ein Jagdjunker oder Jagdpage an ihren Herrn geſchicket, welcher demſelben meldet, wo das Jagen eingerichtet, was und wie viel Hirſche von den Beſuchjägern angegeben worden, wie viel gute und jagdbare Hirſche darunter ſeyen. Dabey wird dem Herrn auch hinterbracht, ob das Jagen weitläuftig oder im Engen ſtehe, ob ſolches den 3ten oder 4ten Tag abgejaget werden könne. Denn allezeit läßt es ſich auf einen oder 2 Tage nicht zwingen, beſonders, wo ſtarke Dickigte ſind, da man kleinere und mehrere Treiben machen muß; oder wo es an den Grenzen iſt, da die Hirſche ſehr beſchoſſen werden, und da man nicht trauen durfte, gar enge zu beſtätigen. Sonſt iſt hiebey auch rathſam, daß, wenn das Jagen den erſten Tag nur zugeſtellet wird, ſolches ſo ſtille ſtehen bleibe, ohne daß man einiges Treiben darinnen vornehme. Denn die Hirſche lernen den Zeug beſſer kennen, da ſie des Nachts daran herumſtreichen, ſehen wohl, daß eine Wand um ſie iſt, und trauen ſich nicht ſo leichte daran. Reget man ſie aber den erſten Tag gleich an; ſo werden ſie auf den Zeug losgehen, und ſich bemühen, über den Zeug, oder drunter durchzufallen. Des Nachts aber müſſen ein paar Jäger, und ein paar Zeugknechte, mit den jungen Jägern oder Purſchen, mit 40 bis 50 Bauren, das Jagen zu bewachen, bleiben. Sie müſſen aber auch fein wachſam und munter ſeyn, um das Jagen wechſelsweiſe herumgehen, und nachſehen, ob noch alles richtig iſt. Beſonders iſt bey Regenwetter wohl zu merken, daß, wenn die Hauptleinen bey trockenem Wetter recht ſcharf angezogen worden, und vom Regen ſehr naß werden, ſie ineinander lauffen und ſpringen. Sind aber die Leinen bey naſſem Wetter angebunden worden, und werden wieder trocken; ſo werden ſie ſchlaff, und hängen zwiſchen den Stellſtangen bogenweiſe tief herunter, daß alles mit leichter Mühe überfliehen kann. Deswegen iſt darnach zu ſehen, damit ſie im erſten Fall etwas nachgelaſſen, im andern aber wieder angezogen werden.

Des andern Tages müſſen ſich bey früher Zeit ſowohl die Jäger, als Jagdleute, welche des

des Nachts in den nächſten herumliegenden Dörfern ausgeruhet, wieder bey dem Jagen einfinden, und wird alsdann zuerſt unterſuchet, wo der Laufſt hingemacht werden könne, und ob genugſam Stellflügel im Jagen ſeyen, die man, wo ſolche ermangeln, erſt zu hauen und zu räumen ſuchet. Geſchwindigkeit halber kann auch gleich von beyden Flügeln gegeneinander zu auf einem Stellflügel gehauen werden. Beſonders aber hauet, oder räumet man die ſcharfen oder Abjagungsflügel. Auch muß die Rundung entweder an der Kammer, oder hinter dem Zwangtreiben in Ordnung gebracht werden. Hiervon iſt noch anzumerken, wenn der Ort nicht ſonderliche Dickung hat; ſo macht man hinter dem Zwangtreiben eine Rundung, und läßt das Wildpret bis auf den Tag, wenn das Abjagen iſt, in der Kammer und dem Zwangtreiben zuſammen ſtehen, und thut nur deſſelbigen Tages frühe, ehe die Herrſchaft kommt, das Zwangtreiben hinein. Wenn aber ſtarke Dickung ſowohl in der Kammer, als dem Zwangtreiben iſt; ſo kann man ſchon des Abends vorher das Zwangtreiben thun; wie auch deswegen, weil, wenn erſt viel Lerm auf dem Laufſte wird, und man will das Wildpret denn des Morgens erſt aus dem Zwangtreiben in die Kammer bringen, jenes aber viel Dickung hat, das Wild nur immer wieder zurück gehet, und möchten alſo die Herrſchaften eher ankommen, als man mit dem Zwangtreiben fertig wäre, welches ein Uebelſtand ſeyn würde. Denn die Jägerey muß ſchon parat ſtehen, zu Holze zu ziehen, wenn die Herrſchaften ankommen. Endlich aber wird auch die Jagensrundung an der Kammer gemacht. Der Nutzen von der Rundung iſt dieſer: daß die Hirſche und das Wildpret nicht ſo in die ſcharfe Ecken, und in die Zeuge falle. Denn dieß iſt gar leicht zu begreiffen, daß, da eine Circulrunde weder Anfang noch Ende hat, und man an derſelben herum gehet, man immer im Gang, ohne ſonderliche Wendung, bleibe. Gehet man aber in einer winkelrechten Diſtance hinein, und man kommt in den Winkel, und will weiter; ſo muß man ſich entweder ganz umwenden, oder darüber wegſteigen.

Wenn demnach die Stellflügel fertig ſind; ſo nimmt man das Treiben vor, und iſt die Gröſſe der Treiben, nach des Orts Beſchaffenheit, zu 2 oder 3 Tücher lang einzurichten, nachdem der Wald dicke oder helle iſt; allermaſſen im Dickigten die Treiben zu anderthalb bis 2 Tuch, im lichten Holze aber zu 3 Tuch lang abgetrieben werden können. So das Jagen aber erſt ins Enge kommt, muß man ſich mit weitem Treiben wohl vorſehen, und werden ſie nicht länger, als anderthalb, und auch wohl nur ein Tuch lang. Soll auch das Jagen bald fertig ſeyn; ſo ſtecken einige von den Jägern, die es am beſten verſtehen, den Laufſt ab, räumen und ſtellen denſelben, verfertigen und ſchlagen den Leib- und Hundeſchirm auf. Hiebey iſt beſonders in Acht zu nehmen, daß derſelbe, wo möglich, dahin gebracht werde, wohin die Hirſche ihren meiſten Wechſel gehabt. Auch muß er mehr Berg

unter, als Berg auf liegen, al- ſo daß die Kammer zum Abjagen Berg unter getrieben werden muß. Noch beſſer aber iſt es, wenn das Jagen und der Lauft auf der Ebene gemacht werden kann. Es gehöret auch hierzu ein freyer Platz. Denn die groſſen Bäume, inſonderheit gegen den Leibſchirm, hindern das Schieſſen allzuſehr. Ueber dieß ſo verdunkeln ſie auch den Lauft. Mithin muß der Lauft auf eine Wieſe, Acker, oder alten Leehde, und wo es nicht zu ändern, auf einem ganz jungen Schlag oder Gehau angelegt werden. Hiernächſt muß der Lauftplatz fein abgeſäubert, und, wo Löcher, gerade gemacht ſeyn. Vor dem Lauft, wo das Quertuch ſtehet, erfordert es gute Dickung, damit die Hirſche aus dem Laufte nicht ſogleich hinaus aufs Jagen ſehen können; wie denn auch der Dickigt, dem Quertuche nach, gerade geräumet ſeyn muß. Wo der Dickigt ungleich helle iſt, ſteckt man auch wohl junge Kiefern, Fichten oder Tannen, um ſolchen gleich und dichter zu machen, veſt in die Erde hinein. Wenn auch hinter dem Laufte gleich wieder Holzung ſtehet, iſt es deſto beſſer. Zu beſſerm Verſtande alles deſſen, was bishero von dem Beſtätigungsjagen angeführet worden, ſ. a. **Lauft, Jagdrundung, Jagdſchirm.** Wenn nun dieſes alles alſo eingerichtet iſt; ſo folget das Abjagen; von welchem nachgeſehen werden kann der Articul: **Abjagen.**

Beſtanden Holz, wird ein Wald oder Forſt genennet, der mit vielen Haupt- und angehenden Bäumen, auch Vorſtändern und Laßreiſern bewachſen iſt.

Beſtia magna, ſ. **Elend.**

Beſuchknecht, wird derjenige genennet, welcher, ehe ein ordentliches Jagen veranſtaltet wird, durch oder mit Beſuch des Leithundes, den Ort, wo man das Jagen zu halten, oder auch nur einen, oder etliche jagdbare Hirſche, zur Vergnügung der Herrſchaft, zu beſtätigen Willens iſt, erkundigen, und das allda befindliche Wildpret dem Oberjäger- oder Forſtmeiſter zu vorgehender Nachricht anzeigen muß. Ein ſolcher Beſuchknecht iſt ſchon vor wehrhaft zu achten, und gehöret ihm ein anſehnliches Salarium, indem dieſer Dienſt einen eigenen, fleiſſigen, nüchternen und gedultigen Mann erfordert, zu welchem man nicht alle Gemüther brauchen kann. Er muß deswegen nicht allein einheimiſche, ſondern auch andere fremde Beſuch- und Behängenszeit fleiſſig abgewartet haben, und Zeugniſſe davon aufweiſen können. An Fürſtl. Höfen werden ſolcher Beſuchknechte wenigſtens 2 bis 3 oder mehrere gehalten, nachdem die Hayden und Wälder weitläuftig vertheilet, und das Land groß, auch nachdem die Herrſchaften Liebhaber von der Jagd ſind.

Bêtes de Proye, ſ. **Raubthiere.**

Bette, heißt bey dem Weydwerk die Ruheſtätte oder das Lager des rothen Wildprets.

Betula, ſ. **Birke.**

Beuchel, wird von dem Hirſch geſagt, wenn er an einem Hang oder am Berge lang hinfliehet; denn wenn dieſes geſchiehet; ſo macht er auf einer Seite einen Hügel,

Hügel, wie ein halb Ey, welches die Jäger Beuchel nennen.

Beutel, wird hinten im Netze der Sack genennet, worinnen ſich das Wildpret verwickelt.

Beyherſtellen, heißt in der Jägerey, wenn man das Wild zugleich treibet, und daneben immer beyher mit dem Jagdzeuge ſtellet.

Beyjagen, **Heckjagen**, heißt im Gegenſatz des Hauptjagens ein ſolches Jagen, wenn der Hirſch nicht feißt, noch in Schweinhetze, ſondern darzwiſchen gejaget wird; da hingegen bey dem **Hauptjagen** der Hirſch feißt, und in Schweinhetze gejagt wird. Jenes, das **Beyjagen** geſchiehet auch zu auſſerordentlicher Zeit, und an ſolchen Plätzen und Oertern, da weder rechte Wildniſſe und Hauptholzer, noch Berg und Thal; ſondern allein Brahnen und Hecken ſind. Daher es auch das **Heckjagen** genennet wird.

Beytritt, iſt eines der vornehmſten Zeichen, ſo der Hirſch in der Fehrte vor einem Thier thut, woraus man die Güte oder Feiſte des Hirſches abnehmen kann; und dieſes geſchiehet, wenn der Hirſch mit dem hintern Fuſſe mehr, als etwa einen Finger breit, neben dem vordern Tritt, weil das Creutz und der Zimmel hinten feißt und dicke ſind.

Bezirk, heißt bey der Jägerey, wenn man um ein Gebüſche herumgehet, um zu ſehen, ob dasjenige Thier oder Wild, welches an einem Orte hineingeſpüret, nicht heraus ſeye. Man nennet es auch in **Bezirk bringen** oder **Bekreiſen**.

Bezoar cervinum, ſ. **Hirſchkugeln**.

Bezoar Simiarum, ſ. **Affe**.

Biber, **Bieber**, lat. Caſtor, franz. *Caſtor*, *Bievre*, iſt ein Thier, ſo theils auf der Erde, theils im Waſſer lebet, und ſo zu reden, aus zweyen Theilen beſtehet, davon das eine erdicht, und das andere wäſſericht iſt. Von der Schnautze an bis auf die Hüften gleichet er ziemlich einer Ratte. Seine Vorderfüſſe ſind ſehr kurz, und er brauchet dieſelbe, dasjenige, was er benaget, damit zu halten, wie die Eichhörner thun. Von den Hüften bis auf den Schwanz iſt er den Waſſervögeln ähnlich. Seine Hinterfüſſe ſind lang, und zwiſchen den Zehen mit einer Haut verſehen, wie die Gänſe und Enten haben. Sein Schwanz iſt platt, doch ziemlich dick, ſchuppicht, und mit Schmeer angefüllt. Er bedient ſich ſeiner Füſſe und ſeines Schwanzes zum Schwimmen. Man kann mit Grunde ſagen, der Biber ſeye halb Fleiſch und halb Fiſch, weil er theils nicht lange im Waſſer bleiben kann, ohne Athem zu hohlen, theils aber den Schwanz faſt beſtändig im Waſſer haben muß. Er hat zweyerley Haare; einige ſind lang, und die andern kürzer; dieſe letztere braucht man, Hüte und Strümpfe davon zu machen. Es iſt ſehr ſchwer, das Männlein von dem Weiblein zu unterſcheiden, weil das, was den Unterſcheid zwiſchen ihnen machet, in dem Schmeerbauche verborgen lieget, und weil ſie nur eine Oeffnung haben, aus welcher ſie Waſſer und Unrath gehen laſſen. Doch hat das Weiblein 4 Zitzen. Die Beutel, welche unten am Schaam-

Schaambeine hängen, enthalten das Bibergeil, und ſind bey dem Männlein und Weiblein zu finden. Das Weiblein trägt ihre Jungen 16 Wochen, und ſetzet auf einmal 3 bis 4 derſelben, welche ſie, wie andere vierfüſſige Thiere, eine gewiſſe Zeit zu ſäugen pfleget. Sie kommen blind auf die Welt, und wenn ſie etwa 4 Wochen alt ſind; ſo bringen ihnen die Alten kleine Aeſtlein von Weiden, daran ſie die Rinde ſchelen, und Laub beiſſen lernen. Was ſie denn liegen laſſen, das ſtoſſen und tragen die Alten hernach allemal wieder in das Waſſer. So bald aber 5 oder 6 Wochen vorbey ſind; ſo begeben ſie ſich ſchon mit durch das Waſſer nach dem Lande, und ſteigen mit aus, daß ihnen alle Orte bekannt werden. Alsdann hauen ihnen die Alten Pappeln und Weiden um, ſetzen ſich mit den Jungen in die Aeſte, und äſſen ſich nach gefallen. Im andern Jahr ihres Alters aber werden die Jungen erſt recht vollkommen. Die Länder, in welchen die Biber angetroffen werden, ſind Deutſchland und Pohlen, wo ſie längſt der Elbe und andern Flüſſen ihre Wohnung haben. Auch in der Schweitz, Italien und Spanien ſind ſie nicht unbekannt. Im nordlichen America aber ſind ſie am häuffigſten zu finden. Sonderlich lieben ſie hohle Ufer, und ſolche Flüſſe und Meere, wo zugleich nahe Gehölze angetroffen werden. Denn ihre Nahrung iſt, auſſer dem Feldobſt, meiſtens Holz, ſonderlich Aſpen, Pappeln und Weiden, wovon ſie mit ihren Nagzähnen die ſaftige Rinden zerbeiſſen, und die Wurzelſaſern wegfreſſen. Wiewohl der Biber auch fiſchet, indem er ſchnell in und unter Waſſer ſchwimmen kann; daher er in ſo fern auch unter die Raubthiere gezehlet wird, ob ihn wohl einige davon ausnehmen, weil er ſeine meiſte Nahrung vom Holze hat. Er kann kläfterig ſtarke Aſpen mit ſeinen Vorderzähnen abhauen. Und es iſt dieſes inſonderheit dabey zu bewundern, daß, da er manchen ſo ſtarken Baum umhauet, man gleichwohl niemals gefunden, daß einer davon im Umhauen wäre todt geſchlagen worden; ſondern er weißt auf das genaueſte, wo der Baum hinfällt; mithin gehet er ſodann auf die andere Seite, wo er ohne Schaden bleiben kann, bis der Baum gefallen; welches Holz er hernach an das Waſſer ſchleppet, und zu ſeinem Bau gebrauchet. ſ. **Biberbau.** Sein Wildpret wird nicht ſonderlich geachtet, weil es einen Fiſchtranichten Geſchmack hat. Sein Schwanz aber wird vor groſſe Herren zur Delicateſſe zugerichtet. Er wird 3 bis 4 Pf. ſchwer, und hat ein niedliches Fleiſch, welches in der Mitten an viele zarte Knöchlein oder Gelenke angewachſen iſt, wodurch er ſeine Bewegung erhält. Er wird, wenn man ihn zur Speiſe zurichtet, wie etwa ein Karpfe in Stücke zerſchnitten, in einem Keſſel mit Waſſer nebſt wenigem Salz ſo lang geſotten, bis er allen Thran und fiſchartiges Fett verlieret. Und weil er harter Art iſt; ſo muß auch bey ihm der allgemeine Handgriff, alle Fiſche weich zu ſieden, in Acht genommen, und daher unter dem Sieden ein fein Stück Butter zu ihm geworfen werden.

Wenn er alſo vorbereitet iſt; ſo thut man ihn hierauf in ein Caſſerole oder Tiegel, darinnen er nebſt etwas Wein und Eſſig gekocht, mit Nelken, Pfeffer, Ingwer, Citronenſchalern, Butter, Safran und Zucker abgewürzet, und nachdem dieſe Brühe wohl eingekocht, um ſie deſto dicker zu machen, ein wenig geriebene Semmel hinzugeſchüttet werden muß; da ſich denn dieſe Speiſe in einer Schüſſel, darum ein Kranz von Buttertaig gemacht worden, bequem anrichten, und gleich einer Paſteten, die vorher nach der Zeit und Gelegenheit wohl garnirt iſt, auf die Tafel tragen läſſet. Was in Anſehung des **Biberfangs** Rechtens ſeye, davon wird unter dieſem Articul beſonders gehandelt werden. Wir fügen noch die weydmänniſche Redenaarten vom Biber hinzu, welche alſo lauten: Der Biber **gehet** nach ſeiner **Nahrung**. Er **hauet** Bäume um, nicht: er beiſſet oder ſchrottet ſie um. Er hat eine **Burg**, wo er ſich von Holze eine Wohnung macht. Er **ranzet**, das bedeutet die Zeit ſeiner Vermiſchung. Er **bringt Junge**. Er wird **todt geſchlagen**. Er hat einen **Balg**. Er wird **geſtreift**. Was der Biber in der Arzney vor Nutzen leiſte, davon ſ. **Bibergeil, Biberfett.**

Biberbalg, ſ. **Biberfell.**

Biberbau, iſt die überaus künſtlich gebaute Wohnung der Biber am Waſſer, die manchmal 2 bis 3 Stockwerk hoch iſt. Hier zeigen dieſe Thiere ein recht wunderwürdiges Beyſpiel einer Art des Verſtandes, welcher zwar den Grad des menſchlichen Verſtandes nicht erreichet, der aber doch gemeinſchaftliche Anſchläge, und ſich darauf beziehende Abſichten in ſich faſſet, Anſchläge, die, da ſie ein geſellſchaftliches Leben zum Grunde, und die Verfertigung eines Dammes, die Errichtung eines Wohnplatzes, die Stiftung einer Art eines gemeinſchaftlichen Staats zur Abſicht haben, zugleich auch eine gewiſſe Art, ſich untereinander zu verſtehen, und mit vereinigten Kräften zu handeln, zu erkennen geben. Die Biber fangen an, ſich im Junius oder Julius zu verſammlen, um in eine Geſellſchaft zuſammen zu tretten. Sie kommen von vielen Orten in groſſer Anzahl her, und machen in kurzem einen Hauffen von 200 bis 300 aus. Der Ort der Verſammlung iſt beſtändig das Ufer eines Waſſers. Wenn es ein ebenes Waſſer iſt, das immer in einer Höhe bleibt, wie das Waſſer eines Seees; ſo überheben ſie ſich der Mühe, einen Damm zu errichten. Aber in flieſſenden Waſſern, die dem Steigen und Fallen unterworfen ſind, beveſtigen ſie einen Damm, der das Waſſer beſtändig in gleicher Höhe erhält. Oefters hat er 80 bis 100 Fuß in die Länge, und in die Breite am Grunde 10 bis 12 Fuß. Dieſes Gebäude iſt in Anſehung der Gröſſe dieſer Thiere etwas erſtaunenswürdiges, und die Veſtigkeit und Dauerhaftigkeit, mit welcher es ausgeführet wird, iſt noch auſſerordentlicher, als die Gröſſe deſſelben. Wer hat dieſe Thiere die Waſſerbaukunſt ſo gelehret? Der Damm beſtehet gleichſam aus Faſchinen, damit das Waſſer, ſo bald es ſteiget, ihre Wohnungen nicht zerſtöhren könne. Gemeiniglich zerſchnei-

zerſchneiden ſie das Holz in Stücke eines Arms dick, und 2 bis 6 Fuß lang, welche ſie mit Thonerde bedecken und ausfüllen. So bald das Waſſer ſteigt, werfen ſie die Schanze höher auf. Sie führen die Baumaterialien gemeiniglich mehr zu Waſſer, als zu Lande dazu herbey, und ſie geben der Seite des Dammes, die das Waſſer anſpühlet, eine ſtarke Böſchung, und indem das ſteigende Waſſer ſchwerer wird, ſo wird dieſe Erde dadurch deſto ſtärker zuſammen gedrückt. Die andere Seite iſt ſenkrecht und veſte genug, die Perſonen, ſo darüber weggehen, zu tragen. Sie machen ſich ein Geſchäfte daraus, den Damm alle Tage zu unterſuchen, und wenn es erfordert wird, mit Thonerde oder Holz auszubeſſern, alſo, daß dieſe Thiere manchen Waſſerbauinſpector beſchämen. Noch mehr. Einige Naturbeobachter ſchreiben: Wenn ſich am Ufer etwa ein dicker Baum befindet, ſo fangen ſie ihn an, zu fällen, um ihn zum Hauptheil ihres Gebäudes zu machen. Man will verſichern, daß öfters ein ſolcher Baum ſo dick, als der Leib eines Menſchen ſeye. Dieſen ſägen und benagen ſie unten am Stamme ab, ohne ein anderes Werkzeug, als ihre 4 Scheidzähne zu gebrauchen. Sie ſchneiden ihn in kurzer Zeit entzwey, und machen ihn auf die ihnen beliebige Seite, nämlich quer über den Fluß hinfallen. Dieſe arbeit wird gemeinſchaftlich verrichtet. Verſchiedene Biber benagen miteinander den Fuß des Baumes, um ihn zu fällen. Andre machen ſich an den Gipfel, wenn der Baum gefallen iſt, und brechen die Aeſte ab. Andre gehen zu gleicher Zeit an dem Ufer hin, und fällen kleinere Bäume, davon einige ſo dick, als ein Schenkel, andere nicht dicker, als ein Bein ſind. Sie zerſtücken ſie, und ſägen ſie auf eine gewiſſe Höhe ab, um Pfähle daraus zu machen. Sie machen damit ein enges Pfahlwerk, welches ſie mit Aeſten beflechten.

Dieſe Arbeit ſetzet viele überwundene Schwierigkeiten voraus. Denn, um dieſe Grundpfähle aufzurichten, und ſie faſt ſenkrecht zu ſtellen, müſſen dieſe Thiere den dicken Theil mit ihren Zähnen, am dem Ufer des Strohmes, oder an dem Baum, der querdurch liegt, in die Höhe halten, da zu gleicher Zeit andere ſich auf den Grund des Waſſers begeben, um mit ihren vordern Füſſen ein Loch zu graben, in welches ſie die Spitze des Pfahles einſenken, damit er aufrecht ſtehe. So wie die eine Pfähle ſetzen, ſo gehen andere, und holen Erde, die ſie mit ihren Füſſen bearbeiten, und mit dem Schwanze veſte ſchlagen. Sie bringen mit Hülfe des Mundes und der Vorderfüſſe eine ſolche Menge herbey, daß ſie alle Zwiſchenräume ihres Pfahlwerks ausfüllen können. Oben auf dem Damme bringen ſie 2 bis 3 abhängige Oefnungen an, die ſo viele Abzüge abgeben, und die ſie weiter oder enger machen, nachdem der Strohm ſteigt oder fällt. Wenn dieß alles fertig iſt; ſo machen ſie ſich an die Erbauung der Wohnungen, davon jede 2 Ausgänge hat, den einen auf das Land, und den andern ins Waſſer. Die Form iſt faſt allezeit rund oder eyförmig. Dieſe

Wohnun-

Wohnungen ſind von verſchiedener Breite. Eine jede Hütte hat noch ihre Vorrathskammer im Waſſer, welche mit klein geſchnittenem Holze angefüllt iſt, und deſſen Menge ſich nach der Anzahl der Einwohner richtet, die alle gleiches Recht daran haben, und ſich niemals in Sinn kommen laſſen, ihre Nachbarn zu berauben. Die kleinſten Hütten enthalten 2 bis 6, und die größten 18 bis 20 Biber, jederzeit ſo viel Männer, als Weiber. So zahlreich auch dieſe Geſellſchaft ſeyn mag; ſo herrſchet doch ein beſtändiger Friede unter ihnen. Und wenn ſie von auſſen einige Feinde haben; ſo wiſſen ſie ihnen auszuweichen. Sie warnen einander, indem ſie mit dem Schwanze einen Schlag auf das Waſſer thun, der in allen Gewölbern ihrer Wohnung erſchallet. Ein jeder nimmt hierauf die Vorſicht, entweder ſich unter Waſſer zu begeben, oder zwiſchen den Mauren ſich zu verbergen. Dieſe Freyſtätte ſind nicht allein ſicher; ſondern auch rein und bequem. Der Boden iſt mit Laubwerk beſtreuet, und Buxbaum- und Tannenzweige dienen ihnen an ſtatt der Tapeten, auf welcheu ſie keine Art der Uneinigkeit ertragen können. Das Fenſter, ſo gegen dem Waſſer zugehet, dienet ihnen zu einem Balkon, um die kühle Luft zu genieſſen, und ſich des Bades einen guten Theil des Tages hindurch zu bedienen. Sie ſtehen da mit dem Kopfe und dem vordern Theil des Leibes auſſer dem Waſſer. Wenn ſie ausgehen, geſchiehet es bloß, um friſche Rinde zu holen, und ihre Nahrung zu ſuchen.

Biberfang, iſt die Art und Weiſe, wie die Biber gefangen werden. Man bedienet ſich verſchiedener Inſtrumenten, welche eben ſo viel Arten des Fanges ausmachen. Sie werden gefangen

1) mit einem **Tellereiſen**, das 2 gute Federn hat. Nämlich man leget daſſelbe an den Ort, wo er aus ſeiner Burg ſteiget, ſchneidet dieſes Eiſen in die Erde ein wenig ein, bedecket es mit Laube, und in der Erde leget man darum friſche eſpene, weidene und haſelne Reiſer. Wenn er nun ausſteiget, Bäume zu ſchälen oder umzuhauen; ſo will er die Reiſer wegnehmen, wird aber darüber von dem Tellereiſen erwiſcht und gefangen. Das Eiſen muß aber an eine Kette angeleget werden, weil er es ſonſt mit fort nimmt. Die Witterung nimmt er, wie andere Raubthiere nicht ſonderlich an; ſondern man braucht nur das Eiſen mit eſpenen und haſelnen Knoſpen zu bereiben, und ſodann bey ſeiner Burg, wo er aus- und einſteiget, entweder in die Erde, oder in das Waſſer zu legen. ſ. a. **Tellereiſen**.

2) Mit einem **Netze**, welches auf die Art, wie ein Wachtelgarn, von dünnen Leinen, eines kleinen Fingers dicke, geſtricket wird. Das Ingarn muß ſo ſtark, als wie das Rehgarn ſeyn. Deſſen Höhe muß 3 Ellen hoch, die Spiegelmaſchen 18 Zoll weit ſeyn; die Länge aber kann nach Gefallen nach der Gröſſe des Waſſers gemachet werden. Am beſten iſt es, wenn die Länge 50 Schritte in ſich hält. Da man denn 3, 4 bis 6 ſolcher Netze alle-

allezeit im Vorrath haben muß, ſonderlich an Orten, wo es viel Biber giebt. Sie werden ordentlich an Stangen von 3 eine halbe Ellen lang, gleich einem Stellneze eingebunden. Die Netze nimmt man, und ſtellet ſie auf das Land an den Orten, wo er ſeinen Ein- und Ausgang hat. Wenn es nun geſtellet iſt; ſo gehet einer, und ſucht ihn mit dem Hunde auf, und ſiehet, wo er ſchelet. Der andere aber muß an dem Orte des Netzes liegen bleiben, und Achtung geben, wenn der Biber kommt. Dieſes kann er merken, wenn der Biber an die Netze und Leine rücket; alsdann läuft er zu, und ſchlägt ihn todt; ſonſt wenn ihm lange Zeit gelaſſen wird; ſo frißt er ſich durch die Netze. Oder man ſtellet die Netze um des Bibers Bau und Burg herum in das Waſſer, alſo daß es an beyden Ufern veſte mit des Bibers Bau eingegraben wird, und die Hunde darinnen ſtöbern; ſo wiſchet der Biber heraus, und in den Garnſack hinein, welches durch die Bewegung des Leingens leicht zu fühlen iſt. Alsdann ziehet derjenige, der das Ende des Leingens in Händen hat, ſolches geſchwind an ſich; ſo drehet ſich der Zipfel um, daß der gefangene Biber nicht wieder heraus kann. Erſteres geſchiehet bey der Nacht, letztere Art des Fanges aber wird am Tage angeſtellet.

3) Mit einer Wathe. Es pflegen nämlich die Biber auch zuweilen ihren Bau an den Lachen und Orten, wo vor dieſem die Flüſſe gegangen, und bey groſſem Waſſer auch noch hineintretten, darinnen auch ſowohl Waſſer als Fiſche bleiben, zu bauen und aufzuführen. Daſelbſt ſie nun mit leichter Mühe zu fangen. Man machet nämlich eine Wathe von 15 bis 18 Ellen lang, mit einem ziemlich langen Küttel, und mit Geſenke und Bley, wie eine gemeine Fiſcherwathe. Dieſe nehmen ihrer 2 oder 3, und ſtellen ſie um die Burg oder den Bau. Man muß aber ganz ſtille und behutſam hinzugehen, auch die Wathe vorſichtig ins Waſſer bringen. Hernach ſchicket man einen Dachshund in ſeinen Bau hinein, daß er ihn heraus ſtöbere. Wenn er nun kommt, und in die Wathe fähret; ſo muß man die Wathe ſchnell aufheben; da er dann wie ein Fiſch darinnen liegt, und todt geſchlagen werden kann. ſ. a. Wathe.

4) Endlich auch mit einem Stangeneiſen, womit die Fiſch-Otter gefangen werden. ſ. Fiſchotter, Stangeneiſen.

Sonſten iſt noch zu bemerken, daß der Biberfang, wie auch der Otterfang, abſonderlich den Regalien beygezehlet werde.

Knipſchild de Civit. Imper. L. 2. c. 7. num. 68. *Keller* de Offic. Jurid. Polit. Libr. 2. c. 4. p. 445. *Weizenegger* de Servitut. Perſon. & real. Diſſert. 5. c. 6. num. 16.

Ob aber derſelbe dem Forſtrecht, oder der Fiſcherey anhange, darinn ſind die Rechtslehrer nicht allerdings einig. Einige rechnen ihn vielmehr zur Forſtlichen Obrigkeit, aus dem Grunde,

de, weil er mit Hunden gehetzet und gefangen werde.

Beſold. in Conſil. V. 1. conſ. 3. rubr. **von der Fiſcherey.** Item in Theſaur. pract. voc. **Fiſcherey**, verſ. **Biber.** *Webner* Obſerv. pract. voc. **Forſtrecht.** *Knipſchild* de Civit. Imper. loc. cit.

Andere aber zehlen ihn zur Fiſcherey, aus dem Grunde, weil nicht allein dieſe Thiere wegen ihres ſchwammichten Schwanzes vielmehr den Fiſchen, als einem andern Erdthiere, der Naturkündiger einhelliger Meynung nach, gleichen; mithin eben um deswillen in der Röm. Cathol. Kirche auch an Faſttägen genoſſen werden; ſondern auch, weil ſelbige mit Untergrabung der Geſtade, Verderbung der Fiſchſtände, ja Fangung der Fiſche ſelbſt im Waſſer, worinnen ſie gleichſam ihr Leben und Nahrung haben, unbeſchreiblichen Schaden thun; folglich hiedurch vielen Anlaß geben, der natürlichen Billigkeit nach, bey Fangung ſolcher Thiere den Nutzen demjenigen zuzueignen, welcher von ihnen den Schaden bishero leiden und ertragen müſſen.

Noë Meurer Tract. **vom Forſtrecht.** fol. 83. *Killinger* de Jur. foreſt. & venand. concl. 5. lit. B. *Speidel.* Specul. Jur. voc. **Otterfang.** *Ertel* in Obſerv. illuſtrib. juridico. equeſtr. Obſerv. 10. per tot.

Doch muß hierinnen auf das alte Herkommen das Abſehen gerichtet werden. Wie dann die tägliche Erfahrung lehret, daß man ſich bey dergleichen Begebenheiten gemeiniglich der Prävention zu bedienen pfleget; mithin derjenige den Vortheil davon trägt, welcher vorkommt; welches denn auch um ſo weniger unbillich ſeyn kann, weil die Biber ſowohl in Waſſern, als Hölzern ſehr ſchädliche Thiere ſind; wie *Speidelius* loc. cit. endlich dahin den Schluß machet.

Biberfell, Biberbalg, Biberhaut, lat. Pellis Caſtoris, iſt wegen ſeiner zarten und ſaubern Haare ſehr angenehm, und wird an vielen Orten zu Wintermützen, Müffen ꝛc. gebrauchet. Abſonderlich aber werden aus den Biberhaaren, doch nur aus den kurzen, die ächten und koſtbarn Caſtorhüte gemacht, welche einer der ſchönſten und beſten Waaren in Engelland, Frankreich und Deutſchland ſind, wiewohl bey uns Deutſchen mehr falſch Gut von Caninichen und Haaſen verfertiget wird. Aus den langen Haaren machet man auch Caſtorſtrümpfe, Handſchuh ꝛc. Diejenige Felle, ſo von fetten Bibern kommen, ſind die beſten und theureſten, und je ſchwärzer ſie ſind, je höher werden ſie gehalten. Ueberhaupt iſt zu merken, daß die Haare an den Bibern lang und weich, wie Seide, die Felle aber ſo ſchmeidig ſeyn müſſen, als die Felle von Haaſen, ſo erſt kürzlich geſchoſſen worden. Sie dienen äuſſerlich aufgelegt den Podagricis, Chiragricis, Arthriticis, Iſchiadicis &c., und verbrennte Biberhaare ſtillen das Naſenbluten.

Biber-

Biberfett, Bibergeilſchmalz, lat. Axungia Caſtoris, Pinguedo Caſtorei, iſt von gedoppelter Art. Eines kommt von dem Biber ſelbſt, das andere aus den ſogenannten Bibergeilen. Beyde werden ausgeſchmolzen, und äuſſerlich wider Nervenkrankheiten, Gliederreiſſen, Mutterweh, fallende Sucht, Schlag, Krampf ꝛc. gebrauchet. Doch iſt das letztere durchdringender, und deswegen auch koſtbarer und theurer, zumalen da es nicht in ſolchem Ueberfluß, wie jenes, zu bekommen iſt.

Bibergeil, lat. Caſtoreum, Caſtorium, Caſtoris Teſticuli, franz. *Teſticules du Bievre*, *Odeur du Bievre*, iſt eine harzichte, weichliche, und entzündliche Materie, von einem ſtarken und unangenehmen Geruch, welche aber in der Luft nach und nach hart wird. Sie iſt in einer Haut eingeſchloſſen, und an den Fibern derſelben beveſtiget. Ihre Farbe iſt innwendig gelblicht und auswendig graulicht. Dieſe Materie wird in 2 Säcken oder Beuteln gefunden, die wie ein Querſack aneinander hangen, und an dem Untertheile des Schaambeins, oder am Unterbauche des Bibers zu ſehen ſind. Bey dem Weiblein ſind die Behältniſſe des Bibergeils ſo klein, daß ſie nicht über eine Unze wägen; dahingegen die, ſo ſich bey dem Männlein finden, manchmal auf ein Pfund ſchwer angetroffen worden. Wenn man die Geilen bekommen will; ſo muß man ſich bey dem Streiffen des Bibers wohl in Acht nehmen. Man legt ihn auf den Rücken, ſchärft ihn bis an die Geilen vom Laufte herunter auf. Wo ſich nun hier unter den Geilen etwas öfnen ſollte; ſo gehen ſie ſtraks in den Leib hinein, und man bekommt alſo nichts davon. Darum muß man ſie ſogleich anfangs unterbinden, und auslöſen. Wegen dieſes Umſtands ſind einige der Meynung geweſen, der Biber heile ſich die Geilen ſelbſten aus. Es befindet ſich aber nicht alſo; ſondern dieſes iſt der Fehler, wenn ſie dem Biber die Geilen nicht unterbinden; ſo lauffen ſie in den Leib hinein, daß man alſo keine finden kann. Die beſten und dickeſten Bibergeilbeutel werden von Danzig gebracht, und können dieſe wohl 7 Jahr dauren und gut bleiben. Man muß aber diejenige erwählen, welche recht dicke und ſchwer, braun von Farbe, ſtarken und durchdringenden Geruchs, und mit einer harten Materie angefüllt ſind, die leichtlich bricht, und ſich zerreiben läßt, gelblicht und braun ausſiehet, mit ganz zarten Häutlein vermiſchet iſt, und einen ſcharfen Geſchmack hat. Weil der Bibergeil von hohem Werth iſt; ſo wird er nicht allein aus einigen Gummatibus, als dem Gumm. Ammoniac. Opoponax, Sagapeno &c. mit dem rechten Bibergeil, oder mit Biberblut vermiſcht, auf ſolche Weiſe nachgemacht, und in dergleichen fette Häutlein eingenähet; ſondern es pflegen auch gar einige Betrüger Stückgen von Bleykugeln, Sand, u. d. g. in Säcklein zu ſtopfen. Daher muß man ſich in Acht nehmen, und merken, daß das rechte und wahrhafte Bibergeil innwendig mit Fäſerlein und kleinen Häutlein durchwachſen ſeyn müſſe; dahin-

dahingegen das falſche aus einerley Weſen beſtehet, und dergleichen Fäſerlein und Häutlein nicht in ſich hat. Man kann ſich auch in etwas nach dem Gewichte richten, indem das wahre Bibergeil ſchwer und hart, das nachgemachte aber aufgeblaſen, glatt und glänzend iſt, und ſo man darauf drücket, eine gelbe Materie ausſtößet. Was die Eigenſchaften des Bibergeils, und den Gebrauch deſſelben in der Arzney anbetrift; ſo iſt es dienlich, das Gehirn zu ſtärken, und die zähen Säfte zu verdünnern. Es dämpfet die aufſteigende Dünſte, und befördert die weibliche Monatszeit. Man brauchet es im Frieſel, in den Kinderpocken, im Rothlauf, und andern bößartigen Krankheiten, die Ausdünſtung zu befördern, und die Flecke zwiſchen der Haut heraus zu treiben. Endlich braucht man es mit gutem Nutzen in der fallenden Sucht, der Lähmung der Glieder, den Schlagflüſſen, und in der Taubheit, abſonderlich aber in Mutterbeſchwerungen, da die Doſis nach dem Alter eingerichtet werden muß, von Gr. III. bis ℈j. auch wohl ʒß. Endlich iſt noch zu bemerken, daß man in den Bibern noch 2 andere Beutel finde, welche man in Anſehung derer, von welchen bisher geredet worden, die unterſten nennen kann. Sie enthalten einen ölichten und fetten Saft, der dem Honig gleich, und von blaßgelber Farbe iſt; aber endlich die Farbe und Dicke des Unſchlitts annimmt. Er iſt auflöſend und Nervenſtärkend, wenn er äuſſerlich aufgeleget wird.

Bibergeilfett, ſ. Biberfett.

Bibergeilöl, lat. Oleum Caſtorei, wird in den Officinen gefunden, und iſt ein heilſames Mittel vor die erlahmte und ſchwindende Glieder, erwecket die Begierde zum Beyſchlaf; benimmt das Leibweh, erquicket die Weiber in Erſtickungen der Mutter, und ſtärket alle natürliche Gliedmaſſen. Es ſtillet und leget das heftige Frieren und Zittern in den Fiebern, wenn man den Rückrad damit reibet.

Bibergeilſchmalz, ſ. Biberfett.

Biberhaut, ſ. Biberfell.

Biberhunde, **Fiſchotterhunde**, **Otterhunde**, nennet man diejenigen Hunde, welche von Jugend auf ſowohl auf den Biber, als Fiſchotterfang abgerichtet werden. Man hat zweyerley Arten derſelben, eine gröſſere und kleinere. Die gröſſern, ſo einer däniſchen Art, und als kleine Blendlinge ſcharf von Gebiſſe ſind, werden nur zum Anpacken; die kleinern aber, welche faſt wie ein Dachskriecher ausſehen, doch etwas gröſſere Beine haben, zum Stöbern gebraucht. Sie werden nämlich in das Geſchleiffe oder in den Bau eines Bibers oder Otters gelaſſen, wenn ſolches vorher mit einem Netze umſtellet worden, damit der Biber oder Otter, wenn er herausgetrieben wird, nicht entlauffen könne. Insgemein ſind dergleichen Hunde von beherzter und beiſſender Art, mürriſch, und ſpielen nicht mit andern Hunden, haben braune ſtachlichte Haare, und tragen die Ohren zu beyden Seiten meiſtens abhängig. Ihre Abrichtung geſchiehet vornemlich in der Jugend

gend mit ſpielender Luſt und angenehmer Aufmunterung in kleinen Waſſerpfützen; ſonderlich im warmen Sommer, da ſie anfänglich das Fröſchfangen am Ufer gewohnen, nachmals bey hungerigem Magen nach kleinen Marksknochen, die man ins Waſſer wirft, eintauchen lernen. Oder man muß ihnen von Jugend auf zu ihrem Fraß kleine gekochte Fiſche geben, und ſie nach jungen Fiſchen ſchnappen laſſen. Denn wenn der Magen von Jugend auf nichts anders, als Fiſche genoſſen, und ſie alſo an das Waſſer gewöhnet werden; ſo werden ſie vom Jagen des Wildes, und anderer Begierde ganz abgezogen; wie man ihnen denn auch, im Holze herum zu lauffen, keinesweges geſtatten muß. Auſſer dieſem würde es nicht undienlich ſeyn, wenn man einen halbwüchſigen lebendigen Fiſchotter an einem Kettlein in einem groſſen Waſſertroge hätte, den Hund daſelbſt zum öftern einhetzte, und hiezu begierig machte, endlich aber, wenn es etlichmal geſchehen, ihn denſelben würgen und freſſen lieſſe; welches auch mit einem Biber ſo veranſtaltet werden könnte. Oder ſo man einen Fiſchotter ausgeſtöbert, und im Garn lebendig gefangen hätte, könnte ſolcher auf dem Lande gehetzet, mit der Zange gehalten, und von den Hunden, denen man dabey fleiſſig zuſprechen, und ſie recht begierig machen müßte, gezauſet werden; wodurch denn die kleinen Hunde deſto mehr aufgemuntert, und hitziger würden, wenn ſonderlich ein alter abgerichteter Hund den Fiſchotter halten und würgen ſollte.

Biberneze, ſ. **Biberfang.**

Biberzähne, lat. Dentes Caſtorei, ſind ihrer Zahl, Lage und Struktur nach alſo beſchaffen: In jedem Kienbacken haben ſie 2 breite, faſt Safrangelbe, röthliche ſtarke Schneidzähne, wie die Eichhörner, Ratten und andere Nagethiere. Die unterſten ſind länger, als 1 Zoll, die obern 10 Linien lang, und dieſe ſchieben ſich, da ſie nicht gerade liegen, unter den Körper der untern. Ihre Spitze iſt ſcharf geſchliffen, und wie bey den Mäuſen ausgezackt zum Zerſchneiden. Auſſer dieſen ſind noch an jeder Seite 8, unten 4, und 4 oben gerade gegen über ſtehende Backenzähne da, und alſo in allem 16 Backenzähne. Die vordern langen Zähne der Biber dienen nicht nur, wie die wilden Schweinszähne, wider das Seitenſtechen; ſondern ſie werden auch von denenjenigen ſorgfältig aufgeſucht, welche was zu vergülden, und zu poliren haben.

Bieber, ſ. **Biber.**

Bierhold, ſ. **Kirſchvogel.**

Bievre, ſ. **Biber.**

Bindweiden, ſ. **Weide.**

Birke, Birkenbaum, Berke, Meye, lat. Betula, franz. *Bouleau*, iſt ein Baum, der mit unter das harte Holz gerechnet wird, von mittelmäſſiger Höhe, und dünnen krummen Aeſten, die ſich gerne beugen laſſen. Man giebt verſchiedene Arten der Birken an, unter welchen ſonderlich zwey derſelben die bekannteſten ſind, nämlich die weiſſe und rothe. Die weiſſe Birke wächſet höher, hat ein weiſſeres Holz, ein gröſſeres Blatt, und aufwärtsſtehende

de Zweige. Die rothe aber hat bräunlichtes Holz, ein kleineres Blatt, und wenn ſie alt wird, ſenkrecht niederhangende häuffige Zweige, und wird auch an einigen Orten die **Hangelbirke**, **Haarbirke** und **Mutterbirke** genennet. Da man dieſe hangende Zweige niemals an jungen, ſondern ziemlich alten Birken, auch gewöhnlich auf ſchlechtem, meiſt grindigen und zu Heidekraut geneigten Boden findet; ſo wäre noch zu unterſuchen, ob der Unterſcheid weſentlich oder zufällig ſeye. Das leztere mag wohl am wahrſcheinlichſten ſeyn, immaſſen alle die vermeynte verſchiedene Arten der Birken meiſtens vom Unterſcheid des Bodens herrühren. Dann es wächſet die Birke auf allem Grund und Boden, er ſeye trocken, naß, leimigt, ſandigt, ſteinigt ꝛc. in warmen, gemäſſigten und kalten Gegenden; ja in den äuſſerſten Nordländern, ſo weit man ſie entdecket hat, und wo kein Gewächſe mehr fortkommt, finden ſich Birken, Moos und Löffelkraut. Indeſſen iſt gewiß, daß in gar rauhen Gegenden, beſonders zwiſchen magern Klippen und Rollſteinen, auch wo auf den höchſten Gebirgen das Waſſer Brüche machet, oder wo auf ſolchen Höhen ſehr ſchwerer lettigter Grund iſt, die Birken niedrigt und ſtruppigt bleiben. Sie gehören unter die kleinern Gattungen von Bäumen, und gelangen weder zu einem vorzüglichen Alter noch Stärke, indem ſie im 30ſten, 40ſten, höchſtens 50zigſten Jahre, nach Verſchiedenheit der Umſtände, ihren Wachsthum vollbracht haben, und ſodann abſtändig werden. Selten werden ſie über 15 bis 18 Zoll im Durchſchnitte ſtark, gelangen aber dabey, wenn ſie dicht ineinander, und auf gutem Boden ſtehen, zu einer Höhe von 80 bis 90 Fuſſen. Die äuſſerſte Rinde der jungen Birken iſt braun, in ihrem beſten Wachsthum aber wird ſie weiß, und ſo zart, biegſam und glatt, als Pappier; wozu ſie auch in uralten Zeiten gebraucht worden. Sie fängt überaus gern Feuer, und giebt eine ſehr helle und praſſelnde Flamme. Die Köhler brauchen dieſe Rinde in laubtragenden Oertern gerne, die Meulers anzuzünden, und nennen ſie Tabbert. Nachdem die Birke ihren Wachsthum vollbracht hat, wird die Borke oder Rinde dick, ſpröde, und bekommt tieffe Riſſe; welches ein gewiſſes und untrügliches Zeichen iſt, daß ſie kein Holz mehr aufſezet; dagegen die Borke immer dicker und riſſiger wird. Das Holz iſt gar zähe, mittelmäſſig hart und ſchwer, giebt aber eine gute dichte Kohle und treflich Feuerholz; doch wird es in der Witterung und feuchten Orten bald ſtockigt. Die Aeſte ſind ſehr ſchwach, und beſtehen meiſtentheils aus dünnen Ruthen, welche zu nichts, als Waſen, oder Wellen und Beſem dienen. Man muß demnach beym Anbau dieſer Gattung Holz dahin ſehen, daß die Birken ziemlich dichte in einander ſtehen, damit ſie in die Höhe, und nicht ſo ſehr in die Zweige wachſen; ſonſt erhält man von ſolchen ſtruppichten Birken, gegen andere Holzgattungen, nach der Morgenzahl, gar wenig Brenn- und Kohlholz. Der abgehauene Stamm, wenn er nicht über 25 bis 30 Jahr alt iſt,

iſt, treibet gar geſchwinde wachſende Stammloden, welche im 15ten, 20ſten oder 30ſten Jahre wieder zu Kohl- und Brennholz abgetrieben werden können. Die Blätter und Knoſpen haben nebſt einem angenehmen Geruch, ein ungemein bitteres, kleberigtes Beſtandweſen an ſich, welches das Wildpret ſowohl, als das zahme Vieh, auch die meiſten Gattungen Ungeziefer abhält, die Loden dieſes Holzes, ſo zart ſie auch ſeyn mögen, zu beſchädigen. Nur allein die naſchhaften Ziegen und Caninichen verbeiſſen es; jedoch nicht ſo ſtark, als ander junges Holz, weil ſie des bittern Geſchmacks bald überdrüſſig werden. Es muß aber auch hier eine Ausnahme gemacht werden; denn man bemerket, daß in gewiſſen bruchigten oder doch ſehr feuchten Oertern, dieſe jungen Birken, ehe ſie dem geilen ſchilfigten Gras entwachſen ſind, dicke, ſaftige und weiche Zweige haben, die nicht ſo bitter am Geſchmack ſind, als die, ſo an trockenen Orten wachſen. Dieſe müſſen vor dem Hornvieh und Pferden etwas ſorgfältiger in Acht genommen werden, als man gewöhnlich bey Birken nöthig hat, weil ſie leichter von ihnen beſchädiget werden. Man iſt deswegen ohne Grund auf die Gedanken gerathen, als ob dieſes eine beſondere Gattung Birken ſeye.

Der Saame iſt ganz zart, und ſitzet zwiſchen 2 ſehr dünnen, faſt eyförmigen Flügeln, welchen der Wind in groſſer Entfernung, ja Stundenweges weit forttreibet. Das Wildpret, Vieh und Vögel ſchleppen ihn auch mit fort, indem er ſich in die Haare und Federn ſetzet. Man ſiehet daher oft, daß Birken in abgetriebenen Oertern in einzelnen Horſten aufgehen, obgleich weit und breit keine Saamenbirken vorhanden ſind. Er wird im September reif; die eigentliche Zeit aber, wenn er abzunehmen, iſt wegen ſeiner Zartheit gar ſchwer zu erkennen. Am ſicherſten verfähret man, wenn man an einem trockenen Tage, da der Saame gern aus den Zäpfgen, in welchen er ſehr zahlreich ſitzet, flieget, durch gelindes Schütteln wahrnimmt, ob er einzeln anfange auszufliegen. Bemerket man dieſes, ſo breche man die Enden der Reiſer mit den daran hangenden Saamenbehältniſſen ab, lege ſie, jedoch, weil ſich leicht daran Schimmel ſetzet, nicht aufgehäuffet, an einen kühlen und trockenen Ort; ſo reiffet der etwa noch nicht zeitige Saame nach, den man ſodann durch gelindes Klopfen herausbringen, und zum Ausſäen behalten kann. Es iſt demnach die Birke ein leicht, mit wenigen Koſten aller Orten fortzubringendes Holz, und da es geſchwinde wächſet, und folglich der Hut und Weyde nicht vielen Abbruch thut, unter die nutzbarſten Holzgattungen allerdings zu zehlen. Man nennet es nicht mit Unrecht in einem gewiſſen Lande den Schanddeckel der Forſtbedienten, weil, wenn ſie kein Holz auf den alten leeren Gehauen fortbringen können, es ihnen doch mit der Ausſaat des Birkenſaamens glücket. Es kommen auch die jungen Birken von ſich ſelbſt häuffig hervor, wenn ſie nur nicht gehindert werden. Denn oft unterdrücket das

viele und hohe Gras ſolchen Anwachs, welches man aber ganz ſicher im Auguſt und September durch das Vieh alljährlich kann abhüten laſſen; da ſie denn bald in friſchen Wachsthum kommen; widrigenfalls aber ganz rauh und kolbigt werden, und endlich verbutten, wenn der Ort mit vielem Graſe überzogen iſt. So nützlich aber dieſes Holz iſt; ſo begehet man dennoch in gar zu häuffigem Anbau deſſelben einen Mißbrauch. Man wird dazu verleitet, weil es am leichteſten und gewiſſeſten fortzubringen. Man verurſachet aber dadurch, daß andere höchſtnöthige und unentbehrliche Gattungen zurücke bleiben. Wenn man im Monat Merz und April die Stämme, vornemlich an der Sommerſeite, anbohret, eine Federſpuhl oder Kiel hineinſtecket, tröpfelt in ein untergeſetztes Gefäß das bekannte Birkenwaſſer, welches aber dem Baum, wenn deſſen zu viel abgezapfet wird, sehr ſchädlich iſt. ſ. **Birkenwaſſer.**

Ueberhaupt hat dieſer Baum mehr Anfechtung, als andere Bäume. Denn auſſer dieſem werden die Birken auch hauffenweiſe im Mayen und um die Pfingſtzeit abgehauen, und hin und wieder vor die Häuſer, auch die Augen und den Geruch zu erfriſchen, in die Zimmer geſtellet, wodurch denn in Birkenwäldern ein ſehr groſſer Schade geſchiehet, indem man meiſtentheils nur die ſchönſten, und geradeſten, auch zarten und gewüchſigen Stammhölzer, ſo zu Bottichsreiffen und anderm Geſchirre gebraucht werden können, umhauet, und von den gröſſern allein die Wipfel abſchneidet, wodurch dieſen das Herzblatt genommen, und der ganze künftige Wuchs verhindert wird. So geſchiehet nicht weniger ein groſſer Abbruch, wenn man das junge Birkenholz zu unrechter Zeit, und am unrechten Orte zu Spießruthen ohne Maaß abhauet, und alſo alle junge Brut zu Grunde richtet. Daher die Jäger und Forſtknechte fleiſſige Obſicht halten ſollen, damit dieſer Verwüſtung Einhalt gethan, und das Holz in gutem Bau und Wachsthum erhalten werde. ſ. a. **Beſemreiß.**

Die Birke giebt vor die Hüttenwerke die beſten Schlagreitel, welche denen büchenen weit vorzuziehen ſind. Sie geben nach, und treiben den Hammer ſodann mit mehrerer Gewalt, als die büchenen zurücke, brechen nicht ſo leicht, und erſchüttern die Hammergerüſte nicht ſo ſehr. So giebt auch die Birke gut Drechſelholz. Die Geſtellmacher wählen dieſelbe gerne zu Letterbäumen, die Bötticher zu groſſen Reiffſtöcken; doch ſind dieſen die eſchenen weit vorzuziehen, weil das Birkenholz in Kellern und feuchten Brauhäuſern gar bald ſtockigt wird. Die Sieb- und Korbmacher brauchen ſie zu Sieb- und Korbſtöcken, wiewohl die Haſeln den Vorzug haben; auch werden kleine Mollen und Bergtröge daraus gebauen, welche letztere, weil ſie nicht ſchwer ſind, den büchenen und andern vorgehen. Der Schwamm, ſo an den Birken wächſet, und daher auch der Birkenſchwamm genennet wird, hemmet und ſtillet das Bluten der Naſe und Wunden,

Wunden, wenn davon etwas hinein geſtreuet wird, wie auch den güldenen Aderfluß. Es ſoll ſich auch das Naſenbluten verlieren, wenn man nur dieſen Schwamm in der Hand warm werden läßt. Er hat auch eine ſonderbare Kraft, die Kröpfe zu vertreiben, ſo man ſolchen in Wein oder Bier leget, und ſtets davon trinket. Die Rinde gepülvert, und in faule Wunden gethan, heilet dieſelben. Birkenmiſtel gepülvert, und mit warmen Weine eingenommen, hilft wider die Gelbſucht. Die Zäpflein in Waſſer geſotten, und davon getrunken, treiben den Harn, Sand und Stein aus, ſtillen die Harnwinde, oder das ſchmerzliche Harnen. Das Laub zu Pulver gebrannt, und eine Lauge daraus gemacht, läſſet kein Haar wachſen, wo man es hinſchmieret. Die oberſten Spitzen der Birkenbäume mit eben ſo viel friſcher Kornſaat vermenget, und zu einem gröblichen Pulver geſtoſſen, hernach auf glüende Kohlen geworfen, ſoll ein gewiſſes Mittel ſeyn, wenn bey den Weibern die Reinigung nach der Geburt allzu ſtark gehet, und durch das Räuchern gehemmet werden.

Birkenkohlen, werden von Chymiſten beſonders hoch gehalten, weil ſie ein gleiches, beſtändiges und lebhaftes Feuer ſtets unterhalten, und dabey den Kopf gar nicht einnehmen, wie die andern, die mit ihrem ſchädlichen Rauche und Dampfe böſe Dünſte, und mancherley Beſchwerlichkeiten erregen. Sie dienen auch, einem zähen Wein wieder zu rechte zu helfen, ſo man einige Stücke in ein Faß Wein wirft. Wer Holz auf Kohlen probiren mag, wird finden, daß z. Er. ein Centner trocken Holz à 114 Pfund, von Eichen oder Tannen gegen 28$\frac{3}{4}$ Pf. Kohlen, von Büchen 24$\frac{1}{4}$ Pf., und von Birken 23$\frac{1}{4}$ Pf. Kohlen giebt.

Birkenmiſtel, ſ. Birke.

Birkenſaft, ſ. Birkenwaſſer.

Birkenſchwamm, ſ. Birke.

Birkenwaſſer, **Birkenſaft**, iſt derjenige Saft, welchen die Birken, wann ſie im Frühjahr angebohret werden, von ſich geben. Wenn man auf die Geſundheit ſiehet, welche durch dieſen Saft ungemein befördert wird, ſo ſollte man wohl dieſes Anbohren der Birken nicht allzuſtreng verbieten; doch iſt nöthig daß allem ſchädlichen Mißbrauch hierinnen vorgebeuget werde Man ſoll deswegen eine Aufſicht dabey haben, und dieſe Maaße halten laſſen, daß erſtlich kein groſſer, ſondern ein kleiner Bohrer dazu genommen; ſolcher vors zweyte nicht allzutief in den Baum hinein getrieben, und endlich das Loch mit einem Zäpflein veſt verſchlagen werde; denn ſonſt tropfet nach und nach aller Saft heraus, und muß der Baum entweder gar verderben, oder er wird an dem Wachsthum merklich gehindert. Die eigentliche Zeit, da ſolches Bohren vorzunehmen, iſt der Monat Merz und April, und zwar, wie etliche wollen, im Zunehmen des Monds. Damit der durch das eingebohrte Loch herausdringende Saft an dem Stamm des Baums nicht herab lauffe, ſondern bequem in ein Gefäß könne geſammlet werden:

ſo ſchneidet man an zweyen Enden eine Feder ab, ſtecket den ſpitzigen Theil dieſes Rohrs in das Loch, ſo wird alsdann durch das übrige hervorragende Theil der Saft geleitet, und nach eigenem Gefallen gar bequem können aufgefaſſet werden. Man pflegt dieſen Saft nicht nur als eine Blutreinigung zu trinken, ſondern er heilet auch die Mundfäule, macht einen guten Athem, vertreibet, wenn man ſich damit waſchet, die Flecken des Angeſichts, und wird als ein trefliches Mittel wider den Blaſen- und Nierenſtein gerühmet. Wenn dieſem Saft, wie dem Bier, Hefen gegeben wird, und man ſetzt denſelben nachgehends an die Sonne; ſo pflegt er zu gähren, einen annehmlichen Geſchmack zu bekommen, und lange Zeit gut zu bleiben. Er läßt ſich auch lange erhalten, wenn man ihn in enghalſigte Gläſer oder Bouteillen füllet, und oben eines Fingers dick Baumoel darauf gieſſet. Wie man einen Birkentrank durch Kunſt machen könne, daß er einem ſtarken Wein gleichet, davon ſ. *Onomatolog. Oeconom.* oder **Oeconomiſch Wörterbuch** 1ſter **Theil**, p. 620.

Birkfuchs, ſ. **Fuchs**.

Birkhahn, Berghahn, latein. Gallus ſylveſtris, Gallus Betularum, Urogallus, Tetraon minor, Attagen Alpinus, Phaſianus montanus, iſt ein wilder Vogel, der unter eine Sorte der Auerhahnen gerechnet wird, und führet ſeinen Nahmen daher, weil er die hervorſchieſſenden Augen und Knoſpen an den Birkenbäumen gerne abnaget, und ſich meiſtens auf den Birken und Bergen aufhält. Der **Hahn** iſt etwas gröſſer und länger, als eine Bauerhenne, und faſt ſo groß, als eine Gans, hat einen platten Kopf, und einen krummen, ungleichen und ſchwarzen Schnabel. Er iſt vom Auerhahn nur der Gröſſe nach unterſchieden, an Farbe gleicht er ihm mehrentheils, immaſſen der Birkhahn faſt über und über mit ſchwarzen glänzenden Federn bedecket iſt, die am Halſe und Schwanze Indigblau ſind. Die Schwungfedern der Flügel ſind ſchwärzlicht; die andern aber, ſowohl die inn- als auswendigen, ſowohl die mittelſten, als oberſten, ſind weiß. Der Schnabel iſt ſchwarz, kurz, und oben von beyden Seiten neben den Naßlöchern mit ſchwarzen, wollenhaftigen Federn bedecket. Ueber den Augen hat er ein rothes Häutlein, gröſſer als ein Auerhahn. Der Schwanz beſtehet aus 12 Federn, davon die 3 äuſſerſten auf beyden Seiten nicht allein länger; ſondern auch auswärts gebogen, die 6 innwendigen aber kürzer ſind, und, wenn man ſie ausbreitet, eine Lilie machen. Der Steiß und die Schenkel ſind mit ſchwarzen Federn wider die Kälte ganz dick bekleidet. Die **Birkhenne** oder das **Huhn**, ſonſt auch **Haſelhuhn** genannt, lat. Urogallina, Gallina Corylorum, franz. *Francolin*, *Poule de Bois*, iſt von Farbe ganz anderſt. Der Rücken und das Obertheil der Flügel iſt ziegelgelb mit ſchwarzen Flecken geſprengelt, der Hals aber blaßgelb. Sie ſiehet einer Schnepfe ähnlich, iſt aber doch um ein merkliches gröſſer. Ueber den Augen hat ſie, gleich dem Hahn, einen rothen Fleck. Die Bruſt iſt weiß, der Bauch dunkel,

mit

mit ſchwarzen und gelben Flecken. Die Schwungfedern ſind über und über dunkel, die nächſt folgenden aber haben eine weiſſe Linie quer über nach dem Rückrad zu. Der Schwanz iſt Ziegelroth, quer über mit ſchwarzen Flecken. Die Schenkel aber ſind mit dunkelgelben Federn rauh bekleidet. Mit dem Schnabel und den Zehen gleichet ſie dem Hahn. Das Birkhuhn leget ſeine Brut auf Blöſſen oder Schläge, allwo ſie hohe Hügel oder Stöcke erwählen, an welchen ſie ihr Neſt machen. Sie brauchen zu ihrem Neſte ſehr viel Geniſte, in welches ſie 12 bis 16 länglichte Eyer legen, und auf eben ſo vorſichtige Art, wie die Auerhüner, damit umzugehen wiſſen; welche denn das Huhn, ohne Beyhülfe des Hahns, in 4 Wochen ausbrütet.

Meiſtentheils halten ſich die Birkhüner an ſolchen Orten auf, wo Birkenbäume anzutreffen ſind, weil ſie ſich des Winters, bis der Baum im Frühling grün wird, vom Birkenſaamen, und birkenen Zäpflein ernähren. Sie zerbeiſſen auch das junge Holz davon, laſſen die Schaale herabfallen, und genieſſen es als kleinen Heckerling. Des Sommers aber iſt ihr Geäſſe von Beeren und Kräutern, wie des Auerhahns; und ihre Jungen äſſen ſie gemeiniglich mit Amſeleyern. Indeſſen findet man ſie auch an andern Orten, wo keine Birken ſind, indem ſie gerne auf weiten, wüſten und mit Heidekraut bewachſenen Feldern wohnen, auch gerne an ſolchen Plätzen, wo es rein iſt, und die Schäffer Heidekraut gebrannt haben. Nach einiger Meynung ſoll ihre Brunſt des Jahrs 3 mal geſchehen, nämlich bald im Anfang des Frühlings, im Maymonat, und im Herbſte; doch ſolle ſie nicht ſonderlich fruchtbar ſeyn. Andere hingegen verſichern, daß ſie nur des Frühlings palzen, wenn die Birkenknoſpen ausſchlagen, und zwar vor Tage an ihrem gewöhnlichen Platz, nicht nur auf den Bäumen, ſondern auch auf der Erde. Der Hahn macht dabey ſeine Federn ſtraubigt, wie ein Calecuthahn, ſpringet im Palzen oftmals, wenn er an der Erde ſtehet, in die Höhe, und macht mit ſeinen Flügeln eine Figur, wie ein Rad. Sein Hautergeſchrey iſt dabey ſehr artig, indem er aus einer Terze in die andere ſteiget. Er gurgelt und pullert, wie die kleinen Pflugräder, daß man es weit höret. Sein Huhn hat er meiſtens bey ſich, und macht in ſeinem Pfalzen rechte Affengeberden. Nach der Palz, wenn alles ſtille iſt, tritt er die Hüner, wie anderes Federwildpret. Wenn es Tag wird, begiebt er ſich mit demſelben auf die Bäume bis gegen 8 Uhr; alsdann gehet er fort. Sie verbergen ſich des Tages über mit Fleiß in dicke Gebüſche, und bleiben nicht ſo in der Enge, wie die Auerhähne, indem ſie manche Zeit im Jahre wegſtreichen, doch aber in der Palzzeit wieder an den Ort kommen, wo ſie jung geworden ſind. Der Birkhahn wird nicht beſprungen, wie der Auerhahn, auch hat man bey demſelben keiner ſolchen groſſen Vorſicht nöthig, als bey dieſem, wenn man ihn ſchieſſen will. Denn man darf ſich nur hinter ein Geſträuche verbergen,

und ſeinen Vortheil, um ihn zu ſchieſſen, abſehen. Er wird ſowohl in als auſſer der Palzzeit geſchoſſen; wiewohl man ihm bey dem Palzen, wegen ſeiner närriſchen Poſituren lieber zuſiehet, als daß man an das Schieſſen gedenken ſollte. Halten ſie ſich aber in ihrer Palzzeit an Vorhölzern, auf wüſten Leden, wo Birken ſtehen, auf; ſo ſind ſie viel ſchlimmer, als die Auerhähne zu ſchieſſen. Man fangt die Birkhüner auch im Merz mit Strüpfen oder Maſchen, welche von Schuſterdrat gemacht, und wohl mit Pech geſchmieret werden, damit es ſtark voneinander bleibe, und von Regen und Wind nicht welk werde. Nachmals nimmt man einen Stab von einer Birke, einer Elle lang, und macht auf beyden Seiten ein Loch hinein, ſtecket alsdann auf beyden Seiten 2 gute Spannen lange Hölzer hinein, und verſchläget ſie wohl. An dieſe bindet man eine ſtarke Schnur, beſtreichet ſie auch mit Pech, und machet die Maſchen daran, daß ſie von dem untern Sitzſtabe eine kleine Spanne hoch aufgerichtet hängen; doch müſſen die Maſchen im Aufrichten mit Unſchlitt wohl beſtrichen werden. Damit aber die Strüpfen von der Luft nicht abſchleiffen; ſo heftet man die Schlingen oben mit einem etwas wenig geklobenen Hölzlein zuſammen; ingleichem auch eine Maſche in der Mitte zu der andern auf gleiche Weiſe; ſo können ſie ſich nicht verdrehen, und der Vogel kann frey ſitzen. Wenn nun alles angeheftet wird, und vor Wind und Regen verwahret iſt; ſo bohret man in der Mitten des Stabes ein Loch, und ſtecket ſolchen auf den höchſten Gipfel des Baums; aber ſtark und veſte; ſo iſt es gut. Wie der Birkhahn auf den Balbahn geſchoſſen werde, davon ſ. **Balbahn.**

Die Birkhähne ſind ebenfalls, wie die Auerhähne, ein ſehr delicates, ja noch weit beſſer ſchmeckendes Wildpret, und zwar vornemlich die Hüner, welche die Hähne an gutem Geſchmack noch übertreffen. Weil ſie aber auch ſehr hart und zähe ſind; ſo werden ſie vorhero etliche Tage in Eſſig eingebeitzet, und, wie die Auerhähne geklopfet, damit das Fleiſch mürber und ſchmackhafter werde. Sonſt werden ſie ebenfalls gerupfet und gebraten, wie der Auerhahn, nur nicht ſo lange, auch auf gleiche Art angerichtet, und ausgeputzet. Man kann, um ihnen ein beſſer Anſehen zu machen, die Flügel und den Schwanz, ſo vorher reinlich getrocknet worden, als ein Schaueſſen daran ſtecken, ſo wie es einem jeden beliebig ſeyn wird. Endlich iſt noch anzumerken, daß öfters von denen, welche die Niederjagden haben, an ſolchen Orten, wo ſich dergleichen Wildpret aufhält, Streit und Schwürigkeit erreget worden, ob der Birkhahn unter die hohe Jagd zu ziehen ſeye, oder nicht? indem man denſelben auch unter das kleine Wildpret rechnen will. Allein es iſt gewiß, daß, wo keine Mitteljagd, als worunter Sauen, Rehe, und auch dieſes Wildpret mit verſtanden wird, eingeführet oder hergebracht iſt, der Birkhahn gleich Sauen und Rehen, nicht zur Niederjagd, ſondern zur hohen Jagd gerech-

net, und ſeine Palzzeit von hoher Herrſchaft gebrauchet wird, daß ſie ſolche, wie den Auerhahnpalz fleiſſig abwartet. Doch hat man Exempel, daß er auch zur niedern Jagd gelaſſen worden.

Birkhenne, ſ. **Birkhahn**.

Birkhuhn, ſ. **Birkhahn**.

Birnbaum, **Beerbaum**, **Pyrenbaum**, lat. Pirus, Pyrus, franz. *Poirier*, wird, nach ſeinen Hauptgattungen in den zahmen und **wilden** eingetheilt. Von dem letztern iſt hier nach unſerm Zweck die Rede. Dieſer hat am ſeinem Stamme eine rauhe Rinde voller Spalten. Seine Blätter ſind ablang rund, und lauffen vorne etwas ſpitzig zu. Seine Blüten ſind weiß, die Früchte aber klein, ſtrenge, hart, und ſauer. Er wächſet mehrentheils in Feldern und Wäldern, von dem Kern, welcher von den Vögeln und dem Wildpret bey Genieſſung der Frucht hier und da verſtreuet worden. Und er wird gerne auf den Schlägen gelitten, weil er nicht nur in den Gehölzen ein nutzbarer Baum vor das Wildpret iſt; ſondern auch, weil er nicht ſömmert, d.i. den Unterwuchs oder das junge Holz nicht verdrucket. Das Holz iſt Hornveſte, von gelber Farbe, und wird ſtark von Drechslern und Tiſchlern verarbeitet, weil es ſehr kleinjährig wächſet. Es taugt auch ſehr wohl zum Brennen, indem es lange Kohlen hält, und nicht ſo gleich zu Aſche wird. Sonſten hat es mit dieſem wilden Birnbaum eine gleiche Bewandtniß, wie mit dem wilden Apfelbaum. Er will in gar zu rauhen und hohen Wildniſſen nicht recht fort. Auf gute Arten iſt daſelbſt gar nicht zu gedenken. Dieſe gerathen nur in niedrigen Landhölzern, und Feldbüſchen, und erfordern gehörige Wartung, guten Boden, und gelinde Witterung; da ſie denn an ſolchen Orten ſehr nutzbar ſind. Die Frucht dieſes Baums kann auch zur Arzney gebrauchet werden. Denn die wilden oder Holzbirne halten an, und hemmen den Durchfall. Und wenn man ſolche nach der Mahlzeit genieſſet, ſtärken ſie den Magen, und befördern die Verdauung. So man einen ſolchen wilden Stamm verpflanzet hat, ſind die Birne, die er träget, noch beſſer zu eſſen, und es kann auch Birnwein oder Moſt daraus gemachet werden.

Blabrack, ſ. **Krähe**.

Bläßente, **Bläßgen**, **Bläßlein**, ſ. **Horbel**.

Bläßling, ſ. **Kibitz**.

Blaireau, ſ. **Dachs**.

Blarack, **Blarock**, ſ. **Krähe**.

Blaſengrün, ſ. **Creuzdorn**.

Blat, wird das groſſe Weydmeſſer genennet, womit das Wildpret zerhauen, und in Braten vertheilet wird. Man bedienet ſich deſſelben auch, Schläge damit auszutheilen; immaſſen es bey der Jägerey ein alter Gebrauch iſt, daß ſie denenjenigen, ſo bey einer Jagd die weydmänniſchen Redensarten nicht beobachten, mit dem groſſen Weydmeſſer drey Schläge auf den Hintern geben; welches denn von ihnen **Blatſchlagen** genennet wird. Iſt

es ein Cavalier; ſo verrichtet ſolches der Oberjägermeiſter; den andern giebt es der Jäger von den Hofjägern im erſten Range. ſ. a. Weydemeſſer.

Blatſchlagen, ſ. Blat.

Blattbaum, ſ. Feldbaum.

Blatſchieſſen, iſt eine weydmänniſche Redensart, die von einem Rehe gebrauchet wird, wenn daſſelbe durch das Pfeiffen mit einem Blatt herbeygelockt, und geſchoſſen wird, alsdann ſagt man: Das Rehe wird auf das Blatt geſchoſſen. Man nimmt nämlich Buchen- Birn- oder Aepfelblätter, oder, welches noch beſſer, die auswendige Schaale von Birken, weil ſie reiner, und weiter zu hören iſt. Alsdann ruft oder pfeiffet man einen zweyſtimmigen Ruf, wie die Riecke thut, wenn ſie ſich um ihre Jungen bekümmert. Man muß ſich aber fertig halten; denn ſie kommen ſehr ſchnell gelauffen, beſonders im Auguſt, und auch, wenn der Bock keine Riecke bey ſich hat. Ja ſie kommen wohl auch von ihrer bey ſich habenden Riecke weg, und wollen ſich verneuren; da ſie denn gut gepürſchet werden können.

Blaufelchen, ſ. Gangfiſche.

Blaufuß, lat. Falco Cyanopus, franz. *Faucon*, iſt eine Art von Falken, die ihren Nahmen von bläulichten Füſſen bekommen hat. Dieſer Falke iſt nicht viel gröſſer, als ein Hünerhabicht. Er hat aber vor dieſem im Fangen und Würgen einen merklichen Vorzug, indem er Enten, Faſanen; Rebhüner und Tauben, und zwar nicht, wie andere Falken, mit dem erſten Schlage fängt; ſondern vorher mit ſeinen Ballen oder Ferſenklauen dergeſtalt ſchlägt, daß ſie ſogleich fallen, und alsdann erſt von ihm angegriffen werden. Er wird deswegen auch von den Falkenierern vorzüglich geſucht, und ſowohl in dem Riemen, als mit dem Sattel gefangen. Er horſtet in Wäldern, und auf alten wüſten Thürmen und Gemäuren; ziehet aber zur Herbſtzeit hinweg. Man richtet ihn ſonſt auch zur Krähen- und Elſterbeitze ab. Wie er in dem Stoß oder der Rinne gefangen werde, davon ſ. Stoßgarne.

Blauhüte, werden, bey der Sächſiſchen Jägerey, die aus den Aemtern und Dorfſchaften ausgeleſene, oder ſonſt geſchickte Bauren genennet, welche das Treibevolk in Ordnung halten helfen, bey dem Jagen ordentlich eingetheilet, und auf dem Hut mit dem Nahmen des Amts gezeichnet ſeyn müſſen. Sie werden auch bey dem Zeugſtellen, und bey der Aufwartung der Oberjagd- und Forſtbedienten gleichſam als zur Ordonnanz beſtellet, und müſſen zur Parade die groſſen engliſchen Hunde führen. Daher ſie auch zur Jagdzeit grün gekleidet werden. Ihr Nahme rühret vermuthlich daher, weil ſie vor dieſem etwa ſtahlgrüne Mützen gehabt, welche durch Regen und langen Gebrauch endlich blau geworden.

Blaukrähe, ſ. Krähe, Mandelkrähe.

Blauling, ſ. Balche.

Blaumeiſe, ſ. Meiſe.

Blau-

Blaurock, ſ. Krähe.

Blauſpecht, ſ. Specht.

Blautaube, ſ. Hohltaube.

Blenden, iſt eine Redensart, die bey den Lockvögeln vorkommt, wenn man ihnen mit einem glüenden Eiſen oder Drat das Geſicht benimmt, damit ſie in ihrem Gebauer nicht hin- und wieder-flattern, ſondern fein ſtille ſitzen, und durch keinen äuſſerlichen Gegenſtand verhindert werden mögen, zu allen Zeiten und an allen Orten, wenn nur gutes Wetter iſt, ihren Lockgeſang anzuſtimmen, und zu wiederholen. Es werden gemeiniglich nur die Finken, und auſſer dieſen wenig andere Vögel geblendet, als etwa Schomern, Droſſeln und Amſeln, die aber wegen ihres elenden Geſangs wenig Vortheil bey dem Heerde ſchaffen. Das Blenden ſelbſt wird alſo angeſtellet: Wenn man im Herbſt, etwa um Michaelis, einen Finken gefangen; ſo ſperret man ihn in den Käfig, worinnen er künftig beſtändig bleiben ſolle. In demſelben läßt man ihn wenigſtens 3 Wochen lang in Ruhe ſtehen, damit er darinnen gewohne, und ſeine Speiſe und Trank zu finden wiſſe. Hernach macht man einen eiſernen Drat, welcher vorne an der Spitze ein Knöpflein, in der Gröſſe eines Hirſenkörnleins haben, aber nichts von Stahl bey ſich führen ſolle, glüend, und hält ihm denſelben in und auf das Auge, bis es wäſſert; ſo wächſet mit der Zeit ein dickes Häutlein darüber. Etliche halten ihnen auch nur ein groſſes glüendes Eiſen vor die Augen, daß ſie ihnen davon erſtarren; doch iſt es mit dem Drate beſſer. Etliche wollen, man ſolle ihnen erſtlich nur ein Auge auf einmal blenden; hernach über 14 Tage, oder 3 Wochen auch das andere. Andere aber glauben, es ſeye beſſer, man blende ſie auf einmal, die Schmerzen zu verkürzen. Nach dem Brand muß man ihnen die Augen mit kühlenden und heilenden Sachen, und zwar am beſten mit durcheinander gerührtem Safran und Eyerweiß öfters beſtreichen, bis ſie wieder heil werden. Man muß ſie, wenn ſie erſt geblendet worden, nicht ſtille ſitzen laſſen, wie ſie aus Traurigkeit und Schmerzen zu thun pflegen, ſondern mit einem ſubtilen Reißlein immer hin und wieder treiben, indem dieſe Bewegung verhütet, daß ſie nicht ſo leichte umſtehen. Werden ſie aber gar zu matte, daß ſie nicht eſſen und trinken wollen; ſo netze man eine Feder in reines Brunnenwaſſer, und halte ſie ihnen des Tages zum öftern vor den Schnabel, bis der gröſte Schmerz vorüber iſt, und ſie das Gefäſſe wieder finden können. Ein ſolcher Vogel, wenn er davon kommt, dauret hernach viele Jahre. Die beſte Blendzeit iſt zwiſchen Michaelis und Martini.

Blenden, **Blendtritt**, thut der Hirſch, wenn er mit dem hintern Fuß die Fehrte des vordern entweder länger oder breiter machet, weil er mit dem hintern ein wenig überſchreitet, und mit dem Ballen beſſer fortgleitet, ſo, daß der Tritt dadurch merklich länger ſcheinet, als er an ſich ſelbſten iſt.

Blendling, ſ. Schweißhund.

Blendtritt, ſ. Blenden.

Blendzeit, ſ Blenden.

Blereau, ſ. Dachs.

Bley, franz. *Plomb*, heißt bey den Jägern der Schrot oder die Kugeln, womit man die Flinten ladet. ſ. Bleykugel, Schrot.

Bley, **Bleye**, lat. Blicca, Pleſtya, iſt ein Fiſch der insgemein unter die Arten der Weißfiſche gerechnet wird, da nämlich die Braſſen, als die groſſe, die Bleye als die mittlere, und der ſonſt ſogenannte Weißfiſch als die kleineſte Gattung angeſehen wird. Es gleichet die Bleye der äuſſerlichen breiten Geſtalt nach den Braſſen, iſt aber von Leibe viel kleiner und dünner, als dieſe. Wenn ſie noch klein ſind, werden ſie, ſonderlich im Brandenburgiſchen, Plötzen, auch wohl Weidenblätter genennet. Es hat dieſer Fiſch einen kleinen Kopf, runde, zarte und weißlichte Schuppen. Die oberſten Floßfedern ſind dunkel, die unterſten ſammt dem Schwanze röthlicht, der Bauch hingegen weiß, und das ganze Fleiſch, ſonderlich aber der Schwanz voller Gräten. Er hält ſich zwar in kleinen Flüſſen und Ströhmen, doch lieber in Landſeen und Teichen auf, da er häufig gefangen wird. Seine Streich- und Laichzeit iſt im April und May, da er ſich in die Fläche des Waſſers machet. Er vermehret ſich ziemlicher maſſen, und in Teichen, wo keine Hechte und Bärſche ſeyn, zuweilen mehr, als einem lieb iſt, allermaſſen die viele Brut denen etwa dabey ſtehenden Karpfen und Schleyen die Nahrung ſehr ſchwächet, weil die Nahrung der Bleyen, gleich dieſen vom fetten Boden, Würmern und Fliegen genommen wird. Sie nehmen auch, beſonders den Karpfen, manchen guten Biſſen weg, indem ſie zur Sommerzeit ſehr flach und hoch im Waſſer gehen, und paſſen, wenn etwas zu ihrer Nahrung hineingeſchmiſſen wird. Sie werden auch vielfältig mit Angeln gefangen, wobey aber zu merken, daß ſie im Sommer nicht ſo gut von Leibe ſeyen, als im Winter, ſonderlich kurz vor ihrer Laichzeit, da ſie am allerſetteſten befunden werden. Ihr Fleiſch iſt weiß und wohlſchmeckend, und wird meiſtens gebraten; doch bleibet es ſowohl im Sieden, als im Braten weich. Vornehme Leute, die ſonſt andere Fiſche haben können, machen nicht viel von den Bleyen, weil ſie ſogar voller Gräten ſind. Vor den gemeinen Mann aber iſt es ein ſättigender Fiſch. Und weil ſie nicht theuer im Preiſe ſind; ſo können auch die Armen derſelben theilhaftig werden ſ.

Bleyen, franz. *Plomber*, iſt eine Redensart der Fiſcher, da ſie ſagen: Die Garne bleyen, d. i. Bley daran binden, daß ſie im Waſſer auf den Grund ſinken.

Bleykugel, **bleyerne Kugel**, lat. Glans plumbea, franz. *Bale de Plomb*, iſt eine runde von Bley in eine Forme gegoſſene Kugel; womit man eine Flinte oder anders kleines Gewehr ladet, und nach dem Wildpret, oder wornach man ſonſten will, ſchieſſet. Es mag nun die Kugel

gel zu einem Luſt- und Scheiben-ſchieſſen, oder zum Pürſchen beſtimmet ſeyn; ſo muß ſie folgende Eigenſchaften haben. Das Bley, woraus ſie gegoſſen wird, muß mit Zinn nicht vermenget, ſondern rein und weich ſeyn. Die Kugeln ſelbſt aber müſſen nicht hohl gegoſſen ſeyn, auch nicht allzutief abgeknippet werden; ſondern man muß dahin ſehen, daß ſie recht gut rund bleiben, ſonſt werden ſie zu leichte. Je runder und vollkommener eine Kugel iſt, je beſſer und gewiſſer iſt ſie; immaſſen ſie wegen der Runde viel weiter gehet, als wenn ſie unvollkommen rund iſt. Und gleichwie die hohlen Kugeln vielen Wind auffaſſen und fangen, und dahero pfeiffen, und den Zweck niemals erlangen, wie eine wohlformirte Kugel; alſo wird eine höckerigte ihren Effect noch weniger thun. Denn wie man eine runde Kugel auf der Erde weiter fortſchieben kann, als eine ovale; alſo hat es eine gleiche Bewandniß auch mit dieſen Kugeln. Einer vollkommenen runden kann die Luft in der Bewegung nicht ſo ſtark reſiſtiren, als einer höckerichten oder eckigten.

Blicca, ſ. **Bley.**

Blindling, ſ. **Schweißhund.**

Bloch, ſ. **Baum die 4te Aufgabe.**

Blocken, ſagt man von einem Falken, wenn er ſich, nachdem er ein Rebhun aufgetrieben, nach ſeinem Vortheil auf einen Baum oder Buſch ſetzet, und daſſelbige verwahret; da ihm denn der Falkenier ſachte nachſchleicht, und ihm ſeinen Raub abnimmt, welches die Franzoſen *Aborder la Remiſe* zu nennen pflegen.

Blöſſen, werden in den Wäldern diejenige Oerter genennet, wo gar zu unbedächtig und übertrieben mit dem Holzſchlagen umgegangen worden, alſo, daß in den ſonſt dickeſten Wäldern groſſe und heßliche Blöſſen gemacht worden, daß man zwiſchen den nachſtehenden Bäumen in die Ferne ungehindert mitten hindurch ſehen kann.

Blohmplan, ſ. **Brunftplatz.**

Blühung des Waſſers, ſ. **Teichfiſcherey**, Nro. I. Lit. A) α).

Blume, wird in der Jägerey die Spitze des Schwanzes an dem Fuchs und Hirſch genennet; wiewohl man bey dem Hirſch inſonderheit den ganzen Bürzel oder Schwanz ſelber darunter verſtehet. Von dieſem wird angemerket, daß er ganz Gallengrün ausſehe, und eines ſo bittern Geſchmacks ſeye, daß ihn auch die Hunde nicht freſſen mögen. Da nun bekannter maſſen an der Leber des Hirſches keine Galle gefunden wird; ſo haben einige dieſe ſogenannte Blume vor das Behältniß der Galle gehalten; wiewohl man bey dieſer Lage der Galle ihre zweckmäſſige Wirkung in dem thieriſchen Cörper nicht abſehen kann.

Blutfinke, ſ. **Finke, Gimpel, Kernbeiſſer.**

Bocage, ſ. **Gebüſche.**

Bock, iſt ein Inſtrument, deſſen man ſich bedienet, die Raubvögel damit auf dem Horſte zu fangen. Es wird von 3 zuſammengewachſenen

ſenen Holzſpitzen gemacht, die etwa eines Fuſſes und Fingers ſtark, und ſo weit auseinander gewachſen ſind, daß ſie über den Herbſt reichen. In jedem Fuß werden 2 Schleiffen von Pferdhaaren gemacht, daß alſo auf jeder Seite des Fuſſes eine Schleiffe komme. Alſo wird der Bock auf den Horſt geſetzt, und die Schleiffen aufgezogen. Wenn nun die Vögel zu Horſte ab- oder zufliegen wollen; ſo fangen ſie ſich in die Schleiffen.

Bockhirſche, ſ. **Hirſch.**

Boden, ſ. **Porte.**

Bodones, ſ. **Gränzen.**

Böhmerlein, ſ. **Seidenſchwanz.**

Böhmlein, ſ. **Seidenſchwanz.**

Bömſch, iſt eine gewieſe Art, den Raubvögeln zu ſtellen, und dieſelbe zu fangen. Dieſer Bömſch wird alſo gemacht: Man nimmt 2 Stöcke, ſo dick, wie ein Rechenſtiel, von Haſelweiden und dergleichen zähen Holze, und zwar in einer Länge von 3 bis 3 eine halbe Ellen. Dieſe Stöcke werden gebogen, daß ein jeder, wie ein halber Mond, und alſo beyde zuſammen einem Zirkel gleich ſeyn. An den Enden wird ein Loch durchgebohret, worinnen ein veſtes Leingen iſt, womit die Stöcke zuſammengebunden ſeyn, doch ſo, daß ſie leicht auseinander, als wie in einen Zirkel gelegt werden, und bey dem Fange ſchnell aufgeſchlagen werden können. Hierzu wird nun ein Garn auf dieſe Art geſtrickt: Ich ſtricke erſt 16 Maſchen, alsdenn faſſe ich den mittelſten Knoten ganz alleine, und ſtricke rund herum, bis er auf Klafter lang wird; ziehe es alſo auseinander und probire, ob es in denen voneinander gelegten Biegeln zureiche. Es muß aber auch nicht zu ſtraff, ſondern etwas Buſen darinnen ſeyn; und ſo wird das Garn rund um an den Biegeln veſte angemacht. Die Stellung iſt alſo: Man bereitet einen Pfahl, welcher 14 Zoll lang, viereckigt, und auf 3 Zoll breit iſt. Hierein macht man ein Loch von 4 Zoll lang. Ferner wird eine Zunge gemacht von 10 bis 12 Zoll lang, und 3 Zoll breit, und an einem Ende alſo eingeſchnitten, daß ſie in das Loch des Pfahles einpaßt. Da denn durch den Pfahl und die Zunge ein Loch gebohret, und ein hölzerner Nagel gemacht wird. Vornehinwärts aber iſt die Zunge ganz dünne, damit ſie im Stellen nicht zu ſchwer ſeye; ſondern ſich gar leichte hinauf, und herunter drehen kann. In dem Pfahl wird über der Zunge ein Kerb hinein geſchnitten, desgleichen auch auf der Zunge. Ferner wird ein ſtarker zäher Stock, in der Stärke eines Arms, und 9 Fuß lang genommen, und etwas auf 5 Fuß weit von dem Bömſch geſtochen. Auf dieſen Stock werden 3 fein gezwirnte Leingen gebunden, welche, wenn man den Stock bieget, hinunter an die Stellung langen. An dem einen Leingen wird ein Stellholz von 4 bis 5 Zoll lang gemacht, welches an beyden Seiten breit geſchnitten iſt; die andern beyden Leingen werden an jeden Biegel des Bömſches veſt angebunden. Die Stellung ſelbſt aber geſchiehet alſo: Wo Raubvögel, Krähen und

und Dohlen ſich aufhalten, daſelbſt ſchlägt man den Bömſch auf. Man ſchlägt den Pfahl mit der Zunge veſt in die Erde, jedoch ſo, daß die Zunge frey über der Erde ein paar Zoll bleibe. Ferner legt man den Bömſch um den Pfahl, daß alſo die Stellung in der Mitten ſtehe. Anbey muß man 2 Hacken haben, womit man die Biegel veſt aufhacke. Doch werden die Hacken dahin eingeſchlagen, wo die Biegel mit dem Leingen zuſammen gebunden ſeyn. Hierauf ſteckt man, wie oben gedacht, den Stock mit dem Leingen 5 Fuß neben dem Bömſch ein, bieget den Stock, und faſſet das Stellholz, ſetzet es mit einem Ende an den Pfahl, mit dem andern aber auf die Zunge in dem Kerb. Die beyden Nebenleinen werden an die Biegel des Bömſches gebunden; ſo iſt es aufgeſtellt. Vorhero aber muß an der Zunge ein Stück von Wildpretsgeſcheide oder Fleiſch gebunden werden. Kommt nun den Krähen ſolches in die Augen; ſo bekommen ſie Appetit, ſolches wegzunehmen. Wenn ſie es denn von der Zunge abhacken wollen; ſo fähret alsbald die Zunge vom Stellholze ab, und der Stock ſchnellet die Biegel auf, und oben zuſammen, daß ſie alſo im Garne warten müſſen, bis man ſie auflöſet. Auf dem Schnee iſt dieſer Fang am beſten, ob man gleich mit einem Froſtbohrer zum Pfahlhacken und Stocke vorbohren muß; jedannoch kann man den Bömſch fein mit Schnee bedecken, daß ſie deſto eher eingehen.

Borſtſchilf, iſt eine Art eines ſehr ſchädlichen Schilfes, welches in Wäldern und Wieſen auf ſumpfigten Plätzen manchmal wächſet, und der äuſſerlichen Geſtalt nach, wie eine Hohlklinge dreyeckigt iſt, auch, wenn man ein Blatt voneinander reiſſet, einen ſtaubigten Rauch von ſich giebet.

Bois fendu, ſ. Scheitholz.

Bois madré, ſ. **Maſer.**

Boletus Cervi ſ. cervinus, ſ. **Hirſchbrunſt.**

Bombarda, ſ. **Büchſe.**

Bonnet de Prêtre, ſ. **Spindelbaum.**

Bonoſa, ſ. **Haſelhuhn.**

Bonwald, wird derjenige Wald genennet, welcher im Argöw in der Schweitz, in dem Gebiete der Stadt Zopfingen liegt, und ſich bis an die Aar erſtrecket. In dieſem Walde ſollen die ſchönſten Bäume in ganz Europa anzutreffen ſeyn.

Borcke, ſ. **Rinde.**

Borckenreiſſen, ſ. **Rindeſchälen.**

Bordeliere, ſ. Ballerus Aldrovandi.

Bornes, ſ. **Gränzen.**

Boſcage, ſ. **Gebüſche.**

Bos-Taurus, ſ. **Rohrdommel.**

Bouleau, ſ. **Birke.**

Bouquet, ſ. **Haſe.**

Bouſſon. ſ. **Dorn.**

Bouton, ſ. **Korn.**

Borax, ſ. **Miſtel.**

Braachung der Teiche, ſ. **Teichfiſcherey.** Nro. II. 3)

Brachamſel, ſ. **Brachvogel**, **Kibitz.**

Brach-

Brachhuhn, ſ. **Brachvogel.**

Brachmonat, ſ. **Junius.**

Brachsmen, ſ. **Braſſen.**

Brachung der Teiche, ſ. **Teichfiſcherey**, Nro. II. 3).

Brachvogel, lat. Arcuata, Rubetra, iſt ein Vogel, von welchem man dreyerley Arten hat. α) Die ſogenannten **Keilhacken** und **Saſtenſchlier**, ein Vogel, der Gröſſe nach, wie eine Trutthenne, und der Farbe nach, wie ein Trappe, unter dem Leibe aber etwas weiſſer. Er hat lange Füſſe, und kann daher auch ſehr ſchnell lauffen. Sein Flug iſt ebenfalls ſehr ſchnell, und er pfeiffet gar helle einen zweythonigten Laut; wozu man ordentliche meſſingene Pfeiffen macht, durch welche er nachgeahmet wird. Sie brüten hier zu Lande nicht, oder doch gar ſelten. Im Frühjahr und Herbſt ziehen ſie hier vorbey; fallen ſodann auf die Brachfelder, oder die daran ſtoſſende Wieſen ein, halten ſich aber nicht auf; ſondern gehen bald wieder fort. Sie halten ſich ſehr genau zuſammen. Und wenn einer von ihnen geſchoſſen wird, und nicht ſogleich todt liegen bleibet; ſo wenden ſie ſich im Fliegen wieder um, und auf ihren Cameraden zu, den ſie nicht gerne verlaſſen wollen; da man denn aufs neue einen und den andern davon ſchieſſen kann; welches auch das einige Mittel iſt, wie man ſie bekommen kann. Ihre Nahrung beſtehet in allerhand Gewürmer, ſonderlich aber in Regenwürmern. β) Die andere Art der Brachvögel, wird mit dem Nahmen der **Saathüner** benennet. Dieſe ziehen auch nur hier zu Lande vorbey, und brüten nicht. Sie laſſen ſich ſonderlich zur Herbſtzeit gerne auf grünen Saatfeldern finden, und ziehen in ſtarker Menge beyeinander. In der Gröſſe ſind ſie, wie eine Taube, und haben ſchöne ſprenklichte, und grünlichte Federn. Es ſind ſehr ſcheue Vögel, die nicht wohl an ſich kommen laſſen. γ) Die dritte Art, die man **Ditgen** oder **Titgen** nennet, iſt die kleinſte von allen Brachvögeln, ſchön bunt von Federn, und unten am Bauche weiß. Sie brüten auch hier zu Lande nicht; ſondern ziehen zur Herbſt- und Frühlingszeit nur hier vorbey, und fallen gleichfalls gerne auf die Saatfelder ein, halten ſich aber auch, wie jene, nicht lange auf, ſondern ziehen bald fort.

Svencfeld giebt 5 Sorten der Brachvögel an. Dieſe ſind 1) Pardalus primus, weil er mit bunten Flecken, wie ein Parder, beſetzt iſt. Er heißt auch Numenius und Arcuata, weil ſein Schnabel gekrümmet iſt. Ingleichem Gallina novalis maior, **Brachhuhn**, **Geißvogel.** 2) Pardalus ſecundus, Merula novalium, Vanellus fuſcus, **Brachamſel, grauer Kibitz.** 3) Pardalus tertius, Gallina novalis media, Pluvialis, **Mittelbrachvogel**, franz. *Pluvier*, iſt kleiner, als ein Kybitz. 4) Pardalus quartus oder minor, Pluvialis altera &c. 5) Clareola nona, Cenchramus Nonnii &c. Das Fleiſch dieſer Vögel iſt ſehr gut zu eſſen, ſonderlich ſoll es denen dienlich ſeyn, die mit der fallenden Sucht behaf-

behaftet ſind, und den Harnzwang haben. Es reiniget auch das Geblüte, und treibet den Harn. Die groſſen Brachvögel oder Keilhacken zu ſchieſſen, bedienet man ſich der obgedachten meſſingenen Pfeiffe. Sie wird von dünnem Meſſing eines guten Daumens ſtark, und anderthalb Zoll lang gemacht. Oben am Ende wird ein Röhrgen, ungefähr eines Tobackspfeiffenſtiels Dicke, darauf gelöthet, welches an dem Ende, ſo auf der Pfeiffe liegt, etwas ſpitziger ſeyn muß, und oben in der Pfeiffe ein Löchlein, daß durch das Röhrlein in das Löchlein hinein gepfiffen wird. An der Seite muß noch ein Löchlein ſeyn, wo man einen Finger darauf hält; und auf ſolche Art kann man den zweyſtimmigen Laut, wie die Brachvögel angeben. Wenn nun die Brachvögel ziehen; ſo ſetzt man ſich an einen verborgenen Ort. So bald ſie denn die Pfeiffe hören; ſo nähern ſie ſich, daß man ſie ſchieſſen kann.

Brächſen, ſ. Braſſen.

Brahne, wird ein Holz-Feld-oder Wieſenrand genennet, der mit Laubholz bewachſen iſt.

Brama, ſ. Braſſen.

Brand, iſt eine Krankheit der Bäume, dabey ſie verdorren, und die Rinde von unten bis oben aus ganz ſchwarz ausſiehet. Man hält insgemein davor, daß dieſer Zufall von gewieſſem Ungeziefer, welches durch beſondere Winde auf die Bäume gebracht werden ſolle, herrühre. Allein dieß iſt nicht nur eine ſehr unnatürliche Entſcheidung, die durch keine Beobachtungen oder Verſuche unterſtützt wird; ſondern man wird dadurch auch gänzlich von einer Unterſuchung abgeführet, welche die Sache nach dem Lehrbegriffe der wahren Philoſophie, und nach einer Aehnlichkeit mit den übrigen Wegen der Natur erkläret haben will. Man weißt zuverläßig, daß ſowohl die Thiere, als die Pflanzen und Bäume, ſo bald ſie ſich einer Abnahme nähern, auf einmal ein bequemes Neſt, und eine Nahrung für Inſekten von mancherley Art werden, welche weder Wohnung noch Unterhalt in denſelben finden konnten, ſo lange ſie in einem geſunden Zuſtande waren. Eben ſo ſiehet man auch, daß keines von den Thieren und Gewächſen, ſo frey es in ſeinem geſunden Zuſtande von dem Ungeziefer ſeyn möchte, jemals entweder durch einen Zufall, oder durch unſre eigene Veranlaſſung, in den Zuſtand, welcher ſich zu dem Unterhalt der Inſekten ſchicket, geſetzet wird, ohne daß die Natur es augenblicklich mit viel tauſend von dieſen kleinen Geſchöpfen bevölkert; ob wir gleich gar nicht errathen können, wo ſie herkommen. Man lege nur ein Stück von dem Cörper irgend eines Thiers an die Luft; man zerſtoſſe nur etwas von einer Pflanze oder einem Baum, oder bringe es ſonſt zur Fäulung; ſo wird der veränderte Zuſtand dieſer Cörper einer oder der andern Art von kleinen Thieren Nahrung verſchaffen, und gleich wird ſich eine Menge davon an denſelben einfinden. So lange das Fleiſch ſich an dem Leibe des Thieres befand, ſo lange das Blatt, und der Stengel noch an der Pflanze in ſeinem

ſeinem Wachsthum war, und entweder von der Wurzel, oder von dem Umlauf der Säfte Nahrung bekam; hatten die Inſekte keinen Platz darauf. Laſſet uns hieraus nach der Aehnlichkeit den Schluß machen: Gleichwie in dem Fleiſch, wenn es durch einen oder den andern Zufall an dem Thiere zur Fäulung kommt, eben ſo gewiß Inſekten entſtehen werden, als wenn es von dem Thier abgeſondert iſt; alſo hat man nicht Urſache, zu zweifeln, daß an dem Zweige ein veränderter Zuſtand der Säfte, die entweder in die Fäulniß gerathen, oder ſich der Fäulung nähern, eben ſo gut einen Aufenthalt und Nahrung von Ungeziefer zuwegen bringen könne, indem der Zweig noch an dem Baume iſt, als wenn er davon abgeſondert worden. Aus dieſen Grundſätzen laſſen ſich die wahre Urſachen von dem ſogenannten Brand an den Bäumen herleiten. Man hat dieſe Urſachen unſtreitig überſehen, und die Wirkung derſelben damit verwechſelt, oder aus Irrthum vor die Urſache angenommen. Allein wiederholte Verſuche haben das Gegentheil gezeiget, daß ſich nämlich das Ungeziefer erſt alsdann ſehen läßt, nachdem das Uebel ſchon vorhanden iſt.

Eine Stockung der Säfte ſowohl bey Thieren, als Gewächſen und Bäumen, iſt der erſte Weg zur Fäulung, und alles, was zu der einen Anlaß giebt, iſt auch eine Veranlaſſung zu der andern. Man hat ferner bemerket, daß nicht eine gänzliche Fäulung nöthig ſeye, dieſe Säfte zu einem bequemen Futter für Inſekten zu verkochen. Ein Zuſtand, der nur einer Fäulniß nahe iſt, d. i. eine Stockung, wird dazu ſchon hinreichend ſeyn. Es fehlet alſo an nichts weiter, als an einer zufälligen Urſache, ſie mag nun von der Natur, oder von der Kunſt abhängen, wodurch in den Säften eines Baumes, oder eines einzelnen Zweiges von einem Baume, eine Stockung veranlaſſet wird. Alsdann werden wir finden, daß ſie geſchickt ſind, einer Menge von Thiergen, die vorher keinen Unterhalt von ihnen haben konnten, Nahrung zu geben; bey welchen Umſtänden ſie ſich auch ſogleich, wie vorangeführte Beyſpiele zeigen, hauffenweiſe einfinden. Daß es nun eine Menge ſowohl natürlicher, als durch Kunſt verurſachter Zufälle gebe, wodurch der ordentliche und freye Umlauf der Säfte in Pflanzen, und Bäumen gehindert werden kann, das iſt wohl eine offenbare Sache. Man findet, daß die weichlichſten Bäume, wenn ſie gleich den vortheilhafteſten Stand haben, den Brand am heftigſten leiden. Es kommt auch nicht von Inſekten, die ein Oſtwind mitgebracht, her, daß Bäume, welche gegen Oſten ſtehen, von dem Uebel am häuffigſten getroffen werden, oder wenn das Unglück allgemein iſt, es am erſten fühlen; ſondern die Urſache liegt darinn, daß dieſer Stand am wenigſten vortheilhaft iſt, und die Bäume, die ſo ſtehen, unter einerley Umſtänden in anderer Betrachtung, die ſchwächſten ſind. Ein etwas härterer Winter, als wir gemeiniglich zu haben pflegen, wird allezeit viele von unſern fruchttragen-

tragenden Bäumen hinreiſſen, und diejenigen, welche darüber ausgehen, ſind allemal die weichlichſten. Wo der ganze Baum nicht verderbt wird, und nur ei- ner oder mehrere von ſeinen Zweigen ſchwächer ſind, als die übrigen; da gehen dieſe allein verlohren, und die andern kommen davon. Was ein ſtrenger Winter bey vielen oder bey ganzen Bäumen thun wird, das kann ein Froſt, der einige mal auſſer der Zeit einfällt, bey einigen wenigen, oder bey den ſchwächern Theilen derſelben ausrichten. Die Art, wie der Froſt einen Baum angreift, beſtehet darinn, daß er in den Säften deſſelben eine Stockung verurſachet. Es iſt daher kein Wunder, daß im Frühling, zu einer Zeit, da die Säfte in völliger Bewegung ſind, ein weit gelinderer und geringerer Froſt dieſen Schaden eher thun wird, als daß er im Winter, wenn der Lauf der Säfte matter iſt, und die Säfte ſelbſt weder ſo häuffig, noch ihrer eigenen Natur nach ſo flüſſig ſind, ein ſolches Verderben anrichten ſollte. Dieß ſind die Beobachtungen, und die Gründe, wodurch wir zu einer wahren Erkänntniß dieſer Erſcheinung zu gelangen, hoffen mögen. Wären die Inſekten, welche man allemal auf denen vom Brande getroffenen Bäumen findet, wirklich der Anlaß zu dem Brande ſelbſt; ſo würde es vor Menſchen unmöglich ſeyn, ihn durch kunſtmäſſige Mittel hervorzubringen. Dieſe Bewandniß aber hat es nicht. Es iſt möglich, nach Belieben einen Brand zu verurſachen, indem man einen Baum, oder einen Theil davon zum Erſterben bringt, oder ſonſt auf einige Art verletzet, wenn nur die Jahreszeit dem Verſuche zu ſtatten kommt; und hier wird ſich das Ungezieſer alsdann eben ſo häuffig einfinden, als auf ſolchen Bäumen, die zufälliger Weiſe Schaden gelitten. Wie von 12 Bäumen, wovon der eine ſtark, der andere ſchwach von Natur iſt, der ſchwache den Brand zu einer Jahreszeit, da der ſtarke frey bleibet, leiden wird; alſo wird auch von zwey Bäumen, wovon der eine mit Fleiß geſchwächt, der andere aber in ſeinem natürlichen und beſſern Stande gelaſſen wird, der geſchwächte von dem Brand angegriffen werden, indem der andere unverſehret bleibt; und viele 1000 Ungezieſer werden auf dem einen zu finden ſeyn, da ſich auf dem andern nicht ein einiges ſehen läßt. Das hat man durch wiederholte Verſuche ſo befunden. Wenn in einer ganzen Reyhe von Bäumen, um die Wurzel eines einzigen herum, die Erde gröſtentheils weggenommen wird, und die übrigen in ihrem natürlichen Zuſtande gelaſſen werden; ſo wird der einzige, wofern die Jahreszeit nur ein wenig rauhe iſt, vom Brande gerühret werden, da zu gleicher Zeit alle übrige frey bleiben. Ja man hat es möglich befunden, eben das an einem einzigen Zweige eines Baumes, der ſonſt geſund war, durch ſtarkes Binden zu bewirken. Und man hat auf dieſe Art veranlaſſet, daß ſich Millionen Inſekten auf einem einzigen Zweige eines Baumes finden lieſſen, da alle übrige Zweige ganz rein davon waren. Solchergeſtalt iſt nun offenbahr, daß

daß die Inſekten den Brand nicht veranlaſſen, ob ſie gleich ihren Nutzen dabey ſuchen, und daß man ſie eben ſo wenig beſchuldigen kann, die Fäulung der Säfte verurſacht zu haben, als ſie an der Fäulung in den Säften irgend eines andern Gewächſes oder Thieres, worinnen man ſie antrift, Schuld haben. Alle dieſe Verſuche ſind mit fruchttragenden Bäumen angeſtellet worden. In wie fern ein ſolches Schickſaal auch andern wilden Bäumen, begegnen könne, läßt ſich leichtlich ſchlieſſen. Wie ſonderlich dieſelbe dem Verdorren öfters häuffig unterworfen ſind, davon ſ. **Darre.**

Brand, iſt auch ein Kunſtwort bey der Kohlenbrennerey, welches ein Holz bezeichnet, aus welchem nur bloß die wäſſerigte und dünnere ölichte Materie getrieben, der Theer und Pech aber zurücke geblieben. Deſſen Farbe iſt braun, mehr oder weniger ins Schwarze fallend, nachdem der Grad des Feuers ſtärker oder ſchwächer geweſen. Er hat die Geſtalt des Holzes, iſt spröder als das Holz, daraus er geworden, doch veſter als die Kohle, und brennet mit einer loderenden, sehr heftigen, weit hellern und ſchärfern Flamme, als das rohe Holz. Ob nun zwar die Brände ein weit heftigers Feuer geben, als die Kohlen, ſo kann man doch nicht bey allen Schmelzfeuren mit Bränden auskommen, es bleibt noch ſo viel Wäſſerigkeit zurück, welche den höchſten Grad des Schmelzfeuers zu erhalten, nicht geſtattet, dabey die Brände, wenn ſie in einen engen Raum eingeſchloſſen ſind, eine ſolche dämpfigte Flamme von ſich geben, welche die heftigſte Wirkung des Feuers erſtickt; daher kann man in ſolchen Schmelzofen, wo ſtrenge Erze, Eiſenſteine, und andere ſtrenge metalliſche Cörper, ſchlichtweiſe mit den Kohlen übereinander geſetzet werden, ingleichem auch in denen Windofens, worinnen in Schmelztiegeln geſchmolzen wird, mit Bränden bey weitem nicht ſo gut auskommen, als mit Kohlen. Man hat mit Bränden oder angeſengetem Holze, dergleichen bey Glashütten gebraucht wird, verſchiedene Proben in den auf Eiſenhütten gebräuchlichen hohen Ofens machen laſſen, und befunden, daß ohnerachtet des ſtarken Gebläſes das Feuer durch den vielen dicken pechigten Rauch, der in den engen Zwiſchenräumen zu keiner hellen Flamme ſich ausbreiten können, erſticket iſt, und die gehörige Wirkung nicht gethan hat; ſo gar wenn auch nur wenige Brände unter die Kohlen kommen, vermindern ſolche die Wirkung des Feuers. Wo demnach die Verrichtung zu einem hohen Grade des Schmelzfeuers ſo beſchaffen iſt, daß die dicke pechigte Flamme, welche die Brände von ſich geben, ſich nicht genugſam ausbreiten kann, da hat die Kohle den Vorzug.

Brand im Rohr, wird bey den Jägern von einem Rohr geſagt, welches alſo zugerichtet worden, daß aus demſelben das angeſchoſſene Wild nicht gut ſterben, oder weydmänniſch zu reden, nicht gut enden will. Es finden ſich nicht ſelten ſolche Röhre, daß, ob man gleich gut damit ſchieſſet

ſchieſſet und trift, dennoch das-jenige, ſo man getroffen, noch weit fliehet, lauft oder wegſtie-bet, ehe es endet, ſtürzet und fallen will; wenn auch das Ge-wehr noch ſo gut gemachet iſt, und auch ſonſt von keiner an-dern Quelquechoſerey was daran zu merken wäre. Einem ſolchen Rohr kann man alſo helfen: Man lade das Rohr vorher bloß mit Pulver, fange ſodann eine junge Schlange, und ſtecke ſie ins Rohr, laſſe ſie etliche Stun-den darinnen, und ſchieſſe ſie alsdann an einen Eichbaum; ſo wird man nachgehends gewahr werden, daß es fernerhin beſſer daraus ſtirbet. Man nennet die-ſes den **kalten Brand im Rohr.** Noch beſſer aber iſt der **heiſſe Brand im Rohr,** welcher alſo gemacht wird: Man nimmt das Rohr aus dem Schaft, und ſuchet eine Blindſchleiche zu bekommen. Dieſe thut man in das Rohr, ſtopfet es zu, und läßt es alſo 24 Stunden ſtehen, daß die Blindſchleiche darinnen erſterben muß. Alsdann ladet man das Rohr, und thut die Blindſchleiche wieder hinein, und ſchießt ſie in die Luft; ſo wird man mit Verwunderung gewahr, wie ſolches Rohr hernach tödtet. Wenn auch ein Thier nur etwas getroffen wird, wird es nicht weit lauffen. Wo die Kugel hintrift, iſt es gleich Händebreit um den Schuß herum entzündet und verbrannt; wodurch auch ſogleich das Thier kranket und endet. Wenn man aber Rehe mit dergleichen Rohr oder Büchſe aufs Blat ſchieſſet und trift, oder gar eine Keule, weil dieſe ſchlecht und nicht ſo ſtark am Wildpret iſt, thut es freylich et-was Schaden; in Erwägung, daß man den Brand um den Schuß herum doch etwas ablöſet, wenn es gebraten oder gekocht werden ſolle; und gehet alſo et-was am Braten oder Wildpret ab. Schädlich iſt es dem Wild-pret, aber zum Speiſen gar im geringſten nicht, bloß daß es um den Schuß herum verbrannt iſt, und nicht gut ausſiehet. Es blei-bet dieſer Brand im Rohr, ſo lange man nur daraus ſchieſſen kann, und gehet nicht anderſt heraus, man laſſe denn das Rohr etwas ausbohren. Das darf man verſichern, daß es pro-bat iſt, und dem geſchoſſenen Wildpret nicht im geringſten ſchadet, daß man ſich ſcheuen müßte, daſſelbige zu genieſſen. Nur dieſes geſchiehet, daß das Wildpret da, wo um den Schuß der Brand iſt, im Braten und Kochen ſchwarz wird, man darf aber dieſes angebrannte nur vor-hero vollkommen ablöſen. Man-che Herrſchaften wollen zwar deswegen nicht leiden, daß der Jäger oder Schütze den heiſſen Brand in ſeiner Büchſe führe. Allein es iſt doch manchmalen nöthig, ſonderlich wenn er ein gar enges Revier hat, daß ſich das angeſchoſſene Wild leicht noch auf fremden Grund und Boden verlauffen kann; oder wenn er an ſich ſelbſt kein recht guter Schütze iſt, daß er ein Thier nicht recht faſſen und ſchieſ-ſen kann; oder wenn er des Nachts viel aufpaſſen, und ſein Wildpret ſchieſſen muß. Sollte aber an dem Rohr von jemand ein Poſſen gemacht worden ſeyn, daß das Wild daraus nicht ſter-ben und enden könnte; ſo kann man ihm auf folgende Art helfen:

Man ſchraube die Schwanzſchraube aus dem Rohr; lege das Rohr in ein flieſſendes Waſſer, daß das Waſſer alſo 24 Stunden durchlauffe; lege es wieder in den Schaft, und was man hierauf zum erſten damit ſchieſſet, davon nehme man den Schweiß, und ziehe das Rohr damit aus. ſ. a. Büchſe.

Brand in Wäldern, entſtehet entweder von ſich ſelbſt, oder durch Verwahrloſung. Von jenem iſt Schwefel und ſalpetrichte Materie die Urſache. Da bricht das Feuer im Sommer bey heiſſem Wetter aus, wenn die Strahlen den Boden innerlich entzünden. Stehet nun Heidekraut darauf, oder es befindet ſich Torf darinnen; ſo werden beyde zu Kohlen, bis das Feuer je mehr und mehr um ſich friſſet. Wo ſich die Wurzeln tief einziehen, hat man Exempel, daß das Feuer etliche Ellen tief in den Boden hinein gehet, und der Torf zu Aſche, und zu ſchwarz lockerm Staube wird. Ergreift das Feuer einen oder mehrere Bäume, beſonders die unten faul ſind; ſo geſchiehet dadurch groſſer Schade. Man wird dieſen Zufall entweder aus dem Rauch der Erde gewahr; oder wenn es nicht rauchet, ſondern innerlich fortglimmt; ſo ſtößt man mit einem Stock hinein, und trift lockern Staub und Aſche an. Alsdann iſt es Zeit, daß die angrenzenden durch den Glockenſchalle aufgefordert, und ganze Dorfſchaften und Aemter aufgebothen werden, Rettung zu thun. Um ſolches Feuer zu löſchen, muß man tiefe Graben ziehen, die Erde gegen dem Feuer zu werfen, und in die Graben Waſſer gieſſen, mit ſpitzigen Pfeilen viel Löcher hineinſtoſſen, und voll Waſſer füllen, auch neben und über den Graben das Heidekraut, Torf und Mooß abzuräumen und wegzuſchaffen ſuchen. Mit bloſſem Waſſer, ohne Grabenziehen wird nichts ausgerichtet; ſondern es bricht nebenher durch, und glimmet in der Erde fort. Iſt das Holz durch Verwahrloſung in Brand gerathen, wie ſolches durch Unvorſichtigkeit der Köhler, Aeſcherer und Holzhauer geſchiehet, welche nachläſſig mit dem Meulerbrennen, Aeſchern und Tobackſchmauchen umgehen, oder wenn wohl gar durch Boßheit und Leichtfertigkeit der Leute Feuer in das Gehölze gebracht wird; ſo iſt am ſicherſten, daß man unter Wind einen Strich Bäume und Unterholz glatt abund gegen das Feuer zuhaue; jedoch breit genug; ſonſt wenn die Bäume erſt oben hinaus brennen, ſo entzünden ſelbige mit ihrer Hitze die nächſt daranſtehende Bäume von oben. Bey Feuer iſt gerne Wind; daher lodert es geſchwind fort, durch Verhauen aber wird es am erſten gedämpft. Dieſem Unfall iſt das harzigte Tangelholz vornemlich unterworfen, und iſt der Schaden, der daraus erwächſet, unbeſchreiblich; immaſſen auf ſolchen Brandſtätten und Gegenden in vielen Jahren kein Holz wieder auffliegen will, und der Erdboden ſo durchbrennet worden, daß die Spuren davon in 40, 50 und mehr Jahren nicht vergehen. Ob auch ſchon vermittelſt der Aſche etwas Gras wächſet; ſo kann doch der Baumſaame keine ſolche Schärfe und Lauge von

von der Aſche vertragen, und alſo nicht aufgehen, indem er davon gänzlich zerfreſſen wird.

Brandfuchs, ſ. Fuchs.

Brandhirſche, ſ. Hirſch.

Branten, werden die Tatzen oder Füſſe der Bären genennet.

Braſem, ſ. Braſſen.

Braſme, ſ. Braſſen.

Braſſe, *Braſſée*, ſ. Klafter.

Braſſen, **Braſem**, **Brächſen**, **Brachsmen**, **Prachſen**, lat. Brama, franz. *Braſme*, ſind unter den Gattungen der Weißfiſche die gröſten. Sie kommen faſt den Karpfen gleich. Doch ſind ſie noch etwas breiter und flächer, und haben auch gröſſere Schuppen, die von weiſſer Farbe ſind. Der Kopf iſt nach der Geſtalt ihres Leibes etwas klein. Die Floßfedern ſind an der Zahl viere, nämlich 2 an den Ohren, und 2 mitten am Bauche. Dabey haben ſie einen dicken Rücken, einen zuſammengedrückten Leib, und im Schwanz viele Gräten. Sie halten ſich nicht nur in groſſen Landſeen auf, ſondern werden auch in langſam flieſſenden Ströhmen gefunden. In der Elbe und Oder, auch in den Brandenburgiſchen, Mecklenburgiſchen, und dergleichen Niederländiſchen Landſeen werden ſie häuffig gefangen. Sie werden ziemlich groß, ſo, daß ſie bisweilen eine Elle lang, und bey nahe eine halbe breit ſind, und am Gewichte bis auf 20 Pfund betragen. Sie leben vom Mergel und leimichter Erde im Grunde, wie auch von Kräutern, die in flachen oder ſeichten Orten wachſen. Man fängt ſie im Sommer und Winter, und die mittelmäßig groſſen werden vor die beſten gehalten. Beſonders aber ſind ſie wegen ihrer Fettigkeit, im Winter ungleich beſſer, als im Sommer. Ihre Streich- und Laichzeit iſt, wie der mehreſten Fiſche, im Merz und April. Ihr Fleiſch iſt etwas hart und unverdaulich, und bey weitem nicht ſowohl ſchmeckend, als das Fleiſch der Karpfen; doch ſind ſie dabey nicht ungeſunder, als die Karpfen. Sie werden geſotten, gebraten, und auch in groſſer Menge geräuchert; doch ſollen ſie zum Braten immer beſſer, als zum Sieden ſeyn.

Bratfiſch, ſ. Balche.

Braunellein, iſt ein kleiner Vogel, der dieſen Nahmen ſeiner Farbe wegen führet. Er iſt am ganzen Leibe braun, auſſer daß er an der Bruſt eine etwas dunklere Farbe hat, ſo wie man dieſelbe an den Rebhünern an dieſem Orte findet. Die braune Farbe am Rücken aber iſt faſt ſo, wie ſie die Hänflige auf dem Rücken haben. Er gleichet in vielen Stücken dem Rothkehlgen, und hat einen Schnabel, wie die Nachtigall. Er bringt an bergichten Orten mehrentheils 5 bis 6 Junge aus, und pfleget im Herbſt ſeinen Strich einzeln zu halten, ſo, wie er auch einzeln zurücke bleibet. Im Jenner wird er ganz kirre, und kann mit gemahlenen Hanfkörnern, und untermiſchter Semmel erhalten werden. Dieſer Vogel hat darinn was beſonders, daß er ſeines gleichen locket, und der Locke begierig folget, auch daher auf den Finkenheerd zur Locke mit getra-

gen wird. Man fängt ihn auch in den Stauden, ſowohl zur Frühlings⸗ als Herbſtzeit, mit einem Meiſenſchlag, wie die Rothkehlgen. Wenn das Weiblein in ein Gemach eingeſperret iſt, nimmt es zur Brutzeit alle Haare, Flachs, Werg, und was es erhaſchen kann, hinweg, macht davon ein Neſt, und ſetzet ſich darauf, ob es gleich kein Männlein bey ſich hat; zum Zeichen, wie groß ſeine Begierde zur Brut ſeye.

Braunfuchs, ſ. Fuchs.

Brechen, wird von wilden Schweinen geſagt, und heißt ſo viel als wühlen; als wenn man z. Ex. ſpricht: Es hat auf den Wieſen gebrochen, d. i. es hat gewühlet.

Bremen, ſ. Brombeerſtrauch.

Brennen, franz. *Flatrer*, heißt insbeſondere bey den Jägern, einen Hund brennen, wenn ſie nämlich eine von tollen Hunden gebiſſene Wunde mit einem glüenden Eiſen an dem Hunde brennen, damit das Uebel nicht ärger werde. Auf eine andere Art wird dieſes Brennen alſo vorgenommen: Man läſſet ein Eiſen von der Form eines Schlüſſelbarts glüend werden, und leget es mitten auf die Stirne eines Hundes, der von einem raſenden Hunde gebiſſen worden, als wodurch dem Ausbruch der Wuth gleichfalls ſolle vorgebeuget werden können.

Brennholz, heißt dasjenige, was ſonſt zu keinem andern Gebrauch und Nutzen taugt. So gering der Werth dieſes Holzes in Anſehung des übrigen ſcheinen mag; ſo hat es doch in dem Hauswirthſchaftlichen Weſen einen vielfältigen Nutzen, und es iſt nicht wenig daran gelegen, daß man mit demſelben, wie mit andern, eine nützliche Einrichtung zu treffen wiſſe. Die **Ausſonderung** des Brennholzes geſchiehet eines Theils mit Nutzen, und hingegen andern Theils auch mit Schaden. Ein groſſer Nutzen zur Hauswirthſchaft iſt es, wenn man das harte und weiche Holz auseinander ſetzet; denn zu einigen Feuerungen iſt das harte, und zu andern das weiche Holz beſſer. Auch mit den Aeſten, Zacken, und Reiſe hat man wohl umzugehen, weil mit denſelben zu Erſparung der guten Scheite oder Kluften, bey unterſchiedlichen Werken kann gefeuert werden. Solchergeſtalt nun läßt man ſowohl von hartem als weichem Holze ein jedes beſonders, die Scheite oder Klufte alleine in Klaftern oder Malter aufſetzen; ferner die Klöppel und Zacken, auch das ſtärkſte vom Reiſe aushauen, und beſonders in Klaftern ſetzen, das Reis wird alsdenn in Bündel gebunden, und auch Schock⸗ oder hundertweiſe in Haufen geſetzet, damit es abtrockne. Dieſe Sortirung des Holzes iſt beſonders nöthig und nützlich, an Orten, allwo das Holz nicht im ſtarken Abgang iſt, und ein Landwirth etwas zu verkaufen hat; denn läßt er Klöppel oder Zacken mit auf oder in die Scheiterklaftern legen, ſo wird von Käufern hier und da, Einwendung gemacht. Sind aber die Scheite beſonders, und die Zacken auch vom Reiſſe alleine; ſo werden die Zacken auch nach Proportion des Scheitholzes

holzes in ordentliche Preiſe, jedoch wohlſeiler, verkauft, und ſo iſt es auch mit den Reißbündeln; denn Buchen⸗ und Birkenreißholz iſt allemal beſſer, als Eichen, Erlen und Aſpen, und dieſe wieder beſſer, als die von Kiefern, Fichten, Tannen, Weiden und dergleichen weichem Holze, worinnen denn ebenmäſſig eine Sortirung nützlich und nöthig iſt. Einige Landhauswirthe und Beſitzer eigenthümlicher Waldungen, auch Forſtbediente, vermeynen es hierinnen wohl eingerichtet zu haben, daß, wenn ſie das Unter⸗ oder Schlagholz in den ſogenannten langen Schockhauffen bringen, den Abraum oder Zacken mit dem Reiſſe auch in Hauffen zuſammen werfen. Aber es heiſſen wohl an vielen Orten lange Schocke, es iſt aber keine Zahl Stangen oder Reiß darinnen, ſondern es wird nur nach Gutdünken, in Hauffen zuſammen geworfen, daß etwann ein ſolcher Hauffen oder langes Schock, ein gut vierſpännig Fuder Holz geben ſoll; und ſo iſt es auch mit dem Abraumshauffen; ſolche lange Schocke und Hauffen werden dann alſo überhaupt verkauft; auch geben ſie noch wohl vor, es koſtete viel Holzhauerlohn, wenn es ſollte ſortiret, und die Klöppel, Stangen und Zacken alleine, und dann das Reiß auch allein verlohnet werden; ſo aber giebt man etwann von einem ſo ganzen Schocke abzuhauen und zuſammenzulegen, 2 Groſchen, auch wohl nur 1 Gr. 6 Pf. Hingegen wenn nur eine halbe Klafter Klöppel, auch wohl drey Viertel Klafter, aus ſolchem Hauffen würden, und etwann 2 Schock Reißbündel; ſo befrage es von dieſen 3 Gr., und vom Klöppelnden Zackenholz 1 Gr. 6 Pf. Hauerlohn, und noch mehr, es müßten viele Wieden dazu ſeyn, und giengen die Bündelhauer wohl gar in junge Schläge, und ſchnitten die Sommerlatten zu Wieden ab. Auf das letztere gleich zu antworten, in 3, 4, 5 und 6 jährigen Gehauen, wo die Sommerlatten dichte bey einander aufſchlagen, kann der Bey- und Nachwachs ganz wohl zu Wieden abgeſchnitten werden, und wo auch auf einem Stocke gar viele ausgeſchlagen, wird etwas weniges, doch nicht viel, verdünnet, wenn hier und da, was heraus kommt, wodurch die andern guten Reiſſer oder Sommerlatten, beſſern Wachsthum bekommen. Jedoch erinnere ich nochmal, daß nicht viele Sommerlatten oder Beywachs bey einander wegkomme, und daß man nicht unverſtändige Leute ſolche ausſchneiden laſſe. Man nimmt auch die untern Aeſte von Birken, auch Ilmen, Rüſtern, und wäre auch dieſes nicht, ſo ſind ja Weiden zu bekommen, und kann man von 16 dergleichen kleine Weidenreißig viele Schocke Reißbündel mit binden, ja ein Hauswirth thut recht wohl, wenn er hierzu beſonders Weiden anpflanzet. Nur vom erſtern zu ſagen, ſo iſt es ja beſſer vor Verkäufer und Käufer, wenn ein jedes ſein ordentliches Gewichte, Maaß oder dergleichen gewiß geſetztes hat, als wenn es überhaupt im Handel ſtehet. Alſo haben die langen Schocke und Hauffen kein ordentliches Maaß, ſondern eins iſt groß, ein anders klein, und was noch das

meiſte, was vor ſchönes Nutzholz, vom Unterholze wird nicht mit in die lange Schocke geworfen, einiges kommt an einen Hauswirth, ſo es wohl brauchen kann, vieles aber an diejenigen, ſo es pur zum Feuerholze nutzen. Wäre denn nun nicht beſſer gethan, wenn man vorhero das Nutzholz ausſchöſſe, und das übrige zu Klöppeln, und in Klaftern, und das Reiſſig in Bündel bände. Man kann aus der Erfahrung verſichern, daß es profitabler zum Verkauf, und auch in der Hauswirthſchaft nutzbarer iſt. Für commode Hauswirthe oder Forſtbediente, iſt dieſe Mode des Holzſortirens nun eben nicht, denn es giebt weit mehrere Aufſicht und weitläuftigere Rechnungen, als wenn es nur blos durcheinander in Klaftern, Malter und Hauffen alſo in 2 oder 3 Sorten gebracht wird. Sie widerſprechen auch wohl, und ſagen, wenn man es nun auch ſo ſortiren und verkauffen wolle, es fände keinen Abgang, die Leute wären es nicht ſo gewohnt. Das iſt freylich an dem, daß man den Einfältigen den wahren Holznutzen erſt nicht recht beybringen kann, allein ſo muß man ihnen die thätlichen Proben zeigen; ſo werden ſie denn gerne nachahmen. So iſt es auch mit den alten abgehauenen Stämmen oder Stöcken und Wurzeln. An gar vielen Orten ſtehen und verfaulen ſie noch bis dato, an einigen Orten aber kann man dieſelben ſehr wohl nutzen, wenn ſie ausgerodet werden, und iſt das Stockholz eines der vornehmſten zu unterſchiedlichen Feuerungen, beſonſonders die Eichen, und nebſt dieſen die Buchen, Birken, Ilmen, und Rüſtern, Fichten und Tannen; Kiefern aber ſind ſehr dienlich zum Kühne, Feuer damit anzumachen, und auch zum Pech- und Theermachen. Hierzu aber gehöret ein verſtändiger Anordner, wie ſie heraus zu bringen, und geſchickte und fleiſſige Holzhauer. Wo aber, wie erwähnet, die Brennholzſortirung nicht mit Nutzen geſchiehet, iſt von ſolchen Orten zu verſtehen, allwo das Holz im ſtarken Abgang iſt, und auch viele Kohlen zu Bergwerks- und Schmelz- und Eiſenhammer-Werken gemacht werden, da müſſen die Zacken uud Stangenholz eben ſo viel gelten, als was das Baum- und Scheitholz gilt, und wird hier alles unter und auf einander gelegt, und eingeſetzt, hart und weich Laubholz. Das Reiß wird auch von Klöppeln und Zacken rein ausgehauen, daß wenig ſtarkes darunter bleibet, wer nun was gutes bekommt, der hats, ein anderer hingegen bekommt das ſchlechte, uud muß alles ein Geld gelten. Allein zum ſelbſteigenen Hauswirthſchaften iſt die Sortirung nutzbarer, dann man kann zu dieſem das harte, und zu einem andern Werke, das weiche nützlicher brauchen. Nach der Verfertigung und Sortirung des Feuerholzes iſt nöthig, ſolches bey rechter Zeit an- und heimzufahren, damit nicht nur die jungen Schläge und Gehaue geräumet, ſondern daß es auch an gehörigem Orte ſey, wo es bey der Hand zum Gebrauch, und nach Erfordern ins Trockene kommt. Hierzu iſt nützlich, daß man gute Holzſchuppen erbaue; in Erwägung, daß das Feuerholz,

holz, ſowohl ausgetrocknet, eine groſſe Menge iſt; denn 2 Klaftern gut trocken Holz iſt ſo gut, als 3 grüne zum Feuer zu nutzen; Eichen, Erlen, Rüſtern, Buchen, Kiefern, Fichten und Tannen-Scheitholz kann nun wohl zur Noth im Freyen, und im Wetter 3 bis 4 Jahr ſtehen, ehe es verdirbt, aber Birken und Aſpen verſtockt gar bald, wenn es über ein Jahr ſtehet, und es wachſen gar Schwämme daran heraus: alſo ſind dieſe beyde Sorten am beſten, wenn ſie nach einem Jahre conſumiret werden, erſtere aber werden beſſer, ſo ſie 3 oder 4 Jahr ſtehen, und beſonders, wenn ſie trocken, in einer Holzſchuppe, wo auch die Luft mit durchſtreichen kann, verwahret werden können. Klöppel und Zackenholz oder Weiden trocknen auch in einem Jahre aus, daß man ſelbige wohl brennen kann, deßgleichen auch das Reißholz, oder Reißbündel. Hier wird mancher ſagen: Was ſoll man zur eigenen Wirthſchaft Holzhauerlohn, Klöppel und Zacken auszuhauen, und Reißbündel zu machen, ausgeben, man hat ja ſein eigen Geſinde und Leute, die, wenn man das Schlagholz oder Abraumholz ſo ganz nach Hauſe bringt, wohl mit Gelegenheit müſſen zerhauen, können das Lohn zu Hauſe nebſt ihrer andern Arbeit verdienen, und das Holzhauerlohn erſparen, und überdem, giebt man dem Geſinde trocken Holz, ſo verbrennen ſie deſto mehr, bey dem grünen aber werden ſie es müde, immer bey dem Feuer zu ſtehen, und nachzuſchieren, frieren zuweilen lieber, als daß ſie die groſſe Mühe mit dem grünen Holze, Feuer zu machen, haben wollen. Dieſer Meynung aber kann man nicht beypflichten, es wird ja in den Geſindeſtuben und Küchen, um heiß Waſſer vors Vieh zu haben, das meiſte Holz angewendet, hat man nun unſorgſame Mägde, ſo fragen ſie nicht viel darnach, ob das Waſſer vors Vieh heiß oder laulicht wird, daher wird das Vieh nicht ordentlich abgewartet, und folglich iſt der Nutzen denn auch ſchlecht. Andere möchten einwerfen und ſprechen, man kann ja die Reißhauffen im Walde auch alſo ganz austrocknen, und dann nach Hauſe führen laſſen. Es muß freylich angehen, allein man beobachte nur, wenn es ſo trocken eingefahren wird, ein Theil tritt und bricht ſich gleich drauſſen beym Aufladen ab, und ein Theil zu Hauſe beym Abladen und Zerhauen, alsdann bleibt kaum die Helfte, beſonders von Birken, Erlen, Aſpen, Kiefern u. d. g. ſchwachem Holze, eichenes und buchenes hälts noch eher aus. Es bleibet derowegen, nach meiner Vorſtellung, das beſte, man mache die Zacken und Klöppel im Walde kurz, und binde das Reiß in Bunde, führe letzteres zu Hauſe, wenn es ein wenig abgewelket, und noch nicht gar brüchicht geworden, ſetze erſteres in Holzſchuppen, oder ſonſt in Reihen hin, und das Reiß in rund zugelegte Hauffen; ſo kann man ſolches zum Gebrauch dann Bundweiſe abnehmen, und ſo wird der Miſt- oder Holzhof nicht immer ſo voller Spähne, und abgebröckelt Reiſſig liegen. Es iſt aber auch zu merken, daß man das Reiß über anderthalb oder zwey Jahr, auch

auch nicht ſo hinliegen laſſe; weil es ſonſten auch verſtockt, und iſt es am beſten zu gebrauchen, wenn es ein Jahr lang gelegen. Ueber dieſes nun iſt das Brennholz zu den unterſchiedlichen Haushaltungsweſen folgendergeſtalt am nutzbareſten zu erwählen, als

1) **zum Bierbrauen** muß man jedem Braumeiſter ſeinen Willen nicht allezeit laſſen; denn es ſoll und muß bey manchen allemal das ſchönſte und beſte Scheitholz ſeyn. Allein wie brauet man dann theils Orten, wo das Holz theuer und und rar iſt, bey Stroh gut Bier? Dieſes nehme nun zwar aus, wenn Lagerbier und ſtarke Gebräude, zu 12, 15, bis 18 ganze Faß gebrauet werden, dazu gehöret freylich gut Holz, und da iſt das beſte, Birken oder gut körnicht kiefern Scheitholz. Sonſt aber, da man nur kleine brauen zu 6 oder nur zu 8 bis 9 Faß thut, da kommt man mit dem Reißholz wohlfeiler weg; dann mit vier Schock Reißbund kann man ſo viel, als mit einer Klaſter Kiefern⸗ Fichten⸗ oder Tannenholz zum Brauen ausrichten. Insbeſondere, wo man nicht Holz hat, das ſich gut klein ſpalten läſſet, oder recht trocken iſt, da thut das Reißholz noch mehr Dienſte, und macht flüchtiger Feuer und Hitze, als ſolch naß oder knorricht Scheitholz. Dieſe Unbequemlichkeit hat der Braumeiſter, daß er öfters nach dem Feuer ſehen, und ſolches nachſchieren laſſen muß. An einigen Orten werfen ſie gar die ganzen Kluften oder Scheite unter die Pfannen. Es iſt aber nicht rathſam. Denn ſinds ja Oerter, wo noch Holz voll auf iſt; ſo iſt es doch beſſer, man ſpalte es ſo klein, als nur ein Menſchenarm ſtark; ſo erſparet man doch mehr, als mit den ganzen Scheiten. Denn das klein geſpaltene Holz ſetzet ſich auf einmal zum Feuer, und giebt eine ſchnelle Hitze. Es ſind auch die Klöppel⸗ und Zackenklaſtern, beſonders Birken, Erlen, und Kiefern, ſehr vortheilhaft zum Brauen, und kann man mit dieſen, wenn ſie fein trocken ſind, die ſtärkſte Brauen, ſowohl, als mit gutem Scheitholze, abbrauen. Man brauet auch theils Orten mit Eichenholze, allein Birken oder Weiches, als Kiefern, Fichten und Tannen, iſt hierzu weit beſſer, ja ich behaupte, Reißbunde ſind beſſer zum Brauen, als das ſchönſte Eichenholz. Vom Malzdarren will ich nur noch mit wenigem handlen. Hierzu iſt das harte Holz, Eichen, Erlen, Buchen, und dergleichen, das beſte; jedoch ſind die ausgerotteten Stöcke, beſonders eichene und buchene, hierzu recht wohl zu gebrauchen, und kann man zum Darren, wann ſonſt der Ofen ordentlich eingerichtet iſt, daß man ſelbigen die Quere hinein einheitzet, allerhand knorrichtes und ſchlechtes Holz, wohl anwenden. Man findet in Darrhäuſern die ſchlechte Einrichtung, daß man Darrofen zu 8 Ellen lang hat. Sie ſind niedrig und die Horten liegen hoch, der Ofen wird von einem Ende hineingefeuert, und dann Holz von 8 bis 10 Fuß lang, hineingeſchoben. Solche Darröfen erfordern viel Holz. Beſſer iſt es, wenn der Ofen hoch iſt, und die

Horken nahe drauf liegen. Es gebet nicht halb ſo viel Darrholz drauf. Man hat auch theils Orten, Darrhorten, von ſtarkem eiſernen Drate, dieſe ſind die beſten, weil dabey nicht nur Holz erſparet, ſondern auch das Malz ſchön gedarret wird.

2) Zum Branntenweinbrennen muß nothwendig hartes Holz ſeyn. Man kann zwar auch mit weichem Laub- oder ſchwarzen Holze brennen, allein mit letztern iſt es bald verſehen, entweder es wird das Feuer unter der Blaſe zu ſchnell und flüchtig, daß der Meiſch gar überkocht, und zum Huth hinaus treibet, oder aber wenn man beym Zumachen zu wenig Holz einſtecket, ſo dauret es die Zeit nicht aus, bis der Leiter abgegangen, ſondern iſt zu zeitig verſchmolzen. Es iſt alſo das nützlichſte Verfahren zum Feuern beym Branntenweinbrennen, daß man, wenn man einmachen will, weiches oder Klöppel- und Zackenholz nehme, ſo ſein trocken iſt. Dann wann dieſes fein klein geſpalten iſt; ſo giebt es ſchnelles Feuer und Hitze, man bringet das Waſſer bald zum Kochen, und wann der Meiſch übergetragen iſt, kann man auch mit dergleichen Holz anfeuern. Iſt es Birken oder Büchen, ſo iſt es deſto beſſer zum Aufſtecken; beym Zumachen aber, iſt das eichene das allerbeſte, und die eichene Stockſcheite, wann die Eichenſtöcke oder Stämme ausgerottet, und 1 bis 2 Jahr alſo geſpalten, in der Luft oder Sonne ausgetrocknet ſind, allem andern Holze zum Branntenweinbrennen vorzuziehen. Sie geben nicht nur eine derbe, ſondern auch beſtändige und gemäſſigte Hitze, ſo immer einerley bleibet. Denn in dem Eichenholze ſind zwar ſtarke ſchweflichte Theile, welche aber mit vielen erdigten und ſalzigten vermiſchet ſind, und der ſalpetrige, ſpirituöſe Geiſt, ſo in dem Salze ſtecket, wird durch die viele erdigte Theile gedrückt oder zurück gehalten, daß der Schwefel nur ſubtil in demſelben brennt, und zu keiner rechten Flüchtigkeit kommt. Die ölig̃te Subſtanz iſt mit vieler Wäſſerigkeit verbunden, daß ſie wohl brennt, aber nicht ſo bald flüchtig wird. Man kann es an dem Safte des Holzes wahrnehmen, welcher eines wäſſerigen, aber auch anziehenden ſäuerlichten Geſchmacks iſt, welches das viele Salz, ſo mit ſalpetrigen Theilen vermiſcht iſt, verurſachet. Hingegen in andern Laubhölzern, als Buchen, Birken und dergleichen, iſt das Salz ſchon mehr mit ſalpetrigen Theilen vermiſcht, welche es auch flüchtiger macht, und die erdigte und öligte Theile mehr angreifen kann, wodurch deſſen Feuer nicht nur flüchtige Hitze giebt, ſondern auch die Kohlen, als das erdigte Theil, bald zum Verſchmelzen und zur Aſche bringet. Die ſchwarzen oder harzigten Hölzer haben eine ſtarke ölichte Subſtanz in ſich, mit wenigen wäſſerigen Theilen, darnebſt ein flüchtiges ſalpetriges Salz, und die erdigten Theile ſind zu ſchwach, ſolchen zu widerſtehen. Daher kommt es, daß ſolche auch gar bald im Feuer auf und vergehen. Erde iſt, wie bekannt, ſchwer, folglich ſchwer Holz iſt mit vielen erdigten Theilen vermiſcht, und

alſo iſt Eichenholz ſchwer, gegen andere Laub- und auch ſchwarze Hölzer. Wann nun gleich die friſchen und grünen Hölzer, ſo noch nicht ausgetrocknet, dem eichenen, wann es gegeneinander abgewogen werden ſollte, die Waage hielte; ſo wird doch bey dem ausgetrockneten ein ziemlicher Unterſchied, ſogar auch bey dem abgeſtorbenen und faulen Holze, befunden werden. Das eichene faule Holz iſt allezeit ſchwerer als Buchen, Birken, und andere mehr. Hieraus folget untrüglich, daß die vielen erdigten Theile im Eichenholze, ſolches zu einer gemäſſigten, und lang anhaltenden Hitze bringen.

3) **Backholz**, iſt etwas ſehr nothwendiges zur Hauswirthſchaft; wiewohl an vielen Orten, wo das Holz knapp iſt, auch mit Stroh ſchon Hausbackenbrod gebacken wird, jedoch iſt es beſſer, wann man das Stroh im Dünger zu Beſſerung der Felder und Wieſen behalten, und mit Holze die Backöfen heizen kann. Hierinnen ſind ſie nun in Holzländern verſchwenderiſch, denn wenn ſie nicht Scheitholz, oder wenigſtens geſpaltene Klöppel und Zacken haben ſollten, ſo meynen ſie, es könne kein gut Brod gebacken werden. Es iſt aber eine andere Menage zu machen, und man kann mit Reiſſe die Backöfen heizen, welches auch an vielen Orten ſchon geſchicht. Ich will den Unwiſſenden zum Beſten, und andern ihre Vorurtheile zu benehmen, hiervon etwas weniges anführen. Es iſt gewiß, daß mit trockenem Reiſſe, es ſey von was für Holz es wolle, Buchen, Birken und Haſeln aber hat den Vorzug, ſich die Oefen vollkommen, und auch geſchwinde gut heitzen, und dem Werthe des Holzes nach, bey weitem ſo viel nicht drauf gehet, als bey Scheit- oder Zackenholze. Das trockene Reiß giebt ein anflammendes Feuer, wodurch der Ofen oben bald heiß wird, und ſodann werden die Kohlen auf dem Heerde herumgezogen, daß er auch unten ſeine rechte Hitze bekommt. Man kann mit 10, 12 bis 15 Reißbund, einen groſſen Backofen heitzen, und ſo man auch den ganzen Ofen nicht gedenket voll zu backen; ſo kann man mit Reiſſe denſelben halb oder 2 Drittheil davon, noch beſſer heitzen, als wie mit Holze, und zwar wegen des aufſchlagenden ſtarken Flammenfeuers, wodurch der Ofen bald oben gut wird. So groß, als man den Platz gedenkt zu überſetzen, ſo weit ziehet man auch die Kohlen herum. Inzwiſchen muß bey dem Reiſſigfeuren fleiſſig geſchieret werden, damit die kleinen Kohlen nicht ſo übereinander liegen bleiben, und die aufſchlagende Hitze dämpfen oder zurück halten. Das eichene Scheit- oder Zackenholz, iſt das ſchlechteſte zum Backen, dieweil es keine ſchnelle Flamme giebt.

4) Zu **Kachelöfen und Einheitzung der Zimmer**, auch andern Stuben muß nun wohl allerhand Holz dienlich ſeyn. Jedoch gehet das harte dem weichen, und das trocken dürre gewordene dem grünen weit vor. Wenigſtens ſoll man es Jahr und Tag, und wenn es auch länger ſeyn kann, laſſen austrocknen. Denn

Denn wenn man grün Holz, oder ſo nur etwan etlich Monate abgehauen geſtanden, aufs Feuer leget; ſo läuſt an den abgehauenen Enden, der Saft oder die wäſſerigen Theile heraus, welches nicht nur das Feuer und Hitze dämpfet; ſondern es liegt und kohlet, und ſchwölet nur, bis es nach und nach durchglimmet, fällt denn auseinander, und hat keine ſonderliche Hitze von ſich gegeben. Zu Einheitzung der reinlichen Gemächer und Zimmer, iſt Roth- und Weißbuchen, Birken, Erlen, Rüſtern, Ahorn, Aſchen und Maßheldern, das beſte, dieweil es keinen ſonderlichen Dampf oder Geruch von ſich giebt, und die Kohlen in ſteter brennenden Hitze, bis zum verſchmelzen bleiben. Das eichene giebt nun ſchon einigen Geruch von ſich, ſo aber wenig beißt. Es iſt aber damit weit vortheilhafter umzugehen. Jetziger Zeit hat man meiſt kleine Oefen, in groſſer und vornehmer Herren Zimmer. Da thut man wohl, daß man das Feuerholz zu rechter Zeit einfahren, kurz ſchneiden, und ſo noch ein Jahr, und wann es auch mehr ſeyn kann, in den Holzſchuppen austrocknen laſſe, mit Buchen, Birken, oder dergleichen Holze anfeuere, und alsdann recht trocken Eichenholz, oder von deſſen Stücken gemachtes Holz, nachlege; ſo hält das Feuer und die Hitze deſto länger untereinander an; und wenn eiſerne Thürgen vor den Oefenlöchern ſind, macht man ſolche bis auf die Zuglöcher zu; ſo erhält ſich die Hitze weit länger im Ofen. Ueberhaupt ſollte man in keine Kachelöfen, ſie ſeyen beſchaffen, wie ſie wollen, langes Holz einlegen laſſen, theils wegen Herausſchlagung der Flamme, und beſorgender Feuersgefahr, beſonders aber, weil mehr Hitze zum Ofenloche herausſchlägt, als wie in das Zimmer dringet, wenn der ganze Ofen der Länge nach voll Feuer brennet. Derowegen iſt kurz Holz beſſer, wenn es im Ofen hintergeſchoben, und angebrennet wird, ſo vertheilet ſich die Hitze von hintenher im Ofen deſto beſſer. Zum Geſinde- und Viehſtuben iſt das Reißholz, Klöppel- und Zackenholz, das beſte. Wenn es gut trocken iſt, ſo giebt es ein ſchnelles Feuer, daß die Waſſer vors Vieh bald heiß werden, und das Geſinde bald eine warme Stube bekommen kann, wenn es öfters von der Kälte und Regen viel ausſtehen muß. Hernach kann man von Stockſcheiten, oder ſonſt alten knorrigten Holze nachlegen, damit ſie ſich wieder erwärmen, und austrocknen können. Auch die Wärme des Feuers erquicket den Menſchen. Es iſt alſo auch von Herrſchaften chriſtlich, wann ſie ihrem Geſinde eine warme Stube der Zeit nach gönnen, inzwiſchen aber als gute Hauswirthe, auch hier auf eine nützliche Einrichtung denken.

5) Zur **Küchenfeuerung** iſt Buchen, Birken, Erlen, Aſchen, Rüſtern, und Ahorn weit beſſer, als Eichen. Jedoch gehet letzteres noch gar wohl mit, wenn es recht trocken iſt. Kein ſchlechteres Küchenholz aber iſt, als Aſpen, Fichten und Tannen; denn dieſes liegt, platzt und ſprengt das Feuer und Kohlen um ſich herum, daß ſie öfters in die

Speiſen fallen. Sind aber die Küchenheerde geräumlich, daß man Caſtrole, Pfannenlöcher, und kleine Bratöfen auf dem Heerde anlegen kann; ſo kommt man mit den ordentlichen geſchwöllten Kohlen faſt eben ſo weit. Wann dann ein Eigenthümer eines Holzes Klöppel- und Zackenklaſtern hauen, und hievon Kohlen machen läßt; ſo ſind ſolche zum Kochen und Braten nicht nur reinlich, ſondern die Speiſen werden auch delicat dabey gekocht, und gebraten. Wenn man einen Ueberſchlag machet; ſo erweiſet ſich in einem Monate, wie viel Holz beſonders zum Feuerheerde und Speiſen Kochen aufgehet, und wie hoch es am ſelben Orte im Preiſe zu ſtehen kommt. Man laſſe dann nur 2 oder 3 Klöppel- oder Zackenklaſtern verkohlen, meſſe ſelbige mit einem Korbe, oder beſondern Maaſe nach, wie viel aus dieſen Klaſtern Kohlen geworden, und wie hoch ſelbige dem Werthe des Holzes nach, ſowohl als mit dem Köhlerlohne zu ſtehen kommen, koche und brate nur eine Woche dabey, und obſervire, wie viel Maaß von den Kohlen aufgegangen; ſo wird man bald finden, woran mehr Vortheil iſt, ob an Kohlen, oder am Holze. Es finden ſich Oerter, wo Klöppel- und Zackenholz in keinem ſonderlichen Werthe iſt, wo noch Scheitholz genugſam, und nicht allzutheuer zu bekommen iſt. An ſolchen Orten vornemlich, iſt mit Zacken- und Klöppelholzkohlen rathſamer in der Küche zu feuren, als mit Scheitholz, und wenn auch dergleichen Holz nicht abgehen will; ſo thut man wohl, man läßt es verkohlen, und verkauft die Kohlen an die Schmiede oder dergleichen Feuerarbeiter; ſo wird es doch bezahlt, und iſt beſſer, als wenn es vor leichte Geld zur Feuerung verkauft wird.

6) Wenn bey einem Landgut ein Ziegel- oder Kalkofen ſeyn kann; ſo ſind ſolches auch nutzbare Stücken, nicht nur wegen des ſelbſt eigenen Bauweſens; ſondern es iſt auch durch Verkauf ſolcher Materialien, etwas zu gewinnen, und wo die Felder ſich nach ihrem Grund und Boden dazu ſchicken, daß ſie Kalkdüngung gut annehmen, iſt ein eigener Kalkofen, wann nur die Kalkſteine nicht gar zu koſtbar anzuſchaffen ſeyn, zu Verbeſſerung der Felder, ſehr vortheilhaft. Geſetzt auch, man müſſe ſchon etwas theuer Holz dazu haben; ſo bringet es der Nutzen der Felder doppelt wieder ein, und wo das Holz theuer, da ſind die Ziegel auch theuer, und wird ordentlich der Preiß nach dem Holze gerichtet. Folglich kann nicht Einbuſſe, ſondern Profit bey den Ziegelſcheunen ſeyn, beſonders wo gute Ziegelerde iſt, daß es recht gute Steine giebet. Die werden doch allezeit geſuchet, und haben Abgang. Und wie nun die gute Erde das Hauptwerk zum Ziegelbrennen iſt; ſo muß gedachter Maſſen auch das Holz den Nutzen bringen, derowegen man zur nützlichſten Feuerung alle möglichſte Ueberlegung nach des Orts Gelegenheit und Werthe des Holzes, zu machen hat. Die Ziegelmeiſter meynen gemeiniglich, wie die Braumeiſter, wann man nicht lauter gut Holz gebe; ſo können keine gute

Ziegel gebrennet werden. Es iſt nicht genug, daß ein Ziegelbrenner Rechnung her macht, zu einem Brand Ziegel von 30000 Ziegel, gehen 25 bis 27 Klaftern Scheitholz drauf; wann es 4 Fuß lang iſt, und die Klafter koſtet 1 Rthlr. 12 Gr. betrüge ſolches 40 Rthlr. 12 Gr. Fuhrlohn vor Holz und Erde 20 Rthlr. - - Gr. vor Arbeitslohn und andere Unkoſten 39 Reichsthaler 12 Groſchen, daß es alſo 100 Rthlr. - - Gr. betrüge; rechne dann 30000 Ziegel, das tauſend zu 5 Rthlr. wäre 150 Rthlr. bliebe alſo netto 50 Rthlr. Ueberſchuß. Nach dieſer Rechnung gienge es wohl an, daß die Unkoſten des Anlegens und Aufbauung einer Ziegelſcheune, ſehr wohl verintereſſiret würden, wann auch nur jährlich 3 bis 4 Brände geſchehen und abgehen können. Allein iſt auch das Holz überall in ſolchem Preiſe jetziger Zeit zu bekommen? Und wanns auch wäre, ſo kann man dennoch ein mehreres gewinnen, wenn man nämlich, die alten Eichen- Buchen- Birken- Fichten- und Tannenſtöcke mit ausrotten läßt, und daſſelbe der Ziegelmeiſter zum Schmauchfeuer Anfangs nehmen muß. Denn drey tüchtige Klaftern thun im Schmauchfeuer, ſo viel als zwey Klaftern Scheitholz. Ferner kann man auch hierzu alles alte knorrigte Holz und Stöcke nehmen, die nicht gar wohl zu ſpalten ſeyn, wenn ſie nur unten in die Feuerlöcher gebracht werden können. Man kann dann mit Stockholze, auch mit Klöppel- und Zackenholz, jedoch nur mit dem krummen, ſo beym vollen Feuer nicht kann übergeſchoſſen werden, ferner fort das Feuern continuiren, bis zum vollen Feuer, wenn man alsdenn nur 6, 7 bis 8 Klaftern gut Holz, entweder Birken, oder Kiefern, oder Aſpen, Fichten, oder Tannen hat, welches ein flüchtig Feuer machen muß. Iſt aber dergleichen Scheitholz nicht vorhanden, oder kommt zu hoch im Preiſe; ſo muß man von dem Klöppel- und Zackenholze vorhero was ausſondern, damit man ſelbiges zum Ueberſchieſſen brauchen kann. Zur guten Menage, läßt man auch lange Reißbunde binden, von Weiden, und allerhand Holze, und die ſtärkſten Klöppel ausſondern, und braucht dann das Reiß- und Klöppelholz, zum Abfeuren. Es kann zu dem Ziegel- und Kalkbrennen, (denn letzteres iſt ebenmäßig wie die Ziegel zu tractiren) allerhand Holz genommen werden. Man kann mit purem eichenen oder harten Holze Ziegel brennen, und braucht nur, wie gedacht, zum Abfeuren, Reißklöppel, oder Birken- und ſchwarz- oder Tangelholz. Man kann auch mit purem Harz- oder Tangelholze dabey auskommen; nur iſt der Ueberſchlag zu machen, welches am wohlfeilſten zu ſtehen kommt. Denn es iſt leicht zu erachten, daß nicht ſo viel Klaftern hart als weich Holz, zu einem Brande drauf gehen. Jedoch iſt an manchem Orte das Tangelholz, noch rarer als Eichen- und dergleichen Laubholz. Immittelſt aber, ſo bringen Ziegel- und Kalköfen, wo die erforderliche Materie gut zu haben, ſchon was ein, wenn anderſt mit dem Holze die beſten Vortheile ergriffen werden. Man laſſe bey

Zeiten das Holz hierzu fällen; daß es auch wohl ausgetrocknet ſey, beſonders das, ſo zum Abfeuren genommen werden muß.

Brettſchneiden, ſ. **Brettſtamm.**

Brettſtamm, heißt ein wohlgewachſener Schaft eines Baums, woraus etliche Brettklötzer, aus dieſen aber auf einer Schneide- oder Sägemühle Bretter von verſchiedener Länge, breite und dicke geſchnitten werden können. Ein ſolcher Stamm muß nicht wammerigt, knotig, eißklüftig, faulfleckig, kernſchälig noch kernäſtig ſeyn, ſonderlich die Tanne, in welcher am erſten die Aeſte bey dem Schnitte loßgedrücket werden, und wenn ſie heraus fallen, die Bretter unwerth machen. So iſt auch kein dürrer Stamm oder Windbruch dazu dienlich, immaſſen die vom Bruche geſchnittenen Bretter, wenn ſie zu Tiſchen oder Schränken verarbeitet werden, beſtändig zu knacken pflegen, indem der Baum bey dem Bruch dergeſtalt erſchüttert worden, daß er ſich zwiſchen den Jahren gleichſam loßgeſchoben, und dahero dieſes Knacken, ſo oft ſolches Geräthe ein wenig geſchoben oder gereget wird, durch Widerſetzung, von ſich hören läßt. Wiederum muß auch der Stamm, wenn er von Fichten iſt, keine rothe Seite haben; welches daher zu rühren pfleget, wenn der Stamm in ſeiner Jugend zum Pechſchaben geriſſen, oder gelochet, desgleichen wenn er abgehauen worden, und ſolcher Hieb nach und nach wieder zugelauffen; ſo giebt es etliche Ellen in den Stamm hinauf, durch die Ausflieſſung des Saftes oder Harzes aus dieſem Hiebe, einen rothen oder gleichſam Todtenfleck, welcher alsdann keine reinliche oder taugliche Bretter macht. Die Brettſtämme, oder auch die abgeſchnittene Brettklötzer, ſollen nicht allzulange in ihrer Rinde auf bloſſer Erde, und in der Feuchtigkeit liegen bleiben, weil ſie ſonſt leicht unter der Rinde im Splinte blau anlauffen, oder gar verſtocken, und alſo ganz untüchtig zum Brettſchneiden werden. Woferne ſie aber doch liegen ſollen, muß man ſie auf Träger legen, und die Rinde davon abſchälen. Am beſten iſt es, wenn man ſie ganz friſch ſchneidet, weil die Bretter alsdann weit dauerhafter ſind, als die, ſo von alten und lange gelegenen Brettklötzern geſchnitten worden. Dieß alles iſt auch bey denen Klötzern, woraus Pfoſten oder Bohlen geſchnitten werden ſollen, in Acht zu nehmen. Wie aber die Brettſtämme und Brettklötzer oder Blochen, ſowohl nach ihrem körperlichen Innhalt, als auch nach ihrem Werth an Gelde zu taxiren ſeyen, davon ſ. **Baum**, und zwar in den daſelbſt beygefügten **Aufgaben.**

Will man nun aus dieſen Stämmen oder Glötzen **Bretter** ſchneiden laſſen; ſo iſt das rathſamſte, daß ſie durch die Schwarte geſchnitten werden. Denn wenn die Brettklötzer auf 2 Seiten erſt beſchwartet werden; ſo gehet beſonders an den Mittelbrettern auf jeder Seite ein Zoll breit ab, welches ſchon merklichen Schaden verurſachet. Auch iſt der Brett- und Schneidemüller gehalten, die Bretter nicht auseinander zu brechen; ſondern

ſondern er muß ſie in Kammeern den zuſammen laſſen, und ſo ganz von der Schneidemühle ſchaffen, auch demjenigen, welcher die Aufſicht darüber hat, oder dem Eigenthümer alſo im Ganzen überliefern; alsdenn aber, wenn ſie aufgeſchrieben worden, auseinander brechen und aufſetzen, weil die Herren Müller ſonſt gerne Metzbretter nehmen. Sie ſind auch ſo geſcheid, daß ihnen die Seitenbretter nicht gut genug ſind, ſondern ſie nehmen lieber die beſten in der Mitten heraus. Mit dem Aufſchrenken taugt es auch nicht viel, wenn ſie in einen Triangel geſetzt werden, und mit denen Enden übereinander liegen. Denn ſie trocknen, wo ſie dichte aufeinander kommen, nicht gut aus. Die Kiefern beſonders werden auch daſelbſt ganz blau. Beſſer iſt es, wenn Fingersdicke Hölzer zwiſchen jedem Brett geleget, und ſie ſo gerade übereinander geſetzt werden. Hiebey iſt noch zu gedenken, daß an vielen Orten die Kiefern, Fichten und Tannen, wo die Schneidemühlen etwas entlegen ſind, oder eine Menage im Holz geſucht wird, mit der Hand und einer Längeſäge in Bretter und Latten geſchnitten werden. Das iſt gewieß, daß mit dergleichen Säge ſo viel Holz nicht im Schnitt, und Spanne darauf gehet, und nach der Stärke des Bloches oder Brettklotzes ein, auch 2 Bretter aus jedem Bloche mehr werden. Wenn man aber das Schneidelohn rechnet, daß man mit der Hand zu ſchneiden mehr geben muß, als auf der Schneidemühle, ſo kommt es am Ende auf Eins hinaus. Blos menagiret man etwas am Holze mit dem Handſchneiden, und können auch, die mit der Handſchneiden, den Bloch noch eher auf allen Seiten an- und durchſchneiden. Auf der Schneidemühle aber muß der Bloch alſo geleget werden, daß die Nordſeite des Baumes unten kömmt; immaſſen, wenn ein Bloch zum Schneiden ſo angeleget wird, daß die Nordſeite an der Seite kommt; ſo lauft die Säge nach der Nordſeite; aus dem Grunde, weil die Nordſeite porös iſt, und alſo die Säge mehr Luft kriegt, und dahin tiefer eingreiffen kann, daß daher von unwiſſenden Schneidemüllern ſolche käuligte Bretter geſchnitten werden, die an einem Ende zuweilen einen viertel auch wohl einen halben Zoll ſtärker ſind, als an dem andern. Daher zu einem accuraten Brett zu ſchneiden Wiſſenſchaft gehöret. Uebrigens werden auch die, ſo mit der Hand geſchnitten werden, nicht ſogleich im Schnitt, als die, ſo auf der Schneidemühle bearbeitet werden, wenn man recht und vorſichtig dabey verfähret.

Brochet, ſ. **Hecht.**

Brombeerſtrauch, Brombeerſtaude, Brommen, Bremen, Brombeer, Kratzbeer, lat. Rubus, Roncea, Rubetum, franz. *Ronce*, iſt ein Strauch oder groſſes Staudengewächſe, das mit der Himbeere einige Aehnlichkeit hat. Das Blatt und der Stengel iſt rauh, und etwas ſtachlicht, und kriechet meiſtens an der Erde hin; findet ſich gar ſelten in hohen Gebürgen; ſondern mehrentheils in Landforſten, Feldbüſchen und Hey-

Heyden, an Hecken und alten aufgeworfenen Graben im Lande, welche, wie auch die Aenger, von gutem Boden, nicht ſelten völlig damit überzogen ſind. Seine Früchte ſind dunkelroth, und zur Genüge bekannt. Er blühet im Junio und Julio; ſeine Früchte aber werden erſt gegen das Ende der Erndte, oder auch des Sommers reif. Die Blätter und Zweige im Waſſer geſotten und getrunken ſtillen den Bauchfluß. Das Laub allein in Lauge gekocht macht ſchwarze Haare. Die unreiffe Frucht trocknet und ſtopfet; wenn ſie aber reif iſt, dienet ſie wider das Erbrechen, Blut- und Bauchflüſſe. Die Blätter gedörret, und zu Pulver gemacht, heilen die Schwären am Viehe. Das Schießpulver, wozu die Kohlen von dem Holze dieſes Strauchs genommen werden, entzünden ſich hurtiger, und hat eine weit ſtärkere Wirkung, als das ordentliche gemeine Pulver.

Bromhüner, ſind eine Art wilder Vögel, die ihren Nahmen daher bekommen, weil ſie ſich gerne an ſolchen Orten aufzuhalten pflegen, wo viele Brombeerſtauden zu finden. Sie ſind faſt noch einmal ſo groß, als die Haſelhüner. Der Hahn hat groſſe, mit einem rothen, oder bisweilen blauen Häutlein verſehene Augbraunen. Am Halſe ſind blaulicht ſchillende, am ganzen Leibe ſchwarze, an beyden Flügeln aber mit etwas weiſſen vermiſchte Federn; dabey hat er einen kurzen, dicken und ſchwarzen Schnabel. Die Henne hingegen hat eine etwas leichtere Farbe, einen ſchwarzen und gleichgetheilten Schwanz, rauhe Schenkel, woran die Federn ſchwärzlicht, aber mit weiſſen Flecken beſprenget ſind. Sie iſt etwas gröſſer und länger, als eine mittelmäſſige Haushenne. Dieſe Hüner werden zur Pfalzzeit entweder geſchoſſen, oder mit Fallen und Schleiffen gefangen.

Brommen, ſ. **Brombeerſtrauch.**

Bruch, heiſſet bey den Jägern 1) diejenige Stätte, wo man die letzte Spur eines Thiers geſehen hat, und wo ſich folglich daſſelbe befinden muß. Sodann bedeutet es 2) auch ein Stück Eichen- oder Buchenreiß, dergleichen ſich die Jäger, nach vollendetem Jagen, auf die Hüte ſtecken, und worauf auch das gefällete Wild geleget wird. Endlich 3) belegen die Jäger mit dieſem Nahmen ein abgebrochenes grünes Aeſtlein, womit ſie den Hund careſſiren, und die Fehrte verbrechen. ſ. a. **Abjagen, Arbeitung des Leithundes.**

Bruchlegen, heißt bey den Jägern an dem Orte, wo man ein Thier angeſchoſſen, einen Bruch legen, d. i ſolchen Ort mit einem Zweig oder Aſte, oder auch mit dem Hut bezeichnen; worauf man ſodenn den Förſtern, oder dem Gerichtsherrn anzeiget, in welches Revier das angeſchoſſene Wild getretten, und den Befehl, wegen Verfolgung und Wegnehmung deſſelben erwartet.

Bruchweiden, ſ. **Weide.**

Brunft, Brunſt, franz. *Rut*, iſt die natürliche Begierde, und der hitzige Trieb, der das rothe und ſchwarze Wildpret zu gewiſſer Zeit im Jahre zwinget, dem weib-

weiblichen Geſchlechte ſeines gleichen nachzugehen, und ſeine Liebesbegierden bey demſelben zu ſtillen. Eigentlich und zum Grunde deſſen könnte man wohl ſetzen, daß ſowohl dieſe, als auch andere Thiere die ihnen eingepflanzte Natur zu ihrer Vermiſchung am meiſten antreibe. Wie es denn unlaugbar iſt, daß die wilden Thiere und Vögel ihre gewiſſe und ordentliche Zeit zu ihrer Vermehrung meiſtentheils zu halten pflegen. Doch iſt deren Güte, Feiſte und Fettigkeit, Geäſſe, Fraß und Nahrung, gleichfalls als eine Urſache hievon anzuſehen, indem durch die ſpirituöſe Kraft dieſer Nahrungsmittel, welche ſich zu den Thieren nach eines jeden Complexion ſchicken, deren Geiſter und Natur angefriſchet, oder das übrige, ſo der Empfängniß und Vermiſchung im Wege ſtehet, verringert, und der Trieb zur Vermehrung geſtärket wird.

Brunftplatz, Blohmplan, iſt ein ſolcher Platz, wohin ſich das Wild gerne ziehet, wenn es in der Brunſt iſt, und den groſſe Herren beſonders dazu anlegen laſſen, daß das Wild dahin gelocket wird, damit ſie alle Gelegenheit haben, deſto beſſer zu hören und zu ſehen, was in der Brunſt vorgehet. Hiezu erwählet man einen freyen Platz, Lehden oder Wieſe. Um ſelbigen wird ein Graben gemacht 4 ein halben Schuh tief. Der Aufwurf wird nach dem innwendigen freyen Platze gerichtet, daß es alſo hoch wird, daß man im Graben verborgen gehen kann. Es muß der Graben auch ſo gemacht ſeyn, daß die Hirſche ganz wohl darauf kommen können, und daß auch der Herr hinauf kommen kann. Es werden auch Wechſel gemacht, alle 100 Schritte, alſo daß der Graben zugedeckt, und oben Erde darüber iſt. Iſt es nun eine Wieſe, ſo muß ſelbige gut gedünget werden, daß, nachdem ſie einmal gemähet worden, wieder guter Grummet darauf wachſe, und derſelbe beſtändig offen gelaſſen werde. Sind es aber Lehden; ſo werden ſie alſo eingetheilt, daß auf ein Theil im Frühjahr Haber geſäet werde, ein Theil aber wird mit Rübſaamen beſäet, und 2 Theile bleiben ruhen oder Brache. Es muß aber der Haber, ſo man ihn menagiren will, ſo bald er ſchießt, mit Stangen zugemacht ſeyn, ſo wie auch die Rüben; und zwar bis gegen die Brunſt. Alsdann aber muß alles offen ſeyn, damit ſich das Wildpret hineingewöhne, wie ſie denn ohne dem in der Brunſt einen freyen Platz lieben. Dickungen aber müſſen auch neben dem Brunftplatze ſeyn, daß, ſo darunter geſchoſſen wird, ſie ſich darein verbergen können. Das vornehmſte iſt, daß um ſelbiges Revier das Wildpret und die Hirſche ſtark gehäget werden; wie denn auch das zahm erzogene Wild nicht undienlich dabey iſt. Sollte aber der Brunftplatz zu weitläuftig ſeyn; ſo müſſen quer durch Gräben gezogen werden, damit der Platz zu beſchieſſen iſt. Iſt der Platz aber ſo enge, daß er meiſt überſchoſſen werden kann; ſo wird ein Schirm 10 Fuß hoch von der Erde, nach Proportion des Platzes, gemacht, von vier Schwellen, als nämlich 2 langen à 10 Fuß, und 2 à 8 Fuß. Hierauf wird ein Säulenwerk gemacht

macht, daß der Fußboden 9 Fuß von der Erde komme, desgleichen von einer Seite eine Treppe zum Eingang von auſſen, und auf allen 4 Seiten Schießlöcher, oder kleine offene Fenſter. So denn wird es mit grünem Reiß bekleidet, und iſt deswegen auf Schwellen zu machen, daß dieſer Schirm auseinander geſchlagen und weiter gebracht werden kann. Ja es iſt auch dieſer Schirm deswegen erhaben, damit die Hirſche keinen Wind vom Weidmanne haben können. Nach Gelegenheit des Diſtrikts wird auch wohl mehr, als ein Brunftplatz angeleget. Noch beſſer aber iſt es, wenn um ſolchen Platz, und an den Gräben lebendige Hecken angeleget werden; doch ſo, daß viele Wechſel frey hineingehen. So ſiehet es denn beſſer und natürlicher aus, der Weidmann ſchleicht auch verborgener darhinter, und kann alſo auch bequemer über den Graben ſehen. Dieß iſt eine ſonderliche Luſt vor groſſe Herren, der ſie auch mit Damen ohne Unbequemlichkeit beywohnen können.

Brunftſchieſſen, wird bey dem Jagdweſen das Schieſſen des Wildes zur Brunftzeit genennet. Wenn nämlich der Hirſch um Aegidii, nach der alten Zeit, nachdem er feißte und geil geworden, das Wildpret ſuchet, und bey kaltem Nebel und Froſt nach dem Wildpret in ſeiner geilen Hitze gegen Abend, die Nacht durch, und vor Tage heftig ſchreyet, das Wildpret zuſammen treibet und brunftet; ſo werden zu ſolcher Zeit, wo Gehäge ſind, die Heiden und Wälder verbothen, und darf niemand wie ſonſt, hinein fahren, und Holz holen, weil das Wildpret dadurch in ſeiner Brunft geſtöhret würde. Da nun alſo das Wildpret in ſolcher Zeit Ruhe und Friede hat, und ihm nichts hinderlich iſt; ſo reiſet zum öftern die Herrſchaft mit einem kleinen Gefolge auf die Hirſchbrunſt, daſelbſt etliche Wochen zu verbleiben; da denn das an dem Walde nächſtgelegene Amts, Jagd- oder Luſthaus zu rechte gemacht, und die nöthige Victualien herbey geſchaffet werden. Wenn denn der Forſtmeiſter ſelbigen Reviers durch ſeine untergebene Förſter Erkundigung eingezogen hat, wo und wie ſolche Hirſche in der Brunft ſtehen, und ob ſolche zeitlich oder ſpät antretten; ſo reitet der Forſtmeiſter nach gegebenem Bericht mit der Herrſchaft gegen Abend, und vor Tages Anbruch, nebſt dem Pürſchmeiſter und Leibſchützen, an gemeldeten Platz, und ſteigen ab. Wenn hierauf der Forſtmeiſter der Herrſchaft die Wechſel und Gelegenheiten gezeiget, und ſie ſich angeſtellet hat, oder anderwärts Hirſche ſchreyen höret; ſo führet der Pürſchmeiſter die Herrſchaft durch Beſchleichen, Kriechen oder andere Vortheile an. Iſt der Hirſch zu weit; ſo muß derſelbe mit Knicken eines kleinen Stöckgens, als ob ein anderer käme, näher gelocket werden, und ſo ein Hirſch der Herrſchaft recht zum Schuſſe ſtünde, ſelbige ſolchen ſchieſſen laſſen; worauf er zur Pracht, daß er von der Herrſchaft ſelbſt erleget worden, auf dem Pürſchwagen gehöriger maſſen geführet, und nach Hofe geſchickt wird. Solcher Luſt wegen, welche 3 bis 4 Wochen währet,

währet, hält ſich die Herrſchaft bisweilen ſo lange auf dem Lande auf, und divertiret ſich mit ſolchem Brunſtſchieſſen. Da darf nun niemand dieſelbe darinnen ſtöhren, auch weder in der Brunſt im Walde hüten, noch Hunde hinein bringen, Streulinge oder Holz holen, viel weniger die Herrſchaft mit Supliquen überlauffen oder verhindern, wo er anderſt nicht in Ungnade und ſchwere Straffe verfallen will. Sonderlich müſſen die Fleiſcherknechte mit ihren Kälbern und Hunden, die beſtändig einen ſtarken Laut verurſachen, und am meiſten ſchädlich ſind, mit Fleiß von ſolchem Walde abgehalten werden. Wo nun Brunſthirſche weit abgelegen ſind, und in der Ferne vom Herrn geſchoſſen werden, die werden von dem nächſten Dorfe von den Amtsunterthanen bis zum Amthauſe geführet, von wannen ſie hernach auf dem Pürſchwagen nach der Reſidenz geliefert werden. Wenn denn die Herrſchaft einen Hirſch von treflicher Gröſſe und Gehörn vieler Enden gepürſchet hat; ſo pfleget öfters der Forſt- und Pürſchmeiſter anſehnlich beſchenkt zu werden, welches meiſtens in einem ſchönen ſilbernen und vergüldeten Pocal beſtehet; den er aber alsdann erſt bekommt, wenn er das abgeſchlagene Gehörn, der Herrſchaft zu Ehren, wie gebräuchlich, bey gehaltener Tafel vorträget, den neuen Willkommen vorher aber austrinken muß. Ein ſolches von vielen Enden herrlich gewachſenes Gehörn wird auf einen hölzernen Hirſchkopf zum Andenken angemacht, unter deſſen Halſe auf ein Brettlein oder Pergamentzettel geſchrieben, in welchem Jahr und Tag, und wer ihn gepürſchet, wo er gefällt worden, wie der Ort heiſſe, wie viel Centner er gewogen, und was ſich merkwürdiges dabey zugetragen.

Brunftzeit, iſt die von der Natur in gewiſſe Schranken geſetzte Jahreszeit, in welcher das Wild zur Vermehrung ſeines Geſchlechts angetrieben wird, auf die Brunſt gehet, und Wolluſt pfleget. Welchen Zeitpunkt nun die Natur bey einem jeden Thier veſtgeſetzet habe, ſolches iſt bey der Beſchreibung derſelben mit angemerket worden.

Brunſt, ſ. **Brunft.**

Brut, lat. Foetus, Genimen. wird 1) von allen Jungen der kleinen Vögel und Thiere geſagt. So ſagt man von den Vögeln, wenn ſie Eyer haben: ſie ſind in der **Brut.** Nach den Sächſiſchen Rechten iſt es bey 100 Scheffel Haber, und noch 50 fl. Geld verbothen, die Brut von Vögeln zu verderben. Sodann wird 2) auch der Saame der Fiſche **Brut** genennet, wenn ſolcher nämlich, nachdem die Streichzeit vorbey iſt, lebendig geworden, und womit, wenn er zu einem tüchtigen Satze erwachſen, die gefiſchten Teiche wieder beſetzt werden. ſ. a. **Strich.** Nach vorbemeldten Sächſiſchen Ordnungen ſollen die Brutkrebſe, wenn ſie nicht mit dem Kopf und Schwanz eines Fingers lang ſind, wie auch die kleinen Fiſche und Brut, ſo unter dem dazu gewidmeten Maaß ſind, nicht mit anheim genommen, ſondern wieder wo man ſie gefangen, in

in das Waſſer geſchmiſſen werden.

Bubalus, ſ. Büffel.

Bubo, ſ. Eul.

Buche, Buchbaum, Buchenbaum, Büchenbaum, latein. Fagus, franz. *Fau, Feau, Fouteau, Hétre,* iſt ein ſtarker und hochaſtiger Waldbaum, der unter das harte Holz gezehlet wird. Wenn man von dem frühern und ſpätern Ausſchlag, von dem weiſſern und röthlichern Holze, von gröſſern und kleinern Saamen und dergleichen, Eintheilungen in **Winter- Sommer- Roth- Weiß- Steinbüchen,** und ſo ferner machen will; ſo iſt der Unterſcheidungen kein Ende. Wir wollen alle dieſe Gattungen die **Rothbüche** nennen, und derſelben die **Hayn-** oder **Weißbüche** entgegen ſetzen, weil jene ihr Holz, wenn man es gegen das Holz der letzten hält, etwas, obwohl in verſchiedenem Grade, ins röthliche fällt. Solchergeſtalt wären 2 Hauptgattungen der Buchen.

1) Die **Rothbuche,** welche auch **Tragebuche** genennet wird. Dieſe wird einer der gröſten Bäume, iſt mit gar vielen, und wenn Raum vorhanden, ſich gern weit ausbreitenden Aeſten, dagegen aber nur mit mäſſig tief gehenden Wurzeln verſehen. Sie wird ſehr alt; jedoch nicht ſo alt, wie die Eiche; wächſet auch um ein merkliches geſchwinder, als dieſe. Die Blätter haben ein angenehmes grün. Die Rinde iſt an dem jungen Holze grau grün, und wenn es älter wird, hellgrau. Das Holz iſt ſehr hart und ſchwer, und giebt ein vortrefliches Kohl- und Brennholz. Wenn es friſch unter das Waſſer kommt, und beſtändig darinnen bleibt, kann es lange Jahre, und am längſten in harten Waſſern dauren. Abwechſelnde Näſſe und Trockniß aber, oder dumpfigte feuchte Oerter, bringen es ſo ſchnell zur Fäulung, als faſt bey keinem andern Holz geſchiehet. Solches ereignet ſich beſonders, wenn in der Saftzeit gehauen iſt, in wenig Monaten, und leuchtet alsdann, ſo lange es mäſſig feuchte bleibet, mit einem bleichen Schein im Finſtern, gleich dem Phosphorus. Der Baum kann ſehr rauhe Witterung vertragen, und man findet ſelten, daß er verfrieret. Nur berſtet er zuweilen nach der Länge auf, wenn im Hornung und Merz, nachdem der Saft einzutretten angefangen, ſehr ſtarke Fröſte einfallen; und wird ein ſolcher Baum eisklüftig genannt. Die Rothbuche wächſet ſowohl im Lande, als auf hohen Gebürgen. Der beſte Boden für ſie iſt leimichte Erde, mit Kieß oder Grand vermiſchet; auch in thonichtem Boden kommt ſie beſſer fort, als ander Holz; in ſumpfigten und ſehr ſandigten Orten aber will ſie nicht gut wachſen. Wenn ſie einen niedrigen Saft, und weit ausgebreitete Aeſte hat; ſo leidet ſie kein Unterholz, noch ander Gewächſe unter ſich, und iſt ein rechter Wolf. Es entſtehen daraus an den Orten, wo man viel ſolche rauhe Buchen ſtehen läſſet, leere Plätze, wo an keinen Anwachs von jungem Holze zu gedenken. Selbſt die Stammloden gehen endlich dadurch verlohren, wenn nicht

nicht in Zeiten Luft gemachet wird. Im Frühjahr trägt ſie perlfarbene Knöpfgen, welche die Saamenknoſpen ſind, und Hofnung geben, daß Saamen, welchen man **Buchecker**, **Buchnüſſe** nennet, erfolgen werde. Dieſe können eine harte Witterung und andere Zufälle weit beſſer vertragen, leiden auch nicht ſo leicht Schaden vom Ungeziefer, wie die Eicheln. Zum Ausſäen aber ſind ſie nicht lange aufzubehalten. ſ. **Buchecker.** Eine Buche wird nicht von oben, ſondern von unten an abſtändig. Daher muß man hauptſächlich auf den Stamm ſehen, wenn man die fernere Dauer einer Buche beurtheilen will. Man hat als was beſonders angemerkt, daß kein Baum öfter vom Blitz, als die Eiche, keiner aber ſeltener, als die Rothbuche, ſo lange ſie beyde noch grün ſind, und auf dem Stamme ſtehen, beſchädiget werde. Die Anmerkung hat ihre Richtigkeit, ſo gar, daß wo Eichen zwiſchen dickſtehenden Rothbuchen nur einzeln befindlich, jene vom Blitz nicht ſelten zerſchmettert, und dieſe unbeſchädigt gelaſſen werden; welches man auf den hohen Flächen der Gebürge am häufigſten wahrnehmen kann. Das gilt von der Buche, ſo lange ſie grün iſt. Hingegen iſt der Fall nicht ſo ſelten, daß in Gebäuden Büchenholz vom Blitze beſchädiget worden. Aus der Rothbuche wird folgende Geräthſchaft verfertiget: Allerhand Arten **Stempel** in Puchwerke, Oel-Pappier- und andere Stampfmühlen, ingleichem die dazu gehörige **Einladungen**, wozu die Höhe und Stärke durch den beſondern Gebrauch beſtimmet wird; **Däumlinge** in die Stempel; **Kämme** in die Blaswellen; **Schlagreitel** in die Hammergerüſte, welche vorne halb rund geſchlagen werden, und 8 bis 9 Fuß lang, und 18 Zoll ſtark ſind. **Frösche** auf die Arme in die Hammerwellen, welche man halb rund hauet, 20 Zoll lang, 9 Zoll breit, 5 bis 6 Zoll dick, werden auf die Hebearmen geleget, und mit ſtarken eiſernen Bänden angezogen. Aus vollen büchenen Stammen, die am Stammende 26 bis 30 Zoll im Durchſchnitt haben, werden **Keile** zum Gebrauch der Eiſenhütten, die 20 bis 24 Zoll lang, 5 bis 6 Zoll breit ſind, verfertiget, womit man die Säulen an den Hammergerüſten beveſtiget; und können aus einem ſolchen Stamme, nachdem er rein von Aeſten und höllreich iſt, 9 bis 10 Schock erfolgen. **Waagen**, vermittelſt welcher die Balgſtangen die hölzernen Bälge an den groſſen Schmelzofen aufziehen. Es werden ſolche 8 bis 10 Fuß lang, 8 bis 10 Zoll breit, und 4 bis 5 Zoll dicke gehauen. Alle dieſe Gattungen Gerätheholz müſſen gleichfalls aus ſolchen Stämmen genommen werden. Wobey man aber ſorgfältig vermeiden muß, daß man dazu keine Stämme, die ſehr äſtig oder windiſch gewachſen ſind, ſondern ſich fein gerade klüſtig ſpalten laſſen, ausſuche. Ein halber Büchenſtamm iſt am Stammende 18 bis 20 Zoll ſtark. Man machet daraus **Hammerhelme** in die Eiſenhütten. Die Rademacher brauchen des Büchenholzes ſehr viel, und zwar zu Axen, zu **Armſtücken**, zu **Spohren**,

wozu man gemeiniglich die Höll-
ende von den Arenbäumen nimmt;
zu Rungen, Schemeln, Grün-
deln, Naben, Deichſelſtan-
gen, Schlittenſchlickern, wo-
zu die krumgewachſenen Wurzeln
vor andern dienen, Hand-
ſchlitten, Keitels, Felgen u.
d. g. Die Sattler nutzen das
Büchenholz zu Kumten, und
andern bey ihrer Handthierung
vorfallenden Geräthen, welches
auserleſen, rein und ohne Aeſte
ſeyn muß. In Pappiermühlen
machet man davon die Preß-
blöche. In Oelmühlen die Do-
cken, Löſe- und Treibkeile,
Nonnen, Preßkeile. Es
werden daraus verfertiget Ab-
ſatzhölzer vor die Schuſter,
Bücherbretter vor die Buch-
binder, Streichbretter, Back-
tröge, Spaten, Wurf-
ſchaufeln, hölzerne Teller,
Flachsbrechen, Schwiengen
u. d. g. mehr. Endlich wird
noch verſchiedene Arbeit von den
Böttichern aus dem Buchenholz
verfertiget, welche jedoch nicht
aller Orten im Brauch iſt. Die
daraus verfertigten Gefäſſe die-
nen, weil ſie einer baldigen Faul-
niß unterworfen, keinesweges
zu naſſen, ſondern nur lediglich
zu trockenen Sachen. Zu Bau-
holz dient der Büchenbaum nicht,
am wenigſten aber zu Schwell-
hölzern, welche auf Mauerwerk,
oder gar nahe an der Erde liegen,
indem es gar bald ſtockigt wird.
Wo es gänzlich trocken lieget,
kann man es, in Mangel andern
Holzes, zur Noth gebrauchen.
Es will aber, wenn es etwas
lang iſt, ohne unterſtützt zu wer-
den, keine Laſt tragen.

2) Die Haynbüche, Ha-
genbüche, Weißbüche, Stein-
büche, lat. Carpinus, franz.
Charme, iſt von der Rothbüche
an Gröſſe, Blatte, Blüte, Saa-
men, gänzlich unterſchieden, und
kaum zu errathen, wie beyde
einerley Geſchlechtsnahmen er-
halten haben. Sie gehöret un-
ter die Bäume von mittlerer
Gröſſe; wird aber gar alt.
Ihre gröſte Dicke iſt im Durch-
ſchnitt 15 bis 18 Zoll. Unter-
weilen findet man ſie zwar noch
viel ſtärker, aber gar ſelten oh-
ne innerlichen Schaden. Sie
können alle 8 bis 10 Jahre, wie
die Weiden, abgeköpfet werden,
und geben vortreflichen Waſen.
Alsdann wird der Stamm zwar
dicke, kommt aber zu keiner Hö-
he, und wird zugleich innwen-
dig gemeiniglich ſchadhaft. Auf
Höhen und Flächen, welche ſehr
dürren und rauhen Winden, o-
der groſſer Sommerhitze ausge-
ſetzet ſind, und dabey dürren Bo-
den haben, erhalten ſie die Wey-
de; müſſen aber zu dieſer Abſicht
nicht gar zu enge, ſondern we-
nigſtens anderthalb bis 2 Ruthen
voneinander ſtehen. Wenn die
Stämme nicht zu alt, ſondern
im 24ſten, 30ſten oder 36ſten
Jahre abgehauen werden, erfol-
gen häuffige und ziemlich ſchnell-
wachſende Stammloden, welche
nach Ablauf von 25, 30 bis 36
Jahren, nach Verſchiedenheit
der Lage und des Bodens, ſtark
genug ſind, daß daraus Feuer-
und Kohlholzmalter gemacht wer-
den können. Das Holz iſt ſehr
hart, dabey zähe, weiß an Far-
be, iſt mehrentheils windiſch ge-
wachſen, giebt ein vortrefliches
Feuer- und Kohlholz. Die Koh-
le giebt unter allen andern Arten
faſt die ſtärkſte Hitze, und hält
am längſten an. In der Witte-
rung

rung, auch an feuchten und dümpfigten Oertern wird es nicht ſo leicht ſtockigt, als das rothbüchene Holz; doch iſt es auch von keiner langen Dauer. Die Weißbuche wächſet in Gebürgen ſowohl, als Ebenen. Die Blüte und der Saamen hänget traubenweiſe zuſammen, hat auch Flügel, iſt ſehr hart, und braucht lange Zeit, ehe er auflauft. Die Loden und langen Stangen laſſen ſich gerne verpflanzen, und dienen in- und um die Gärten zu ſchönen Hecken. Will man die Haynbuchen gerade und ſtark ziehen; ſo muß man darzu aus Saamen erwachſene Loden oder Stangen nehmen, und ziemlich enge beyeinander ſtehen laſſen; ſonſt wird das Gewächſe ſehr rauh und knorrigt. Die jungen haynbüchenen Saamenloden, wie auch ſelbſt die Stammloden, leiden in den Jahren, da es viel Mäuſe giebt, Schaden. Im Jahr 1752 u. 1753 wurden durch dieſes Ungezieſer an verſchiedenen Orten ganze Plätze, in einem Alter von 6, 8, 12 und mehr Jahren, verdorben, indem es die jungen Loden gänzlich abfraß, die ſtärkern Stämme abſchälete, ja gar die Wurzeln durchfraß. Aus dieſer Buche kann das beſte Kammholz in Säge- Mehl- und andern Mühlen, und überhaupt bey allem vorgelegten Zeuge verfertiget werden; die beſten Wagendeichſeln; ſehr dauerhafte Schiebkarrengeſtelle, die aber ſehr ſchwer ſind; Schrauben zu allerhand Geräthe, zu Preſſen, und die dazu gehörigen Preßhölzer. Ueberhaupt, wo eine zähe Härte nöthig iſt, da iſt es eines von den beſten Hölzern, die in dieſen Ländern wachſen, und genutzet werden können. Das Waſſer, ſo man in den holen Buchen antrift, ſoll die Unreinigkeiten an Menſchen und Vieh heilen, wenn die Flecke damit gewaſchen oder beſtrichen, und nachgehends nicht wieder abgetrocknet werden. Mit einem Buchbaumreißlein vertreibet man die giftigen Nattern. Das Decoctum der geſettenen zarten Blätter ſtillet den Bauchfluß. Und das aus dem jungen Laube gebrannte Waſſer iſt gut vor die Waſſerſucht.

Buchecker, Bucheichel, Buchnüſſe, lat. Nuces Fagi, Glandes fageæ, franz. *Foueſnes*, iſt die Frucht von der Rothbuche, welche dreyeckigter Form, und von auſſen mit einer caſtanienfarbenen Schale, innwendig aber noch mit einem dünnen und lichtern Bälglein verſehen iſt. Weil dieſe Bucheckern genug Materie, eine Käume zu treiben, gleichwie die Eicheln, bey ſich führen; ſo ſind ſie zur Ausſaamung nicht lange aufzubehalten; ſondern müſſen denſelben Herbſt, da ſie reif geworden, oder doch das nächſte Frühjahr in die Erde gebracht werden. Hierinnen iſt oft die Urſache, daß das Ausſäen der Eicheln und Bucheckern ſo ſchlecht geräth, zu ſuchen, wenn der Saame von einem Jahr zum andern, und oft noch länger aufbehalten, und zur künftigen Ausſaat hingeſchüttet wird; lieget er nicht trocken genug, ſo wächſet er zu ſtark aus; lieget er allzu trocken, ſo iſt er gleichfalls verdorben. Sonſten geben dieſe Bucheckern auch eine gute Maſt vor das wilde und zahme Schweinvieh. Sie kommen aber dennoch

den Eicheln an Güte nicht bey, weil der Speck davon gar zu weich wird, und ſich nicht ſo gut aufbehalten läßt. Wo viele Bucheckern in einem Walde gerathen, da kann man die Buchmaſt eröfnen, und Schweine dahin treiben. Es ſollen aber die Jäger und Beamten deren nicht allzuviele annehmen, noch unterſchiedenen Leuten Beſetzzettel geben, die ihnen die Bucheckern um die Helfte leſen; ſondern hierinnen Maſſe halten, und den Verordnungen der Herrſchaft folgen. Wenn bey reichlicher Buchmaſt den Unterthanen verſtattet wird, mit ihrem Vieh in die Wälder zu treiben; ſo iſt ihnen doch ſolches auf dem Schlage nicht zu verſtatten, damit ſie den jungen Wuchs nicht beſchädigen mögen; es wäre denn an ſolchen Orten, wo der Unterwuchs dem jungen Vieh ziemlich aus dem Rachen gewachſen. Sonſten haben die Bucheckern die Wirkung, daß, wer viele davon ißt, darauf ſo ſchwindlicht wird, als ob er ſich einen Rauſch getrunken hätte. Es kann auch daraus ſehr gutes und häuffiges Oel, welches faſt dem Baumöle gleich kommt, gepreſſet werden. Wenn aber die Bucheckern nicht vollkommen reif ſind; ſo pfleget das friſche Buchöl auch wohl die Art an ſich zu haben, daß es den Kopf einnimmt. Uebrigens iſt es ganz unſchädlich, und zu allem Gebrauch dienlich, wozu die gepreßten Oele überhaupt angewendet werden.

Bucheichel, ſ. **Buchecker.**

Bucheſche, ſ. **Hanbuche.**

Bucheſchern, ſ. **Ahorn.**

Buchfinke, ſ. **Finke.**

Buchmaſt, ſ. **Buchecker.**

Buchnüſſe, ſ. **Buchecker.**

Bufle, ſ. **Büffel.**

Büchenbaum, ſ. **Buche.**

Büchenholz, ſ. **Buche.**

Büchſe, Rohr, Feuerrohr, lat. Bombarda, Sclopetum, franz. *Arquebuſe*, iſt ein Gewehr, welches aus einer eiſernen Röhre oder Lauff, ſo in einer hölzernen Einfaſſung, der Schaft genannt, lieget, daran unten der Anſchlag, den man, um gewiſſer zu ſchieſſen, an den Backen hält, und in einem deutſchen oder franzöſiſchen Feuerſchloſſe beſtehet. Sie ſind entweder gezogen mit Schnecken oder Haarzügen, oder aber glatt gezogene, oder ungezogene Büchſen; wiewohl man dieſe letztern nicht eigentlich Büchſen, ſondern Flinten oder Musqueten nennet. Von den Büchſen hat man zweyerley Gattungen, die **Kugelbüchſen** und **Schrotbüchſen.** Aus den erſten wird mit bleyernen Kugeln, aus den andern aber mit Schrot geſchoſſen. Von den Büchſen überhaupt iſt hier in Abſicht auf das Forſtweſen anzumerken, daß der Herr, dem die Wildbannsgerechtigkeit zuſtehet, die Macht habe, zu verbieten, daß an ſchädlichen Orten der Wildfuhr keine Büchſen gelöſet werden.

Seckendorf im deutſchen Fürſtenſtaat Part. III. Cap. III. Sect. 5. §. 6. pag. 455. *Weſtenholz* Diſſert. de Jurisdict. foreſt. Cap. V. theſ. 61. **Kluger Beamter** Part. I. tit.

I. tit. 34. §. 9. *Mair*, Tract. de jur. venand. Cap. XII. theſ. 2. pag. 264. & cap. XIII. theſ. 14. pag. 297.

Aus eben dieſem Grunde wird auch nicht verſtattet, daß jemand, deme es nicht gebühret, durch Wälder und Wildbahnen mit Büchſen gehe (ſ. a. **Anſtand**, und *Jo. Jodoc.* **Becks**, Tract. de Jurisd. foreſt. pag. 673. ſeqq.); auſſer, was reyſende Leute, und die beſchriebene Ausſchüſſer ſeyn. Die aber bloß auf dem ordentlichen Weg, und in der Landſtraſſe bleiben, und ſich nicht unterfangen ſollen, hin und wieder in den Wäldern und Wildbahnen zu vagiren, und herum zu ſtreichen, und in dem Forſt ohne Noth und dringende Urſache zu ſchieſſen; wenn ſie anderſt der Straffe geübriget ſeyn wollen; geſtalten durch das Schieſſen in Forſten und Wäldern dem Jagd- und Wildbannsherrn ein nicht geringer Abbruch geſchiehet; indem das Wild durch das Schieſſen verſcheucht wird, und gehet aus dem Bogen oder Stellung flüchtig, wodurch die Jägerrecreation in vielerley Arten verringert wird. Daher denn der Wildbannsherr allerdings Urſache hat, das unnöthige Schieſſen in dem Forſt bey Straffe zu verbieten.

Bidembach Quæſt. illuſtr. 17. *Mair*. Tr. de jur. venand. Cap. XIII. theſ. 14. pag. 297. *Harpprecht* ad §. 12. Inſtit. de rer. diviſ. num. 273. ſeqq.

Wenn aber jemand zur Defenſion ſein und ſeiner Sachen, oder aus anderer rechtmäſſigen Urſache das Geſchoß zu löſen, angetrieben wird; ſo kann er, des Verbotts ungeachtet, loß ſchieſſen, und mag dieſerhalben in keine Straffe genommen werden.

per Leg. 49. §. 1. ff. ad leg. Aquil. *Mair* cit. loc. *Bidembach* cit. Quæſt. 17.

Eine Büchſe, ſo die Jäger zum Pürſchen gebrauchen, heißt ein **Pürſchrohr** oder **Pürſtbüchſe**. Wie dieſe beſchaffen ſeyn müſſe, davon ſ. **Pürſchrohr**. Wie man die Büchſen für Roſt bewahren, und davon reinigen müſſe, ſ. **Roſt**.

Büchſenſpanner, ſ. **Leibſchütze**.

Büffel, **Püffel**, lat. Bubalus, Buffelus, franz. *Bufle*, iſt ein Geſchlechte der wilden Ochſen, die viel gröſſer und dicker, als die gemeine Ochſen ſind. Sie haben kurze, und gemeiniglich ſchwarze Haare, einen kurzen Schwanz, faſt ohne Haare, ein ſehr hartes Fell, einen ziemlich kleinen Kopf, gegen den Leib zu rechnen, den ſie beſtändig gegen die Erde hängen. Die Hörner ſind lang, gewunden, und ſchwarz; die Stirne rauh und kraus; der Hals lang und dicke; der Hintertheil des Rückens gegen den Schwanz zu hinabwärts geneiget. Die Schenkel ſind kurz, dick und ſtark. Dieſes Thier wird in Aſien, Griechenland und Egypten, in der Inſel Borneo und Siam, wie auch in Ungarn, der Türkey und Italien gefunden.

den. Es hält ſich gern im Waſſer auf, und ſein Brüllen lautet greulich. Das Weiblein oder Büffelskuh, lat. Buffela, hat Milch, wie eine andere Kuh. Das Fleiſch von dieſem Thier iſt zwar gut zu eſſen, aber grob, macht dickes und melancholiſches Geblüt, und gehöret alſo nur vor ſtarke und arbeitſame Leute. Obſchon dieſe Thiere von Natur ſehr wild und grauſam ſind; ſo laſſen ſie ſich doch dermaſſen zähmen, daß man ihnen einen Ring mit einem Seile in die Naſe leget, und wo man will, hinleitet, bis ſie endlich dahin gebracht werden, daß ſie mit anderm Rindvieh auf die Weyde gehen, und ſich nicht allein zum Ackern gebrauchen, ſondern auch an den Wagen ſpannen, und vermöge ihrer Gröſſe und Stärke, eine gewaltige Laſt fortzuziehen, gewöhnen laſſen. Doch werden ſie leicht zornig; da ſie denn weder Schläge, Feuer noch Schwerdt, weder Waſſer noch Menſchen ſcheuen, ſondern alles niederrennen, was ihnen im Wege ſtehet. Beſonders können ſie die rothe Farbe nicht wohl leiden. Wenn ein Büffel im Pflug, oder an einer andern Arbeit gegangen iſt, und die Zeit, zu füttern, kommt herbey; ſo läßt er ſich mit nichts ferner zur Arbeit halten. Wenn er nun ſein Futter bekommen hat; ſo läuft er geſchwind zum nächſten Waſſer, da ihrer bisweilen zu 30 bis an den Kopf darinne ſtehen. Was ſeltſames iſt es, daß die Büffelochſen mit einem angeſpannten Wagen durch eine ganze See auf dem Boden in der Tiefe gehen, und an dem andern Ende ganz friſch und geſund hervorkommen. Aus den Hörnern und Klauen dieſer Thiere werden nicht nur Ringe gemacht, und an den Fingern wider den Krampf getragen; ſondern dieſe Stücke werden auch geraſpelt und gepülvert wider die ſchwere Noth und das Zucken in den Gliedern eingenommen. Fett und Mark dienen zum Zertheilen, und zu Stärkung der Nerven. Ihr Horn mit Myrrhen und Oel vermiſcht, und in die Ohren gethan, vertreibet den Schmerz derſelben, der von der Kälte herrühret. So heilet auch der Koth eines weidenden Büffels die Geſchwülſte der Wunden, wenn man ſelbige damit beleget. Das Fell und Leder dieſes Thiers wird von den Handwerksleuten gebraucht, welche ſie durch Oel ziehen, und wie Gemsfelle zubereiten. Man macht auch eine Art Weſten daraus, welche von den Franzoſen ebenfalls *Bufles*, oder *Collets*, von den Deutſchen aber **Koller** und **Kuller** genennet, und der Reuterey und denen Gens d'armes gegeben werden; desgleichen Patrontaſchenriemen, Degengehenke, Jagdtaſchen, Handſchuhe u. d. g. Die trockenen Büffelshäute mit Haaren machen einen Theil der Handlung aus, welche die Franzoſen, Italiäner, Engelländer und Holländer, nach Conſtantinopel, Smirna und den africaniſchen Küſten treiben. Es giebt aber auch falſche Büffelshäute, die nur alſo genennet werden, und vielmehr Häute von Elendthieren, auch wohl von gemeinen Ochſen und Kühen, u. d. g. Thieren ſind, welche durch Oel gezogen, und wie die Büffelshäute zugerichtet werden. Sie

werden auch zu eben demſelben Gebrauche angewendet. Doch werden die von gemeinen Ochſen und Kühen nicht ſo ſehr geachtet, und gemeiniglich nur zu Patrontaſchenriemen, Degengehenken und Jagdtaſchen gebrauchet. Die anſehnlichſten Manufacturen in Frankreich, die zur Zurichtung ſolcher Häute beſtimmet ſind, ſind die zu *Corbail*, nahe bey Paris, *Niort*, *Lion*, *Rouen* und *Etampes*. Auſſer den Häuten aber ziehet man von dieſen Thieren auch noch andere Waaren zur Handlung, nämlich die Hörner und Haare. Aus dem Horn macht man verſchiedene Dinge, beſonders Roſenkränze und Tobacksdoſen, die man ſehr hoch hält. Das Haar vom Büffel, welches von der Haut, ehe ſie durch das Oel gezogen wird, vermittelſt des Kalks abgebeitzet worden, iſt eine Art von kurzen Haaren oder Wolle, welche mit den von Ochſen, Kühen und auch dergleichen Thieren vermiſcht, zur Ausſtopfung des Hausraths, der Sattel für Pferdte, Reut- und Tragekuͤſſen der Mauleſel dienet.

Bügel, Sprenckel, Sprengel, Springel, Sprinzel, iſt ein Inſtrument, deſſen man ſich bey dem Vogelfang bedienet, und welches alſo verfertiget wird: Man nimmt eine haſelſtaudene Ruthe, ſtark oder ſchwach, nachdem man auf groſſe oder kleine Vögel ſtellen will. Durch ihr ſtarkes Ende muß ein Loch gebohret, an das dünnere 2 gedrehete Pferdhaare, oder eine andere ſchwache Schnur gebunden, dieſe durch gedachtes Loch ſo, daß ſich die Ruthe ſpannet, gezogen, und am Ende mit einem Querhölzlein oder Knoten, um nicht hindurchfahren zu können, verſehen werden. Beym Aufſtellen ergreift man das Hölzlein oder Knoten, ziehet die Schnur ein paar Zoll lang zum Loch heraus, breitet ſolche länglichtrund, zur Verſchlingung der Vögel, voneinander aus, ſtecket darzwiſchen in das Loch ein Stellhölzlein, das nicht länger als die Schlinge ſeyn, auch nicht veſte ſtecken darf. Hieran werden Lockbeere nach dem Appetit der Vögel, auf welche geſtellet wird, beveſtiget; und ſolchergeſtalt wird der Sprenkel oder Bügel an einem Baum oder Strauch gehangen. Wenn nun ein Vogel nach dieſem Geäſſe eilet, muß er auf das im Freyen befindliche Stellholz fuſſen, das bald aus dem Loch ſchnappet; worauf der angezogene Sprenkel zurücke prallt, und den Vogel an den Beinen oder Zehen einquetſchet, daß er daran hängen bleiben muß, bis ihn der Sprenkelſteller aus der Schlinge loßmacht. Dieſer Sprengelfang iſt zu Ausgang des Auguſts und Anfang des Septembers am gebräuchlichſten, und läßt ſich auch in Dickigten wohl und nützlich appliciren.

Bügeldonen, ſ. **Donen**.

Bürgel, Burgſtall, wird ein gewieſſes Zeichen genennet, welches der Hirſch in ſeiner Fehrte vor dem Thier beſonders machet, indem er mit dem Ballen die Erde vor ſich drückt, und im Fortſchreiten durch ein anderes Zeichen, der Zwang genannt, ſolche wiederum an ſich und aufwärts zwinget, daß es mitten in dem

den Tritt einen kleinen Hügel oder Berglein giebet.

Bürſchen, Bürſchgeld, Bürſchgerechtigkeit ꝛc. ſ. **Pürſchen, Pürſchgeld, Pürſchgerechtigkeit** ꝛc.

Bürzel, ſ. **Pürzel.**

Buiſſon, ſ. **Gebüſche.**

Bullenbeiſſer, ſ. **Bärenbeiſſer.**

Bundholz, ſ. **Reißholz.**

Buntbarſch, ſ. **Barſch.**

Buntſpecht, ſ. **Specht.**

Burg, ſ. **Biberbau.**

Buſch, wird ein kleiner allein liegender Wald genennet, darinnen etliche einzelne Eichen, Buchen, Birken, Aſpen, und vielerley ander Holz, doch mehrentheils nur an Geſträuche und an Unterholz zu finden.

Buſchbrüche, ſ. **Waldbrüche.**

Buſchfang, ſ. **Strauchheerd.**

Buſchheerd, ſ. **Strauchheerd.**

Buſchholz, wird alle dasjenige Gehölze genennet, welches keinen hohen Stamm treibet, ſondern nur im Niedrigen bleibet, und ſowohl dem Wildpret zum Lager und Gehäge dienet, als auch zu Hecken und andern Verzäunungen, nicht weniger, wenn es zu gehöriger Zeit abgehauen wird, in Reißbündel zum Brennen gebrauchet werden kann. Es giebt aber zweyerley Arten deſſelben. Nämlich a) ein Buſchholz, das gar keinen, oder doch gar ſelten einen ordentlichen Stamm treibt, als: der Creutzdorn, der Droſſelbeerſtrauch, Hahne- Hüffen- Anis- oder Zweckholz, der Haſelſtrauch, Hartern, Hollunder, Faulbaum oder Schneepgen, Rheinweiden, Saalweiden, allerley Schießbeerſträucher, Schwarzdorn, Wachholderſtrauch, Weißdorn ꝛc. Sodann giebt es b) ein Buſchholz, welches zwar ordentlich einen hohen Stamm treibet, aber auch im Buſch wächſet, und wenn es abgehauen worden, unten aus der Wurzel neben dem Stamme immer wieder ausſchläget. Dergleichen iſt das Ahorne, Aſpene, Bürkene, Weißbüchene, Erlene, Eſchenbäumene, Lindene, Maßerlene, Pappelweidene, Rüſterne ꝛc. ſ. a. Schlagholz. Alle Arten laubichte Buſchhölzer können von den Beeren und Früchten derſelben fortgepflanzet werden, ausgenommen die Haar- und Hegerweiden. Doch iſt es nützlicher, dieſelbe zu verpflanzen. ſ. Haag.

Buſchweiden, ſ. **Weide.**

Buſe, ſ. **Adler.**

Buteo, franz. *Butor*, ſ. **Rohrdommel.**

Buttelhieffe, ſ. **Dornroſe.**

Buttelroſe, ſ. **Dornroſe.**

Butten, ſ. **Holzbau.** Lit. B) 2) *).

C.

Cage, ſ. **Vogelbauer.**

Caille, ſ. **Wachtel.**

Calaſſe, ſ. **Schwanzſchraube.**

Calidris, franz. *Chevalier*, iſt ein Waſſervogel, ſo groß, als eine Taube, und mit vielen Federn beklei-

bekleidet: Sein Schnabel iſt lang, roth und oben ſchwärzlicht. Der Kopf aber nebſt dem Halſe, den Fittichen, und dem Schwanze ſind aſchengrau. Der Bauch weiß, und die Füſſe ziemlich lang. Weil er ſo gar hoch von Leibe iſt, und ſehr geſchwind zu lauffen pfleget; ſo iſt er deswegen *Chevalier* oder Reuter genennet worden. Er wohnet in Wieſen, bey Seen und Bächen. Sein Fleiſch iſt niedlich zu eſſen, und hat einen guten Geruch. Man zehlet verſchiedene Sorten derſelben, deren Unterſcheid von der Farbe abhänget. Sie führen viel flüchtiges Salz, und ein ziemlich kräftiges Oel bey ſich. Daher der Genuß ihres Fleiſches ſtärket, und die abgegangene Kräfte erſetzet.

Calinichen, ſ. **Schießbeerholz.**

Calinckenbeerholz, ſ. **Schießbeerholz.**

Cammerhunde, ſ. **Docken.**

Campſurus, ſ. **Eichhorn.**

Canart, ſ. **Ente.**

Cane, ſ. **Ente.**

Canes ſecutores, ſ. **Parforcehunde.**

Canes venatorii, ſ. **Jagdhunde.**

Canis fluviatilis, ſ. **Fiſchotter.**

Canis indagator, inveſtigator, ſ. **Spürhund.**

Canis ſagax, odorus, **Leithund.**

Canis ſagax, odorus, ſ. **Spürhund.**

Capella, ſ. **Kibitz.**

Capito, Capito anadromus, franz. *Teſtu*, iſt ein See- und Flußfiſch, der einen groſſen Kopf, ſchöne, groſſe und weiſſe Augen, weite Naßlöcher, und einen langen Leib hat, der mit ſilberweiſſen Schuppen, mit etwas blau untermiſcht, beſetzt iſt. Wenn er zu ſeiner völligen Gröſſe gelanget; ſo wiegt er ungefehr 2 Pfund. Er lebet von kleinen Fiſchlein und Gewürme, und iſt gut zu eſſen. Inſonderheit wird er zur Reinigung des Geblütes, und den Harn zu treiben, vor dienlich erachtet.

Capito fluviatilis coeruleus, ſ. **Jäſe.**

Capito fluviatilis minor, ſ. **Häſelin.**

Capito fluviatilis rapax, ſ. **Rape.**

Capivard, franz. *Cochon d'eau*, iſt ein vierfüßiges Thier, das im Waſſer und auf dem Lande lebet. Dem Leibe nach gleichet es einer Sau, dem Kopfe nach einem Haſen, und hat keinen Schwanz. Es ſitzt faſt beſtändig auf dem Hintern, wie ein Affe. Es wird in Braſilien gefunden, und hält ſich ſtets in der See auf. Nur des Nachts kommt es auf das Land, verwüſtet die Gärten, und frißt die Wurzeln der Bäume. Sein Fleiſch ſoll gut zu eſſen ſeyn.

Capra, ſ. **Rehe.**

Capra alpina, ſ. **Gems.**

Capra ſylveſtris major, ſ. **Steinbock.**

Caprea, ſ. **Rehe.**

Caprea platyceros ſ. latis Cornibus, ſ. **Damhirſch.**

Capreola, ſ. **Gems.**

Capreolus, Capreus, ſ. **Rehe.**

Capricalca, franz. *Cravant*, *Oiſeau nonet-*

nonette, iſt eine Gattung wilder Gänſe, oder ein Vogel, etwas gröſſer, als ein Rabe, ſchwarz- oder bleyfarbig, und an der Bruſt ſowohl, als dem Bauche mit breiten und dunkeln Streiffen, wie mit ſchmalen Schnüren, quer über durchzogen. Der Schwanz iſt ſehr kurz und ſchwarz. Im Fliegen macht er ein Geräuſche. Er wohnet im Moraſt, und iſt vortreflich gut, zu eſſen. Von ſeinem Fett wird gerühmet, daß es ſtark erweiche, und zertheile.

Capricerva orientalis, iſt ein Thier, welches theils einer Ziege, theils einem Hirſche gleichet, und ſehr flüchtig und wild ſeyn ſolle. Man hat von ihm den bekannten Bezoar, welches eigentlich der wahre orientaliſche iſt.

Capricornus, franz. *Capricorne*, ſ. **Steinbock.**

Caprimulgus, ſ. **Nachtrabe.**

Captura, ſ. **Fang.**

Caraſſus, ſ. **Karauſche.**

Carauſche, ſ. **Karauſche.**

Carbo, **Kohle.**

Carbonarius, ſ. **Kohlenbrenner.**

Carbonarius major, ſ. **Meiſe.**

Cardelus, ſ. **Stieglitz.**

Cardinal, iſt eine Gattung fremder Vögel, ſo groß, wie ein Papagoy, deren Leib und Schnabel roth, die Flügel und der Schwanz aber ſchwarz ſind. Sie halten ihre Schnäbel immer offen, und ſcheinen mit der Virginiſchen rothen Nachtigall überein zu kommen.

Carpa, franz. *Carpe*, ſ. **Karpfe.**

Carpinus, ſ. **Buche.**

Carpinus, ſ. **Spindelbaum.**

Carpio, Carpo, ſ. **Karpfe.**

Carrè, *Carrelet*, ſ. *Ableret.*

Caſſenois, ſ. **Finke.**

Caſſis, ſ. **Jagdtuch.**

Caſtanienbaum, **Kaſtanienbaum**, **Keſtenbaum**, latein. Caſtanea, franz. *Chataignier*, iſt ein Baum, davon es bey uns 2 Hauptgattungen giebet, nämlich die zahme und ſüſſe, und die wilde oder **Roßkaſtanie**, wiewohl man dieſe leztere Benennung auch dem ausländiſchen oder Indianiſchen Caſtanienbaum giebet. Den wilden Caſtanienbaum findet man in ganzen Wäldern in Ungarn, Frankreich, Elſaß, und am Rhein. Die Frucht deſſelben iſt bitter und eckelhaft am Geſchmack. Es iſt auch an den Blättern ein merklicher Unterſchied zwiſchen dem wilden und zahmen. Er wird ein hoher und ſtarker Baum, kommt in temperirter Witterung und dergleichen Boden am beſten fort. Das Holz iſt ziemlich veſt und dauerhaft, dienet zu Tiſchlerarbeit, und Bauholz, wiewohl die Balken keine groſſe Beläſtigung leiden. Zum Brennen und Kohlen iſt er von keiner ſonderlichen Güte. In etwas kalten Gegenden werden die Früchte von den ſüſſen Caſtanien zwar noch ziemlich ſchmackhaft, gerathen aber nicht ſo oft, und ſind gar klein. Man erkennet hieraus, was man ſich an jedem Ort vor Nutzen in Anſehung der Frucht von dieſem Baume zu verſprechen habe. Es iſt

iſt ſolche bekannt genug, und wird in Ländern, wo ſie häuffig wächſet, zu einer guten Maſt vor die Schweine gebraucht. Die Früchte von den bittern ſind wegen ihres eckelhaften Geſchmacks den erſtern nicht zu vergleichen. Sie ſtecken in einer ſtachlichten Schale, die im Herbſt, wenn die Frucht reif iſt, ſich eröfnet, und ausfällt. Beyde Gattungen dienen zu einer groſſen Zierde der Alléen, geben einen dicken Schatten, und wachſen geſchwind. Von hohen Gebürgen und kalten Gegenden aber muß man damit wegbleiben. Wenn der Stamm nicht alt iſt, treibet er wieder geſchwindwachſende Stammloden; wird auch leicht, und ohne die von einigen vorgeſchriebene Künſteleyen aus der Frucht fortgepflanzet, wenn man ſie ein paar Querfinger tief in die Erde ſtecket. Es wachſen die Loden aus der Frucht der wilden Caſtanien ſchneller, als von irgend einer andern Art Holz. Dieſer Baum hindert auch die unter ihm ſtehenden Loden und andere Gewächſe gar ſehr, doch nicht ſo gar, wie der Wallnußbaum.

Caſtor, ſ. **Biber.**

Caſtoreum, Caſtorium, ſ. **Bibergeil.**

Cata, Catus, ſ. **Katze.**

Catus Hiſpaniæ, ſ. **Genithkantze.**

Cauda tremula, ſ. **Bachſtelze.**

Caudex, ſ. **Stamm.**

Cauſæ venatoriæ, ſ. **Jagdſachen.**

Cavea, ſ. **Vogelbauer.**

Celaſterbaum, iſt ein Baum, ungefehr nur eines Mannes hoch, der ein hartes Holz und Aeſte hat, die etwas grünlicht ſind, und hernach gräulicht werden. Die Blätter, welche allezeit gegen einander ſtehen, und im Sommer- und Winter grün bleiben, ſind länglicht, oben Saatgrün, und unten etwas lichter. An den äuſſerſten Aeſten zwiſchen den Blättern wachſen kleine Stengel, woran gelbgrüne, in 5 oder 6 Blättern beſtehende Blumen hervorwachſen, welche einen guten Geruch haben, aber ſehr lange verſchloſſen bleiben, indem ſie gemeiniglich im Herbſt, zuweilen auch erſt im folgenden Frühling aufblühen. Die darauf wachſende Frucht iſt erſtlich grün, hernach roth, und endlich Corallenfarbig, runzelt ſich aber zu Anfang des Auguſts, und wird dunkelfarbig. Innwendig hat ſie einen dreyeckigten Kern, faſt wie ein Weinbeerkernlein, mit einer harten Schale, und einem weiſſen nußfarbenen Fleiſche, welches mit einem Safrangelben Häutlein überzogen iſt. Dieſer Kern aber wird ſelten zeitig, wenn ein harter Winter einfällt. Die Vermehrung dieſes Baums kann durch Einlegung junger Zweige, daran noch etwas altes Holz befindlich iſt, oder durch den Saamen, wenn er recht reif iſt, geſchehen. Der Grund aber muß ſandigt, mit zweyjährigem Pferdemiſt und Erde, welche durch die Luft und Sonne wohl temperirt iſt, vermiſcht ſeyn.

Cenchramus Nonnii, ſ. **Brachvogel.**

Cenchramus Ariſtotelis, ſ. **Ortolan.**

Centis Canls, ſ. **Dornroſe.**

Centrina, franz. *Centrine*, iſt ein Seefiſch, den die Italiäner Peſco porco, d. i. Schweinfiſch zu nennen pflegen. Er iſt ſtark und dicke, kurz und dreyeckigt, mit einer ſehr rauhen Haut überzogen, die voller ſtarken Stacheln ſitzet, inſonderheit am Kopf, und auf dem Rücken, und übrigens ganz dunkel ausſiehet. Der Kopf iſt klein und eingedruckt, die Augen helle und munter; der Rachen ſtehet beſtändig offen; die Zähne ſind breit, und ganz ſchneidend ſcharf; das Fleiſch voller Adern, zähe, und gar nicht zu eſſen. Die Leber gebraten, giebt ein Oel, welches die Scirrhos und harten Geſchwülſte, auch andere dergleichen Härtigkeit zu erweichen, und die Schmerzen zu lindern, gut iſt.

Ceraſus, ſ. Kirſchbaum.

Cercis, ſ. Pappel.

Cerf, ſ. Hirſch.

Ceriſier, ſ. Kirſchbaum.

Ceſpes bituminoſus, ſ. Torf.

Ceſpes unctuoſus, ſ. Torf.

Cervus, ſ. Hirſch.

Chamæceraſus Dumetorum, fructu gemino rubro, ſ. Rheinweiden

Chamois, ſ. Gems.

Change, heißt bey den Jägern, wenn 1) ein Hirſch zwiſchen und bey andere Hirſche und Wildpret kommt; oder wenn 2) von den nebenher reutenden etwas rege wird, und unter oder kurz vor die Hunde kommt, daß denn die Hunde andere Hirſche oder Thiere aufnehmen, und mit fortgehen. Was in ſolchem Falle zu beobachten, davon ſ. Parforcejagd.

Chaperon, ſ. Falkenhaube.

Charax, Charax major, ſ. Karauſche.

Charbon, ſ. Kohle.

Charbonnier, ſ. Kohlenbrenner.

Chardonneret, ſ. Stieglitz.

Chardonneret, ſ. Zeiſig.

Charme, ſ. Rüſter.

Chaſſe, ſ. Jagd.

Chaſſe des Herons, ſ. Reigerbeitze.

Chaſſe des Sangiliers, ſ. Schweinshatze.

Chat, ſ. Katze.

Chataignier, ſ. Caſtanienbaum.

Chathuant, ſ. Eule.

Chauve-ſouris, ſ. Fledermaus.

Chelidon, ſ. Schwalbe.

Chemiſe, *Chemiſe des Mailles*, ſ. Panzer.

Chêne, ſ. Eiche.

Chenil, *Chenin*, ſ. Hundsſtall.

Chenoſiris, ſ. Epheu.

Chevalier, ſ. Calidris.

Chevreuil, ſ. Rehe.

Chien braque, *Chien de Quete*, ſ. Spürhund.

Chien couchant, ſ. Vorſtehender Hund.

Chien courant, *greffier*, *forcenant*, ſ. Windhund

Chiens courans, ſ. Parforcehunde.

Chiens de Chaſſe, ſ. Jagdhunde.

Chinorrodon, ſ. Dornroſe.

Chloris, ſ. Grünzling.

Choucas, ſ. Dohle.

Chouette, ſ. Nachtigall.

Chouette, ſ. Eul.

Chriſtdorn, ſ. Stechpalm.

Chriſtmonat, ſ. December.

Chryſætos, ſ. Adler.

Chryſocarpos, ſ. Ephen.

Chryſon, ſ. Goldfiſch.

Chucas, ſ. Dohle.

Cicne, ſ. Schwan.

Ciconia, franz. *Cicogne*, ſ. Storch.

Cignie, ſ. Schwan.

Cinclus, ſ. Steinbeiſſer.

Cinolus, ſ. Bachſtelze.

Circus, iſt ein Raubvogel, nicht gar ſo groß, als ein Geyer, der oben auf dem Kopf, und unter dem Halſe röthlicht und weißlicht ſiehet. Sein Schnabel iſt ſchwarz, der Hals kurz, die Schenkel rauh und gelbe. Er fliegt ſchnell, aber ſtets im Krayſe. Er ſtöſſet auf Rebhüner und Tauben, auf Lerchen und Caninichen, auch auf die jungen Füchſe. Er iſt beſtändig allein, und hat die Eigenſchaft, daß er viel flüchtiges Oel und Salz bey ſich führet. Sein Koth zertheilet, und treibet den Schweiß. Sein Schmalz erweichet, zertheilet, und iſt den Nerven dienlich.

Ciſſus, Ciſthus, ſ. Ephen.

Citrinella, Citronella, franz. *Tarin*, iſt ein kleiner Vogel, ungefehr, wie eine Lerche, von gelber Farbe, hat einen lieblichen Geruch, und nähret ſich mit Körnern. Er führet viel flüchtig Salz und Oel bey ſich, und ſoll wider das ſchwere Gebrechen gut ſeyn.

Citronella, ſ. Citrinella.

Clafter, ſ. Klafter.

Clanga, ſ. Adler.

Cliquet, ſ. Schneller.

Clupea, ſ. Aloſe.

Cobites, ſ. Gründling.

Cobites barbatula ſ. fluviatilis, ſ. Schmerle.

Cobitis, ſ. Schmerle.

Cobitis aculeata, ſ. Steinbeiſſer.

Coccali, ſ. Fichte.

Coccigria Theophraſti, ſ. Gelbholz.

Coccognidium, ſ. Kellerhals.

Coccothrauſtes, franz. *Cocbe-Pierre*, ſ. Kernbeiſſer.

Cocbet ſauvage, ſ. Wiedehopf.

Cochon d'eau, ſ. Capivard.

Coeffé, ſ. Behangen.

Cörnerbaum, ſ. Corneelbaum.

Cötnerbaum, ſ. Corneelbaum.

Coggygria putata, ſ. Gelbholz.

Colia, Colias, lat. Lacertus marinus minor, iſt ein Fiſch, der einer Mackrelle ſehr gleich iſt, nur daß er auf der Haut mit ſchwarzen Tüpfelgen und ſchiefen Strichen gezeichnet iſt. Er läſſet ſich wohl eſſen; doch hat er ein unverdaulich Fleiſch; und wird deswegen gerne eingeſalzen. Er zertheilet, wenn er zerſtoſſen und aufgeleget wird. Der Pöckel von ihm iſt gut wider die Zahnſchmerzen, wenn er in dem Mund gehalten wird.

Colimbas, ſ. Taucher.

Colimbis, ſ. Taucher.

Collets, ſ. Büffel.

Collurio, iſt der Nahme eines Raubvogels, der unter die kleinen Falken gezehlet wird.

Columba, Columba agreſtis, ſylvatica, ſ. Taube.

Colymbus, ſ. Taucher.

Comes ſylveſtris, ſ. Holzgraf.

Conaria, ſ. Sichten.

Conceſſion, ſ. Forſtgerechtigkeit. Lit. C) α).

Conchæ anatiferæ, ſ. Baumgans.

Condor, ſ. Cuntur.

Confinia, ſ. Gränzen.

Coni, ſ. Sichten.

Conſolidation, ſ. Forſtgerechtigkeit, Lit. I) α) Nro. 7).

Contrajagen. Dieſe Art des Jagens, wenn ſie gehörig eingerichtet werden ſolle, erfordert eine beſondere Lage des Orts, die ſich allein dazu ſchicket. Es muß nämlich ein ſolcher Ort ſeyn, wo zwiſchen 2 Dickigten ein freyer Platz iſt, der nach Proportion eine Länge von 300 bis 400 Schritten habe. Jedoch ſcheinet die Länge von 340 Schritten die längſte und bequemſte zu ſeyn. Doch iſt nicht allezeit daran gelegen, daß es eben dieſe Länge ſeyn muß; ſondern es iſt nur dieſes wohl zu beobachten, daß man, wenn man in dem Schirm ſtehet, ſowohl nach dem Jagen, als Contralauft, alles vollkommen überſehen könne. Auch ſchicket ſich dergleichen Jagen hin, wo eine Wieſe im Walde liegt, oder wo ein junger Schlag im Walde vorhanden iſt. Recht ausnehmend aber iſt es zwiſchen zwey Bergen in einem Thal, allwo aber auch im Thal, oder unten an den Bergen ſo viel freyer Platz iſt, als vorher bemerket worden.

Dieſes Jagen wird nun alſo eingerichtet: Wenn die Hirſche beſtätiget ſind; ſo wird das Jagen enger gemacht, zuſammengetrieben, und eine Kammer verfertiget. Gegen dem freyen Platze über kommt der Contralauft und das Jagen. Dieſes muß ſich nach jenem richten, und alſo ſteckt man es ab, und nimmt entweder 5 Stangen, oder ein viereckigt Brettgen, und ſuchet die Mitte am Quertuch, welche leicht zu finden iſt. Dafern es juſt ein Tuch von 150 Schritten breit iſt; ſo ſchreite ich vom rechten Flügel nach der Mitte, und zehle 75 Schritte, welches ich auf der andern Seite nach dem linken Flügel auch thue, daß ſolches zuſammen 150 Schritte ausmacht. Wenn ich auf beyden Seiten geſchritten und gemeſſen habe; ſo muß ich die Mitte finden. Dahin ſtelle ich mein Inſtrument, daß es mit ſeiner Mittellinie gegen beyden Flügeln am Quertuche gleich oder perpendicular ſtehe. Alsdann trette ich hinter mein Inſtrument, und viſire gerade aus nach dem andern Dickigt, wo das Contrajagen hinkommen ſolle, und fälle dahin eine Perpendicularlinie, laſſe daſelbſt eine Stange ſtoſſen, meſſe oder ſchreite die ganze Perpendicularlinie ab, wie lang ſie ſeye, und nehme ſodenn davon die Helfte. Als z. Ex. wenn der Raum 340 Schritte iſt; ſo ſchreite ich von meinem erſten Stande 170 Schritte auf der Perpendicularlinie fort, ſetze mein Inſtrument daſelbſt ein, daß es aber auch auf der gefällten Linie perpendicular ſtehe; trette am Inſtrument auf die andere Seite, und viſire hinüber nach der rechten Hand, meſſe 60 Schritte, und laſſe daſelbſt eine Stange ſtoſſen. Alſo wird auch hinüber nach der linken Hand viſiret, auch 60 Schritte gemeſſen, und eine Stange geſtoſſen; wohin alsdann Krummruthen kom-

kommen, und die Tücher näher zum Schirme gezwungen werden, damit der Schluß nicht ſo weit ſeye. Hieſelbſt ſtoſſe ich eine Stange, daß dahin der Schirm komme, und gehe bis an die Stange am Ende der Perpendicularlinie, ſetze mein Inſtrument, daß es auf der gefällten Linie, und nach der mittelſten Stange zum Schirm perpendicular ſtehe; viſire ſodann über das Inſtrument nach dem einen Flügel, und meſſe dahin 75 Schritte, ſtoſſe dahin eine Stange, trette auf die gegen über ſtehende Seite des Inſtruments, und meſſe auf dem andern Flügel auch 75 Schritte, ſtoſſe daſelbſt auch eine Stange. Hier nun kommt das Quertuch vor das Contrajagen. Alſo wäre nun der Lauft abgeſtochen.

Das Jagen aber wird eines Tuches Länge, und müſſen in den Ecken an beyden Enden Krummruthen ſeyn, damit die Flügel von dieſen Krummruthen nach den Krummruthen, welche in der Mitte ſtehen, fein gerade zulauffen, und auch veſte halten können. Ferner wird das Contrajagen gemacht, und in den andern Ecken auch Krummruthen, nicht weiter vom Quertuch, als eines Tuches Länge geſtellet. Sodenn werden auf beyden Flügeln vom Jagen aus die Tücher nach denen Krummruthen, und bis in das Contrajagen hinausgeflügelt, die Rundung um das Contrajagen mitgeſtellet, und der Schirm in der Mitte des Laufts aufgeſchlagen. Alsdann iſt das Contrajagen fertig.

Das Abjagen wird alſo gehalten: Da in dem Contrajagen nichts von Hirſchen oder Wildpret iſt; ſo wird des Tages vorher, wenn abgejagt werden ſolle, das Zwangtreiben am Jagen in die Kammer gethan, damit die Hirſche alle dahinein kommen. Des Abends ſchaffet man das Quertuch vor dem Jagen weg, und vor dem Contrajagen iſt noch keines, hinzuſtellen, nöthig geweſen. Des Nachts muß alles am Contrajagen ſtille ſeyn, wie auch am Laufte; dagegen aber können die bey dem Jagen wachende Leute deſto lauter ſeyn, um zu verſuchen, ob die Hirſche hiedurch ſich von ſelbſt hinüber nach dem Contrajagen ziehen wollen, welches auch meiſtentheils geſchiehet. Sollten ſich aber die Hirſche nicht des Nachts ſelbſt nach dem Contrajagen ziehen wollen; ſo muß man des Morgens frühe die Treibeleute nehmen, und etliche von denen Hirſchen aus dem Jagen hinüber nach dem Contrajagen treiben, und ſofort das Quertuch ſowohl vor das Contrajagen, als auch vor das wirkliche Jagen ſtellen. Die Jäger theilen ſich auf 2 Partheyen. Der Commandeur mit der Helfte von denen Jägern rangiret ſich auf den rechten Flügel nach dem Jagen, und an dem Flügel gegen dem Schirm über, hat er zugleich die Jagd- und Hetzhunde bey ſich. Der nächſte nach dem Commandeur im Range ſtellet ſich mit den andern Jägern an den andern, als den rechten Flügel zum Contrajagen, und an die andere Seite des Schirms, und erwarten alſo die hohe Herrſchaften. Wenn nun dieſelbe zum Jagen angekommen ſind, und ſich in Dero Leibſchirm verfüget haben; ſo wird alſobald auf Dero gnädi-

gnädigen Wink und Befehl zu Holze gezogen. Der Commandeur ziehet mit ſeiner Jägerey in das Jagen, mit dem gewöhnlichen Jagdgeſchrey, die Hetz- und Jagdhunde hinter ihnen her; die andere Parthey der Jägerey aber ziehet auf ihren rechten Flügel nach dem Contrajagen. Da nun vorhero ſchon am Jagen die Quertücher wieder weggebracht worden; ſo hat man auch im Contrajagen eben ſolche Anſtalt gemacht, und die Treibeleute hinten an der Rundung angeleget. So bald dieſe das Jagdgeſchrey zu Holze vernehmen, fangen dieſelbe auch ganz gemächlich und ſtille an, zu gehen. Die Jägerey aber, die nach dem Contrajagen ziehet, eilet, daß ſie viel eher an ihr Holz des Contrajagens komme, und hält mit dem Jagdgeſchrey ein, eilet vollends am Flügel hinauf, und hilft befördern, daß die Treibeleute nunmehro geſchwinder mit dem Treiben ſeyn; bringen auch ſodann zum gröſten Spaß die Hirſche auf den Lauft getrieben, welche die nach dem Jagen zu Holze ziehende Jäger noch einholen, und mit ihnen ſelbſt zu Holze ziehen. Wie dann daher von manchen dieſes Raiſonnement ausfället: die Hirſche zögen ſelbſt mit den Jägern nach Hirſchen zu Holze. Dabey es auch manches Gelächter giebt; zumal, wenn die Jagdhunde die Hirſche zu ſehen bekommen; ſo reiſſen ſie die Leute, ſo ſie führen, hin und her, und ſtimmen ihren wohlklingenden Laut zwiſchen der Jäger ihrem Waldgeſchrey mit an. So bald die Jägerey vollends zu Holze gezogen, werden die Jagdhunde gelöſet, welche dann die Hirſche aus einem Jagen in das andere jagen, und dieſe in voller Furcht gegen den Schirm gefället werden. Inzwiſchen ſind ſowohl vor das Jagen, als Contrajagen entweder Trompeter oder Jäger mit Jagd- oder Waldhörnern, wo das Quertuch geſtanden, hin beordert. Wenn nun ein jagdbarer Hirſch aus ihrem Jagen kommt; ſo müſſen dieſelbe tapfer blaſen. Desgleichen laſſen die Jäger in beyderſeits Jagen ſich mit ihren Hüfthörnern hören, wenn ſie einen jagdbaren Hirſch erblicken. Die Jagdhunde aber bringen bald aus dieſem, bald aus jenem Jagen die Hirſche gejagt, da denn auf beyden Seiten von der Jagd was zu hören iſt. Hiebey iſt annoch anzumerken, daß der Schirm hiezu auch beſonders eingerichtet ſeyn muß, ſo daß an beyden Seiten nach dem Jagen zu die hohen Herrſchaften ſtehen können, und die Hetzhunde in der Mitten ſeyn.

Iſt nun mit den Jagdhunden aus beyden Jagen alles gejaget; ſo wird von beyden Seiten mit den Treibeleuten durchgegangen, und die Jägerey ziehet von beyden Seiten in ihrer Ordnung aus dem Jagen nach dem Schirm, alſo daß die aus dem Jagen von dem einen Flügel, und die aus dem Contrajagen auf dem andern Flügel herauskommen, mit währendem Waldgeſchrey und Brüchen auf den Hüten, blaſen auch das Jagen ab. So bald nun der letzte Laut des Waldgeſchreyes von ihnen ſich endiget; ſo ſchwenken ſie ſich ſogleich von beyden Flügeln in einem Chor, und ziehen vorne vor den Schirm,

wo der Fürſt ſtehet, und machen insgeſamt ihre Reverence; dagegen ſie auch nicht allein mit einer gnädigen Mine, und dem Hutziehen des Fürſten gratificiret, ſondern auch nachgehends mit einer guten Mahlzeit und Wein ergötzet werden. Sonſt aber werden hiebey auch alle andere Ceremonien und weydmänniſche Gebräuche mit dem Weydemeſſer ſchlagen u. d. g., wie bey andern Jagden, obſerviret, auſſer daß die Hirſche und das Wildpret, was von beyden Theilen vom Schirm aus geſchoſſen und gefället worden, gerade von jedem Ende des Schirms rangiret wird. Wer nun dergleichen Jagen beygewohnet, und ſelbſt mit angeſehen, derſelbe wird geſtehen müſſen, daß ſie beſonders angenehme und recht luſtige Jagen ſeyen.

Contralauft, wird genennet, wenn zwey Jagen einander gegen über ſeyn, und nur ein Lauft zu allen beyden Jagen gebraucht wird. ſ. Contrajagen, Lauft.

Contraruff, iſt eine beſondere Erfindung, die Wachteln zu fangen. Man verfertiget nämlich eine lange hölzerne Röhre, von 7 bis 8 Fuß lang, auf die Art, wie ein Blaſerohr. Hiezu wird noch eine Hülſe zum Windgeben gemacht, wie eine halbe und weit ausgehöhlte Granate, woran an einem Ende eine Röhre von 4 Zoll lang iſt, welche in die lange Röhre hineingeſtochen werden kann. In dieſer weiten Hülſe werden geſottene Pferdhaare dichte voll geſtochen, und ein dünnes ſchmeidiges Leder veſte darüber gebunden, daß kein Wind dabey hinaus gehen kann. Dieſe Hülſe wird in der langen Röhre eingeſteckt, doch auch ſo, daß keine Luft dabey weggehen kann. Am andern Ende in der langen Röhre, wird ein ſolches kleines Pfeiflein gemacht, wie zu einer ordentlichen Wachtelpfeiffe. Wenn man nun mit dem Finger auf das Leder, ſo über die Pferdhaare gebunden iſt, zweymal kurz hintereinander tüpfet; ſo giebt es gleich den Ruf an, wie die Wachtelſiecke. Dieſe Pfeiffen kann man alſo gebrauchen: Wenn man eine Wachtel mit dem Steckgarne verſteckt; ſo ſetzet man ſich ebenfalls mit der Pfeiffe hinter das Garn. Wenn nun der Hahn ſchläget; ſo hält man die Röhre mit der Pfeiffe nach der Wachtel zu, und antwortet gleichfalls, wie mit einer andern Pfeiffe; ſo läuft die Wachtel ebenfalls nach dieſem Ruf. Dieſes aber iſt das vornehmſte von dieſem Ruf: Wenn eine Wachtel verderbt, und vor der Pfeiffe weicht; ſo gehet man um die Wachtel herum, und ſtecket die Röhre mit der Pfeiffe gegen die Wachtel. Da ſie nun vor der Pfeiffe weicht; ſo treibt man ſie nach dem Garne zu. Will ſie neben weg, ſo kann man mit der langen Röhre doch ziemlich vor ſich hinreichen, und ihr vorbeugen. Auf dieſe Weiſe müſſen auch die verprellte und verderbte Wachteln in das Garn getrieben werden. Daher man auch dieſen Ruf den Contraruff mit Recht nennen kann, weil man dadurch die Wachteln ſowohl gegen ſich ruffen, als von ſich treiben kann.

Coracia, ſ. **Hähre.**

Corax, franz. *Corbeau*. ſ. **Rabe.**

Corbeau de Nuit, ſ. **Nachtrabe.**

Corde, ſ. **Klafter.**

Cor de Chaſſe, ſ. **Waldhorn.**

Corimbithra, ſ. **Epheu.**

Cormier, ſ. **Elſenbeerbaum.**

Corneelbaum, Cornelkirſchenbaum, Körnerbaum, Dörnleinbaum, Herlskenbaum, Horlzgenbaum, welſcher Kirſchbaum, Kurbeerbaum, Thierleinbaum, Zieſerleinsbaum, Cötnerbaum, Dierleinbaum, lat. Cornus, franz. *Cornier*, *Cornouille*, iſt ein ziemlich hoher und in viele Aeſte ſich ausbreitender Baum, deſſen Blätter länglicht ſind, und den Blättern des ſchwarzen Schießbeerholzes gleich ſehen, welche, wenn ſie noch jung, und zwar bald, nachdem ſie ausgeſchlagen ſind, abgepflücket, und im Schatten getrocknet worden, einen angenehmen Thee und blutſtillendes Mittel abgeben ſollen. Die Rinde dieſes Baums iſt ſchwarzgrau mit etwas röthlichtem untermenget, das Holz weiß, veſt, dicht und harte. Daher es auch meiſtentheils zu Kammradzähnen in Mühlen, Axthelmen, Hammerſtielen ꝛc. gebraucht wird. Seine Blüten, welche in groſſer Anzahl hervorkommen, und an ſehr kurzen Stielen hängen, beſtehen aus 4 gelben Blättlein. Die Früchte, welche hierauf nachfolgen, und **Corneelbeere, Corneelkirſchen** ꝛc. genennet werden, ſind länglicht rund, wie die Oliven, und anfänglich grün, nachgehends aber, wenn ſie im Auguſt oder September reif geworden, recht hoch- und blutroth, auch bisweilen weiß, und eines ſäuerlichen und ſüſſen Geſchmacks, wohlriechend, und häuffig an einem Stiel beyſammen. Der in dieſer Frucht befindliche harte Kern oder Stein hat zwey länglichte Saamkörner in ſich verſchloſſen. Die reiffen Früchte können ſo, wie ſie ſind, genoſſen, und mit Zucker candirt, die unreiffen aber in Salz geleget werden, da ſie denn ſo ſchön, als rechte Oliven ſchmecken, alſo, daß man ſie, wenn ſie genug gebeizt ſind, nicht leicht von den Veroniſchen Oliven an Geſchmack und der Farbe nach unterſcheiden kann. Es iſt dieſer Baum als ein wildes Gewächs in denen Wäldern zu finden. Man pflegt ihn aber auch, um ſeines annehmlichen Fruchtgeſchmacks willen, in Gärten, und zwar am beſten durch Pflanzung der Kerne, oder durch verſetzung der von der Wurzel ausſproſſenden Nebenzweige zu ziehen. Nur erfordert er ein feuchtes und fettes Erdreich, und will fleiſſig umgegraben ſeyn. Er läßt ſich auch ſowohl zu Hecken, als zu einem zierlichen Bindwerk gebrauchen, und kann niedrig und hoch unter dem Schnitt und der Scheere gehalten werden. Giebt auch einem Garten einen zierlichen Proſpeckt, weil ſein Laub bis in den Winter grün bleibet. Sonſt giebt es noch einen andern Baum, den man den **wilden Corneelbaum** nennet, wovon unter dem Artickel **Rheinweide** gehandelt wird.

Corneille, ſ. **Krähe.**

Cornet, wird ein kleines Jägerhorn genennet.

Cornicbe, ſ. Krähe.

Cornichons, ſ. Hirſchkolben.

Cornier, ſ. Corneelbaum.

Cornix, ſ. Krähe.

Cornouille, lat. Cornus, ſ. Corneelbaum.

Cortex, ſ. Rinde.

Corviroſtra, ſ. Krinitz.

Corvus, ſ. Rabe.

Corvus fluviatilis, ſ. Rape.

Corylus, Corylus ſilveſtris, ſ. Haſelſtaude.

Cotinus, Cotinus coriaria l. putata, ſ. Gelbholz.

Coturnix, ſ. Wachtel.

Coucou, ſ. Guckguck.

Coudrier, ſ. Haſelſtaude.

Courhunde, ſ. Pürſchhunde.

Crabatten, werden bey den Jägern genennet 1) zwey Ellen lange, und anderthalb Zoll breite Riemen, oder 2) etwas breite wollene Tuchlappen, welche ſie im Jagen den allzuſchnellen und raſchen Hunden anlegen, daß ſie ſolche beyher ſchleppen, und öfters darauf tretten müſſen, damit ſie in ihrem Laufe aufgehalten werden, und die andern folgen können.

Cräſſen, Craſſen, lat. Craſſiones, Craſſuli, ſ. Kreſſen.

Cratzbeere, ſ. Brombeerſtrauch.

Cravant, ſ. Capricalca.

Creac, ſ. Stöhr.

Creſſen, ſ. Kreſſen.

Creutzbäume, ſ. Lochbaum.

Creuzdorn, Creuzbeer, Wegedorn, Färberbeer, Färberkörner, Schlabeere, Blaſengrün, lat. Rhamnus catharcticus, Spina Cervi, Spina cervina l. infectoria, franz. *Rhamne*, iſt ein bekanntes Gewächſe, welches mehr einem Strauch, als einem Baume gleichet. Der Stamm und die Aeſte ſind mit einer glatten, glänzenden und braunen Rinde verſehen. Unter der braunen Rinde aber ſiehet das Holz ganz ſafrangelb, hernach iſt es weiß. Die Blätter ſind recht oval und glatt, und ſondern ſich in dieſem Stücke von allen andern ab, daß ihre Adern nicht nach der Seite, ſondern nach der obern Spitze zu gehen; dabey ſie ganz ſubtil ausgeſägt ſind. Die obern Zweige ſtehen aufwärts, die untern aber, welche am Ende ſtechende Dornen haben, ſtehen faſt rechtwinklicht gegeneinander über, und ſtellen ein Creutz vor, woher auch der Nahme Creuzdorn rühret. Das Holz iſt, wie an allen Dorngewächſen, ſehr hart, und trägt ſchwarzblaue Beere, welche zu Ausgang des Auguſts reiffen. Sie hängen an Stielen traubenweiſe beyſammen, ſind aber von herbem und garſtigem Geſchmack. Jede Beere hat vier braune dreyſeitige Saamenkörner in ſich. Aus dieſen Beeren kann eine grüne, gelbe und rothe Saftfarbe gemacht werden, nachdem man ſie zu verſchiedener Zeit ſammlet und behandelt. Wenn ſie z. Ex. im Herbſte geſammelt werden, geben ſie mit Zuthuung etwas Laugenſalzes eine grüne Farbe,

Farbe, die unter dem Nahmen Saftgrün bekannt iſt. Die unreiffen Beere ſollen die gelblichte Farbe zuwegen bringen, wenn ſie getrocknet, und in Waſſer und Alaun eingeweicht werden. Sonſten ſollen auch dieſe Beeren heftig purgiren, und das Waſſer bey den Waſſerſüchtigen ausführen. Im übrigen iſt der Gebrauch der Staude und des Holzes, wie bey der Weiß- und Schwarzdorne. Die Creuzdornen wachſen ſo, wie die Weiß- und Schwarzdornen, faſt auf allem Grund und Boden, nur nicht im Bruche, jedoch beſſer und friſcher auf gutem Boden, als hohen dürren und ſteinigten Flächen. Hingegen wird auf dieſen ihr Holz von einer ausnehmenden Veſtigkeit, gleich einem Knochen. Sie ſchicken ſich deswegen ſehr gut zu Drechslerarbeiten, wozu ein ſehr hartes Holz nöthig iſt, und können die Stelle des Buxbaums, und anderer veſten ausländiſchen Holzarten in vielen Fällen vertretten. Auf ſehr hohen Gebürgen trift man ſie ſeltener an. Wenn auf abgetriebenen Orten das Holz gar nicht, oder doch nur langſam und einzeln wieder wachſen will, und wenig Oberholz vorhanden iſt; ſo finden ſich dieſe, wie andere Dornenarten gerne ein. Alle Dornen ſind ſehr dienlich, junge gepflanzte Stämme gegen den Anlauf des Wildes, und des zahmen Viehes zu beſchützen, und das Abſchälen von Haſen, Ziegen und Schaafen zu hindern, wenn die jungen Stämme damit umbunden werden. Wegen der Gleichheit, welche die Creuzdornen mit andern Dorngewächſen haben, ſ. a. **Schwarzdorn, Weißdorn.**

Creuzflügel, Kreuzflügel, werden 1) bey der Jägerey genennet, wenn nur 2 Flügel oder Stellwege in einem kleinen Wäldgen ſeyn, und kreuzweiſe übereinander lauffen. Sodann heiſſen 2) auch Creuzflügel, die in der Mitten durch einen groſſen Wald recht quer übereinander lauffen.

Creuzträger, ſ. **Fuchs.**

Creuztritt, Kreuztritt, iſt eines der vornehmſten Zeichen, ſo der Hirſch in der Fährte von dem Thier macht, indem er mit dem Hinterfuß alſo tritt, daß er damit den vordern Tritt gleichſam ſpaltet. Es geſchiehet dieſes, wenn der Hirſch durch den Zwang die beyden Schalen am Hinter- und Vordertritt zuſammen zwinget, dieſelbe gleich nebeneinander ſetzet, und alſo, weil ſie vornen durch den Zwang runder werden, wie ein Creuz machet; welches ein Thier ſelten, oder faſt gar nicht thun kann.

Creuzvogel, ſ. **Krinitz.**

Crone, Crongehörn, Krone, Krongehörn, heißt in der Jägerey, wenn zu oberſt an der Stange eines Hirſchgeweyhes 3, 4 oder mehr Enden zuſammen kommen, die gleichſam eine Crone formiren.

Cruciata, ſ. **Krinitz.**

Cru dé Cerf, ſ. **Hirſchcreuz.**

Crux Cervi, ſ. **Hirſchcreuz.**

Cuculus, ſ. **Guckguck.**

Cuir, ſ. **Balg.**

Cul rouge, ſ. **Rothſchwänzlein.**

Cuntur, ſ. **Adler.**

Curée machen, heißt bey den Jägern, wenn der Hirſch aufgebrochen, und zerwirkt, das Geäſſe aus dem Geſcheide ausgeleeret, der Kopf ſammt dem Gehörne abgelöſet, und übrigens ordentlich zerwirkt wird. ſ. a. **Parforcejagd.**

Curruca, ſ. **Grasmücke.**

Cycnus, Cygnus, ſ. **Schwan.**

Cynorrhodon, Cynorrhodos, ſ. **Dornroſe.**

Cynosbatos, Cynosbatus, ſiehe **Dornroſe.**

Cyprinus, ſ. **Karpfe.**

Cyprinus latus, ſ. **Karauſche.**

D.

Dachs, Tachs, lat. Meles, Melis, Melotus, Melus, Taxus, franz. *Blaireau*, *Blereau*, *Taiſſon*, iſt ein vierfüßiges Raubthier, ſo unter das kleine Weydwerk, oder die niedere Jagd gezehlet wird, und wohl auf 20 Jahre lebet, zuletzt aber gemeimeiniglich blind wird. Er hat einen ziemlich langen Leib, wie ein Fuchs, iſt aber nicht ſo hoch, und am Leibe dicker und ſtärker. Er hat kurze Läufte, einen kurzen etwa ſpannenlangen Schwanz, einen dünnen Kopf, ſo, daß der Hals faſt ſo dicke iſt, als der Kopf, und eine ſpitzige Naſe. Er hat eine dicke harte Haut, und harte borſtige Haare, iſt grauer Farbe, wiewohl auf dem Rücken und über den Kopf ſchwärzlichter, und am Bauche ſowohl, als an den Backen, etwas weißlicht. Dieſes Thier wohnt ſowohl Winters- als Sommerszeit unter oder in der Erde, worinnen es ſich Röhren und Baue, nach Gelegenheit des Bodens, wohl Klaftern tief in die Erde machet, von auſſen aber arbeitet er etliche Röhren hinein, auch hat er unten Keſſel, da 2 bis 3 Röhren auch wohl mehr zuſammen lauffen. Er hält ſeinen ordentlichen Keſſel oder Röhre, worinnen er liegt, führet ſelbigen rein aus, bringet gegen den Winter das nächſt herumliegende Laub hinein, wo er ſeine Loſung den Winter über hinwirft, und deshalben in beſondere Röhren gehet. In Haupt- oder recht groſſen Bauen macht er auch einige Röhren gerade auf, daß die Luft darinnen zu empfinden iſt. Auch hat er ſeine Baue gerne in denen mit Holz bewachſenen Oertern; denn er ſcheuet das Helle, wie er denn auch nicht gerne bey hellem Mondenſchein aus ſeiner Wohnung ausgehet, und ſich vor ſeinem eigenen Schatten fürchtet, mithin zu der Zeit lieber in dunkeln und düſtern Orten weydet, oder ſeine Nahrung ſuchet. So ihm auch zur Sommerszeit in den kurzen Nächten der Tag zu geſchwinde auf den Hals kommt, retiriret er ſich aus Furcht des hellen Tages öfters in hohle Bäume oder ſchlechte Fuchsbaue. Er gehet des Nachts nach ſeiner Nahrung aus, ſticht mit ſeiner ſpitzigen harten Naſe auf denen Hutungen und Wieſen in die Erde kleine Grübgen, faſt wie die Friſchlinge brechen, nähret ſich von den Käfern in den Kuh- und Pferdmiſthauffen, vom Gewürme und allerhand Wurzeln. Wo auch weiſſe Rüben in den Feldern ſtehen,

ſtehen, da findet er ſich eben-falls dabey ein, ingleichem bey der Eichelmaſt, wovon er auch etwas, ob wohl wenig, mit nach ſeinem Baue nimmt. Im Herbſt um Martini iſt er am fet-teſten, daß man ſich verwundern muß, wie er über ſeinen ganzen Leib mit Fett überzogen iſt, nicht anderſt, als ein Speckſchwein; da er denn ſchon nicht mehr alle Nächte auszugehen pfleget. So bald es frieret und zuwintert, bleibt er gar im Bau, kommt weder Tag noch Nacht heraus, und zehret ſein ſtark aufgelegtes Fett wieder vom Leibe. Er hat dazu ein beſonders Saugeloch unter dem Schwanz, und über dem Weydeloch, welches eben ſo weit und tief iſt, daß er ſeine Naſe darein ſtecken kann; und ſo nähret er ſich auf eine bewun-dernswürdige weiſe die Winter-monate über von ſeinem eigenen Leibe.

Solcher Dachſe zählet man zweyerley Gattungen, nämlich Schweinsdachſe und Hunde-dachſe. Die erſtern haben ein etwas kürzeres Gebiß und Naſe, ſind am Kopf und an der Kehle herum gelblichter und ſtärker, und haben ein gebogener Gebiß im Maule. Die leztern aber ſind am Kopf, an der Naſe und Kehle weiß. Das Gebiß iſt gleich denen Hunden, und etwas länglichter, als an den vorigen. Sie haben aber einerley Natur und Eigenſchaften. Sie ranzen zu Ausgang des Novembers, und im Anfang des Decembers, gehen 9 Wochen, gleich andern dergleichen Raubthieren, oder den Hunden, dicke, und ſetzen im Hornung 3, 4, auch wohl zuweilen 5 Junge, wiewohl eini-ge Weydleute vorgeben, und ſich bereden wollen, daß die Dachſe erſt im Hornung ranzen und rol-len. Allein es hat keinen Grund, und die Erfahrung weiſet das Gegentheil, daß nämlich im Hornung allerdings junge Dachſe gefunden werden. Ueber dieſes erwäge man nur, ob nicht alle wilde Thiere, ſowohl edle, als Raubthiere, zu der Zeit, wenn ſie am fetteſten ſind, ſich jene zur Brunft- und dieſe zur Ranzzeit anſchicken. Die Jungen bleiben bey den Alten bis wieder zur Ranzzeit. Alsdann ſchaffen ſie ſich ſelber ein Lager; es müßte denn ſeyn, daß ſie ſich in einem groſſen Hauptbau befänden, wo ſie ſich jedoch in dieſem Bau auseinander machen. Im an-dern Jahr ſind ſie ſo groß und vollkommen, als die Alten. Die Dächſinnen ſäugen die Jungen mit ihrer Milch, bis ſie mit ausgehen können. Werden ſie aber an ihrem Auszug durch allzu lang anhaltenden Winter verhin-dert; ſo muß öfters die Dächſin bey noch liegendem Schnee nach ihrer Nahrung ausgehen, um die Junge zu erhalten.

Man ſollte faſt den Dachs nicht unter die Raubthiere rech-nen, indem er ſich aufs ſchnelle Lauffen nicht viel verlaſſen kann. Wenn ein Menſch gut zu Fuſſe iſt, kann er ihn gar wohl in ſeinem Lauffe einholen, und müſte ein Haaſe oder dergleichen ſehr jung, und ſchlecht beſchaffen ſeyn, wenn er ihm zum Raube werden ſollte. Man hat aber doch an zahm er-zogenen Dächſen wahrgenommen, daß ſie ganz kleine Ferkel und junge Hüner gefreſſen haben.

Dahero

Dahero können ſie auch an den jungen wilden Thieren, ſo noch nicht fortkönnen, dergleichen thun, wie auch am jungen Federwildpret. Ihre Haut, ſo vortreflich dauerhaft iſt, dienet den Sattlern und Täſchnern, Reiſekaſten damit zu beſchlagen, auch Ranzen und Ueberzüge zum Gewehr davon zu machen; ingleichem Kummetdecken und Hundehalsbänder daraus zu verfertigen. Die Haare aber können zu Pinſeln gebraucht werden. Das Fleiſch läßt ſich, wenn es wegen ſeines ſüßlichten Geſchmacks nicht eckelhaft iſt, oder wo dieſer durch Salz und andre gute Gewürze und Zurichtung demſelben benommen worden, noch wohl genieſſen; doch ſoll es leichtlich Flüſſe erwecken. Das Schmalz oder Dachsfett wird in der Arzney am meiſten gebraucht, und iſt als eine gute innerliche Heilſalbe vor die gebrochenen Glieder zu gebrauchen. Aeuſſerlich ſein warm angeſtrichen, oder in einem Clyſtier applicirt, kommt es, indem es lindert, in denen vom Steine herſtammenden Nierenſchmerzen wohl zu ſtatten. Es dienet auch den Lahmen, Schwachen, und denen, ſo mit podagriſchen Schmerzen behaftet ſind, ſonderlich, wenn es mit Fuchs- oder wildem Katzenſchmalz vermiſchet wird, ingleichem zu zerſchrundenen Brüſten, und mindert die Hitze des Fiebers. Wiederum kann man auch das Dachsſchmalz als eine Pferdſchminke gebrauchen. Denn wenn man einem Pferd die Haare ausrauffet, und die unbehaarte Stelle mit halb Dachsſchmalz, und halb ungeläutertem Honig beſtreichet; ſo wachſen weiſſe Haare darnach. Ingleichem machet es, gleich dem Bärenſchmalz, einen grauen Bart und die Haare wachſend. Der ganz zu Aſche gebrannte Dachs iſt ein gutes Mittel im Blutſpeyen. Der Schweiß von einem Dachſe erſtlich gedörrt, und hernach gepülvert, dienet wider den Auſſatz; und wenn er deſtillirt worden, ſowohl innerlich bey 4 bis 5 Loth eingenommen, als äuſſerlich über Peſtbeulen und giftige Biſſe geſchlagen, iſt in der Peſt und giftigen Krankheiten wohl zu nutzen. Das Dachsgehirn in Oel gekocht lindert alle Schmerzen.

Die weydmänniſche Redensarten von dem Dachſe ſind folgende: Der Dachs hat **Klauen**, eine **Haut**, wird **gehetzet ein-** und **ausgerüſtet**, mit **Schlieffern geſucht**, **verhält**, **verklüft** oder **verliret ſich**. Das Weiblein vom Dachs heißt **Dächſin**, und der Ort im Dachsbau, darinnen die Dachſe recht liegen, und ihr Lager gemacht haben, wird ein **Keſſel**, das Loch aber eine **Röhre** genennet.

Dachsbau, wird das ganz unterirrdiſche Gebäude genennet, welches die Dachſe zu ihrer Wohnung und Auffenthalt machen. ſ. **Dachs**.

Dachsfang, **Dachsjagen**, bedeutet die Art und Weiſe, wie die Dachſe gefangen werden. Die Jahrszeit, welche zu dieſem Fang die vortheilhafteſte iſt, iſt die Herbſtzeit, ungefehr gegen Martini hin, weil da, wie vorhin bemerket worden, die Dachſe am

am fetteſten ſind. Sie werden ſowohl bey Tag, als Nacht, auf verſchiedene Weiſe gefangen, wovon wir hier die vornehmſte Arten anführen wollen.

Die 1ſte Art: Die Dachſe in Schlagbäumen zu fangen. Wo nämlich die Dachſe ihre Winterbaue haben, oder wo man auch des Sommers ſpüret, daß junge Dachſe zu den Bauen aus- und eingehen; daſelbſt macht man Schlagbäume vor die meiſten und gangbarſten Röhren. Sie werden aber alſo gemacht: Man ſchlägt 2 Stangen vor eine Röhre mit ſtarken Hacken, daß ſie tief in die Erde kommen, und nur etwas heraus ſtehen. Sie können 3 Fuß lang ſeyn. Eine Stange kommt ſo dichte, als es nur ſeyn kann, an die Röhre; die andere anderthalb Fuß weiter hinaus. Die Stangen werden aufwärts an beyden Seiten etwas behauen, daß ſie oben einen etwas ſpitzigen Rücken aus der Erde ſtehen haben. Zwiſchen dieſen beyden Stangen kommt die Fallſtange, 4 Fuß lang, in der Mitten. Dieſelbe muß recht ſtark ſeyn. An einem Ende der Fallſtange werden 2 Pfähle, auf jeder Seite einer, und darhinter ein etwas breit gemachter Pfahl geſchlagen. Das andere Ende der Fallſtange richtet man 1 Fuß vor die Unterſtangen hinaus. Da werden denn vor den Enden der Unterſtangen zwey Gabeln geſchlagen, zwey Fuß hoch. Auf die Gabeln wird ein Querſtock gelegt. Zwiſchen den 2 Unterſtangen wird hinten ein Stock, von der Dicke eines Daumens, an dem Mittelpfahl mit einer Schnur angemacht, und gehet der Stock, welcher die Zunge zum Stellen iſt, ſo lang durch, daß er dem Fallbaum 3 Zoll vorgehe, und ein Kerb darinne ſeye. An den Fallbaum wird ein Kranz von einer Weiden gedrehet, und hinter die Gabel geſtecket. Da nimmt man einen Stock von anderthalb Fuß lang, ſticht ihn mit einem Ende in den Kranz, und legt ihn auf das Querholz. An einem Ende des Stocks iſt eine veſte Schnur, woran ein Stellholz, eines Fuſſes lang, iſt. In dem Fallbaum vorne iſt ein Kerb oder Rinne gemacht. Stellet man nun den Baum auf; ſo drückt man an den Stock, der durch den Kranz geſteckt iſt, ſo gehet der Baum in die Höhe. Hierauf legt man die Schnur in die Rinne, und ſetzt das Stellholz unten an den Fallbaum mit dem längſten Ende, mit dem andern aber in den Kerb der Zunge; ſo iſt es aufgeſtellet. Gehet nun der Dachs aus oder ein; ſo muß er die Zunge wegſtoſſen, und alsdenn drückt der Fallbaum herunter, daß er ſtille halten muß, bis man ihn auslöſet. Auf den Fallbaum leget man entweder ſchwere Stücke, Holz oder Steine, damit der Dachs, der eine ziemliche Stärke hat, nicht darunter hervordringen kann. Dieſe Schlagbäume aber werden im Vorrath, und bey Zeiten gemacht, können auch beſtändig davor bleiben; man ſetzet auch vorne unter dem Schlagbaum eine Stütze, daß ſie das Ein- und Ausgehen gewohnt werden; das Gewicht oder Schwere muß aber nicht darauf liegen, bevor die Schlagbäume aufgeſtellet und gerichtet werden; dann ſonſt werden ſie krumm. Wenn nun nach

Michae-

Michaelis die beſte Fangzeit vorhanden iſt; ſo ſtellet man die Schlagbäume auf, und wird alsdann die Mühe wohl bezahlet, weil die Dachſe ſehr fett ſind.

Die 2te Art: Die Dachſe mit der Haube zu fangen. Dieſe Haube, welche deswegen auch Dachshaube genennet wird, wird alſo gemacht: Man nimmt einen eiſernen Ring, ſo weit, daß man faſt eine Hand durchſtecken kann. In und um den Ring fängt man mit ſtarkem Bindfaden an, zu ſtricken; man ſtrickt 10 Maſchen in den Ring, und ſtrickt alſo fort rund herum, dergeſtalt, daß allezeit eine Maſche zugenommen wird, bis die Haube 5 Fuß lang iſt. In die letzten Maſchen ziehet man eine Leine, die ein paar Klaftern lang iſt. Die Maſchen können in der Weite ſeyn, als wie die im Haſengarn; und ſolcher Hauben hat man 3 bis 4 Rücke. So man nun den Dachs fangen will; ſo gehet man zum Bau des Nachts, wenn zu vermuthen, daß der Dachs auſſer dem Bau iſt. Um ihn auch gewiſſer zu haben, ſetzt man ſich wohl des Abends auf einen Baum über den Dachsbau, giebt Achtung, wenn der Dachs heraus kommt, wartet ein wenig, bis man denket, daß er eine Ecke vom Bau weg ſeye. Alsdann ſteigt man vom Baum, und leget in die gangbarſten Röhren, in jede eine Dachshaube, ſteckt den Ring, ſo weit es ſich thun läßt, in die Röhre. Das weite Theil ſteckt man mit ſpitzigen kleinen Heftlein rund um die Röhre auswendig an. Die Leine bindet man an einen Heftel oder Stange an. Die Nebenröhren aber, welche man nicht mit Hauben belegen kann, müſſen ſchon vorhero zugemacht ſeyn. Alsdenn ſucht man den Dachs mit dem Hund auf ſeiner Weyde ein. Man muß aber bey den Hauben bleiben. So nun der Hund den Dachs findet, wird er ſich alsbald nach dem Bau retiriren, aber auch zugleich in die Haube fahren. Wären ihrer mehr, als einer; ſo kan er wegen des vorhin ſchon hineingefahrnen Dachſes nicht in dieſe Röhre kommen, und ſuchet alſo die andere. Die Hauben ziehen ſich zu, und ſo langt man ſie bald mit der Haube heraus. Sonſt wenn ihnen lange Zeit gelaſſen würde, beiſſen ſie die Haube entzwey, und wäre alsdenn der Fang vergebens. Auf dieſe Art fängt man wohl 2 bis 3 Dachſe auf einmal.

Die 3te Art: Die Dachſe auszugraben. Hierzu gehören recht gute Dachshunde, und es iſt gut, daß man 2 Hunde habe, und beſtändig ein Hund am Dachs bleibe. Wenn die Hunde in den Bau gelaſſen worden, legt man ſich zu Boden auf den Bau, und höret den rechten Ort ab, wo die Hunde vorliegen, gräbet denn auf die Hunde, daß man gedenket kurz davor zu kommen. Denn ſo dichte leidet der Dachs den Hund nicht an ſich, und muß der Einſchlag die Quer auf die Röhre kommen, auch fein geräumlich ſeyn, daß man ſich darinnen umkehren kann. Das dazu benöthigte Grabezeug iſt eine gute ſcharfe Hacke, ein paar Spathen, eine Schippe, eine Axt, und eine Zange. So bald man auf die Röhren kommt, muß

muß man ſich gleich hinter den Hunden zu machen. Denn ſonſt geſchiehet es wohl, daß der Dachs, ſo man ihm zu nahe auf den Hals kommt, über die Hunde weggehet, und in dem Bau ſeine Retirade ferner ſuchet, wodurch man genöthiget würde, von neuem wieder einzuſchlagen. So geſchiehet es auch, daß, wenn die Hunde nicht recht ſcharf ſeyn, der Dachs ſich nur in einen Keſſel ſetzet, und erwartet bis man bald auf ihm iſt. Sodann gehet er fort, und ſetzt ſich erſt an einem andern Orte nieder; mithin wäre die erſte Arbeit wieder umſonſt. Auch geſchiehet es, daß ſie, wenn die Hunde nicht ſcharf ſeyn, und recht anhalten, öfters gar heraus kommen, und nicht ſogleich wieder hinein kriechen. Inſonderheit iſt es ſchlimm, wenn man bald auf dem Dachs iſt, und die Hunde gehen ab. Alsdann verkluft er ſich, gräbt das Erdreich immer tiefer hinein, und ſcharret es hinter ſich, verſetzt ſich alſo, und ſitzet ſtille, daß ihn die Hunde ſelten wieder finden. Der Grund davon iſt dieſer, weil der ganze Bau voll ſtarken Geruchs iſt, und wenn er ſo verborgen ſtille ſitzet, ſie ihn nicht austreiben können. Alsdenn muß man, aller angewandten Mühe ungeachtet, leer wieder abziehen. Wenn man aber den Dachs aus dem Bau bekommen; ſo lege man Holz quer über die Röhren, und decke dieſelbe zu, daß das Erdreich in die Röhren nicht ſo häuffig hineinlauffe, und ſchmeiſſet man das Erdreich alle wieder drauf. Alſo bleiben die Baue im Stande. Denn ſonſt, wenn man die Baue ſo offen läſſet, werden ſie ruiniret, und die Dachſe und Füchſe ziehen ſich weg in andere Reviere.

Die 4te Art: Die Dachſe mit Eiſen zu fangen. Hierzu nimmt man gute Tellereiſen und leget ſie vor die Röhren. Sie müſſen aber in die Erde eingehauen, und wieder mit leichter Erde und Laub bedeckt werden. Das Eiſen aber darf nicht verwittert, ſondern nur mit Fichten- oder Tannenſpitzen, oder Eichen- und Haſellaube berieben werden. Das Eiſen muß auch an eine Kette geleget werden, oder an eine Leine, die zwar etwas in den Bau, aber auch nicht allzuweit hineinlange, damit er ſich mit dem Eiſen wohl im Bau verbergen, aber auch nicht zu tief hineinkommen kann, daß man ihn hernach ausgraben müſſe; denn ſogleich gehen ſie nicht aufs Eiſen. Man läßt es aber liegen, bis ſie doch heraus müſſen. Die viele Nebenröhren vermacht man, daß ſie dieſelbe nicht brauchen können; ſondern aus dieſem, wo das Eiſen liegt, heraus müſſen.

Dachsfett, ſ. Dachs.

Dachsgehirn, ſ. Dachs.

Dachshaube, ſ. Dachsfang.

Dachshund, **Dachskriecher**, **Dachsſchlieffer**, lat. Veſtigator cunicularius, franz. *Baſſet*, iſt eine Art von kleinen Jagdhunden, welche auf die Dachſe abgerichtet, und ſolche damit zu fangen, gebrauchet werden. Es ſind dieſes wohl die kleinſten Hunde, müſſen aber doch die beherzteſten ſeyn, weil ſie unter der Erde in die Baue und Röhren müſſen, welche oft ſo enge ſeyn, daß ſie ſich kaum hineinzwingen können, doch

doch aber dabey auch ſo geſchickt ſind, daß ſie ſich wieder heraus zu finden wiſſen. Sie ſind einer niedrigen Statur, haben einen langen ſchmalen Leib, und niedrige, etwas eingebogene Füßlein, damit ſie deſto beſſer im Kriechen und Schlieffen fortkommen können. Sie ſind von allerhand Farben, doch meiſtens braun, Otterfarbig oder ſchwarz, und haben kurze und glatte Haare. Es giebt noch eine andere Art, welche gerade Schenkel haben, aber Stockhärig ſind, wie die Waſſerhunde. Die erſtern gehen lieber in die Geſchleiffe, und ſind auch zu dem Dachsfang darum beſſer, weil ſie länger unter der Erde verharren können. Die andern lauffen beſſer über der Erde, und gehen mit ſtrengerm Anfall in die Geſchleiffe. Weil ſie aber gar zu hitzig ſind, und ſich daher geſchwinde abzumatten pflegen; ſo müſſen ſie deſto eher wieder heraus, friſchen Athem zu ſchöpfen. Ehe ſie ein Jahr alt ſind, haben ſie noch nicht recht Herze, in die Baue einzukriechen. Man pflegt ſie daher erſtlich an zahme Katzen, und ſodann auch, wo möglich, an lebendige Füchſe und Dachſe anzuhetzen; ſo beginnen ſie dreuſte zu werden. Noch beſſer aber iſt es, wenn man ſie nachgehends an einen Dachsbau bringt, und einen alten abgerichteten Hund hineinfahren läßt. Wenn nun derſelbe etwas gefunden hat, und alsdann vorbiegen und anſchlagen wird, muß der junge Hund ſolches anhören, und hiezu aufgemuntert werden. Iſt folgends der Dachs ausgegraben, oder ſonſt lebendig gefangen worden; ſo muß man ſolchem die Fänge abbrechen oder abkneipen, damit er den jungen abzurichtenden Dachshund nicht zu ſcharf angreiffen, und dieſer dadurch das Herz, ein ander mal wieder anzugeben, nicht verlieren möge. Sodann muß man den Dachs in eine von Brettern verfertigte, und mit Erde beſchüttete Röhre lauffen laſſen, den Hund aber, nachzukriechen, anhetzen, und zum friſchen Angriff aufmuntern. Ja damit ein ſolcher junger Hund deſto begieriger werde, muß man ihm nicht allein freundlich zuſprechen, und nicht mit Gewalt hineinſtechen; ſondern auch durch gegebenen Schweiß hiezu genoſſen machen.

Dieſe Dachshunde werden auch als **Stöberhunde** gebraucht, um die Haaſen und Füchſe, ſo ſich währender Jagdzeit verkriechen, auszuſtöbern, oder die Iltiſſe, und andere ſchädliche Thiere damit auszuſpüren, und auszugraben. Man hat auch groſſe, ſtarke Dachshunde, womit man im Herbſt bey der Nacht auf den die Nahrung ſuchenden Dachs ausgehet, und ihn, wenn er von den Spürhunden aufgetrieben worden, zu hetzen und zu fangen pfleget.

Dachsjagen, ſ. **Dachsfang.**

Dachskriecher, ſ. **Dachshund.**

Dachsſchweiß, heißt, wie ſonſt in der Jägerey üblich iſt, das Blut vom Dachſe; deſſen Gebrauch ſ. **Dachs.**

Dämlein, ſ. **Damhirſch.**

Dämpfen, ſ. **Verhalten.**

Däniſche Tücher, ſ. Jagdtuch.

Dännhirſch, ſ. Damhirſch.

Daguer, iſt ein Kunſtwort in der Falknerey, welches gebrauchet wird, theils von einem Vogel, der in vollem Fluge und aus allen Kräften fortſchießt; theils von einem Vogel, der mit den Spitzen der Flügel fleißig arbeitet.

Dagues, heiſſen in der franzöſiſchen Jägerey die erſten Gehörne der jungen Hirſche, welche von den Deutſchen Spieſſe genennet werden. Ein ſolcher Hirſch heißt daher bey den Franzoſen *Daguet*, und bey den Deutſchen Spießhirſch. ſ. a. Anſprechen.

Daguet, ſ. *Dagues*.

Dahle, ſ. Dohle.

Daim, ſ. Damhirſch.

Dama, ſ. Damhirſch.

Damhirſch, **Dämlein**, **Dännhirſch**, **Tannhirſch**, latein. Dama, Damma, Dorcas, Caprea platycetos ſ. latis Cornibus, franz. *Daim*, iſt eine beſondere Art von Hirſchen, welche nicht aller Orten, wie die gemeine Hirſche gefunden werden. Doch ſind ſie nicht, wie einige davor halten, nur in Liefland, Dännemark und Norwegen, oder höchſtens noch in Preuſſen, ſondern auch an vielen Orten Deutſchlands zur Genüge anzutreffen. Dieſer Hirſch iſt von mittelmäſſiger Gröſſe, und um ein ziemliches kleiner, als der Rothhirſch, doch aber viel ſtärker, als ein Rehbock. Ob ſie aber ſchon nicht ſo groß und ſtark von Leibe werden, als die edlen oder Rothhirſche; ſo hat dennoch ein feißter Dammhirſch oftmals 250 bis 300 Pfund am Gewichte. Die Damhirſche ſind und werden ebenfalls, wie die andern Hirſche, gegen das Thier gerechnet, ſtärker und ſchwerer. Was aber die Farbe ſowohl des Hirſches, als des Thieres anbetrift; ſo wird dieſelbe verſchiedentlich angetroffen. Denn man findet weiſſe, ſchwarze, gelbe, röthlichte, braune, graue und bunte.

Der Damhirſche Brunft iſt einen Monat ſpäter, als bey den Rothhirſchen, nämlich im October. Er ſchreyet auch zur Brunftzeit, aber nicht ſo ſtark, als wie die Rothhirſche. Ihr Schreyen lautet faſt, als wenn man einen Menſchen höret, dem übel iſt, oder der vomiren will. Der Hirſch jaget ſich auch im Anfang der Brunft ziemlich mit den Thieren herum; doch bringet er das Thier bald zum Stande, beſchläget es auch nur mit etlichen Stöſſen, ſo iſt es geſchehen. Ihre Brunſt währet über einen Monat, und das Thier iſt 9 Monate trächtig, ſetzet ſodann im Junio ein Kalb, auch vielfältig 2 Kälber, und ſäuget dieſelbe bis wieder nach der Brunſt. Die Wildkälber oder das Thier, ſo es nicht zeitig um die Milch kommt, oder der Winter gar zu lange anhält, daß ſie ſehr Noth leiden müſſen, brunftet im andern Jahr, ſonſt aber geſchiehet es erſt im dritten Jahr. Nach dem erſten Jahr wird das Hirſchkalb ein Spiſſert, und ſetzt Spieſſe auf; nach dem andern Jahre Gabeln, auch wohl 6 bis 8 Enden; nach dem dritten Jahre 8 oder 10 Enden, da dann die Stangen oben

oben breit zu werden beginnen; nach dem vierten Jahre 10, 12 auch wohl mehr Enden, da die Stangen oben noch etwas breiter werden; nach dem fünften Jahre hat er ſchon ziemliche breite Schaufeln auf. Denn des Dambirſches Gehörn iſt ganz anderſt proportionirt, als bey den Rothhirſchen. Sie kriegen zwar wohl auch 2 Stangen, und unten Roſen, auch gleich darüber Augſproſſen, einige auch Eisſprüſſel. Aber, wo die Crone bey den Rothhirſchen iſt auf dem Gehörne, da wird das Damhirſchgehörn ganz breit, theils faſt 2 Hände breit, aber nicht dicke, und ſind bey alten Hirſchen die Stangen, über die Helfte der Länge, breit und dünne, auch viele Enden daran; aber die Enden ſind nicht hoch oder lang, ſondern ganz kurz. Je beſſer auch der Hirſch iſt, je beſſer er die Schauffeln und Enden vereckct. Wenn er erſt Schauffeln aufgeſetzet, und noch ſo viel Enden daran, zuweilen auch wohl 30 derſelben hat; ſo wird er doch nicht nach den Enden angeſprochen, ſondern er heißt ein guter Schauffelhirſch. Sie ſehen auch recht prächtig mit ihrem Gehörne aus.

Alle Jahr werfen ſie auch ihr Gehörne ab, als nämlich im April und Junio; es wächſt aber auch wieder, auf die Art der Rothhirſche, von ſchweißigtem Knorpel mit rauhem Baſte. Sonſt ſind ſie überhaupt mit der Brunſt, Setzzeit, dem Abwerfen, Auffsetzen und Fegen von ſolcher Art und Natur, wie die Rothhirſche, nur alles einen Monat ſpäter. Ihr Wandel und Geäſſe iſt alſo beſchaffen: Die guten Schauffelhirſche machen ſich nach der Brunſt zuſammen in einen Troup oder Rudel; doch leiden ſie zuweilen noch eher, als die Rothhirſche, die jungen Damhirſche und Thiere unter ſich. Sie ſondern ſich aber von ſelbſten wieder ab, und hält ſich ſodann das Wild oder Thier mit den jungen oder ſchlechten Hirſchen zuſammen. Ihren Stand verändern ſie nicht ſo weit, als die Rothhirſche. Im Winter gehen ſie in die Heyden, wo es Heydekraut, oder junge Gehaue und Schläge hat. Im Sommer ziehen ſie ſich gern nach den Wieſen hin, und wo ſie jung Holz und Laub haben. Wo die Felder mit Getreyde nahe an die Hölzer ſtoſſen, da ziehen ſie auch fleiſſig auf die Saat, und in das Getreyde. Doch ſolchen weiten Wechſel und weites Geäſſe, wie die Rothhirſche, ſuchen ſie nicht öfters. Wenn Eichelmaſt vorhanden; ſo ziehen ſie ſich auch gerne nach dieſer hin.

Der Unterſcheid und die Erkänntniß in der Fehrte zwiſchen dem Hirſch und Thier, iſt eben ſo, wie bey den Rothhirſchen. Denn der Damhirſch zwinget, ſchrenkt, hat ſtarke breite Ballen, ſtumpfe Schalen, macht den Beytritt, Creuztritt, Abtritt, blendet, wendet, bleibet zurücke, übereilet, und was dergleichen Zeichen mehr ſind. Wer die Zeichen und Erkänntniß des Rothhirſches inne hat, der kann auch hier dieſelbe brauchen, und ſich zu Nutze machen, und wird alsdann bald hierbey Hirſchgerecht werden können. Wo Roth- und Damwildpret untereinander und im

im Freyen iſt, da hat ſich der Weydmann wohl in Acht zu nehmen; immaſſen ein Damhirſch ſeine Fehrte ſo ſtark und breit zeiget, als ein Rothhirſch von 6 Enden, oder ein alt rothes Thier; der Damthiere ihre Fehrte aber eben ſo beſchaffen iſt, wie es ein Rothwildkalb im October hinmacht. Doch iſt es noch wohl zu unterſcheiden. Obgleich der Damhirſch einige vollkommene Zeichen, wie der Rothhirſch macht; ſo ſind doch die Fehrten kürzer gefaßt, auch die Wände und äuſſerſten Seiten der Ballen flächer, als bey dem Rothwilde. So machen auch die Damthiere ihre Fehrten eröfneter, als die Rothwildkälber, und faſt auf die Art der zahmen Ziegen. Durch fleiſſige Uebung wird man auch finden, daß die Proportion des Damwildprets gegen dem Rothwildpret anderſt ausſiehet, und allerdings zu unterſcheiden iſt.

Einige wollen eine ſonderbare Anthipathie, oder natürliche Feindſchaft zwiſchen den groſſen Rothhirſchen, und dieſen Damhirſchen angemerket haben, dergeſtalt, daß, wo ſich Damhirſche aufhalten, daſelbſt die andern groſſen Rothhirſche weit davon abweichen, oder auch wohl gar wegziehen. Wo aber beyderley Gattungen in einem Thiergarten eingeſperret wären, und ſich zuſammen ernähren müßten; da nähmen die groſſen rothen Hirſche mit ganzer Gewalt an allen Kräften ab, ſo, daß ſie endlich gar dahin fallen, ohne daß man hievon die eigentliche Urſache angeben könne. Allein dieſem widerſpricht Herr Döbel in ſeiner Jägerpraktica mit folgenden Worten: Es iſt ſolches eine bloſſe Einbildung, und hierinnen kein wahrhafter Beweiß zu nehmen. Wenn das wahr wäre; ſo müßte unter einem andern Climate, und in andern Ländern dieſes auch erfolgen, dergleichen ich doch niemals angetroffen. Vielmehr kann ich das Gegentheil aus der Erfahrung verſichern. Denn man gehe nur in das Brandenburgiſche bey Berlin, in das Fürſtenthum Anhalt Deſſau, in das Braunſchweigiſche, und in das Würtembergiſche in Schwaben, mehrere Orte zu geſchweigen; ſo wird der Beweiß da ſeyn, daß das Roth- und Damwild in einem Waldrevier, ja auf einem Geäſſe ſich untereinander befindet; und iſt hier nicht von Thiergarten allein die Rede, da es freylich beyeinander bleiben müßte; ſondern auch von freyen Waldungen, da es einander wohl entweichen könnte. Dennoch aber ſiehet man in denen kurz benannten, und noch mehrern Waldungen keinen Mangel an beyderley Wildpret; ſondern es iſt, und bleibet beyeinander. Nicht zwar eben allezeit in einem Rudel; denn es hält ſich freylich eine jede Art Wild zu ſeines gleichen. Jedoch zeucht es durcheinander her aufs Geäſſe in Wieſen, und jungen Gehauen und Schlägen. Auch iſt zu beweiſen, daß es zur Winterszeit auf einem Platze nebeneinander ſtehet, und den ihm und den Rothhirſchen fürgeſchütteten Haber und Heu zuſammen äſſet. Nach dieſem ziehet auch wieder ein jedes zu ſeinem Stande, doch aber auch ſo nahe beyeinander, daß ſie öfters nicht 100 Schritte weit, auch noch näher ſich beyeinander nieder thun. Ja was

was noch mehr, ſo ſtehen ſie gar oft ſo nahe beyeinander, daß man Dam- und Rothhirſche auf einen Schuß ſchieſſen kann, welches ich ſehr oft ſelbſt geſehen, und kann ſolches nach Belieben in den vorbemeldten Ländern mit Augen ſelbſt angeſehen werden.

Wenn ſich ein Damhirſch von **Hunden verfolget** befindet; ſo fliehet er nicht ſo weit, als ein anderer Hirſch, ſondern er ſuchet alsbald ſeinen Stand wieder, und fliehet beſtändig die Wege, ſo viel er kann, inſonderheit aber wechſelt er gerne in das Waſſer, wo er ſich fangen läßt. Wenn man einen Damhirſch **ausſpüren** will; ſo ſucht man ihn gerne in trockenem Lande, wo er ſich mit andern Truppweiſe aufhält, ausgenommen im Monat May bis zu Ende des Auguſts, während welcher Zeit er ſich in die Dickigte begiebt, um ſich vor der Ungeſtümmigkeit der Mücken zu verwahren, welche ihn zu dieſer Jahreszeit ſtechen. Im übrigen muß man den Damhirſch, wie einen andern Hirſch ausſpüren, und in Anſehung des erſtern alles bey dem letztern gewöhnliche, bis auf den Spürhund und das Nachſetzen beobachten. Nur iſt noch zu merken, daß es ſchon genug iſt, wenn man 5 bis 6 der beſten Spürhunde nimmt, ihn zu jagen; und wenn man von ungefehr an den Ort kommt, wo er des Morgens, oder auch des Mittags, oder auf die Nacht ſein Geäſſe gemacht hat; ſo darf man nur alsdann ſeine Hunde gehen laſſen, und bloß darauf Achtnng geben, daß ſie der Spur nachgehen; denn ſonſt würde man dieſes Thier vergeblich aufſuchen.

Die **Häute** der Damhirſche ſind recht gut, und faſt noch beſſer, als die vom Rothhirſche. Sie ſind feiner und tragen ſich zu Beinkleidern und Handſchuhen recht ſauber. Sonſt iſt auch das Unſchlitt, der Schweiß und die Ruthe faſt eben ſo gut, als von Rothhirſchen. Ihr Wildpret aber halten viele vor noch delicater, als das Wildpret der Rothhirſche, indem es zärter, auch mit Feißte durchwachſen iſt. Inſonderheit werden die an der Mutter noch ſaugende junge Dämlein allem Wildprete vorgezogen.

Uebrigens iſt noch anzumerken, daß auch dieſe Hirſche zur hohen Jagd gehören.

Was die **weydmänniſche Redensarten** anbetrift; ſo wird von ihm eben ſo, wie von dem Rothhirſche geſprochen, auſſer, daß das **Gehörn** nicht eine **Crone**; ſondern **Schauffeln** genennet wird. Auch werden die guten oder ſtarken Hirſche nicht **jagdbare Hirſche**, ſondern **Schauffelhirſche**, oder auch **recht gute Schauffelhirſche** genennet. Doch variret auch dieſer weydmänniſche Ausdruck an etlichen Höfen, und bey einigen Jägereyen, da der **Hirſch** ein **Tannbock**, das **Thier** eine **Tanngeiß**, und das **Kalb** ein **Tannkützle** genennet wird. Was dieſe Hirſche mit andern Hirſchen gemein haben, und noch von denſelben zu merken iſt, davon ſ. **Hirſch**.

Damhirzlein, ſ. **Gems**.

Damma, ſ. **Dannhirſch**.

Danne, ſ. Tanne.

Dannhirſch, ſ. Damhirſch.

Darceau, ſ. Häſelin.

Dard, ſ. Häſelin.

Darre, Verdorren der Hölzer, iſt eine Seuche, welche die wilden Bäume in den Wäldern anzufallen pfleget, da die Schale von denſelben abgetrennet, der Baum wurmſtichig und dürre wird, daß er leicht faulet, und die Gipfel abbrechen. Sie greiffet aber doch mehr die Harzals Laubhölzer an, und mag billich eine rechte Peſt der Bäume genennet werden. Solch Verdorren hat unterſchiedene Urſachen. Es rühret 1) her von ſchweflichter Materie, wenn ſie ſich allzuhäufig in der Erde befindet, als welche durch ihr hitziges Weſen die Wurzeln beſchädiget, daß dieſelbe ihren öelichten Saft dem Baum nicht völlig zur Erfriſchung hinaufgeben können. Daher die Bäume von unten zu verdorren anfangen, und rindſchäligt werden, welches ſich nach und nach weiter ausbreitet, daß, obſchon dergleichen Bäume anfangs oben hinein noch eine Zeitlang grün bleiben, doch die Rinde abfället und verdorret. Wo dergleichen Verdorrung anfängt, gehen viele Bäume darauf.

2) Eine andere Verdorrung geſchiehet beſonders bey Fichten in hitzigen Sommern, zumalen wenn die Bäume an Sommerſeiten und Rändern, oder in ſandichtleichtem Boden ſtehen, auch das Moos und die Tangeln alle Jahre abgerechet, und die Wurzeln ſo entblöſſet werden, daß die heiſſe Strahlen auffallen, und endlich den ganzen Baum verderben. Dieſe Art geſchiehet nur an einzeln Bäumen.

3) Wird als eine Urſache der Verdorrung angegeben der fliegende **Wurm**. Er ſiehet bald wie eine Pferdebremſe aus, braun und gelb, hinten mit einem harten ſpitzigen Stachel, womit er Fichten und Tannen anſticht. Sie erzeugen ſich in hohen Fichten und Stöcken, und im Lagerholze. Bey trockenem warmen Wetter freſſen ſich ſich heraus, fallen die nächſt anſtehende Bäume an, vermehren ſich, und verderben Baum bey Baum. Gehet der Wind ſtark, ſo ziehen ſie ſich immer weiter in den Wald hinein. Bey dergleichen Unfall muß man eine Ecke vorwärts und quer von einem Strich Holz glatt weghauen und abräumen, auch die an ſolchem abgeräumten Strich Holz ſtehende, mit dem Wurm angeſteckte Bäume mit Feuer bebrennen, oder man eilet mit dem angeſteckten Holze fort, ſo gut man kann, und rodet die Stöcke aus. Ob nun aber dieſer Wurm oder ein anderes Ungeziefer die wahre Urſache der Verdorrung ſeye, davon ſ. **Brand**.

4) Kann die Verdorrung auch von übler **Wirthſchaft** herrühren, wenn die Hölzer ausgelichtet und ausgehauen werden. Denn alsdann legt ſich der Wind hinein, und drehet die Bäume hin und her, daß kleine und groſſe Wurzeln von der Erde abgelockert werden.

5) Geſchiehet die Verdorrung, wenn die Bäume ſchadhaft werden.

den. Solches trift ſie in ihrem vollkommenen Alter, da ſich die Seitenwurzeln vereinigen, oder der Saft wegen des ſchon in dem Baume überflüſſig vorhandenen und verveſtigten Saftes nicht völlig hinauf, und dem Gipfel ſowohl, als den Seitenäſten ſeine gehörige und flüchtige Kraft geben kann; daher deſſen obere Aeſte abſterben. Kommt nun der junge flüchtige und verdünnende Saft nach, und kann ſich ausbreiten; ſo dringet ſelbiger aus, und ziehet ſich weiter herunter, welches auch den übrigen Seitenäſten ſchadet, und ſie verderbet.

6) Kommt die Verdorrung auch daher, wenn man einzelne Bäume heraus hauet, dieſe an denen andern ſtehenden Bäumen herunterſchinden, deren Rinde eröfnen, und den Splint des Holzes loß machen läſſet; da denn der nachkommende Saft heraus tritt, den Baum entkräftet und tödtet.

7) Geſchiehet eine ſolche Verdorrung, wenn die groſſen und mittelſten Wurzeln des Baumes abgehen, die kleinen Nebenwurzeln abſterben, und alſo den Baum, nach dem Kern hinauf keinen Saft geben können; wodurch der Baum Anfangs in den Poris, zwiſchen den Jahrwüchſen, etwas rothfaul zu werden beginnet, welche Fäulniß ſich durchfrißt, und den Baum verſtocket. Dergleichen Stämme bleiben im Splint, an der Rinde und oben hinaus im Gipfel, noch einige Jahre grün, bis die Fäulung von innen heraus weiter um ſich frißt, den Splint dünner machet, und weiter hinauf gehet. Komm alsdenn halbweg ein Wind, ſo wirft er ſolche Bäume um.

8) Wird die Verdorrung befördert, wenn man von oben herein ſtarke Aeſte abbricht, worein ſich die Näſſe, und aus dieſer eine Fäulung ziehet. Solches wiederfähret überſtandenen Hölzern; daher iſt es am beſten, jedes zu ſeiner Zeit zu gebrauchen.

Endlich 9) erfolget die Verdorrung, wenn das Holz in ſumpfigten Gründen, oder an Seen und Teichen ſtehet. Daher ſoll man die Sümpfe durch Grabenziehen austrocknen, und die Graben öfters heben. Allzu viele Näſſe verdirbt nicht nur bereits aufgewachſene Hölzer, ſondern verhindert auch den Anflug des jungen, daß der Holzſaame verfaulet, und zu Grunde gehet.

Debel, ſ. **Debbel.**

Debel, ſ. **Döbel.**

Debucher, ſ. **Aufjagen.**

December, Chriſtmonat, franz. *Decembre*, iſt der zwölfte und letzte Monat im Jahr, vom Jenner an gerechnet, aber der zehende vom Merz an gerechnet; daher er auch im Lateiniſchen den Nahmen December bekommen hat. Die Verrichtungen, die bey dem Forſt- Fiſch- und Jagdweſen in dieſem Monat vorkommen, ſind folgende:

A) Bey der Fiſcherey muß man alle Morgen, wenn es hart gefrieret, auf denen Teichen, Fiſch-

Fiſchbehältern und Einſätzen unterſchiedliche Löcher in das Eis hauen, oder, wie die Fiſcher reden, **Wuhnen machen**, damit die Fiſche Luft bekommen, und unter dem Eis nicht erſticken. Abſonderlich muß ein guter Teichmeiſter zu verhüten ſuchen, daß kein Waſſer mit vollem Strohm in den Teich lauffe, welches den Fiſch aus dem Lager treibet, welches er wegen der Kälte in dem guten Boden eingeſchlagen hat; daher das Schneewaſſer, ſo viel möglich, abgeleitet werden muß. Leidet es ſonſten die Zeit, ſo ſoll man die Arbeit in der Reparation der Teiche mit allem Ernſt treiben. Und ob es ſchon manchmal in denen Teichen hart gefroren, auch ſpitzige Finger ſetzen möchte, ſo kann man doch, wenn nur kein Schnee iſt, wenigſtens zu halben Tagen fortfahren laſſen, die ausgehackte Erde auszuführen. Denn je kälter, je beſſer iſt mit ſolcher Arbeit umzugehen; immaſſen die Stücke nur deſto gröſſer ausſpringen, und weniger Mühe machen, als wenn die Erde alſo zerflieſſend und naß muß aufgeladen werden. Ueberhaupt aber iſt von Wartung der Teiche noch zu bemerken, daß man dieſelbe den ganzen Winter über ein wenig muß gehen laſſen; ſtärker aber, wenn Thauwetter iſt, und das Schneewaſſer das Eis ſehr drücket. In dieſem und dem nächſten Monat kann man auch unter dem Eiſe fiſchen. Uebrigens laichen nunmehr die Quappen und Aalraupen.

B) In den **Wäldern und Holzungen** wird das Bauholz am beſten in dieſem Monat gefället, ſonderlich wenn der Mond unter der Erden iſt, zwey oder 3 Tage vor dem neuen Lichte; denn es ſoll daſſelbe von keinem Wurm angegriffen werden, ſondern allezeit beſtändig bleiben. So ſoll auch nunmehro ein guter und vorſichtiger Hauswirth alle ſein Brennholz, welches er das Jahr hindurch an Klafterſcheiten und Buſchholz vor ſein Haus bedarf, zu rechte hauen, und nach und nach an gelegenen Tagen, wenn der Erdboden recht hart gefroren iſt, einführen, auch ein jedes zum beſtimmten Gebrauch ſpalten und an ſeinen Ort legen laſſen. Das benöthigte Schirrholz kann man ebenfalls noch nach Nothdurft in Vorrath hauen und anführen laſſen. Der Förſter aber hat gleichfalls noch ferner Holz zu machen, und die Stöcke auszuroden, und beydes von den Gehauen abführen zu laſſen. Dabey ſoll er auf die Holzmacher und Stockroder ſowohl, als auf die Fuhrleute diejenige Aufſicht haben, die man bey dem Monat October weitläuftig beſchrieben findet. Er ſoll auch noch immer nach Gelegenheit Kiefern- und Fichtenzapfen brechen laſſen. Bey leidlicher und guter Witterung aber können auch noch die in dem vorhergehenden Monat ſchon gemeldete Holzſaamen geſäet werden. Wenn einzeln ſtehende, z. Er. zu Alleen angeſetzte junge und ſchwanke Bäume, bey einem fallenden groſſen und ſogenannten fetten Schnee, von ſolchem zu ſehr beläſtiget werden, iſt dieſe Schneelaſt von dergleichen Bäumen ohne Zeitverluſt abzuſchütteln, damit ihr Umbrechen verhütet werde. Dieſe Auf-

ſicht

ſicht und Anſtalt iſt die ſämmtliche Winter- und Schneemonate hindurch nöthig.

C) Bey der **Jägerey** und dem **Weydwerk** iſt nun das Jagen auf die Rehe, wilde Schweine, Wölfe, Füchſe und Haaſen am beſten, weil ihre Spur im Schnee, ſonderlich wenn er neu gefallen iſt, am leichteſten zu finden, und die Bälge nunmehr am beſten ſind. Anjetzo iſt auch das zeitige Futter in Thiergärten wegen der abgebrunften Hirſche, bey einfallendem harten Froſt nicht zu vergeſſen, und was an Wilde über den gewöhnlichen Beſatz überflüſſig iſt, mit Gelegenheit unvermerkt auszuſchieſſen. Desgleichen ſoll man jetzo auch die Waldheerde auf die Krammetsvögel fleiſſig beſuchen, ſonderlich wenn tiefer Schnee gefallen, ſie wohl kehren, und mit Wachholder- oder Vogelbeeren wohl anrichten. Dieſen Monat fängt man auch noch die Miſtler auf den eichenen Miſteln in den Stichhäuslein. Den Habichten, welche jetzt bey den Häuſern und Höfen groſſen Schaden thun, und die Tauben und Hüner ſehr hinwegfangen, muß man mit allem Fleiſſe nachſtellen, und ſie zu vertilgen trachten. Bey groſſem Schnee kann man jetzo und den ganzen Winter hindurch die Rebhüner mit dem Schneegarn am beſten fangen. Im übrigen kann man in dieſem, wie auch in den folgenden Monaten auf die heimlichen Hünerfanger und Haaſendiebe wohl Acht haben. Von der Witterung dieſes Monats ſ. *Onomat. Oeconom. pract* oder **öconom. Wörterb.** 2ter Th. unter dem Art. **Jahr.**

Dechaperonner, ſ. **Abkappen.**

Decipula, ſ. **Falle.**

Decknetze, werden zum Rebhüner- und Wachtelnfang, auch zu andern dergleichen Vögel gebraucht, und entweder mit länglicht gevierten und rautenförmigen, oder viereckigten Maſchen oder Schmaſchen, aus ziemlich harten und doppelt gezwirten Fäden geſtricket. Sie dürfen aber nicht länger als 40 bis 45 Ellen, jedoch auch nicht kürzer, als 20 bis 24 Ellen, auch nicht breiter, als 12 Ellen, und nicht ſchmäler als 8 Ellen, auch jede Maſche zwey Zoll weit daran ſeyn. Dieſes Garn oder Netz wird oben mit einer, eines kleinen Fingers dicken Schnur, eine Elle lang herabhangend gelaſſen. So muß man auch an den beyden ſchmalen Seiten des Garns, von 2 zu 2 Schuhen weit andere Schnürlein anknüpfen, damit das Deckgarn an 2 Stangen gebunden, und von ſo viel Perſonen getragen werden kann.

Decoupler, ſ. **Loßbinden.**

Decouſure, iſt ein Kunſtwort in der Jägerey, und wird alsdann gebraucht, wenn ein wildes Schwein einen Hund mit ſeinen Hauzähnen verwundet hat.

Dedans, iſt gleichfalls ein Jägerwort, welches beſonders von Falken und andern dergleichen Vögeln gebraucht wird. So sagt man z. Ex. *Mettre un Oiſeau dedans*, d. i. einen Vogel wirklich zur Jagd abrichten.

Defaut, iſt abermals ein Jägerwort, und wird von Hunden geſagt, welche die Spur des Wildes, welches man jagt, verlohren haben.

Debar-

Debarder, ſ. Auskoppeln.

Dejucher, heißt einen Vogel von ſeiner Stange jagen, oder abneh- men ſ. Vogelfang.

Delier, ſ. Loßbinden.

Delivre, iſt ein Kunſtwort bey der bey der Falknerey, und bedeutet, daß der Vogel ſehr mager, ohne Geſtalt, und faſt ohne Fleiſch iſt.

Delongir, iſt gleichfalls ein Kunſt- wort bey der Falknerey, und heißt ſo viel, als einen Vogel, um ihn fliegen zu laſſen, oder auch wegen anderer Gelegen- heit, von dem Riemen loßlaſ- ſen.

Dens de Sanglier, ſ. Eberzahn.

Dentes Apri, ſ. Eberzahn.

Deployer, ſ. Nachlaſſen.

Derocher, ſ. Herabſtürzen.

Deſaccoupler, ſ. Loßbinden.

Deſcendre, ſ. Herabſchieſſen.

Deſemplotoir, iſt ein Kunſtwort in der Falknerey, und bedeutet ein Eiſen, womit mau den Raubvö- geln das Fleiſch, ſo ſie nicht ver- dauen können, aus dem Einge- weyde heraus ziehet.

Detacher, ſ. Loßbinden.

Deutſche Fichte, ſ. Riefer.

Dickigt, nennen die Jäger einen Ort, der mit ſehr dicken Sträu- chen und Gebüſche bewachſen iſt, und den wilden Thieren vor die- biſchen Nachſtellungen der Müſ- ſiggänger, ſchädlichen Raubthiere und Hunde zur Beſchützung die- net.

Dickmaaß, nennen die Jäger das rauhe Häutlein eines Hirſch- oder Rehbocksgehörns, welches von demſelben in die Höhe ſchießt.

Dielen, ſ. Pfoſten.

Dielenſchneiden, ſ. Pfoſten.

Dienſtmaſt, ſ. Maſt.

Dierleinbaum, ſ. Corneelbaum.

Diſtelfiuke, ſ. Finke.

Diſtelfinke, ſ. Stieglitz.

Ditgen, ſ. Brachvogel.

Ditlein, ſ. Brachvogel.

Dixhuit, ſ. Kibitz.

Docken, Doggen, Engliſche Doggen, Engliſche Hetzhun- de, franz. *Dogues*, ſind eine groſ- ſe Art von Hunden, ſo eigentlich aus Engelland oder Irrland kom- men, und welche man anfänglich mit groſſen Koſten aus dieſen Län- dern bringen laſſen. Doch wer- den ſie jetziger Zeit nicht mehr ſo weit geholet; ſondern in Deutſch- land an groſſer Herren Höfen von Jugend auf erzogen, und zur Pracht erhalten, auch nach ihrer Gröſſe, guten Gewächs, Schön- heit und Farbe unterſchieden und äſtimiret. Die allerſchönſten und gröſten von dieſer Art führen den Nahmen Cammerhunde, weil ſolche mehrentheils des Nachts in dem Schlafgemach neben ih- rer Herren Betten liegen müſſen, damit, wenn Mörder einfallen ſollten, dieſelbe ſogleich wachſam ſeyn mögen. Sie liegen insge- mein auf groſſen Lagerſtätten und Polſtern oder Bärhäuten, und ſo ſie grimmig ſind, an ſtarken Halsbändern mit Ketten verwah- ret, damit ſie den Menſchen nicht Schaden thun; des Nachts aber

aber werden ſie losgelaſſen. Doch werden ſie dergeſtalt erzogen, und in ihrer Jugend zahm gemacht, daß man ſie bey allerley Menſchen und Vieh vorbey führet, und durch Bedrohung abhält, damit, wenn ſie mit der Herrſchaft loß lauffen ſollten, ſie nicht alſofort alles anpacken und zerreiſſen möchten. Wenn ſie nun wohl erzogen und fromm gewöhnet ſind, daß man ſie ledig herum gehen laſſen kann; ſo wird einem ſolchen Cammerhunde meiſtens ein ſtarkes ledernes, mit grünem Sammet überzogenes Halsband, worauf ſilberne Buchſtaben, oder der Herrſchaft Nahmen, oder Wappen iſt, umgethan.

Nächſt dieſen Cammerhunden werden diejenigen, ſo auch groß und ſchön, oder ſonſt von guten Eigenſchaften ſind, andern vorgezogen, und **Leibhunde** genennet, welche ebenfalls ſonderlich gewöhnet, auch recht zahm gemacht, und abgerichtet werden müſſen, damit ſie an Hirſche, Schweine und Wölfe gehetzet werden, auch die Bären der Herrſchaft veſte halten können. Vor allen Dingen aber müſſen dieſe Hunde angewieſen werden, daß ſie ein wildes Thier ja nicht vor dem Kopfe anfallen, ſondern zur Seite an den Ohren faſſen, und zu beyden Seiten ſich anlegen; indem ſonſt ein Bär ſie zerreiſſen, ein Hirſch ſein Gehörn vorwerfen, und dieſelbe ſpieſſen, das wilde Schwein hauen, der Wolf aber beſtändig um ſich ſchnappen und herumbeiſſen würde. Solchen Leibhunden werden auch ſchöne Halsbänder von rothem oder grünem Pliſch, mit meſſingenen Buchſtaben angeleget. Man hält ſie auch vor andern hoch, und läſſet ſie bisweilen, wenn die Herrſchaft ausgehet oder fähret, zum Staat ledig neben her lauffen. Bey dem Hetzen des kleinen Wildes, als der Rehe und Haaſen, ſonderlich in Stöcken und Windbrüchen, müſſen ſie gänzlich verſchonet werden, weil ſie zu ſtark ſind, auch ſich nicht gleich nach dem Wilde kurz wenden, und dahero leichtlich anlauffen, den Hals ſtürzen, oder doch zum wenigſten ſich verrenken können, daß ſie lahm und gebrechlich werden.

Die übrigen heiſſet man **Engliſche Hunde**, welche ebenfalls zum Hetzen angeführet und gebrauchet werden. Man pfleget die jungen Engliſchen Hunde gerne von Jugend auf an ihrem Wachsthum zu befördern, bis ſie zu vollkommener Gröſſe gekommen, und 2 Jahr alt geworden ſind. Während dieſer Zeit werden ſie mit lauter Schlickermilch und laulichtem Fraß, wie auch Rindermark aus denen Knochen, erhalten. Uebrigens darf man ihnen während des Wachſens nichts Saures geben; denn das verderbet ihnen den Nahrungsſaft, das Blut und die Nerven, daß ſie verbutten; wie auch keine gar harte Knochen, damit ſie nicht ihre beſte Wehre und Waffen, die Zähne, ausbeiſſen und verderben; und ſo ſie über ein halb Jahr oder, noch läppiſch ſind, müſſen ihnen die Ohren geſtutzet, gebraten und zu freſſen gegeben werden. Man hält davor, daß ſie, wenn ſie im Rachen ſchwarz ſehen, ſehr böſe werden ſollen. Wenn ſie zuſammen bekannt

kannt werden, ſo ſtehen ſie einander bey, zumal ſo ſie von Jugend auf beyſammen geweſen ſind. Da hingegen hin und wieder zuſammengeraſte alte und beiſſige Hunde meiſtens einander anfallen und Würgen. In dieſem Fall muß einem ſolchen beiſſigen Hunde ein Hundszaum oder Maulkorb, ihn davon abzuhalten, angeleget werden. Sie liegen im Stalle auf einem 20 Zoll hoch erhabenen Lager, ein jeder beſonders vor ſich an Ketten angeleget, und hat jeder ſeinen Fraß beſonders vor ſich ſtehen. Was von ihnen weiter, in Abſicht auf das, was ſie mit den Hetzhunden gemein haben, zu bemerken iſt, davon ſ. **Hetzhunde.**

Döbel, Debel, Debbel, Döwel, Dübel, iſt ein Strohmfiſch, der aber auch in Teichen gezogen werden kann. Er wird ſo ſtark, als ein Karpfe, iſt mit Schuppen, welche ſilberfarbicht, und mit rötblichen Floßfedern, welche am Ende blau und braun ſchattirt ſind, verſehen, hat einen ziemlich groſſen Kopf, iſt aber ein dicker und rundfleiſchiger Fiſch. Seine Streich- und Laichzeit iſt im April und May. Er wird unter die Raubfiſche mitgezehlet, hat ein ſchön weiſſes Fleiſch, welches zwar etwas weichlich, jedoch von gutem Geſchmack iſt. Die, ſo erſt von einem Pfunde groß ſeyn, ſind die beſten. Er wird in der Elbe, Saale, Weſer, Neckar u. d. g., auch in kleinen Flüſſen gefangen. Wenn die Waſſer groß werden, und die Lachen austretten; ſo bleiben ihrer viele daſelbſt zurück, und werden ſie alsdann mit Garnſäcken, auch im Julio und Auguſt mit der Angel vielfältig gefangen; zu welcher Zeit ſie auch bis in den Winter am beſten und fetteſten ſind.

Dörnleinbaum, ſ. **Corneelbaum.**

Döwel, ſ. **Döbel.**

Doggen, ſ. **Docken.**

Dogues, ſ. **Docken.**

Dohle, Dahle, Thole, latein. Monedula, franz. *Choucas*, *Chucas*, iſt eine Art von Krähen, die durchaus, wie die Raben, kohlſchwarz ſind, ſelbſt den Schnabel und die Füſſe nicht ausgenommen. Nur hinten am Kopf, wo der Hals anfängt, hat die Dohle graue Federn. Sie iſt um ein nahmhaftes kleiner als ein Rabe, ſonſt aber der Geſtalt nach, demſelben ziemlich gleich. Man kann ſie nicht wohl unter die Raubvögel ſetzen, ob ſie ſich gleich gerne zu den kleinen Raben und Krähen hält, und mit ihnen herum ziehet; indem ſie auf kein Aas und Luder fället, ſondern meiſtens von Körnern und Früchten lebet. Daher ſie auch wegen ihres wohlſchmeckenden Fleiſches, beſonders wenn ſie noch jung iſt, gar wohl zur Speiſe gebraucht werden kann. Sie macht ihr Neſt auf hohe Bäume, und pflegt auch gerne auf Thürmen und hohen Mauren in Löchern zu brüten, wo ſie denn gemeiniglich 3 bis 4 Junge ausbecket. Sie wird lebendig entweder auf den Wänden, oder auch mit dem Falken gefangen. Wenn Schneewetter einfallen will, ſo pflegen ſie ſich in Menge zuſammen zu ziehen,

ziehen, mit groſſem Geſchrey herum zu ſchwärmen, und ſich nach den Städten und Dörfern zu retiriren. So wohl die alten als jungen werden, wenn man ſie in die Stube nimmt, ſo zahm, daß ſie ausfliegen und wieder heim kommen. Sie ſtehlen und verſtecken auch allerhand, was ſie bekommen können, gleich den Kolkraben. Wenn ſie jung aus dem Neſte gehoben werden, und man ihnen die Zunge löſet; ſo kann man ſie allerhand, wie eine Elſter, ſchwatzen lernen.

Dohnen, ſ. **Donen**.

Donen, **Dohnen**, **Thonen**, **Maſchenſchleiffen**, **Schneiſſen**, ſind nichts anders, als eine Art von Schlingen, worinn ſich zur Herbſtzeit Droſſeln, und andere kleine Vögel ſelbſt zu fangen pflegen. Was ihren Nutzen und Gebrauch bey dem Vogelſang anbetrift; ſo findet ſich hierinn kein Unterſchied. Aber die Art und Weiſe, wie ſie gemacht werden, iſt verſchieden; woher ſie auch zum Theil verſchiedene Nahmen führen. Weil dieß ein Hauptarticul bey dem Vogelſang iſt, wollen wir eine etwas ausführliche Beſchreibung davon geben.

A) Man hat erſtlich eine Gattung, die man **Baſtdonen** nennet. Dieſe werden von lindenem Baſte gemacht, welcher im Julio geſchälet, und hernach im Waſſer geröſtet worden, da er denn gelinde wird, und ſich nach gefallen auseinander theilen läßt. Hievon wird die Done alſo zubereitet: An einem Ende wird ein Auge, faſt ein Zoll lang, gemacht und geflochten. Nach dieſem wird die Dohne dreyſtrehnigt fortgeflochten, wie ein halber Finger breit, und auf 5 Zoll lang. Alsdenn knüpft man einen Knoten, und läſſet die langen Enden zum Anbinden daran. In dem Flechten aber werden 3 Schleiffen von Pferdehaaren mit eingeflochten und eingetheilet. Dieſe ſind alſo gemacht: Man nimmt 3 lange Pferdhaare, und knüpft in der Mitten einen Knoten; drehet ſodann die 3 Haare doppelt zuſammen, und macht am Ende einen doppelten Knoten. Sind die Haare nicht lang genug; ſo muß man 6 Haare nehmen, ſie zuſammen drehen, und an beyden Enden doppelte Knoten machen. Dieſe Donen werden alſo geſchlagen oder gelegt: Man ſchneidet ein Stecklein, eines kleinen Fingers ſtark, ab, an welchem ein Aeſtlein gerade ausgewachſen, bohret ein Loch in den Baum oder die Stange, und ſteckt das geſpitzte Stecklein in den Baum, hänget an den Aſt die Dohne mit dem Auge, bindet ſodann die Enden um den Baum oder die Stange, und ziehet die drey Schleiffen auf. Wollten nun die Schleiffen nicht accurat und nach der Done hin ſtehen; ſo müſſen Windleinen oder Windhaare daran gemacht werden. Hiezu nimmt man Pferdhaare, oder vom Leinweber die Trodeln, wo ſie das Gewebgarn zum Anfang andrehen müſſen. Die **Windleinen** ſind alſo beſchaffen: Man ſchneidet in den Aſt zu beyden Seiten ein ſubtiles Schnittgen, ingleichem an der Stange, wo die Done eingeſtochen wird, leget alsdenn

zu beyden Seiten einen Faden, oder ein Pferdhaar, welches aber auch ſo eingelegt ſeyn muß, daß es der Vogel, wenn er in die Done einfällt, leicht heraus ziehen könne. Einige legen den ganzen Faden oder das Haar um die Done, und hängen die beyden Enden an die Stange, welches aber nicht viel taugt, weil es allzu veſte ſtehet. Mit dieſen Windleinen ſtellen ſich die Schleiffen recht gerade. Und weil dieſes das vornehmſte vom Donenſtellen iſt; ſo iſt wohl nöthig, daß man ſich die Mühe gebe, und ſeine Donen gleich im Anfang recht genau richte, damit der Fang deſto beſſer ausfalle. Unten werden die Beeren eingehänget. Dieſe Donen ſind auch deswegen gut, weil man ſie, wenn der Zug vorbey iſt, abnehmen, aufheben, und etliche Jahre brauchen kann. Wenn ſie abgenommen werden; ſo nimmt man 4 und 4 Donen zuſammen, ziehet die Schleiffen auf, macht alsdann Ringe von der Done, und die Schleiffen werden mit eingeringet, die Enden aber drum herum gewickelt; ſo bleiben ſie fein accurat zum künftigen Stellen, welches auch, ſo die Donen neu gemacht werden, mit dem Aufringeln geſchiehet. Auf dieſe Art macht man auch noch andere Donen, und nimmt an ſtatt des Baſtes Bindfaden, knüpfet ſelbigen nur einfach an, wie den Baſt, und ziehet die Schleiffen hinein.

B) Die andere Gattung der Donen ſind die ſogenannten **Bügeldonen.** Sie werden aus 4 bis 6 Pferdehaaren, ſo aus der Mähne oder dem Schweiff genommen worden, geflochten, und in dem obern Theile eines guten zähen weidenen Bügels durchgezogen; dieſer aber an beyden Enden zugeſpitzt, und Ebereſchen und Vogelbeere hinein gehängt, auch ſelbige alsdann in denen Donengängen oder Donenſteigen an die Bäume geſteckt. Wenn nun der Vogel im Spriegel ſitzet, und nach den Beeren langet, da er nothwendig den Hals durch die Schlingen ſtecken und ſtrecken muß; ſo ziehet ſich die Schleiffe zuſammen, und je mehr ſich der Vogel, durch zukommen, bemühet, je härter und veſter wird ihm der Hals zugezogen, alſo daß er endlich erwürgen, und daran hängen bleiben muß. Die Pferdhaare ſoll man, nach einiger Meynung, nicht von verreckten und umgefallenen, ſondern von lebendigen, oder ſolchen Pferden nehmen, die von den Waſenmeiſtern tod geſchlagen worden. Wenn die Donen anfangs von dem Weydmanne aus Roß- oder Pferdehaaren verfertiget ſind; deren bisweilen etliche 100 auf einmal gemacht werden; ſo ſchleifft man ſolche an ein rundes, dickes Holz, welches aber ſo groß ſeyn muß, ſo weit die Donen im Richten ſich öfnen ſollen, und wirft ſie alſo angeſchleift in ein ſiedend heiſſes Waſſer, läſſet ſie eine Weile darinnen ſieden, und hierauf am Holz etliche Tage bleiben, bis ſie recht trocken geworden ſind. Alsdann ziehet man ſie gehörig ein; und ſollen ihnen hernach Regen und Wind deſto weniger Schaden thun können.

C) Die dritte Gattung der Donen ſind die ſogenannten **Erddonen, oder Lauffdonen**, welche alſo verfertiget werden: Man ſchneidet Stöcke, welche eines Fingers dicke, und auf 20 Zoll lang ſind, ſchneidet ſelbige an einem Ende ſpitzig; gegen dem andern Ende hinauf ſticht man mit einem Meſſer durch den Stock, und ziehet eine Schleiffe von Pferdhaaren gedrehet, durch, welche aber an einem Ende einen doppelten ſtarken Knoten haben muß, daß ſie ſich nicht durch den Stock ziehen kann, am andern Ende aber iſt ein Auge zu einer Schleiffe. Mit dieſem Zeuge ſtecket man, zwiſchen den Wachholderbüſchen, wo Steige daran und drum gehen, und an den brüchigten Oertern, die Stöcke mit den Schleiffen herum, alſo daß die Stöcke wie ein Triangel ſtehen; doch müſſen ſie eben nicht dichte zuſammen kommen. Alsdann ziehet man die Schleiffen zum Fangen auf, daß ſie aber nicht gar auf den Boden kommen, damit die Schnepfen, auf welche ſie vornemlich gerichtet ſind, eben treffen müſſen, wenn ſie im Lauffen ſeyn. Beſonders ſteckt man auch Stöcke, daß ſie wie ein Geländer ſtehen. Es gehet auch an, daß man eine ganze Parthie dergleichen Lauffdonen machen, und durch die jungen Schläge und Dickigte, auch Steige, mit durchſtecke; wie man denn nicht nur Schnepfen, ſondern auch die Krammetsvögel in dieſem Zeuge in der Menge fangen kann. Im Winter, wenn der Vogelfang vorbey, kann man ſie wieder aufheben, und die Schleiffen ausſtreichen, daß ſie gerade hängen; ſo werden ſie ſich her-nach deſto accurater wieder ſtellen. Dieſes iſt anbey noch anzumerken, daß man auch mit einem ſtumpfen oder von Dornen gemachten Beſem glatte Steige, nach den Dohnen zu, kehre, als worauf ſie deſto lieber lauffen. Dergleichen Lauffdonen bringet man, wie ſchon bemerket iſt, an ſolchen Oertern an, wo Wachholderbüſche ſind, und die Vögel nach den Würmern fallen und ſuchen. Wo aber Viehtriften, oder gar viel Wildpret und Sauen ſeyn, ſchicken ſie ſich nicht wohl hin, weil ſonſt beſtändig daran auszubeſſern iſt. Zwiſchen den Donen werden Ebereſchen- und Wachholderbeere mit hingeworfen, oder an kleine Gäbelgen gehänget.

D) Auſſer dieſen bisher beſchriebenen Arten von Donen hat man noch andere, davon wir folgende **viere** noch anführen wollen:

1) Die **1ſte Art**: Man nimmt ein Rüthgen, wie ein halber kleiner Finger dicke, beuget ſelbiges, als wie einen halben Zirkel, bindet beyde Enden mit einem gedreheten Baſte ſtraff gegeneinander, daß alſo die Enden 8 Zoll breit voneinander bleiben. Die Höhe von der Done, vom Bogen in der Mitte, bis oben an den Baſt aber muß 6 Zoll hoch ſeyn. Um dieſes Rüthgen wickelt man noch ein Rüthgen herum, daß die Beeren unten hinein zu hängen ſeyn. Oben am Baſt bindet man 3 oder 4 Schleiffen von Pferdhaaren an. Dieſe Donen werden alſo geſtellet: Man beuget 2 oben abgeſtutzte Stöcke, etwa eines Daumens ſtark gegeneinander, und wird einer von dieſer, der andere von der andern Seite in die Do-

nen geſtochen, daran die Done veſte hängen muß. Dieſe Erfindung iſt beſonders deswegen ſehr gut, weil man ſolche gleichfalls nach der Vogelſangszeit, abnehmen, im Trockenen aufheben, und etliche Jahre brauchen kann. Sodann ſind ſie auch deswegen nützlich, weil man ſie in jungen Hölzern recht wohl anbringen kann; da hingegen die eingebohrten und eingeſteckten Donen in ſolchem ſchwachen Holze nicht bequem zu gebrauchen ſind.

2) **Die andere Art:** Man nimmt eine Ruthe von Haarweiden, oder im Auguſt, auch im Frühjahr, von den kleinen Kiefernäſtlein, die meiſtens eines kleinen Fingers dicke ſeyn, drehet ſie vom dicken Ende auf 9 Zoll heraus, nach dem ſpitzigen Ende zu, einmal herum, ſetzet die Ruthe, ſo den Bogen geben ſoll, vor das Knie, und beuget ſelbige rund, faſſet das dünne Ende mit dem ſtarken in eine Hand zuſammen, ſchneidet das dünne Ende von beyden Seiten dünne und breit, ſticht mit einem ſtarken und ſpitzigen Meſſer von unten durch das ſtarke Ende durch, beuget ſelbiges etwas auseinander, daß die Spitze hinein zu ſtecken iſt. Das dicke Ende muß auch von beyden Seiten breit und dünne geſchnitten werden, daß ſolches im Baume einzuſtecken iſt. Die Weite der Done iſt 5, und die Höhe derſelben 6 Zoll. Hierein werden 2 Schleiffen von 3 Pferdhaaren gedrehet, und oben in den Bogen einzogen, wo mit einem ſpitzigen Meſſer vorhero durchgeſtochen worden. Es iſt dieſes auch eine recht gute Erfindung, indem man dieſelbe gar geſchwinde verfertigen, und ein Mann derſelben in einem Tag auf 8 bis 9 Schock, wenn die Schleiſſen vorhero zurechte gemacht worden, fertig machen kann, auch einer des Tages gar gerne 10 Schock einſchläget. Hierzu nimmt man einen Meiſſel und eine Klopfkeule, hänget eine Parthie Donen mit einem Leingen an ſich, ſteckt auch etliche und zwanzig Donen an den Arm, ſchläget mit dem Meiſſel in einem Baum oder einer Stange nur an der Seite hinein vor, faſſet ſogleich eine Done vom Arm herunter, ſteckt ſie über dem Meiſſel hinein, alſo, daß der Bogen oben zu ſtehen komme. Dieſe Donen läßt man Jahr aus Jahr ein drauſſen ſtehen. Sie dauren 3 bis 4 Jahr, beſonders in den kieferigten Hölzern wachſen ſie ſehr veſte ein. Wenn auch die Steige oder Schneiſen einmal eingerichtet ſeyn: ſo braucht man nur ferner alle Jahr wieder nachzubeſſern. So der Fang und das Stellen des Jahres zu Ende iſt, ziehet man die Schleiffen herunter, daß ſie gerade hängen, da ſie ſich denn künftig wieder beſſer ſtellen. Auch iſt mit dieſer Done im Stellen recht gut umzugehen, weil man, wenn man ſonſt nicht will, oder dieſelbe nur zu frey ſtehen, daß ſie der Wind nicht ſo gar treffen kann, keine Windleinen daran braucht. Denn man darf die Schleiffen nur hinauf und herunterwärts ziehen; ſo laſſen ſie ſich accurat und gerade ziehen.

3) **Die dritte Art:** Man nimmt eine Ruthe, bohret zwey Löcher in eine Stange oder in einen Baum, 6 Zoll weit übereinander, ſpitzet die Ruthe und ſteckt

ſteckt ſolche ein, daß es, wie ein halber Zirkel wird, ziehet oben 3 Schleiffen ein; ſo iſt die Done fertig. Sie ſind leichte zu machen, auch beſonders gut, wo Haſelhüner ſeyn, weil dieſe Donen wehrhaftig und veſte ſeyn, auch etliche Jahre dauren und ſtehen bleiben können.

4) Endlich die vierte Art: Man nimmt eine Ruthe, ſo auf eine Elle, auch wohl länger iſt, und wie eine Gabel gewachſen ſeyn muß, und drehet unten die Spitzen übereinander, damit ſie nicht brechen; oben aber kommen 2 Schleiffen von Pferdhaaren hinein. Es ſind dieſe Dohnen recht nützlich, wo ſtarke Bäume ſeyn, an denen Aeſten anzuhängen. Doch muß man dabey merken, daß ein Donenſteig oder eine Schneiſe ſo eingerichtet werden muß, daß auf 10 bis 12 Schritt eine Done kommt. Da ſich auch die vorher beſchriebene Donen an ſtarken Bäumen nicht allzugut einbohren oder einſchlagen laſſen; ſo macht man dergleichen Hengedonen, auf daß der Donenſteig überall voll ſeye, und die Donen hintereinander kommen. So auch, wie öfters geſchiehet, die Krametsvögel den Winter über hier zu Lande bleiben, inſonderheit wenn es viele Ebereſchenbeere giebet; ſo behänget man mit dergleichen Hengedonen die Ebereſchenbäume an allen Aeſten, welche ſich beſonders gut dazu ſchicken; und wird man mit Vergnügen viel Krammetsvögel, Schnerren, u. d. g. darinnen fangen. Alle dieſe Donen haben vor den Sprenkeln dieſen Vorzug, daß ſie nicht ſo leicht, wie dieſe, durch den ſtarken Regen und Wind, u. d. g. eingeriſſen werden.

Donenfang, Schnaitbegehen, iſt die Art und Weiſe, nach dem bisher gemeldeten, mit Donen die Vögel zu fangen. Es bezeichnet aber dieſes Wort auch die Zeit, da dieſer Fang vorgenommen wird. Dieſe fängt ſich bald nach Jacobi an, wenn die rothen Ebereſchenbeere reif ſind, und recht helle hervorblicken. Denn wenn ſie überſtändig oder gar zu dunkelroth werden; ſo können die Vögel ſolche von ferne nicht ſo wohl ſehen. Wegen des Orts der Schnait, oder Donenſteigs, da beſagte Bügel mit denen Schleiffen zum Einfallen und Fangen der Vögel veſt gemacht werden können, iſt zu merken, daß ſelbiger entweder auf denen Wieſen, oder auch in den dicken Wäldern und Gebüſchen auserſehen, und in dieſen letzten ſonderbare gerade Gänge hin und wieder gemacht werden müſſen, damit man ſeine Donen oder Schnait deſto beſſer begehen, und leichter finden könne. Die Zeit, wenn die Donen begangen werden müſſen, fängt ſich gegen Mittag hin, etwa um 10 Uhr an. Denn des Morgens, da ſich die Vögel bey dem Nebel, Reiff und Froſt am beſten fangen, muß man ſie nicht ſtören. Bey Begehung der Schnait oder Donen muß man die von den kleinen Vögeln abgefreſſene Ebereſchenbeere, mit friſchen Beeren wiederum erſetzen, die krummen Schlingen einrichten, und die zerriſſenen oder alten untüchtigen mit neuen ausbüſſen. Daher der Weydmann jederzeit einen Sack

Sack mit Beeren, Donen, und andern dazu benöthigten Sachen bey ſich tragen muß. Die in denen Maſchen und Donen gefangene Vögel ſollen viel ſchmackhafter ſeyn, als die man in Sprengeln bekommt, weil ſie ſich in jenen gleich erhenken, in dieſen aber am Fuſſe alleine fangen, und ſich länger quälen und abzappeln, mithin auch am Geſchmack nicht ſo gut werden.

Donengänge, ſ. **Donenfang.**

Donenſteige, ſ. **Donen.**

Donenſteige, ſ. **Donenfang.**

Donner, heißt in der Jägerey, einen Hirſch oder anders Wild den Hunden überlaſſen, oder vielmehr die Hunde loskuppeln, und das Wild ausſpüren laſſen.

Donnerbeſem, wird ein gewiſſes ſtraubigtes, kurzverwirrtes Gewächſe genennet, welches wie ein Neſt ausſiehet, und zuweilen an den Aeſten der Bäume, ſonderlich aber bey dem Tangelholze gefunden, und von dem gemeinen Mann mit dieſem Nahmen deswegen beleget wird, weil es nach ſeiner Meynung von den Strahlen, oder dem Bliz des Gewitters herrühren ſolle. Andere halten es vor eine Mißgeburt des Baumes, welche von einem unreinen und verdorbenen Nahrungsſafte herkomme.

Doppelgarn, ſ. **Inngang.**

Dorade, ſ. **Rehe.**

Dorcas, ſ. **Damhirſch.**

Dorf, ſ. **Torf.**

Dorn, **Dornſtrauch**, **Dornbuſch**, lat. Spina, *Spinetum*, Vepres, franz. *Buiſſon*, *Epine*, iſt der Nahme, womit alle die verſchiedene Arten der Sträucher und Gebüſche benennet werden, welche auſſer den Blättern und Früchten an ihren Aeſten und Zweigen auch noch ſpitzige Stacheln haben. Sie können zu Zäunen und Hecken gebrauchet werden; in Feldern aber, und in Hölzern, Brahnen und Wieſen ſind ſie nicht zu dulden. Man zehlet viele Arten des Dornſtrauchs, als: **Hagedorn**, **Schwarzdorn**, **Creuzdorn**, **Kratzdorn**, **Weißdorn**, **Mehlbeerſtauden**, **Buxdorn**, **Mausdorn**, **Hundsdorn** ꝛc., welche unter dieſen Nahmen nachgeſchlagen werden können. Eigentlich aber giebt es nur zwey Hauptarten des Dornſtrauchs, worunter alle die übrigen begriffen ſind, nämlich den weiſſen und ſchwarzen. Von welchen beyden dieſes beſonders merkwürdig iſt, daß ſie in einem Zaun oder Hecke niemals beyſammen ſtehen, indem der ſchwarze verdirbet und ausgehet, der weiſſe hingegen bleibet und die Oberhand behält. Von den Schnittlingen ſowohl des weiſſen, als ſchwarzen Dorns werden auch Hecken gemacht. Man ſchneidet oder ſpaltet ſie nämlich an den dicken Orten auf, leget ſie im zunehmenden Mond in eine wohlgedüngte Grube ein, daß ſie nur 3 bis 4 Zoll hervorragen; wobey aber zu merken, daß man ſie den erſten Winter mit Mooß bedecken muß, daß ſie nicht erfrieren und abſterben. ſ. a. **Lebendige Hecken.**

Dornbuſch, ſ. **Dorn.**

Dorndreher, ſ. **Neuntödter.**

Dornreiche, iſt eine Art kleiner Vogel, davon man insgemein ſechſerley Geſchlechter zehlet.

1) Der eigentlich ſogenannte gemeine **Dornreich**, deſſen Geſang nicht gar ſchön iſt, und der unter dem Singen in die Höhe fliegt. Er iſt über und über am ganzen Leibe bräunlicht, nur daß er am Bauch hinab, und an den Flügeln etwas weißgraulicht iſt, ſonderlich aber um die Achſeln herum hellbräunlichter ausſiehet, als an den übrigen Theilen des Leibes. Seiner Groſſe nach kommt er dem Braumellein gleich.

2) Der **ſchwarzköpfigte Dornreich**, der an einigen Orten **Meiſenkönig** oder **Meiſenmönch** genennet wird. Seine Farbe iſt oben am Kopf kohlſchwarz, und die Backen um die Augen weiß, wie der Meiſen Kopf auf beyden Seiten iſt; der Rücken aber iſt aſchenfarbigt. An der Gröſſe iſt er faſt, wie eine Blaumeiſe, nur etwas länger und hochbeinigter.

3) Der **dritte Dornreich** iſt dieſem Meiſenmönch in allem gleich, auſſer daß dieſer eine hellbraune Kappe oder Kopf hat; daher er auch der **braunköpfigte Mönch** genennet wird.

4) Der **Schilfdornreich**, der noch kleiner, als der zweyte und dritte iſt, im übrigen aber völlig, wie der zuerſt beſchriebene gemeine Dornreich, ausſiehet.

5) Der fünfte iſt derjenige Vogel, der an Gröſſe dem ſchwarzköpfigten Dornreich oder ſogenannten Meiſenmönch gleich ſiehet, nur daß er auf dem Kopf ein weiſſes Plättlein hat, mit dem er ſich unterſcheidet, wiewohl er nicht ſo gar dicke am Leibe iſt, als der gemeine, ob er ihm ſchon an der Länge nichts nachgiebt. Dieſer hat den ſchönſten Geſang unter allen; iſt aber auch am allerſchwerſten zu fangen.

6) Der **ſechste** iſt das weichbauchigte Vögelein, welches etliche Tage vor der Nachtigall kommt, und in dem Gebüſche, aus welchem es öfters ſingend in die Höhe flieget, und wieder in ein anderes niederfället, einen ganz kurzen traurigen Geſang von ſich hören läßt. Der Groſſe nach kommt er mit dem Schilfdornreich überein; iſt aber am Bauche ſehr weiß, und dadurch von allen andern zu unterſcheiden. Die übrige Farbe iſt gänzlich wie die Farbe des gemeinen Dornreichs. Sie nähren ſich insgemein mit Würmern, welche ſie nicht auf der Erde, ſondern meiſtentheils am Laube ſuchen und hinwegſchnappen. Ihr Strich gehet um oder bald nach Jacobi an. Nur der ſchwarzköpfigte Dornreich hält ſich etwas länger auf, und bleibet im Herbſt, nachdem das Wetter iſt, faſt bis in October, um die zeitigen Hollunderbeere zu genieſſen, mit welchen er wider die Natur der andern Dornreiche, die ſo lang nicht bleiben können, gerne vor lieb nimmt; hingegen iſt er auch im Wiederſtrich zur Frühlingszeit einer der ſpäteſten.

Dornroſe, Buttelroſe, wilde Roſe, Feldroſe, Heckroſe, Hanroſe, Heyderoſe, Frauenroſe, Kornroſe, Haberroſe, Marien-

Marienborn, Hundsdorn, Hagdorn, Hetſchepetſch, Hetzebaiſch, Hainhacke, lat. Cynorrhodon, Cynorrhodos, Cynosbatos, Cynosbatus, Sentis canina, Centis Canis, Roſa ſylveſtris, Roſa canina, Rubus caninus, franz. *Chinorrodon*, *Eglantier*, *Gratecu*, *Roſier Sauvage*, *Roſe de Chien*, iſt ein Geſchlecht der Roſenſträuche, oder ein groſſer hoher Strauch, welcher ohne Wartung und Pflegung in Hecken und Büſchen wächßt. Seine Blätter ſehen den zahmen Roſenſtrauchblättern gleich, ſind aber nicht rauch. Seine Blume iſt eine einfache fünfblätterige Roſe, weiß und etwas fleiſchfarbig, von ſtarkem Geruch, doch von ſchlechter Dauer, indem ſie der geringſte Wind herunter wirft. Darauf folget die Frucht, die ſo dick, wie eine Ecker, und anfangs grün iſt, alsdenn aber, wenn ſie reif geworden, eine rothe Farbe, wie Corallen bekommt. Ihre Schale iſt fleiſchicht und markhaftig, von ſüſſem und lieblich ſaurem Geſchmacke. Inwendig beſchlieſſet ſie einen Hauffen länglichter und eckichter Kerne oder Saamen, die weiß und hart, auch mit harten Haaren oder Borſten umgeben ſind, welche ſich aber gar leicht davon ablöſen laſſen. Wenn dieſelbe auf die Finger, oder einen andern Theil des Leibes kommen, ſo dringen ſie in die Haut, und machen ein beſchwerliches Jucken. Dieſe Frucht wird insgemein genennet: Hambutte, Hagebutte, Haimbutte, Wiepe, Hiefe, Buttelbiefe, Hetzepetſch, Hetſchepetſche, Hanewüpke, Hüfe, Arſchkützel, und Arſchklammer. An dem Stamme und den Aeſten des wilden Roſenſtrauchs wächßt eine Art Schwämme, die ſo dicke, wie kleine Aepfel oder groſſe Nüſſe, im übrigen aber leicht, und von braunrother Farbe ſind. Man nennet ſie Roſenſchwam̃, Schlafkunze, Schlafapfel, Schlafkolbe, lat. Spongiola ſylveſtris, Roſæ Spongia Bedequaris, Bedeguar Officinis perperam, franz. *Eponge d'Eglantier*. Sie beſchlieſſen oftmals Steine und kleine Würmer, und führen viel flüchtiges Salz und Oel bey ſich. Die wilden Roſen haben etwas ziemlich kräftiges Oel, flüchtiges Salz, und viel Feuchtigkeit. Die Frucht enthält ein ſaures Salz, welches mit ſehr viel Oel vermiſcht iſt. In den Apothecken hat man die Blumen, Früchte und Schwämme, auch bisweilen die Wurzeln. Die Blumen haben mit den andern Roſen einerley Natur und Eigenſchaften, nur daß ſie mehr anhalten, zuſammenziehen, und trocknen; daher ſie auch im rothen und weiſſen Weiberfluß hochgehalten werden. Die Früchte werden im Herbſt fleißig aufgeleſen, von dem Saamen oder den Kernen geſäubert, aufgetrocknet, mit Zucker gekocht, und zur Speiſe als ein Neben- oder Nacheſſen gebraucht. Die nähere Beſchreibung, wie ſie eingemacht werden, ingleichem wie eine Hagebuttenſuppe und Torte gemacht werden, ſ. *Ooomat. Oeconom. practica*, oder Oeconomiſches Wörterbuch, 2ter Theil, pag. 16 - 18.

Das Temperament der Hambutten iſt kalt und trocken; und wiewohl ſie etwas zuſammenziehen;

ziehen; ſo haben ſie doch zugleich eine durchdringende Kraft bey ſich; daher ſie als eine Gries- und Steintreibende Arzney berühmt ſind. Dieſe Kraft ſtecket vornemlich in den Steinlein oder Saamen. Sie iſt aber auch in dem Fleiſche, obgleich in geringerm Grade, anzutreffen. Sie bekommen auch, nebſt dem daraus bereiteten Mus oder Rob, der Leber und Lunge ſehr wohl, reinigen das Geblüt, ſtillen das Naſenbluten, das Blutſpeyen, die überflüſſige Monatszeit, den Saamenfluß, wie auch den Durchlauf, die rothe Ruhr, das ſtetige Erbrechen, den Sod und das Schlucken, beſonders, wenn dieſer bey hitzigen Fiebern iſt, und der Patient ſelbige eingemacht iſſet. Die Conſerve, ſowohl von den Blumen als Früchten dieſes Gewächſes, führet die Galle und Schleim ohne alle Beſchwerung ab. Sie iſt auch ſehr gut zu den gallichten Bauchflüſſen, kühlet die Leber ſehr ſtark, iſt dienlich bey den Blättergen im Geſichte, und wird in Steinbeſchwerungen vor gut gehalten. Der Trank von Buttelroſen iſt ein bewährtes Mittel wieder die Waſſerſucht. Die haarichten Schwämme oder Ballen ſollen wider die Colick und den Stein, mit Verhaltung des Urins, trefliche Dienſte thun, wenn ſie gedörret, gepülvert, und in warmen Weine eingenommen werden. Das Extractum und der Spiritus von dieſen Schwämmen wird beſonders wider den Stein gelobet; dabey ſind ſie auch eine herrliche Arzney wider die Geſchwüre des männlichen Gliedes, und andere ätzende Geſchwüre. Im rothen Wein gekocht und getrunken heilen ſie die Brüche. Etliche legen die Schlafäpfel den Kranken unter das Haupt, oder laſſen ſie davon trinken, den Schlaf zu befördern. Auch für die Pferde, welche Würmer im Leibe haben, ſollen ſie dienlich ſeyn, wenn man ſie zwiſchen den zweyen Frauentagen einſammelt, und die rothbraunen den Hengſtpferden, die bleichen aber den Stutten giebet. Man giebt ihnen, wenn ſie groß ſind, einen halben, und wenn ſie klein ſind, einen ganzen. Sie müſſen aber erſt gepülvert und mit Salz vermenget, und alſo frühe vor Tag eingegeben werden; worauf man ihnen aber nicht ſo bald zu freſſen und zu ſauffen geben muß. Die Würmlein, ſo in dieſen Schwämmen befindlich, ſollen auch ein kräftiges Mittel wider die Würmer im Leibe, und vor den Wurm an den Fingern ſeyn. Etliche geben ſie den Kindern mit Milch wider die fallende Sucht ein. Aus den Kernlein wird auch ein Oel gepreßt, welches wider die Nierenbeſchwerungen gelobet wird. Das an den Roſen befindliche ſtachlichte Weſen befördert den Urin ſehr ſtark. Die Wurzeln dieſes Gewächſes am Halſe getragen vertreiben die Schwärze der Zunge, welche vom gemeinen Volk, aus Unverſtand, Krebs genennet wird. Sie ſollen auch ein bewährtes Mittel ſeyn, den Biß eines wütenden Hundes an Menſchen und Vieh zu heilen. Einige brennen das rauhe Knöpflein dieſer Roſen in einem neuen Topf zu Pulver, und geben ſolches in Waſſer wider den tollen Hundsbiß ein.

Vom Gebrauch der Dornroſe iſt noch anzumerken, daß, wenn man ſie zu Hecken und Zäunen brauchen will, dieſe faſt noch einmal ſo dick, als gewöhnlich, gemacht werden müſſen, wenn ſie anderſt von einer Dauer ſeyn ſollen. Nach Ablauff etlicher Jahre hauet man die Roſenſtöcke auswendig; und abermal nach einigen Jahren, wenn die Loden zur verlangten Höhe aufgeſchoſſen, die innwendigen Stöcke jedesmal bis zur Helfte der Dicke des Zaunes weg, alsdann treiben ſie aus der Wurzel junge Loden und der Zaun iſt von Dauer. Widrigen Falls ſterben die meiſte Stöcke in 5 bis 6 Jahren ab. Es iſt dieſes bey allen lebendigen Hecken und Zäunen nöthig, wenn ſie von beſtändiger Dauer ſeyn ſollen, ſo daß die Zeit des Erfriſchens bey andern Holz- und Staudenarten ſich nach der Zeit ihres Wachsthums richten muß. Widrigenfalls werden die Stämme mit der Zeit abſtändig, und der Zaun durchlöchert, und muß von neuem angeleget werden. Da denn bey einigen Staudengattungen eine Zeit von 6 bis 8 Jahren erfordert wird, ehe er zur hinlänglichen Dickung kommt. ſ. a. **Lebendige Hecken.**

Dornſtrauch, ſ. **Dorn.**

Dorntreter, ſ. **Neuntödter.**

Dorrade, ſ. **Rehe.**

Dorſch, ſ. **Pomuchel.**

Drachenbaum, ſ. **Elſenbeerbaum.**

Dragée, ſ. **Schrot.**

Drapier, ſ. **Eisvogel.**

Dratſchleiffen, ſind eine gewiſſe Art der Richtung, deren man ſich zum Fang der Iltiſſe und Wieſeln bedienet, wobey man eine andere Einrichtung vor jene, und eine andere vor dieſe zu machen pfleget.

α) Die **Dratſchleiffen**, womit man Iltiſſe fangen will, werden nach Fig. 3. alſo eingerichtet: Nro. 1 und 2 ſind krummgebogene über Daumens ſtarke Stöcke, worinn oben an Nro. 3 kleine Löcher gebohret werden, daß ein Drat leichte darinnen gehen kann. Nro. 4. ſind durchgeſchlagene Nägel. Nro. 5. iſt die Stellzunge, welche von einem dünnen Brettlein iſt, und woran ein Kerb an der Seite, und eine dergleichen Kümme oder Kerb am Ende auf der Zunge geſchnitten wird. Nro. 6. iſt ein Pfählgen von 6 bis 7 Zoll lang, in welchem oben ein Kerb eingeſchnitten iſt. Nro. 7. iſt ein Stellholz von 3 bis 4 Zoll lang, welches an ein Schnürlein Nro. 9, und oben an den krummgebogenen Stock Nro. 10. angebunden iſt. Wie denn auch an dieſen Stock, welcher ſo dick, als ein Rechenſtiel, iſt, die beyden Dratſchleiffen Nro. 8. angemacht ſeyn müſſen, welche durch die Löcher Nro. 4. gezogen ſeyn. Dieſelben werden nun alſo aufgeſtellet: Erſtlich werden die 2 Bogen Nro. 1. und 2. in die Erde veſt eingeſtecket, ſo, daß ſie auf 15 bis 16 Zoll über der Erde ſtehen, und auf 18 Zoll weit von und gegeneinander kommen. Der Stock Nro. 10. wird hinter denen Bogen eingeſteckt, und gebogen, daß das Schnürlein Nro. 9. mit dem Stellholz Nro.

Nro. 7. an der Stellung hinunter reicht. Selbiges wird an den Pfahl Nro. 6. angeſezt, und die Zunge Nro. 5. an das Stellholz gebracht. Die Dratſchleiffen aber werden aufgezogen, und accurat denen Bogen gleich gerichtet. Zwiſchen den Bogen wird das Gäbelgen Nro. 12. geſteckt, woran an einem ausgewachſenen Aeſtlein ein Vogel, oder ſonſt etwas zu ihrem Fraſſe, angehängt wird. An beyden Seiten muß etwas alt Holz oder Reiſſig hineingeſchmiſſen werden, damit die Iltiſſe durch die Biegel müſſen. Oder man macht 4 Biegel und Schleiffen, und ſtellet ſie als ein Quadrat; ſo kann nichts vorbey kommen. Will nun ein Iltis nach dem Vogel oder Fraß hinauf langen; ſo muß er auf die Zunge kommen, und ſelbige herunter tretten. So bald dieſes geſchiehet, ſchnellet der Stock Nro. 10. mit den Schleiffen herauf, und ziehet den Iltis oben an, und in die eiſernen Nägel Nro. 4. und macht ihm den Garaus. Dergleichen Erfindung koſtet wenig, und man kann viele derſelben umherſtellen.

β) Die **Dratſchleiffen** vor die **Wieſeln**, welche auch **Wieſelſchleiffen** genennet werden, werden nach Fig. 5. alſo gemacht: Nro. 1. und 2. ſind 2 Pfähle, welch auf 16 bis 18 Zoll lang ſind. In dem Pfahl Nro. 1. iſt ein Kerb eingeſchnitten, welcher von oben herunter auf 2 oder 3 Zoll ſeine Stelle hat. In dem Pfahl Nro. 2. iſt oben ein Loch, wodurch die Schleiffen Nro. 6. gar leicht geben können. Nro. 3. iſt die Stellzunge, welche von einem Daumens ſtarken Stocke iſt, und an einem Ende eine Kerbe eingeſchnitten hat, daß man ſelbige an den Pfahl anhacken kann. In der Mitte auf dieſer Stellzunge iſt noch ein Kerb, wie denn die ganze Zunge nur auf 6 Zoll lang wird. Nro. 4. iſt ein Stellholz von 3 ein halben Zoll lang, welches an einem Schnürlein Nro. 5. angebunden, und oben am Stock Nro. 7. angemacht iſt. Nro. 6. ſind 3 Dratſchleiffen von meſſingenem Drate, wie man zu denen Inſtrumenten nimmt, welche an ein Leingen Nro. 9. angebunden ſind. Die Stellung geſchiehet alſo: Man ſchlägt den Pfahl Nro. 1. veſt in die Erde, daß er auf 10 bis 11 Zoll über dem Boden ſtehe; von dieſem aber auf 9 bis 10 Zoll den andern Pfahl Nro. 2. Steckt hierauf den Stock 3 bis 4 Fuß von den Pfählen, doch ſo, daß die Pfähle mit dem Stock in einer Linie ſtehen, bieget den Stock etwas, und ſetzet das Stellholz Nro. 4. in den Kerb an den Pfahl Nro. 1. leget die Zunge Nro. 3. mit der Kümme an denſelben Pfahl, und drücket ſelbige mit dem mittelſten Kerbe an das Stellholz Nro. 4. An dieſer Zunge hat man nun einen Vogel, wie an Nro. 8. zu ſehen, angebunden; ziehet alsdann die Dratſchleiffen auf, und ſetzet ſelbige, als wie in einem Triangel um die Zunge und den Vogel, daß alſo auf jeder Seite eine, und wieder eine quer vor nach dem Pfahl Nro. 2. zu ſtehen komme. Wolleu die Schleiffen nicht recht ſtehen, ſo ſteckt man dünne Reiſergen dabey ein; ſo iſt die Stellung richtig.

Es komme nun die Wieſel, wo ſie wolle, und begehre den Vogel zu nehmen; ſo ziehet ſie die Zunge vom Stellholz herunter; der Stock Nro. 7. ſchnellet mit den Schleiffen, und ziehet die Wieſel mit den Schleiffen an den Pfahl, daß ſie crepiren muß. Wenn auch neben dem Loch in dem Pfahle, wo die Schleiffen durchgehen, ein paar eiſerne Stifte eingeſchlagen würden, wäre es deſto beſſer, weil ſie die Wieſel deſto veſter hielten, und mit ihrem Stechen bald tödteten. Es koſtet dieſe Einrichtung wenig; wäre aber wohl nöthig, daß man ſich die Mühe gäbe, und dergleichen Schleiffen und Fänge viel ſtellete, um alſo die ſo sehr ſchädliche Wieſeln auszurotten.

Dratſchlingen, ſind gleichfalls eine gewiſſe Art der Richtung, der man ſich in der Jägerey zum Fang einiger Thiere bedienet. Sie werden von kleinern, und auch mittelmäſſigen, ausgeglühetem eiſernen oder auch von meſſingenem Drat, in der Dicke, wie eine gemeine Stecknadel, verfertiget, und an einem Ende deſſelben eine kleine Schleiffe angemacht, wodurch das andere Ende geſtecket, und an einer Hecke, Zaun, Baum oder auch Gebüſche, wo man einen Haaſen, Fuchs oder ander Thier durchgekrochen zu ſeyn verſpüret, vorgeſtellet und beveſtiget wird, daß alſo, wenn ein ſolches Wild, welches den Wechſel hindurch hat, die Schlinge paſſiren will, der Drat ſich ſogleich zuſammen ziehet, und das Thier alſo gefangen hält. Ehe man aber die Dratſchlingen ſtellet, muß man vorhero die Hände waſchen, und dieſelben ſowohl, als die Schlingen, mit Gras, Laub oder Erde reiben. Wenn man aber zu ſtellen aufhöret, hänget man dieſe Dratſchlingen in ein rein leinenes Säcklein an die Luft. Einige löſchen auch den glühenden Drat in dem Blaſenurin einer Füchſin oder Häſin ab; und wozu ſie hernach dieſelben Schlingen brauchen wollen, deſſelben Thiers Loſung werffen ſie hin, und ſchmieren ſolche zur Witterung daran.

Drehehals, ſ. **Natterwindel.**

Dreſſiren, franz. *Dreſſer*, bezeichnet in der Jägerey das Abrichten der Leit-Hüner- und andere Jagdhunde. ſ. **Arbeitung des Leithundes, Hünerhund, Jagdhunde.**

Dreſſierhalsband, ſ. **Blendlinge.**

Dreſſierhalsband, ſ. **Hünerhund.**

Dreſſierleine, ſ. **Blendlinge.**

Dreſſierleine, ſ. **Hünerhund.**

Dreſſierleine, ſ. **Schießpferd.**

Driſtahl, iſt ein eiſernes Inſtrument mit drey Zacken oder Spitzen, womit die Aale in den Behältniſſen gefangen, und heraus gelanget werden.

Droſſel, Troſchel, Troſtel, lat. Turdus, Turdus pilaris, Turdela. Trichades, franz. *Grive, Tourd*, iſt eine Art Krammetsvögel, wovon man verſchiedene Gattungen hat, unter welchen folgende zwey die bekannteſten ſind.

1) Die

1) Die **Weiß- oder Zipp-droſſel**, die man insgemein die **Zippe** zu nennen pfleget; von einigen aber wird ſie mit dem Nahmen der **Singedroſſel** oder **Sommerdroſſel** beleget. Sie Sie iſt am Rücken von aſchenbrauner Farbe, und eben ſo auch an dem Kopfe, an den Flügeln und am Schwanze. Untenher aber ſogleich von der Kehle an, iſt ſie dunkelweiß, mit ſchwarzen Düpflein beſprenget, die ſich hernach unten am Bauche wieder etwas verlieren, und den weiſſen Federn alleine Platz laſſen. Unter den Flügeln iſt ſie etwas hellbräunlicht, ingleichem auch untenher am Ende des Leibes, oder vielmehr am Anfange des Schwanzes. Sie iſt hochbeinigt, und der Gröſſe nach, wie eine Amſel, ausgenommen, daß die Droſſel an der Bruſt dicke ausſiehet, auf die Art, wie ein Miſtler. Sie ſetzet auch, wie dieſer, oder wie die Amſel, ihr Neſt an die Bäume, auf oder zwiſchen die Aeſte, und bringet, nach einer Brut von 14 Tagen, 4 oder 5 Junge heraus. Ihr Strich gehet ſchon an, ehe noch die Krammetsvögel, und Roth- oder Weindroſſeln ziehen. Sie iſt aber nicht gewohnt, hauffenweiſe, wie dieſe, zu ſtreichen; ſondern man wird bey ihrem Flug nur 4 oder 5, und wenn es hoch kommt, 6 beyſammen antreffen. Zuweilen ſiehet man zwar 40 bis 50 miteinander fliegen, welches zu geſchehen pflegt, wenn ſie einzeln und von ungefehr zuſammen ſtoſſen. Sie bleiben aber nicht lange beyeinander, indem bald darauf eine Parthey dieſen, eine andere einen andern Weg erwählet. Wie nun dieſer Vogel ſeinen Strich bey Zeiten anfängt; alſo endigt er auch denſelben ſehr frühe, nämlich wenige Wochen vor Michaelis, da er von der Roth- oder Weindroſſel, welche die Kälte beſſer vertragen kann, abgelöſet wird. Uebrigens ſucht er ſeine Nahrung in Wachholder- Droſſel- Vogel- oder Ebereſchen- und Arlsbeeren; und wenn dieſe noch nicht vorhanden ſind, in allerhand Gewürm. Im Vogelbauer aber, wenn man ihn zur Locke einſtellet, wird er mit Milch und Hirſekleyen gefüttert.

2) Die **Rothdroſſel** oder **Weindroſſel**, ſo auch von einigen **Winterdroſſel** genennet wird, lat. Turdus ruber, franz. *Mauvis*, *Mauvietté*, weil ſie den Saamen von den Pappeln, die franzöſiſch *Mauves* heiſſen, zu freſſen pfleget. Dieſe iſt etwas geringer und ſchmächtiger von Leibe, als die Zippdroſſel, hat auch ſowohl am Bauch und Halſe, als unter den Flügeln mehr rothes eingeſprenget, als jene, und iſt mit gelblichten Strichen unter den Augen gezeichnet. Der Kopf iſt etwas länglicht, und der Schnabel wie bey der Amſel und Weißdroſſel formiret, aber viel ſubtiler, und etwas ſchwärzlichter. Die Füſſe ſind gleichfalls mehr ſchwärzlicht, als bey der andern Droſſel; doch iſt ſie eben ſo hochbeinigt, wie jene. Wie ſie mit dem Krammetsvogel zu einer Zeit kommt, und vorbey ziehet; alſo wird davor gehalten, daß ſie auch zuſammen ihre Jungen an einem Orte ausbringen, weil man niemals in hieſigen Landen dergleichen Brut gefunden hat. Sie ziehet nicht einzeln, ſon-

ſondern ſtreichet, gleich den Krammetsvögeln, mit vollen Hauffen, und fällt gerne auf die Heerde und Leimgeſtelle, wo ſie in der Zugzeit in groſſer Menge gefangen wird. Ihre Nahrung ſind eben diejenige Beere, wovon ſich die Weißdroſſel erhält. Auſſer dieſen aber genieſſet ſie auch alle Sorten Schißbeere, und im Frühjahr kleine Schnecken nnd Gewürme. Inſonderheit aber beluſtiget ſie ſich zur Herbſtzeit in den Weinbergen an den Trauben, woher ſie vielleicht den Nahmen **Weindroſſel** bekommen hat. Auſſer dieſen giebt es noch eine Art Droſſeln, die man **Schwarzdroſſeln** oder **Amſeln** nennet, davon ſ. **Amſel.** Wiederum eine andere Art, die man **Schnarrdroſſeln** nennet, welche aber mit den Zippdroſſeln faſt überein kommen, und nur in Anſehung der Stimme von denſelben unterſchieden ſind.

Die Art und Weiſe, wie der Droſſelfang angeſtellet wird, findet man unter den Artickeln: **Bügel, Vogelheerd, Vogelleim.** Sonſten iſt noch zu bemerken, daß dieſe Vögel einen beſondern angenehmen Geſchmack haben, und von vielen wegen ihrer Güte, nebſt den Haaſen vor das allerbeſte Wildpret gehalten werden. Daher ſie denn auch auf verſchiedene Art und Weiſe in der Küche zugerichtet, und zur Speiſe bereitet werden. Siehe hievon *Onomatologia oeconomica practica*, oder oeconom. **Wörterbuch,** 1ter **Theil,** pag. 903.

Droſſel, iſt auch ein Wort in der Jägerſprache, da der Knoten bey einem Hirſch, wo hinten die Zunge am Schlund und der Gurgel iſt, alſo genennet wird.

Droſſelbeere, ſ. **Droſſelbeerſtrauch.**

Droſſelbeerſtrauch, iſt ein Holz, das zu dem Schlag- und Unterholz gerechnet wird, weil es ſelten zu einem ordentlichen Stamm erwächſet. Das Holz dieſes Strauches iſt veſt und hart, hat aber in der Mitten einen kleinen weiſſen Kern, wie das Hollunderholz; jedoch bey weitem nicht ſo ſtark. Die Rinde iſt lichtbraun oder röthlicht; die Blüten ſind weiß, und die Beeren, die darauf folgen, roth. Die Blätter ſind dreyeckigt, faſt wie das Ahornlaub; aber an dem Rande herum nicht ſo ordentlich, ſondern ganz verwirrt, zerkerbt, dichte und auf der obern Seite dunkelgrün und glatt, auf der untern aber hellgrün und rauh, wie Sammet, anzugreiffen. Die Frucht dieſes Strauches ſind ſchöne hochrothe Beere, welche Büſchelweiſe, aber nicht ſo dichte, als die Vogel- oder Ebereſchenbeere, beyſammen wachſen. Sie haben auch eine andere Geſtalt, indem ſie ganz rund in der Gröſſe, wie die Johannisbeere, glänzend und gleichſam durchſichtig ſind, einen guten Saft geben, und ſich ſehr lange halten. Weil ſie von den Droſſeln beſonders geliebet werden, ſo haben ſie daher den Nahmen **Droſſelbeere** bekommen.

Drücken oder **Drucken,** heißt bey den Jägern, wenn ſich ein Haaſe, oder anderes Thier ganz auf die Erde niederleget, und den Kopf niederbücket, damit es nicht geſehen werde.

Duhmpfaffe, ſ. Gimpel.

Dübel, ſ. Döbel.

Dumetum, ſ. Gebüſche.

Dumetum, ſ. Haag.

Dunſt, Schrot, Vogeldunſt, iſt ein zu ganz kleinen runden Körnlein gegoſſenes Bley, oder die kleinſte Art von Schroten, womit man nur nach kleinen Vögeln zu ſchieſſen pfleget, damit ſie nicht gar zu ſehr zerriſſen werden.

Durchhauen, wenn es von Wäldern gebrauchet wird, heißt ſo viel, als gewiſſe Reihen Bäume und Geſträuche darnieder hauen, und ausrotten, um alsdenn entweder einen Gang anzulegen, oder durch das ſtehende übrige Gebüſche eine freye Ausſicht zu haben.

Durchſtechen, heißt in einen Damm, oder das Ufer eines Teiches oder Fluſſes eine Oefnung machen, damit das Waſſer aus ſelbigem heraus, und ablauffen möge. ſ. a. Teichfiſcherey.

E.

Eard, ſ. Pappel.

Eheher, ſ. Storch.

Eber, ſ. wildes Schwein.

Ebereſchenbaum, ſ. Ebreſchenbaum.

Eberzähne, wilde Schweinszähne, lat. Dentes Apri, franz. *Dens de Sanglier*, ſind groſſe, wie ein Horn, oben etwas ausgekrümmte Zähne von wilden Schweinen. Was dieſe in der Arzney vor einen Nutzen haben, und wie ſie gebraucht werden, davon ſ. Wildes Schwein.

Ebiger, ſ. Storch.

Ebiſch, ſ. Ebreſchenbaum.

Ebreſchenbaum, Ebereſchenbaum, Evereſchenbaum, Eibraſchbaum, Abraſch- Aweraſch- oder Awraſchbaum, Eibiſchbaum, Eibiſchbeerbaum, Vogelbeerbaum, groſſer Mehlbaum, Mehlbeerbaum, wilder Sperberbaum, Quitzenbaum, Quitſchenbaum, Qualſterbaum, lat. Sorbus ſylveſtris, Sorbus ſylveſtris alpina, Sorbus ſylveſtris foliis domeſticæ ſimilis, Sorbus aucuparia, Ornus, Ornus aucuparia, Ornus ſylveſtris, Fraxinus ſylveſtris, Fraxinus bubula, Fraxinus aucuparia, Arbor fraxinea, Fraxinus arbor, iſt ein Baum, der am füglichſten unter die wilden oder Waldbäume gezehlet wird. So wie er in dem Walde, wo er nicht viel Platz hat, gefunden wird, iſt er klein, und wird auch nicht leicht über 40 bis 50 Jahre alt. Er kommt faſt auf allem Grund und Boden fort, und iſt durch Säen und Pflanzen auch an den rauheſten Orten unter allem Holz leicht fortzubringen; wie man ihn denn auf allen Thürmen, Mauren, Klippen und Rollſteinen, dahin die Vögel ſeinen Saamen ſchleppen, aufkommen ſiehet. Er wächßt ſehr geſchwind, und bekommt, wenn er allein ſtehet, einen geraden und wohlgewachſenen Schaft, eine tiefgehende Wurzel, und verdrücket kein Unterholz; wird aber ſelbſt von andern Bäumen unterdrücket

und

und zurücke gehalten, und leidet inſonderheit an triſtigen Orten Schaden, allwo ſeine zarte Loden von dem Vieh abgefreſſen werden. Sein Laub wächſet, wie das Laub des Eſchenbaums, paarweiſe an ſeinem langen Stiel, welcher ſich mit einem einzelnen Blatte endiget; iſt aber viel kleiner, als jenes, und am Rande herum zerkerbet. Die Blüte kommt im Maymonat hervor, iſt graugelblicht, hänget traubenweiſe an einem Stiel, und hat einen eckelhaften Geruch. Die Beeren ſo darauf folgen, ſind erſtlich gelb, und wenn ſie reif ſind, recht Zinnoberroth, von Geſtalt länglicht rund, wie die Arlsbeere, doch etwas kleiner, wachſen aber eben ſo traublicht, wiedieſelbe, u. werden **Vogelbeere, Vogelkirſchen, Quitſchenbeere Quitzbeere, Ebreſchen, Ewereſchen** und **Awereſchenbeere** genennet. Sie werden zu Anfang des Herbſtes reif, und von den Vögeln, ſonderlich den Amſeln, Droſſeln und Krammetsvögeln ſehr geſucht, welche auch in Haarbügeln und Dohnen häufig damit gefangen werden. Doch ſind dieſe Vögel in denen Jahren, da dieſe Beere häuffig gerathen, gewöhnlich etwas mager, wenn nicht andere Aeſung ihnen daneben zu ſtatten kommt. Das Holz iſt etwas braunlicht, zum feuern und verkohlen von geringer Güte, und und eben ſo iſt auch deſſen Schwere, Härte und Dauer. Im übrigen arbeitet es ſich ſehr glatt, und wird deswegen, wie auch um ſeiner Farbe willen, von Tiſchern, Drechslern und Büchſenſchäftern zu allerhand Dingen gebraucht. Die Frucht des Baumes, oder die vorhin benannten Vogelbeere, haben die Eigenſchaft, daß ſie kalt und trocken ſind, anhalten, zuſammenziehen, und allerhand Bauch- und Mutterflüſſe ſtillen. Die Bauren auf dem Lande nehmen auch dieſe Beere wider den Stein in Branntwein ein. Jngleichem pflegen ſie einen Saft zur Arzney daraus zu ſieden, welchen ſie ihren Theriac nennen, und als ein adſtringirendes Mittel wider die rothe Ruhr und andere Zufälle nützlich gebrauchen. Der Schwamm ſo an den Bäumen wächſet, wird ſelten gefunden, weil er, wenn man die Beere abbricht, herunfällt, und verlohren gehet. Er iſt leicht, weißlicht und ſchwammicht, und kann leicht an einem trockenen Ort gedörret und zu Pulver geſtoſſen werden. Er thut in verzweiffelten Krankheiten trefliche Dienſte, ſonderlich in der rothen Ruhr, wo er von einem halben Scrupel bis zu anderthalb Quintgen in einem bequemen Vehiculo verordnet wird. Auch ſoll er wider die Waſſerſucht, den Stein und Scharbock gut ſeyn. So wenig es auch üblich iſt; ſo ſchicket ſich dieſer Baum dennoch ſehr gut zu Auszierung der Alleen und Wege, weil er geſchwind wächſt, faſt ohnfehlbar auch in ſchlechtem Boden fortkommt, einen ſchönen geraden Schaft und dickbelaubte Krone hat, daran ſowohl die Blumen, als die ſchönen rothen, in groſſen Trauben zuſammenhangenden Beere, ein angenehmes Ansſehen machen. ſ. auch *Onomatologia oeconomica practica*, oder **Oeconomiſches Wörterbuch**, 1ter Theil, pag. 927.

Ebrarde.

Ecbarde, ſ. Splitter.

Echinus, ſ. Igel.

Ecker, ſ. Eichel.

Eckericht, ſ. Eichwälder.

Eckermieth, ſ. Eichelleſen.

Eclat de Bois, ſ. Splitter.

Ecorce, ſ. Rinde.

Ecumer, ſ. *Eſcumer*.

Ecureau, ſ. Eichhorn.

Ecureu, ſ. Eichhorn.

Ecurevil, ſ. Eichhorn.

Edle Hirſche, ſ. Hirſch.

Edle Hirſche, ſ. Ritterlich.

Edle Tanne, ſ. Tanne.

Edler Weißfiſch, ſ. Perlfiſch.

Ecke, ſ. Eiche.

Effraye, ſ. Eul.

Egeſter, ſ. Elſter.

Eglantier, ſ. Dornroſe.

Egling, ſ. Barſch.

Ehre, ſ. Ahorn.

Ehrenbaum, ſ. Ahorn.

Ehrenholz, ſ. Ahorn.

Eibenbaum, Ibenbaum, wilder Taxbaum, latein. Taxus, Smilax Arbor, franz. *Il*, iſt ein Baum der vornemlich in Spanien, Frankreich und Italien wächßt; aber öfters in Deutſchland an verſchiedenen Orten gefunden wird. Er wächßt ſelten auf ſehr hohen, häuffiger aber auf den Vor- und Landbergen. Die Nadel oder das ſchmale Blatt, mit welchem er verſehen iſt, kommt dem von der Weißtanne am ähnlichſten, iſt ziemlich weich, bleibt Sommer und Winter grün, und der Baum ſelbſt kommt zu keiner groſſen Höhe, und nur zu einer mittelmäſſigen Stärke. Er wächßt dabey langſam, wird aber ziemlich alt. Findet ſich mehrentheils zwiſchen dem Laubtragenden Holze, oder ſtehet gar allein und einzeln, ſelten zwiſchen Nadeltragenden ſtehenden Dickungen: vermuthlich weil deſſen Saame ſehr langſam aufgehet, und die junge Lode viel langſamer wächßt, als Tannen, Fichten und Kiefern; daher ſie von dieſen Gattungen in Dickungen überwachſen, und unterdrücket zu werden ſcheinet. Der Saame ſtecket in kleinen Beeren, in welchen die Saamenkörnlein liegen, die faſt wie Buchweitzen oder Heidekorn ausſehen. Es fällt dieſer Baum auch deswegen nicht ſo häufig in Wäldern vor, weil er den Verbeitzungen ſowohl vom Wildpret, als zahmen Vieh gar ſehr unterworfen iſt, und ſolcher Beſchädigung, wegen ſeines langſamen Wachsthums, länger ausgeſetzet bleibt, als anderes junges Holz, welches ſchneller aufwächßt. Man findet aus dieſer Urſache den Eibenbaum, wo groſſe Viehheerden und viel Wild iſt, gar ſelten auf Ebenen; ſondern meiſt an ganz unwegſamen und ſteilen Klippen, oder ſolchen Oertern und Einhängen, wo weder das Wild noch zahme Vieh leicht hinkommt. Das Holz iſt gar hart und von rothbrauner Farbe, iſt nicht harzig, nach Art des übrigen nadeltragenden Holzes, wird von Tiſchlern und Drechslern genutzt, und iſt eine von den ſchön-

ſten

ſten Holzarten, weil ihm die ſchöne Farbe natürlich, und die ſpiegelnde Glätte, welche demſelben ohne Wachs und andere Schmiererey gegeben werden kann, weit dauerhafter iſt, als an anderm Holze; daher es auch zu muſicaliſchen Inſtrumenten gebrauchet wird. Es läßt ſich auch kohlſchwarz beitzen, ſo daß es faſt dem Ebenholze gleichet. Man kann den Eibenbaum auch, an ſtatt des Gartentaxus zu Auszierung der Gärten brauchen, und ihn gleichfalls wie eine Pyramide ziehen. Er wächßt zwar etwas langſamer, iſt aber dagegen dem Erfrieren nicht ſo ſehr unterworfen.

Eibiſchbaum, ſ. **Ebreſchenbaum.**

Eibraſchbaum, ſ. **Ebreſchenbaum.**

Eiche, **Aiche**, **Eecke**, **Eicke**, **Eichbaum**, **Eeckboom**, lat. Quercus, Quercus latifolia, Quercus vulgaris, Platyphyllos mas, bey den Alten Arbor placida, franz. *Chêne*, iſt einer von den gemeinſten und bekannteſten, aber nützlichſten Bäumen. Daher wir ihn etwas ausführlicher beſchreiben, und 1) die verſchiedene **Arten**, 2) die **Natur** und den **Wachsthum**, 3) die **Zeit der Fällung**, und 4) den **Gebrauch** deſſelben beſonders bemerken wollen.

A) Was das erſte anbetrift; ſo haben wir in unſern Gegenden 2 Hauptarten der Eiche; nämlich α) die **Sommereiche**, welche auch **Haſeleiche**, **Loheiche**, **Locheiche**, **Rotheiche**, **Stieleiche**, und **Waldeiche** genennet wird. Sie hat einen geraden und hohen Stamm, aber deſto weniger fruchtbare Zweige und Aeſte. Sie wächſet meiſtens in Heiden und Wäldern, und iſt von der Wintereiche dadurch unterſchieden, daß ſie wenigere und kleinere Früchte träget, ein etwas gröſſeres und an Farbe lichteres Laub hat, und die Eicheln an einem langen Stiele hängen; daher ſie auch den Nahmen Stieleiche führet.

β) Die **Wintereiche**, ſo auch **Traubeneiche**, **Steineiche** und lat. Robur genennet wird. Sie hat einen niedrigen ſtarken Stamm, aber dabey viel groſſe ausgebreitete Aeſte, und kleinere Blätter, als die andern Arten, welche Blätter von dunkelgrüner Farbe ſind. Dieſe trägt am meiſten Eicheln, und ſolche, die beſonders zur Schweinemaſt dienen, weil ſie gröſſer und ſüſſer, als die andern ſind. Bey ihr hängen die Eicheln traubenweiſe mit ſehr kurzen Stielen nahe am Holz; daher an einigen Orten die Benennung der **Traubeneiche** üblich iſt. Ihre Blätter, ob ſie ſchon im Herbſt trocken werden, fallen nicht gerne ab. Sie ſchlägt auch ſpäter aus, als die Sommereiche, wächßt viel langſamer, wird, wie ſchon gedacht, nicht ſo hoch und ſtark, hat knorrichtere Aeſte, der Stamm und Schaft läßt ſich nicht ſo gut ſpalten und bearbeiten; das Holz iſt veſter, hat viel kleinere Spiegel, und iſt nicht braun an Farbe, wie das Holz der Sommereiche. Sie wächſet gemeiniglich in Gebürgen, und kommt darinnen, wenn ſie nicht gar zu hoch, ſteinigt und rauh ſind, weit beſſer, als die Som-

Sommereiche fort. Die Urſache hievon iſt leicht zu begreiffen. Die Sommereiche ſchlägt viel früher aus; die ſich aufthuende Blätter, Blüten und hervorwachſende junge Sproſſen werden demnach durch die in Gebürgen im Frühling noch ſpät vorfallende Nachtfröſte und Reifen öfters bey jener, als bey dieſer verdorben. Wird die Spitze einer Sproſſe einmal beſchädiget, es geſchehe durch welchen Zufall es wolle, ſo treibt ſie nicht weiter fort; ſondern es ſchlagen im folgenden Jahre eine oder mehrere Knoſpen zur Seite aus, welches denn vielen krummen und knotigten Wachsthum an Eichen überhaupt verurſachet, daran man ſie in einer groſſen Entfernung erkennen kann. Hieraus folget einmal, daß es faſt allezeit ein fruchtloſes Unternehmen ſeye, Oerter in rauhen Gebürgen mit Sommereichen zu beſetzen; ſodann, daß, wenn auch ſolche durch die rauhe Witterung nicht gänzlich verdorben werden, ſie dennoch gegen die Wintereichen zurücke bleiben. Auſſer dieſen beyden Arten zehlet man noch andere, die aber von dieſen wenig unterſchieden ſind, als γ) die **Zirneiche**, welche die beyden erſtern an Höhe des Stammes überſteiget, und gleichfalls wenig Früchte träget, die noch dazu ſo klein ſind, daß ſie kaum aus ihren Mützgen oder Käppgen heraus ſehen. δ) Die **Raſeneiche**; die aber im Grunde nichts anders iſt, als die ſogenannte Steineiche. Nur iſt dieſes dabey zu bemerken, daß ſelbige blos nach der Beſchaffenheit des Bodens, auf welchem ſie wachſen, von einander unterſchieden werden. Die ſogenannte Raſeneiche wächßt in einem guten und fruchtbaren Grasboden, und treibt alſo gerade in die Höhe, dienet auch wohl zum Bauen. Die Steineiche aber wächßt auf Sand und Kieß, und wegen Mangel des Saftes und der Nahrung kurz, krumm, und höckericht. Daher ſie auch nur zu Brennholz dienlich iſt. In dieſer Abſicht werden auch die Eichen in **Baueichen** und **Maſteichen** eingetheilet.

B) Was hierauf die **Natur** und den **Wachsthum** dieſes Baumes anbetrift; ſo erreichet unſtreitig die Eiche unter allen Bäumen in unſern Ländern das höchſte Alter. Man kann aus ſichern Gründen behaupten, daß ſie 300 bis 400 Jahre im Wachsthum ſtehe, und noch einmal ſo alt werden könne. Ein ſo hohes, das Leben und Erfahrung eines Mannes weit überſteigendes Alter aber kann man an dieſen oder jenen Eichen bloß aus wahrſcheinlichen Gründen muthmaſſen. Es finden ſich nämlich zuverläſſige Nachrichten, daß Oerter vor 60, 80 und 100 Jahren mit Eichen in Anwachs geſetzet ſind, woſelbſt für dieſes Holz der beſte Boden und gemäßigte Witterung iſt, als wovon die alten, hohen, dabey ſtarken, und innwendig kernſunden, an ſolchem Ort einzeln umher ſtehenden Eichen, einen unläugbaren Beweiß geben; dennoch haben die daſelbſt ſtehende junge Eichen in dieſer Zeit kaum eine Stärke von 6, 8, 10, höchſtens 12 bis 14 Zoll erreichet. Woraus ſich mit gröſter Wahrſcheinlichkeit ſchlieſſen läßt, wie alt eine Eiche ſeyn müſſe, die

z. Ex. nach dem Durchſchnitt eine Stärke von 40 bis 50 Zoll hat. Ob nun wohl dieſer Baum ein ſehr hohes Alter erreichtet, und auch ein ſehr veſtes und dauerhaftes Holz hat; ſo iſt er dennoch mehrern Unfällen unterworfen, als irgend eine Holzgattung in unſern Landen. Anjezo nicht zu gedenken, wie er den Beſchädigungen allerley Thiere, und des Ungeziefers ausgeſetzet ſeye (ſ. davon Eichwälder); ſo kann ein Mehlthau, eine kalte Nacht Blüte und Saamen, ja oft auch ſelbſt die Blätter verderben. Sehr harte Winter machen oft ganze Reviere trocken; wie man beſonders im Jahr 1740 u. 1741 wahrgenommen. Vermuthlich rühret dieſes von den zarten, doch ganz ſichtbaren Röhren her, welche in dieſem Holze nach der Länge herunter liegen, die im Frühjahr voller Saft ſind, welcher, wenn er zu Eis gefroren, wie bekannt iſt, ſich ausdehnet, dieſe Röhren zerſpringet, und alſo den Baum ſchadhaft machet. Nur allein, wo der Boden der Eiche recht zuträglich, und ziemlich trocken iſt, dauret ſie gegen groſſe Kälte. Aus jezt erwähnten Urſachen iſt es, abſonderlich in gar hohen und rauhen Gebürgen, ſchwere, die Eichen fortzubringen. Der Saame, welcher daſelbſt ſpäter, als in gemäſſigtern Gegenden, nämlich gegen Ende des Octobers erſt zur Reiffe kommt, geräth gar ſelten, und iſt gemeiniglich ſchon zuvor durch die Nachtfröſte verdorben. Steckt man aber in ſolchen Gebürgen Eicheln, die in Landforſten und Gegenden, wo gelinde Witterung iſt, geſammelt worden; ſo will es damit auch nicht recht fort; wie man dieſes gleichfalls von vielen andern Geſämen bemerket, ſo daſelbſt nicht gezogen, ſondern aus dem Lande dahin gebracht worden (ſ. Baumſaame). Will man daher in ſolchen rauhen Gegenden und hohen Gebürgen Eichen anpflanzen oder derſelben Anwachs beſördern; ſo fährt man am ſicherſten, wenn man gemäſſigte Jahre abwartet, und die zu ſteckende Eicheln in ſelbiger, oder doch einer dergleichen Gegend, ob ſchon in geringer Anzahl und mit Mühe, ſammelt. Inzwiſchen iſt doch kaum daran zu gedenken, daß die ausgefallenen oder geſäeten Eicheln gerathen werden, wenn ſie nicht von andern umher aufwachſenden Loden Schutz finden. Wachſen dieſe aber gar zu ſchnell und dicke auf, insbeſondere die Birken und Stammloden von Rothbüchen; ſo wird die zarte und langſam wachſende eichene Saamenlode, dafern nicht zeitig Luft gemacht wird, darunter erſticket. Es erfordert demnach die Eiche, wenn man ſolche aus dem Saamen oder den Eicheln ziehen will, einen nicht gar zu rauhen Ort. Ein milder, leimichter, mit ſchwarzer Lauberde und etwas Sand vermiſchter Boden iſt für die Eiche am bequemſten. Wobey zu bemerken, daß, wenn der Boden nicht gar zu fett; ſondern dabey etwas kirſchicht, oder mit kleinen Steinen untermenget, und nicht gar zu feucht iſt, die Eiche zwar langſamer wachſe, hergegen ein viel veſteres und dauerhafteres Holz bekomme; naſſer und bruchigter Boden aber bringt ſelten eine gute Eiche hervor.

Die

Die Eiche hat ſtarke und tiefliegende Wurzeln, und eine ſtarke Spieß- oder Pfahlwurzel. Daher rühret es, daß die Eichen unter allen Bäumen am leichteſten ſchadhaft werden, wenn in der Tiefe unartiger Boden oder ſchädliche Waſſer ſind. Sie wird wegen der ſtarken tiefgehenden Wurzel nicht leicht vom Winde umgeworfen, wenn ſie anderſt geſund, und nicht aus einem abgehauenen Stamme ausgeſchlagen iſt. Man bemerket nämlich, daß die Eiche, wenn ſie in jüngern Jahren abgehauen wird, oft eine Stammlode treibe, die zu einem ziemlich groſſen Baume erwächſet; hat aber keine Spieß- oder Pfahlwurzel. Faulen nun die andern Wurzeln nach vielen Jahren ab; ſo ſtehet eine ſolche Eiche nur auf einer Nebenwurzel. Oft findet man eine groſſe Anzahl derſelben beyeinander, und werden von ſtarken Winden, zumal wenn einige darzwiſchen weggehauen werden, umgeworfen. Selten ſind dieſe Eichen geſund; doch geben einige derſelben kurzes und geringes Schwell- oder Bauholz. Deswegen iſt es nicht anzurathen, ſolche häuffig ſtehen zu laſſen; es wäre denn in Landforſten, wo man auf die Eicheln zur Maſt reflectiret; ſtarke Wellbäume und dergleichen werden nie daraus. Man erkennet dieſe Art von Eichen, wenn ſie unten ſtarke Kröpfe haben, oder auf einer Seite, gleich unten am Stamme, dergeſtalt unförmig ſind, daß der Schaft des Baumes gegen das Stammende keine verhältnißmäßige Dicke hat. Wegen des veſten Standes der Eichen, ihres hohen Alters, wozu ſie auf gutem Boden gelangen können, und weil ſie, nachdem ſie abgeſtorben, noch lange ſtehen, bedienet man ſich ihrer oft zu Bemerkung der Grenzen.

Im Aprilmonat bekommt die Eiche Palmen oder Kätzgen, auf dieſe folgt eine kleine rothe, faſelichte Blüte, woraus man einen wahrſcheinlichen Schluß auf die Eckernmaſt deſſelben Jahres machen kann, welche aber bis zur völligen Reiſe noch vielen Unfällen von Ungeziefer und widriger Witterung unterworfen bleibet. An den Blättern, und zwar meiſtens der Sommereiche, zeigen ſich oft gewächſe in der Gröſſe einer groſſen Kirſche, jedoch ohne Stiel. Sie haben allezeit Ungeziefer, als Fliegen, Spinnen oder Maden in ſich; heiſſen Galläpfel, und werden zur Dinte, auch zum Schwarzfärben gebrauchet. Am Umfange der Eichen, auch verſchiedener anderer Holzgattungen findet ſich, daß das Holz etliche Zoll dick, weiß und weich iſt. Man nennet es den Splint, und iſt der Fäulniß, auch Wurmfraße, beſonders wenn es in der Saftzeit gehauen wird, ſehr unterworfen. Soll daher das, was aus dem Eichenholze gemacht wird, von Dauer ſeyn; ſo muß der Splint weggehauen werden, ſonſt ſteckt er das übrige veſte Holz gleichfalls an. Wenn eine Eiche abſtändig d. i. trocken zu werden beginnet; ſo fängt ſich dieſes von oben an, und beurtheilet man ſolches aus denen ſehr knorrigt, und an den Enden ſtumpf werdenden, auch von Blättern entblößten Aeſten. Endlich giebt ſich die Borke oder Rinde los, und die Eiche ſtirbt ab, wiewohl oft

oft viele Jahre hingehen, ehe dieſes gänzlich geſchiehet. Von der Pflanzung der Eichen, und der Beſchaffenheit des Bodens, der dazu erfordert wird, inglei- chem, wie ſie in gutem Stande zu erhalten, iſt das mehrere zu finden unter dem Artickel: **Eich- wälder.**

C) Das **Schlagen** und **Fällen** der Eichen wird am be- ſten im Frühjahr vor Oſtern vorgenommen, indem alsdann der Saame den Sommer hin- durch beſſern Trieb zum Wachs- thum hat, als im Herbſte, da ihm durch die Kälte und den Schnee der Saft und das Wachs- thum benommen wird. Wie denn auch das Holz, ſo im Frühjahr gehauen wird, nach- gehends 2 bis 3 Jahr beſſer in die Höhe und Dicke wächßt, als das, ſo im Herbſte geſchlagen worden. Ein Forſtverſtändiger muß dieſe Arten Holz nicht nach der Spanne verkauffen, es wä- ren denn Ein- bis Zweyſpänni- ge, welche zu Speichen oder an- derm Wagnerholz gebrauchet wer- den, die man aber doch auch nach der Kürze und Länge wohl zu unterſuchen hat. Doch von dieſem allen ſoll jetzo gleich das mehrere geſagt werden. Inglei- chem, was noch mehrers von dem Fällen vortheilhaftes zu bemerken iſt, davon ſ. **Eichwälder.**

D) Wir ſchreiten zu dem **Gebrauch** dieſes Baums, der ſowohl in der **Arzney**, als auch in der **Oeconomie** von groſſer Wichtigkeit iſt.

1) In den Apothecken wer- den zur **Arzney** faſt alle Stücke von dieſem Baume gebraucht; wie denn auch alle Theile deſſel- ben viel Oel und Sal eſſentiale bey ſich führen. Die **Blätter, Eichel** und **Rinde** kühlen, zie- hen ſtark zuſammen, und ſtopfen, und ſind dahero in Bauch- Mut- ter- und Saamenflüſſen gut, ſtil- len das Blutſpeyen, und werden auch äuſſerlich wider die Zahn- ſchmerzen gebraucht. **Eichene Blätter** im May geſammelt, gedörret, zu Pulver geſtoſſen, ſtillet die Colick. Die **Galläpfel** dienen wider die Würmer. Das **Eichenholz** hat in der Arzney nicht weniger ſeinen Nutzen. Viele ſind der Meynung, daß es wie das Franzoſenholz gebrau- chet werden könne. Die innere **Rinde** in Wein oder Waſſer ge- ſotten, und des Tages zwey bis dreymal davon getrunken, iſt ſehr gut wider die rothe Ruhr. Etliche nehmen die eichenen Späne, ſo die Stellmacher aus den Rädern zu bohren pfle- gen, ſieden dieſelbe in Flußwaſ- ſer, und trinken es wider die Waſſerſucht und Geſchwulſt der Füſſe, indem es den Urin ſehr treiben ſolle. Andere machen eine **Lauge** aus der Aſche des Eichenholzes, und geben ſie den Waſſerſüchtigen zu trinken. An- dere kochen die **oberſten Gipfel** von den Eichen, und laſſen die Waſſerſüchtigen alle Morgen, 15 Tage hintereinander, davon trinken. Die gemeinen Leute nehmen ein **eichenes Brett**, machen es warm, und legen es auf den Leib, wenn ſie Bauch- grimmen oder die Colick haben, und halten es auch, mit Salz beſtrichen, den Waſſerſüchtigen unter die Fußſohlen. Die **Koh- len** von Eichenholz tilgen die

gelbe

gelbe Sucht, und zertheilen das gelieferte Blut mit warmen Weine eingenommen. Aus den **Würmlein**, ſo zwiſchen dem Holz und der Rinde gefunden werden, bereiten einige eine beſondere Arzney vor die Taubheit und das Ohrenklingen. Die **mittlere Rinde** vom Eichenholze gekocht, vertreibet die Harnruhr. Das **Regenwaſſer**, ſo in denen Höhlen und Gruben der alten Eichen ſtehen bleibet, heilet den offenen böſen Grind, wenn er damit gewaſchen wird, und vertreibet die Warzen. Die **Kätzlein** und **jungen Blätter** ſind ganz balſamiſch am Geruche; am Geſchmack aber ziehen ſie zuſammen, trocknen und ſtärken die Glieder; ſtillen die Flüſſe, das Blutſpeyen, Blutharnen, die überflüſſige Monatzeit, den Bauch- und Saamenfluß, wenn ſie in Waſſer geſotten und getrunken werden. Die **Blätter** gepulvert und mit Zucker vermiſcht, oder von den friſchen Blättern des Morgens etliche nüchtern genoſſen, ſoll ein Bewahrungsmittel vor die Peſt ſeyn. Eben dieſelbe in Waſſer oder Wein geſotten, ſtillen die Zahnſchmerzen, und beveſtigen die wackelnde Zähne. Werden ſie geſtoſſen und auf eine friſche Wunde geleget; ſo ziehet ſie ſich zuſammen und heilet. So man die **Kätzlein** von Eichbäumen apfelgrauen Pferdten eine Zeitlang unter dem Haber zu freſſen giebet, verlieren ſie die grauen Haare, und werden ſchwarz. Das aus **jungen Blättern** im May **gebrannte Waſſer** kühlet und trocknet, iſt in der rothen Ruhr, Blutſpeyen, Saamen und Mutterflüſſe heilſam, treibet den Gries und Stein aus den Lenden, und wehret dem Blutharnen. Der Saft, ſo aus den Eichen flieſſet, nachdem man ſie gebohret, oder gereitzet hat, wird wider das Blutharnen ſehr gelobet; er zertheilet das geronnene Blut im Leibe, und hilft denen, ſo mit dem Sood geplagt ſind; er iſt auch gut vor die Mundblattern, Mundfäule und wackelnde Zähne; heilet alte Schäden, beſonders an den Schienbeinen, damit gewaſchen, oder mit Tüchlein laulicht überleget.

2) Einen vorzüglichen Nutzen und Gebrauch hat das Eichenholz in der **Oeconomie**. Doch hat es auch in mancherley Abſicht ſeine Fehler und Gebrechen. So veſt und dauerhaft das Eichenholz iſt; ſo dienet es doch nicht zu Balken und Trägern. Es kann nicht allein keine Laſt tragen; ſondern liegt ſich auch von ſeiner eigenen Schwere in wenigen Jahren ſo krumm, daß ein Gebäude, darinnen Eichenholz auf beſagte Weiſe unrecht angebracht worden, in kurzem verdorben wird. Auch iſt zu merken, daß faſt keine Art Holz ſich ſo gerne verwirft, und ſeine Fläche verändert, als das Eichenholz; es wäre denn, daß es entweder beſtändig im Trockenen, oder beſtändig im Waſſer liege. Aber folgende Arten von Bau- Nutz- und Gerätheholz werden vorzüglich und am beſten aus Eichen gemacht. Allerhand Arten von **Wellen**, als **Oel- Mahl- Papier-** und andere **Mühlenwellen**, wie ſie nur Nahmen haben mögen; **Wellen** in die **Hammerhütten**, **Puchwerke**,

Blaſewellen, in die Hütten- werke, Kunſttreibwellen u. d. g. Wir wollen hier nur die gewöhnliche Stärke und Länge der am meiſten vorkommenden Arten berühren, welches nöthig iſt, die in Forſten und Wäldern befindliche Vorrathe zu beurtheilen. In beſondern, und nicht ſo oft vorkommenden Fällen, muß ein Baumeiſter die verlangte Gröſſe angeben. Die ſtärkeſten Wellen, ſo in Hammerhütten gebraucht werden, müſſen am Stammende, d. i. unten, wo der Baum abgehauen wird, zwiſchen 3 und 4 Fuß, am Höllende, oder gegen die Spitze zu, zwiſchen 2 ein halb und 3 ein halben Fuß; und der Länge nach ungefähr 24 bis 28 Fuß haben; wobey es vornemlich darauf ankommt, ob man ſchwere oder leichte Hämmer hat. Beſſer iſt es, dazu einen geſunden und wohlgewachſenen Baum zu wählen, wenn er gleich etwas ſchwächer iſt, als einen ſtärkern, der aber übel gewachſen und ungeſund iſt. Viel ſtarke Aeſte ſind ſchädlich, abſonderlich wo die Arme und Zapfen eingeſetzet werden. Eben daſelbſt muß der Baum auch keine Fäule oder anbrüchige Flecken haben, welche an den übrigen Theilen der Welle, wenn ſie nicht groß ſind, ſo viel nicht ſchaden. Geſchickte Zimmerleute wiſſen oft ſolche Flecke um die Gegend der Zapfen und Arme auszumeiſſeln, und mit Stücken friſchen Holzes dergeſtalt auszufüllen, daß die Wellen lange Jahre Dienſte thun. Es iſt dieſes um ſo mehr zu erinnern nöthig, da ſich ſelten Bäume von ſo groſſer Länge, Stärke, und geraden Wachsthum finden, welche nicht einen oder andern Fehler haben ſollten. Werden dieſe nun in Feuer- oder Kohlholz geſchlagen, oder zu geringern Gattungen verarbeitet; ſo kann in einem Forſt gar bald ein unerſetzlicher Mangel entſtehen. Ein groſſer Fehler an den Wellen iſt es auch, wenn der Kern nicht in der Mitte, ſondern gar zu weit gegen den Umfang befindlich iſt. Sie ſind von kurzer Dauer, indem ſie leicht aufreiſſen. Da eine Hammerwelle zu ihrem Wachsthum ein Alter von 300 bis 400 Jahren erfordert; ſo hat man bey der Forſthaushaltung in einem Lande, wo zum Behuf der Hütten und anderer Werke dergleichen ſtarke, geſunde, und wohlgewachſene Bäume oft nöthig ſind, mit groſſer Sorgfalt nicht allein auf die Erhaltung der bereits erwachſenen; ſondern auch auf den Zuwachs ſolcher jungen Stämme, wovon man Hofnung hat, daß daraus dergleichen Bäume werden können, zu ſehen. Wo dieß verabſäumet wird, ziehet es einen Mangel nach ſich, der in etlicher Menſchen Alter nicht wieder zu erſetzen iſt. Zu Wellen die 30 bis 40 Fuß lang, dabey nicht gar ſtark, und etwa im Durchſchnitt nur 20 bis 28 Zoll ſeyn müſſen, taugen Eichen nicht; am wenigſten, wenn ſie bisweilen verſchiedene Wochen ſtille ſtehen müſſen, weil ſie ſodann in wenigen Tagen krumm werden, oder man muß ſich gefallen laſſen, ſolche täglich auf die Helfte umzudrehen, oder ein Lager darunter zu machen, damit ſie in einer geraden Linie bleiben. Ueberhaupt zu ſagen, wenn ein langes Stück Eichenholz in einer Wage-

rechten oder horizontalen Stellung liegt, kann es ſeine eigene Laſt nicht tragen, wenn es nicht ein oder etlichemal unterſtützet wird: ein Fehler, den man bey dem Bauweſen gar oft bemerket. **Pücher- und Zehendwellen** ſind gewöhnlicher Maaſſen 24 bis 26 Fuß lang, am Stammende 30 Zoll, am Höllende 20 bis 22 Zoll ſtark. **Blas-, Säge- und Mahlmühlenwellen** haben gar verſchiedene Längen nach Unterſchied der Gelegenheit und des Gebrauchs, deswegen auch ihre Stärke nicht allemal gleich iſt. Wenn ſie am Stammende 2 Fuß, am Höllende 20 Zoll ſtark ſind, pflegen ſie hinlänglich zu ſeyn. Zu **Laſchen** werden ſtarke Eichen erfordert, welche 6 Zoll dick, und 18 Zoll breit geſchnitten werden. Zu **Schaufeln, Riegeln und Bodens** in die oberſchlächtige Räder ſind eichene Bretter unter allem Holze zwar am dauerhafteſten; doch ſind ſie auch dem groſſen Fehler unterworfen, daß ſie ſich ſehr krumm werfen, und alsdann die Waſſer ohne Wirkung durchfallen laſſen. Ueberhaupt iſt hiebey zu merken, daß, wo man eichene Bohlen bey Waſſer- oder anderm Bau, der Dauerhaftigkeit und Härte wegen, zu gebrauchen nöthig hat, man beſſer thut, wenn man ſie nicht gar zu breit ſchneiden läßt, die Bäume mögen gleich ſo ſtark ſeyn, wie ſie nur wollen. Denn hiedurch verhütet man, daß keine ſo groſſe Oefnungen entſtehen, weil dieſes Holz, wenn es in ſehr breiten Bohlen oder Brettern gebraucht wird, ſich ſehr verwirft oder krumm ziehet, beſonders auf der Waſſerlinie, wo Waſſer, und Luft wechſeln.

Sohlhölzer zu Hammer-Balg- und andern Gerüſten, welche in oder auf die Erde geleget werden, ſoll man, wo es nur zu haben, aus Eichenholz machen; denn weil dieſe Hölzer eine groſſe Gewalt ausſtehen müſſen, und gemeiniglich auf oder unter der Erde liegen, wo es weder recht feucht, noch trocken, und ſie daher der Fäulniß unterworfen ſind; ſo iſt keine andere Gattung Holz dazu ſo dienlich, als das Eichenholz. Und auch dieſes muß ganz auſſer der Saftzeit, nämlich im November bis zu Anfang des Jenners gehauen werden, wenn es von Dauer ſeyn ſolle. Zu Hammergerüſten hauet man ſolche gewöhnlich 18 Fuß lang, 10 bis 12 Zoll ſtark. **Mittelſäulen** zu Hammergerüſten ſind 16 bis 17 Fuß lang, 4 Fuß dick, 3 ein halben Fuß breit. **Hinterſäulen** ſind 20 Fuß lang, 30 Zoll ins Gevierdte. **Vorderſäulen** ſind eben ſo ſtark, und 16 Fuß lang. **Büchſenſäulen** ſind 13 Fuß lang, und 16 Zoll ſtark. **Hammerdrahme** ſind 32 bis 34 Fuß lang, 36 bis 40 Zoll ins Gevierdte ſtark. Zu einem **Schlüſſel** gehöret eine einſtändige Eiche, und wird 8 Fuß lang, und 1 Fuß ſtark gehauen. **Hammerſtöcke** 8 bis 9 Fuß lang, 3 ein halben Fuß ſtark. **Angewellen**, die innwendigen ſind 12 Fuß lang, 2 ein halben Fuß ſtark, die auswendigen 9 Fuß lang, 2 Fuß ſtark. **Hammerhelme** ſind 7 Fuß lang, werden 2 Fuß breit, anderthalb Fuß ſtark beſchlagen, übers Kreutz zerſchnitten, und giebt eine ſolche Eiche 4 Helme. Eben ſo ſind auch die **Arme** in den Hammerwellen. **Docken** und **Zehend-**

Zehendſohlhölzer hauet man 10 Fuß lang, 2 Fuß ſtark und ſchneidet ſie einmal nach der Länge in der Mitte durch. Das Holz zu **Zangen** und **Klammern** wird 20 Fuß lang, und anderthalb Fuß ſtark gehauen, und einmal nach der Länge durchgeſchnitten. **Zehendſtöcke** ſind 6 bis 7 Fuß lang, 2 Fuß ſtark. **Schlinge** um die Mauerwerke, insbeſondere um die hohen Oefens, giebt das Eichenholz am beſten; und ſind die letztern 32 bis 36 Fuß lang, 2 Fuß ſtark. Zu **Trögen** in die Oel- und Papiermühlen, und zu anderm dergleichen Gebrauch iſt das Eichenholz vorzüglich zu wählen. Zu **Schwellen** und **Säulen**, ſonderlich an den Ecken der Gebäude, geht das Eichenholz allem übrigen vor.

Wenn Eichenholz mit einem Ende in die Erde zu ſtehen kommt, z. Ex. bey **Thorſäulen** u. d. g. pflegt man es ſo weit unbeſchlagen zu laſſen, und über einem gelinden lodernden Feuer ſo lange zu brennen, bis die auswendige Fläche faſt zu einer Kohle wird; welches zwar den Nutzen hat, daß das Holz nicht ſo leicht faulet; es iſt aber auch zugleich nöthig, daß ein ſolches Eichenholz ganz auſſer der Saftzeit gehauen, und tüchtig ausgelauget werde, es geſchehe nun ſolches in der Witterung, oder unter dem Waſſer; denn wo der Saft oder die Lauge darinnen bleibt; ſo iſt ſowohl das Brennen, als als auch das Ueberſtreichen mit Theer, und andern fetten Materien, der Fäulniß mehr beförderlich, als hinderlich. Der darinnen eingeſchloſſene Saft oder Lauge bringet ein Holz viel leichter zur Fäulniß, als eine auswendig dazu kommende Feuchtigkeit, weil es alle Grundurſachen zur Fäulniß in ſich hat; es wäre denn, daß ſolches Holz beſtändig unter dem Waſſer läge, und die Luft, als ein zur Fäulniß nothwendiges Werkzeug, nicht dazu kommen könnte.

Bey dem **Schiffbau** iſt das Eichenholz das vornehmſte, und kann, wo man ſolches zu dem Ende abſetzen kann, um einen weit höhern Preiß angebracht werden, als auf irgend eine andere Art. Zu ſolchem Gebrauch ſind aber die Sommereichen, wegen ihrer Länge und des geraden Spanes, die beſten. Es giebt Eichen, die von Natur zu einer ſolchen Krümme gewachſen ſind, wie es zu einigen Gattungen Schiffbauholz erfordert wird. Wenn dieſe geſund, und von groben Aeſten rein ſind, werden ſie unmäſſig theuer bezahlt, ob ſie ſchon faſt zu allem andern Gebrauch, auſſer zum Brennen und Kohlen, wenig nütze ſind.

Für die **Böttger** giebt die Eiche das beſte Holz, weil die daraus gemachte Fäſſer, Tonnen, Böttige und andere Gefäſſe, worinnen naſſe Sachen verwahret werden, ſehr dauerhaft ſind. Es wird aber das Böttgerholz nicht allein aus geſunden, ſondern auch anbrüchigen oder angefaulten Eichen, indem man das beſte heraus hauet, genommen. Die Länge, Breite und Stärke ſolchen Holzes iſt gar ſehr verſchieden, und richtet ſich nach der Gröſſe der Gefäſſe, welche

in einem Lande üblich ſind. Man hat ſich demnach an den Orten, wo kaum hinlänglich Eichenholz vorhanden, oder wohl gar Mangel daran iſt, wohl vorzuſehen, das die abſtändige Eichen nicht ſogleich unvorſichtiger Weiſe ins Kohl- oder Brennholz geſchlagen werden; ſondern man hat vorhero wohl zu unterſuchen, ob dergleichen nutzbares Holz noch darinnen ſtecke. Auſſer oberwähntem Böttgerholze, das in groſſen und kleinen **Bodenſtücken**, **Kühlfaß**, **ganzen**, **halben**, **viertel Faß**, auch **Tonnenſtäben** beſtehet, brauchen die Böttger auch eichene **Reiffſtangen**, welche vornemlich um deswillen geſucht werden, weil ſie nicht ſo leicht in den Kellern, Brauhäuſern und andern feuchten Orten ſtocken. Jedoch werden eichene Reiffe niemals zu kleinen; ſondern allezeit nur zu den gröſten Gefäſſen gebraucht, weil gar ſchwaches Eichenholz gleichfalls von keiner Dauer iſt. Daher man, um das ganz junge Eichenholz zu ſchonen, Bandſtöcke von Haſeln nimmt. Wo man aber Eichenholz zu Reiffſtangen nöthig hat, und gebrauchen kann, hat man ſich wohl vorzuſehen, daß, wo nicht überflüſſige lange und wohlgewachſene einſtändige Eichen ſind, man ſolche durchaus nicht darzu nehme, weil es ein groſſer Schade iſt, ſolches junge Holz, da es im beſten Wachsthum ſteht, und der Gefahr, welcher das jüngere Eichenholz für andern ſo ſehr unterworfen, bereits entgangen, zu dieſer Abſicht niederzuhauen. Ja es iſt nie anzurathen, als wo das junge Holz ſo dicke ſteht, daß eines dem andern im Wachsthum hinderlich iſt; da denn das überflüſſige heraus genommen werden kann. Man muß demnach entweder ein ander Holz zu Reiffſtangen ſubſtituiren, oder diejenigen Stangen ausſuchen, welche von abgehauenen jungen Stämmen wieder ausſchlagen, und erwachſen, als woraus ſelten ein rechter geſunder Baum werden kann. Es fehlet aber dieſen mehrentheils die gehörige Länge; maſſen eine groſſe Reiffſtange 36 bis 40 Fuß lang ſeyn, und am Stammende 6 bis 7 Zoll, und am Höllende wenigſtens 4 bis 5 Zoll im Durchſchnitt haben muß. Zu einer kleinen Reiffſtange wird eine junge Eiche erfordert, die 15 bis 20 Fuß lang, am Stammende 4 bis 5, und am Höllende 3 bis 4 Zoll im Durchſchnitt hat.

Die **Rademacher** brauchen das Eichenholz zu **Rüſtern** oder **Pflugſtürzen**, **Streichbrettern**, **Pflugladen**, **Pflugköpfen**, **Klappen**, **Speichen** und dergleichen, als wozu das beſte Eichenhol gewählet wird. Bey dieſem allen hat ſich ein Forſtbedienter wohl in Acht zu nehmen, daß er ohne die höchſte Noth, kein geſundes, wohlgewachſenes, oder annoch im beſten Wachsthum ſtehendes einſtändiges Baumholz hierzu nehme. Er muß dergleichen Nutzholz in abſtändigen, oder in ſolchen Bäumen ſuchen, die von ausgeſchlagenen Stämmen entſtanden ſind; es wäre denn an jenen ein Ueberfluß vorhanden. Eben dieſes iſt zu merken, wo Palliſaden erforderlich ſind, welche nicht wohl von anderm, als Eichenholze können genommen werden, weil dazu nicht allein

eine groſſe Härte, ſondern auch eine Dauerhaſtigkeit gegen die Fäulniß erfordert wird. Zu **Trögen, Hackeklötzern** u. d. g. ſind kurze knorrigte Eichen gut genug; ja ſie ſind am beſten, weil ſie mehrentheils ſehr dicke ſind, auch zu etwas anders nicht wohl gebraucht werden können. In Abſicht auf das **Feuer-** und **Kohlholz** gehöret das Eichene unter die ſchlechten Gattungen. Es giebt keine friſche Flamme, die Kohlen aber geben eine matte Hitze, und löſchen, wenn ſie nicht einen ſcharfen Zug von der Luft haben, gerne aus. Bey **Hüttenwerken** nimmt man ſie nicht gern. Die Baumkohlen werden ſehr ſchiefrig, zerfallen oft, ehe ſie ins Feuer kommen, zu kleinen ſchiefrigen Stücken, verſetzen das Gebläſe, und verzehren die Metalle, am meiſten aber Zinn und Bley. Doch ſind eichene Stangenkohlen bey der hohen Ofenarbeit auf Eiſenhütten noch ziemlich brauchbar.

Auſſer den bißher erzehlten beträchtlichen Nutzungen dieſes Baumes kann man in einer Wirthſchaft ſonſt noch alle Theile deſſelben brauchen. Das **Laub** zur Streu und Düngung, wie auch zum Fleiſchräuchern. Die auf den Blättern wachſende **Eich-** oder **Galläpfel** zum Färben, und es iſt ein Vorurtheil oder Nachläſſigkeit, wenn die Färber den Aleppiſchen und fremden Gallus vorziehen. Die **Eichenborke** oder **Rinde** wird von den Lohgerbern geſucht, kann aber nicht wohl geriſſen werden, als wenn der volle Saft in die Eiche getretten. Man hat demnach zu vermeiden, daß man kein Eichenholz zum Borkenreiſſen wähle, woraus oberwähnte Gattungen von Baugeräthe und Nutzholz gebauen werden ſollen, weil es, wenn es in der Saftzeit gehauen wird, diejenige Härte und Dauerhaftigkeit nicht hat, welche die Eiche allen übrigen Gattungen in hieſigen Landen vorzüglich macht. Verminderte Dauer vermehrt die Conſumtion, verurſachet oft zu wiederholende Baukoſten, und macht den Vorrath in Wäldern dünne. Die **Loh** von dieſen Rinden, welche hernach zu Ballen gemacht und getrocknet werden, heiſſet man **Lohballen, Lohkuchen** oder **Lohkäſe**, und geben dieſelbe eine gute Glut in den Ofen, dabey man das **Holz** menagiren kann.

Eichel, Ecker, lat. Glans, Glans quercina, iſt die bekannte Frucht des Eichbaums, welche etwas länglichtrund, doch oben ſpitziger, als unten, und am Stiel gleichſam mit einem Käppgen oder Mützgen bedeckt iſt. Sie hängen an langen und dünnen Stielen, ſind von verſchiedener Gröſſe, und ſtecket ihr Kern, welcher hart, und eines ſtrengen und herben Geſchmacks iſt, in einer Anfangs grünen, und wenn ſie reif werden, braun ausſehenden Schale. (ſ. a. **Eiche**.) So bald ſie zu ihrer Zeitigung gelanget, fallen ſie aus ihren Mützgen, oder Näpfen heraus, und geben ſowohl den wilden, als zahmen Schweinen eine trefliche Nahrung. Doch findet ſich darinnen ein Unterſcheid, daß die länglichten, die man an einigen Orten **Dachseicheln** nennet, die ſüſſeſten und gröſten, und daher

her auch die beſten zur Maſtung ſind. Die andern aber, welche man Harzeicheln nennet, ſind kürzer und runder, auch etwas bitterer, und eben deswegen den Schweinen nicht ſo gar anſtändig. Die ſchlimmſten unter allen aber ſind die Eicheln von den ſogenannten Zirneichen. Denn dieſe machen das Fleiſch an den Schweinen körnig, und benehmen ihm alſo die ſonſt von Natur an ſich habende Annehmlichkeit. Wenn die Eicheln wohl gerathen, und in Ueberfluß vorhanden ſind, werden auch zahme Schweine zur Maſt hineingetrieben, ſ. **Eichwälder.** Die Eicheln, welche man zur Ausſaat gebrauchen will, müſſen mit beſonderm Fleiß ausgeleſen werden. Man nimmt hier nicht gerne die, welche zuerſt fallen; denn ſie haben mehrentheils einen Schaden, oder ſind nicht reif. Die, ſo zuletzt fallen, haben, weil ſie ſpät zu reiffen anfangen, meiſtens durch die Nachtfröſte auch ſchon Schaden gelitten. Daher die Eicheln, die in dieſer Zwiſchenzeit fallen, die beſten ſind. ſ. a. Baumſaame. Obwohlen im Herbſt, um eben die Zeit, da die Eicheln reif ſind, die beſte Saatzeit iſt; ſo giebt es doch mancherley Umſtände, durch welche man an der Saat gehindert wird, entweder unſere eigene, oder andere, die auſſer uns ſich befinden, als wenn allzufrühzeitig, ſtarke Fröſte einfallen, oder wenn der Ort, wohin man Eicheln ausſtreuen will, niedrig und naß liegt. In ſolchen Fällen muß man das Frühjahr erwarten. Hier hat man nun alle Vorſicht anzuwenden, wie man den Saamen, den Winter über, gut bewahre. Man pfleget zu dem Ende die Eicheln drauſſen im Felde in einem ſandigten Erdreich zu vergraben. Aber noch beſſer werden ſie auf folgende Art aufbehalten: Man packet ſie nämlich Lagenweiſe und dünne auseinander in trockenen Sand. Dazu nimmt man ein Faß, oder einen Kaſten, bringt unten eine etwas ſtarke Lage Sand in denſelben; darauf eine Lage Eicheln; hierüber wiederum eine Lage Sand, u. ſ. w. fort, doch ſo, daß die oberſte Lage ebenfalls, wie die unterſte, viel Sand bekommt. Dieſen Kaſten ſetzet man auf den Hausboden, oder in eine Kammer, wo er von einem etwas einfallenden heftigen Froſte ſicher iſt. Der trockene Sand verhindert, daß die Eicheln ſich nicht erhitzen und keimen. Zugleich aber ſind ſie auch in dem Kaſten vor allen Mäuſen, und an dem Orte, wo derſelbe ſtehet, vor aller nachtheiligen Wetterfeuchte, und Näſſe ſicher.

Eichelkämpfe, nennet man diejenigen Plätze, wo man Eicheln zu junger Eichenzucht ſäet oder ſtecket. Was dieſe für Eigenſchaften haben müſſen, wie ſie zur Saat zu bearbeiten ſeyen, wenn und wie die Saat vorzunehmen, wie man hernachmals der aufgegangenen Saamenloden zu warten habe, und was dergleichen mehr iſt, davon ſ. **Eichwälder.**

Eichelleſen. Wenn von den Rechtslehrern gefragt wird: Wem das **Eichelleſungs**- oder **Eichelleſensrecht**, lat. Jus glandis legendæ, zukomme; ſo werden hier unter dem Nahmen **Eichel** alle Wald- oder wilde

Früchte

Früchte verſtanden, und pflegt alſo dieſes Wort nicht nur die gemeine Arten der Eicheln, Büchen, Nüſſe und Caſtanien; ſondern auch alles andere wilde Obſt an Holzäpfeln und Birnen in ſich zu begreiffen.

> per lib. 1. §. 1. ff. de gland. legend. l. 236. §. glandis ff. de V. S. *Schweſer* theatr. ſervitut. tit. 12. §. 10. *Noe* **Meurer** tract. **vom Jagd- und Forſtrecht**, pag. 26.

Daher das Jus glandis legendæ insgemein das **Recht, Eichel, Eckerich und wildes Obſt zu leſen**, genennet, in deutſcher Sprache aber dieſer Unterſcheid beobachtet wird, daß man die Früchte, ſo die Eichen und Buchen tragen, **Eckerich** heiſſet; die andern Früchte aber, als Caſtanien, Haſelnüſſe, Wildäpfel, Birn, Kirſchen und allerley Beere, werden unter dem Nahmen **Wildobſt** begriffen, und die Bäume, darauf ſie wachſen, **bährende Bäume** genennet.

> *Oettinger* de jur. limit. lib. 1. cap. 11. num. 42. ſeqq. *Schweſer* theatr. ſervitut. tit. 12. §. 14.

Ob es nun wohl das Anſehen haben möchte, als ob das **Eichelklauben** oder **Eichelleſungsrecht** eben von keiner beſondern Wichtigkeit ſeye; ſo iſt doch gewiß, daß, wo von groſſen Forſten und Waldungen der Streit iſt, der Nutzen, den man von der Maſtung mit denen Eicheln hat, manchmal auf ein groſſes hinaulauffen kann; wie denn *Caſpar Klock* tr. de ærar. lib. 2. cap. 2. num. 47. meldet, daß in Heſſen in dem **Richardswald**, wenn es viel Eicheln giebt, jährlich 200000 Schweine gemäſtet, und auf 30000 Gulden Gewinn daraus gezogen werden könne. Und *Sprengerus* in delineat. Stat. Imper. pag. 375. bezeuget, daß in dem Herzogthum Hollſtein etliche Hollſteiniſche von Adel in einem Jahr aus der Schweinmaſtung eine Summe von 4000 Rthlr. erlöſet haben.

> *Meichsner* tom. 3. deciſ. 9. num. 65. *Ertel* Prax. aur. de jurisdict. infer. lib. 2. cap. 34. obſerv. 4. & in Obſervat. Equeſtr. part. 1. Obſervat. 12. in fin.

Wegen dieſes Eichelleſungsrechts iſt man nicht einig, **ob ſolches dem Waldeigenthumsherrn, oder aber dem Forſt- oder Wildbannsherrn zuſtehe?** Insgemein ſtimmen zwar die Rechtslehrer darinn überein, daß man zuförderſt auf die Verträge, Pacta und Conceſſiones, und wo dergleichen nicht vorhanden, auf die alte Gewohnheit, und was bishero in Obſervanz geweſen, oder auch durch Præſcription und Verjährung acquiriret worden, zu ſehen habe, deme auch gemeſſentlich nachzugehen.

> *Gail.* 2. Obſervat. 68. num. 1. 2. *Knipſchild* de Civit. Imper. lib. 2. cap. 7. num. 57. *Peter Frieder. Mindan.* de proceſſ. lib. 2. cap. 41. num. 2. *Harpprecht* diſſert. de jur. venand. theſ. 25. *Ertel* part. 1. obſerv. Equeſtr. 12.

Alſo

Alſo iſt, wie *Webner* Obſervat. pract. voc. **Forſt**, bezeuget, in **Schwaben**, im **Würtembergerland**, und um **Augſpurg**, in der **Grafſchaft Hohenlohe**, und andern Orten, das **Eichelleſen** der **Wildbannsgerechtigkeit** anhängig; im **Churfürſtenthum Bayern** und **Brandenburg** aber gehöret ſolches dem **Waldeigenthumsherrn**.

> **Bayeriſche Forſtordnung.** Art. 7. *Muller* pract. forenſ. reſolut. 102. num. 13. *Ertel* de jurisdict. infer. lib. 2. cap. 34. obſervat. 4.

Auſſer dieſem aber gehen die Meynungen der Rechtslehrer voneinander ab, indem einige dieſes Recht dem **Waldeigenthumsherrn**, und zwar aus dieſem Grunde zueignen, weil der Erdboden oder der Wald ſelbſt, mit denen Bäumen, als ein Theil des Grundes und Bodens dem Eigenthumsherrn gehören; folglich müßten ihm auch die Früchte der Bäume zuſtehen, indeme ja natürlich, daß, wem die Bäume zugehörig, derſelbe auch die Früchte der Bäume, als einen Theil derſelben zu genieſſen habe.

> §. 31. 32. Inſtit. de rer. diviſ. & acquir. rer. domin. ibique Dd.

Es führe die Wildbannsgerechtigkeit das Eichelleſen nicht nothwendig und per ſe mit ſich, weil man auch dieſelbe in unfruchtbaren Orten, da keine Eicheln wachſen, exerciren könne, auch das Wild in denen unfruchtbarſten Wäldern, wie die Erfahrung bezeuge, ſich häufig aufhalte. Und würde dem **Waldeigenthumsherrn** die Proprietät und der Genuß des Waldes faſt vergebens ſeyn, wenn er nicht die **Früchte** des **Waldes** daraus erheben dürfte.

> *Gail.* 2. Obſervat. 68. *Weſtenholz* diſſert. de jurisdict. foreſt. cap. 5. theſ. 77. *Ertel* part. 1. Obſervat. Equeſtr. 12. *Noe* **Meurer** tract. **vom Forſt- und Jagdrecht**, rubr. **Eichelklauben.** *Klock* de ærar. lib. 2. cap. 2. num. 48. *Muller* pract. rer. forenſ. reſolut. 102. num. 13. *Harpprecht.* Reſp. Crimin. & Civil. Vol. 4. Reſponſ. 69. per tot.

Andere hingegen eignen dieſes Recht dem **Wildbannsherrn** zu, und gründen ſich darauf, daß die Eicheln dem Wild zu gut, gleichſam von GOtt geſchaffen, und es doch keine Menſchenſpeiſe ſeye; ohne dieſelbe aber die wilden Thiere entweder crepiren, oder ihre Nahrung mit der armen Unterthanen äuſſerſtem Schaden auf ihren Feldern und Wieſen ſuchen müßten. Wie nun bey verſtatteter Wildbannsgerechtigkeit alles für mit concedirt zu halten, ohne welches ſelbige nicht geübet werden kann;

> arg. l. 2. ff. de jurisdict.

Alſo ergebe ſich hieraus, daß auch das Eichelleſungsrecht demjenigen mitvergönnet ſeye, der die Wildbannsgerechtigkeit in einem Walde hat, weil die Jagd nicht ohne wilde Thiere, dieſe aber nicht ohne Weyde ſeyn können.

nen. Wer nun alſo für die Erhaltung des Wildes zu ſorgen, dem ſtehe auch die freye Diſpoſition über die Eicheln, als einem Stück ihrer Alimenten zu; dieſer aber ſeye kein anderer, als der Wildbannsherr.

Struv. S. J. Feud. cap. 6. aphor. 11. num. 3. *Stryek* in uſ. modern. ad ff. tit. de gland. legend. §. 4. *Wehner* Obſervat. pract. voc. Forſt. *Myler* ab *Ehrenbach* de princip. & Statib. Imper. part. 2. cap. 73. §. 6. add. *Schweſer* ſervitut. tit. 12. §. 11. 12. *Oettinger* de jur. limit. lib. 1. cap. 11. lit. M.

Daher können auch zur Eichelzeit die Eigenthümer des Holzes, oder wer ſonſt einen Viehtrieb dahin hätte, ſelbiges ohne beſondere Conceſſion des Wildbannsherrn, und ohne Eckermieth, welches man Ohmengeld oder Ohemengeld nennet, nicht in Wald treiben.

Oettinger cit. cap. 11. num. 41. lit. N. add. *Herold.* in Obſervat. Foreſt. conſultat. decis. 13. *Struv.* cit. loc. ubi præjudicium adducit.

Einige ſagen: es ſtünde zwar dem Wildbannsherrn nicht frey, das Eckericht vor ſich zu ſammeln und zu verkauffen, oder um ein gewiſſes Miethgeld, ſo man Eckermieth nennet, jemand zu überlaſſen; ſondern er müſſe ſolches für das Wildpret, zu deſſen Nahrung und Unterhalt hegen; dasjenige aber, was über die Atzung des Wildes weiter vorhanden, oder auch ſolche Früchte, deren die Menſchen ſowohl, als das Wildpret, genieſſen können, als da ſind Nüſſe, Kirſchen, Birn, Aepfel, Caſtanien, dem Waldeigenthumsherrn überlaſſen.

Herold. cit. loc. *Schweſer* theatr. ſervitut. tit. 12. §. 11. 12, & ejusd. Kluger Beamter, part. 1. tit. 34. §. 14. *Lauterbach* Colleg. theoret. pract. tit. de acquir. rerum domin. §. 26. *Muller* d. l. reſolut. 102. num. 13. *Horn* Jurisprud. feud. cap. 7. §. 17. *Stryck* in uſ. modern. ad ff. tit. de gland. legend. §. 3.

Andere rathen an, es ſolle der Wildbannsherr den Waldeigenthumsherrn nicht ganz und gar ausſchlieſſen; ſondern mit Vorbehalt ſeiner forſtlichen Obrigkeit jährlich, wenn volle Maſt iſt, demſelben eine Anzahl Schweine zu ſeinem Hausbrauch, nach Proportion und Gröſſe des Forſts, und der ganzen Maſt, frey ohne Maſt- und Fehmgeld, eintreiben laſſen, wie dergleichen auch an andern Orten gebräuchlich.

Herold cit. loc. *Noe* Meurer vom Forſt- und Jagdrecht cit. loc. pag. 26. *Schweſer* theatr. ſervitut. d. tit. 12. §. 12. in fin.

Bey allen dieſen widrigen Meynungen hat dennoch dieſe die vernünftigſten Gründe vor ſich: daß das Eichelleſensrecht einig und allein dem Waldeigenthumsherrn von Rechts und Billigkeits wegen zuſtehe, alſo daß er die Eicheln, und alle

alle andere Früchte aufzuleſen, abzuſchlagen, abzuſchütteln, oder andern Beſtandsweiſe zu verlaſſen, oder ſonſt darüber zu diſponiren freye Macht und Gewalt habe, und ihm ſolches auch nicht verwehret werden könne, jedoch daß er etwas davon, oder die geringe und ſchlechte Waldfrüchte zum Unterhalt und Nahrung des Wildes, damit es nicht crepire, übrig laſſe.

Gail. 2. Obſervat. 68. num. 3. *Muller* reſolut. pract. 102. num. 13. *Harpprecht* Reſp. Crim. & Civil. vol 4. reſp. 69. num. 35. ſeqq. usque ad num. 48. *Wernher* Enunciat. Jur. for. Enunciat. 333.

Denn gleichwie der Waldeigenthumsherr aus ſeinem Forſt, worinnen einem andern die Forſt- und Waldgerechtigkeit zuſtehet, zu ſeinem eigenen Nutzen Holz hauen und fällen, ja gar verkauffen laſſen kann, wenn es nur mit Mäßigung und ohne Abbruch der Gerechtigkeit geſchiehet; alſo hat ſich auch der Waldeigenthumsherr des Eichelrechts alſo zu gebrauchen, daß er nicht alle Früchte ganz und gar hinweg nehme; ſondern dem Wild zu ſeinem nothdürftigen Unterhalt auch etwas zurücke laſſe.

Harpprecht d. conſil. 69. num. 45. 46.

Dieß findet auſſer allem Zweifel ſtatt, wenn der **Waldeigenthumsherr** auch zugleich die Forſtgerechtigkeit hat. Wenn aber jemand in einem fremden Forſt oder Wald nur allein das Forſtrecht hergebracht, der **Waldeigenthumsherr** aber, oder ein **Dritter**, die **Wildbannsgerechtigkeit** beſitzet; ſo iſt alsdann das **Eichelleſungsrecht** weder dem **Waldeigenthumsherrn** noch dem **Wildbannsherrn**, ſondern einig und allein dem **Forſtherrn**, als eine **Waldnutzung**, zugehörig.

Hildebrand diſſert. de jurisdict. omnim. cap. 13. poſit. 8. *Horn* Jurisprud. feud. cap. 7. theſ. 17. *Bayer* delineat. jur. feud. cap. 5. poſit. 33.

Aus dem, was bisher gezeiget worden, iſt nun auch leicht zu ſchlieſſen, daß demjenigen, welchem die Eicheln und Waldfrüchte zuſtehen, auch die Schweinmaſt gebühre.

Stryck in uſ. modern. ad ff. tit. de gland. legend. §. 5. *Noe* **Meurer** tr. **vom Forſt und Jagdrecht** p. 25. ſeqq.

Nemlich dem Waldeigenthumsherrn, wenn derſelbe auch zugleich **Forſtherr** iſt. Wenn aber einer den **Wald**, der andere das **Forſtrecht**, und der Dritte die **Wildbannsgerechtigkeit** hat; ſo gehören die Eicheln und Früchte von Rechts wegen niemand anders, als dem **Forſtherrn**; mithin hat er auch der Schweinmaſt ſich anzumaſſen, wohin auch *Noe* **Meurer** cit. loc. pag. 26. mit dieſen Worten zielet: **So dann, wie gehört, der Grund und Boden deſſen, ſo der Wald, die Bäume deſſen, auf welches Grund und Boden ſie ſtehen, und niemand andern die Früchte, dann deſſen, ſo die bähren-**

de

de Bäume; ſo folgt daraus ſchließlich, daß nicht der Forſtherr (i. e. der Jagdherr), ſondern der Eigenthumsherr des Grund und Boden ſammt denen Bäumen, die Eicheln und alle Früchte, aufzuleſen, zu verötzen, abzuſchlagen, zu ſchütteln, zu verleihen, und in andere Wege nach ſeinem Gefallen zu genieſſen und zu empfangen hab; ob auch gleich ſolche Früchte auf eines andern Grund und Boden gefallen wären; ſo mag doch der, des die Bäum, ohne Schaden des Grundherrn, in 3 Tagen die Eicheln aufleſen 2c. Wenn aber die Eicheln und Waldfrüchte, vermöge eines ausdrücklichen Gedings, Vergleichs, Præſcription oder Gewohnheit, dem Jagdherrn zugehören, alsdann hat derſelbe auch die Schweinmaſt, wie auch die Beſteigung der Eichbäume, Beſichtigung und Taxirung der Maſt, zu gaudiren; und können dahero zur Eichelzeit die Waldeigenthumsherren, oder wer ſonſten einen Viehtrieb in das Holz hat, ſelbiges ohne beſondere Conceſſion des Jagdherrn, und ohne Eckermieth, nicht in Wald treiben.

> *Oettinger* de jur. limit. lib. 1. cap. 11. num. 41. lit. N. *Struv.* S. J. Feud. cap. 6. aphor. 11. num. 3.

Eichelleſungsrecht, ſ. **Eichelleſen.**

Eichelmaſt, ſ. **Maſt.**

Eichenholz, nach ſeinen Eigenſchaften und Gebrauch. ſ. **Eiche.**

Eichenkenſter, Eichenmiſtel, lat. Viſcus l. Viſcum quercinum, quernum, l. querneum, franz. *Guy de Chéne*, iſt ein gewiſſes Gewächſe, welches auf allerhand Bäumen zu wachſen pfleget, und hier nur dieſen Nahmen beſonders führet, ſo ferne es auf alten Eichbäumen wächſet; wie denn auch dieſe Eichenkenſter vor andern für vorzüglich gut gehalten wird. ſ. **Miſtel.**

Eichenmiſtel, ſ. **Eichenkenſter.**

Eichhorn, Eichhörnlein, Springfuß, lat. Campſurus, Hipſurus, Mus ponticus, Nitela, Scuriolus, Sciurus, welchen letztern Nahmen es daher führet, weil es ſich vermittelſt des zottigen Schwanzes einen Schatten machen kann, franz. *Ecurevil*, *Ecurieu*, *Ecureau*, iſt ein kleines Thierlein, welches im Springen und Klettern den Mardern, an der Leibesgeſtalt aber den gemeinen Wieſeln, gleich und ähnlich kommt. Doch iſt es nicht ſo lang, als dieſe, und meiſtens von rother Farbe. Unten von der Kehle an, am Bauche hin, hat es einen weiſſen und linden Strich, einen langhaarigten und faſt ſo groſſen Schwanz, als ſein übriger Leib iſt, und im untern und obern Kiefer ſcharfe Zähne, wovon die erſtern länger ſind, als die andern. Es giebt deren auch aſchenfarbene, oder ſchwärzlichte und graue, welche aber etwas ſeltener, als die rothen ſind. Ja die neuern Thierbeſchreiber zehlen 13 verſchiedene Arten von Eichhörnern, worunter 3 eine Seegelhaut haben, daß ſie gleichſam fliegen können. S. **Herrn Hallens Naturgeſchichte der Thiere.** Doch wir bleiben jetzo bey

bey dem in unſern Wäldern befindlichen Eichhorn, welches mit den obangeführten Nahmen benennet wird. Das Weiblein davon hecket gemeiniglich 3, 4 bis 5 Junge in ihrem gewölbten Neſte aus, welches ſie, wie einen Raubvogelhorſt, meiſt auf trockenen Baumäſten bauet, und mit Moos und Baumblättern ausfüllet, bisweilen aber hecket es auch in hohlen Bäumen und wilden Taubenneſtern. Nachdem ſie ſich begattet hat, träget ſie ihre Frucht beynahe 4 Wochen lang. Alsdann hecket ſie, welches mehrentheils im April geſchiehet. Die jungen kommen ganz blind auf die Welt. Wenn ſie aber 3 bis 4 Wochen lang an der Alten geſauget haben; ſo lauffen ſie derſelben ſchon aus dem Neſt nach, und lernen auf den Bäumen herumklettern und ſpringen; da ihnen denn die Alte etwas von Obſt, wilden Nüſſen u. d. g. zu freſſen bringt. Um Michaelis gelangen ſie zu ihrer vollſtändigen Gröſſe, und ſuchen ſodann auf Eichen- Buchen- Nuß- und andern Bäumen ihre Nahrung ſelbſt. Sie werden entweder jung aus den Neſtern genommen, und an Ketten gelegt, da ſie leicht zahm werden, oder aber geſchoſſen und geſtreiffet. Ihr Balg dienet zu den Mützenbremen, und aus den Schwanzhaaren werden Pinſel gemacht. Die Speiſe der Eichhörner beſtehet aus Laubknoſpen und Holzſaamen, beſonders von Tannen, in Rinden, Haaſelnüſſen, Eicheln, Welſchennüſſen u. d. g. Im Herbſt ſammeln ſie eine Menge von allerley Saamenkörnern ein, und man trift bisweilen dergleichen Wintervorrath in hohlen Bäumen an. Daher ſind ſie in den Wäldern ſehr ſchädliche Thiere, und wird ihr Verbrechen inſonderheit von Hrn. Beckmann in ſeinen Forſtſchriften im 1ſten Band, ausführlich beſchrieben. Er ſagt: Der im Herbſt ausgeſtreute Roth- und Weißbüchenſaamen werde von ihnen weggefreſſen; die Eicheln ausgeſcharret und weggetragen, und die Saamenzapfen verwüſtet. In der alten rockenmäſſigen Forſtphiloſophie lehrte man, die Fichten ſtieſſen, wenn ſie Zapfen anſetzen wollten, einige Zweige von ſelbſt ab. Jemehr alſo an dergleichen Bäumen Zapfen hervorwachſen wollten, um deſto gröſſer und beträchtlicher müßte denn auch der Hauffen dieſer unter ihnen herumliegenden abgeſtoſſenen Zweiglein ſeyn. Allein dieſes ſogenannte Abſtoſſen der äuſſerſten Zweige an denen Fichtenäſten gehöret unter die erbauliche Forſt- und Jagdfabeln, von dem noch nie gefundenen Zeiſigneſte, dem künſtlichen Fuhrwagen des Dachſes, wenn er ſeinen Bau macht, dem in einen Raubvogel ſich verwandelnden Gugguck u. d. g. mehr. Es verhält ſich mit den Zweigen, ſo man unter ſolchen Bäumen liegen findet, ganz anderſt. Das Eichhorn, als der in Verwüſtung des Holzſaamens ſehr emſige Feind, frißt die Knoſpen, aus denen die Zapfen der Fichten und Tannen heraus wachſen, aus. Bey dieſer Gelegenheit beißt es allezeit einige Zolle weit von denen Spitzen, woſelbſt ſolche Knoſpen angeſetzt ſind, das Aeſtlein ab, und läßt ſelbiges, nachdem es die daran befindliche Zapfenknoſpen, ſeiner Gewonheit nach, ausgefreſſen,

herunter fallen. Und daher kommen die Zweiglein oder Aeſtlein unter dieſen Bäumen. Der Schluß, den **Herr Beckmann** aus dieſer Ausführung ziehet, iſt leicht zu errathen. Man muß dieſe Beſtien, ſo viel möglich, zu vertilgen ſuchen, wenn man anderſt Fichten und Tannenwälder in gutem Stand erhalten will. Schießt man ſie nun wacker hinweg; ſo kann man nicht nur ihren Balg nutzen; ſondern ſie ſind auch noch in der Küche zu gebrauchen. **Herr Döbel** in ſeiner **Jägerpractica**, und **Herr Büchting** im **Entwurf der Jägerey** ſetzen das Eichhorn unter die eßbaren wilden Thiere; wie denn ſolches viele mit Appetit verzehren können. Denn erſterer verſichert, daß ihr Fleiſch oder Wildpret ſüſſer, als das von Caninichen ſeye. Ja es rangiren einige die Eichhörner neben den Haaſen ſo gar zu dem edlen Rothwilde, mit dem Unterſcheid, daß ſie zu der niedern Jagd gehören.

> **Herr Moſer** in den **Grundſätzen der Forſtöconomie**, Seite 614. **von Heppe, ſich ſelbſt rathender Jäger.** Seite 420. **von Beuſt** de Jur. venandi p. 82. 86. **Hr. Döbel Jägerpractica**, Part. III. pag. 98.

Um dieſe Ehre der Eichhörner noch vollſtändiger zu machen, nennet ſie der **Verfaſſer des Gewehrgerechten Jägers**, (Stuttgard, in 8. 1762.) pag. 199 Springnaſticos, oder **Füchſe in Duodez**, und ſagt: daß ſie in gewiſſem Verſtand zur hohen Jagd gerechnet werden können; (vielleicht, weil ſie auf den Bäumen herumklettern) aber mit der Anmerkung: daß man ſie, als ſchädliche Thiere, nach **Herrn Beckmanns** Urtheil ausrotten ſolle. Im übrigen haben die Eichhörner auch ſonſt noch ihre Feinde, von welchen ſie gedämpfet werden. Solche ſind die Marder. Und wenn ſie von Pfirſchen- und Apricoſenkernern etwas erwiſchen; ſo ſind ſie ihnen gleichfalls ein tödtliches Gift.

Eichvogel, ſ. **Habicht.**

Eichwälder, nennet man diejenigen Holzungen, welche entweder ganz und gar, oder doch gröſtentheils aus Eichbäumen beſtehen. Hier wollen wir nun ausführlich zeigen, wie man die **Eichen** an beſten ſäen, **pflanzen und erhalten**, folglich zu guten Holzungen von Eichbäumen gelangen könne.

A) Was **erſtlich** das **Säen** anbetrift; ſo müſſen hier **zuförderſt** die Länder, welche man mit jungen Eichen gezieret ſehen will, gehörig und mit Fleiſſe ausgeſuchet und gewählet werden. Denn obſchon die Eichen in verſchiedenen Erdſtrichen und Ländern wachſen, aushalten, und ſich vermehren; ſo gedeyhen ſie doch in einer jeden Provinz, nach dem Unterſcheid des Erdreichs oder Bodens, entweder mehr oder weniger. Einen ſteinigten Boden, wenn nur nicht ganze Felſen, und Felsklüfte darunter liegen, verabſcheuen ſie nicht ſo ſehr, als ein mit Sand und Kieß gefülltes Erdreich, wenn nämlich faſt gar keine ſchwere und fette Erde darinnen befindlich iſt. Sie ſuchen keinen magern, zu dichten und veſten Boden;

den; ſondern einen Grund, der mit guter und fetter Erde, auf ſolche Weiſe, und in einem ſo groſſen Umfange vermiſcht iſt, daß ſie ihre Stamm- und Pfahlwurzeln weit, und ſo tief, als möglich, hineintreiben, wie auch die andern Neben- und Seitenwurzeln auf allen Seiten herum weit ausſtrecken können. Dergleichen Plätze ſind ihrem Wachsthum beförderlich. Da hingegen wäſſerige oder zu naſſe Gegenden denſelben eben ſo zuwider ſind, als dürre und ausgetrocknete Felder. Noch nicht aufgeriſſene, oder doch noch nicht lange gebauete Anger und Fluren machen vor andern zur Anlegung der Eichenwälder Luſt, und verſprechen die reichlichſte Belohnung aller darauf zu wendenden Mühe; vornemlich wenn aus denen im Grunde übrig gebliebenen, und vorgefundenen Wurzelſtücken leicht abzunehmen iſt, daß ſie ſchon in alten oder vorigen Zeiten Eichbäume getragen und unterhalten haben. Deshalben werden auch ſolche Striche von Wäldern, die in den neuern Zeiten andere Bäume, als Tannen, Büchen, Birken u. d. g. ernähret haben, glücklich wieder mit Eichen beſäet und bepflanzet, wenn die andere Arten von Holzungen entweder ausgegangen, oder abgetrieben und ausgerottet ſind. Die Zubereitung dieſer ausgeſuchten, und dem Fortkommen der Eichen gemäſſen Felder iſt nach der Oberfläche eines jeden Bodens verſchieden. Denn auf flachen, oder doch leicht eben zu machenden Feldern iſt anderſt zu verfahren, als an bergichten oder mit Hügeln verſehenen Gegenden. Man hat zwar erſt gemeinet, daß die vielen und gleich wiederholten Umarbeitungen der beyderley Arten von Gegenden zum Wachsthum der daſelbſt zu ſäenden Eichen vieles beytragen könnten; die Folgen und Wirkungen aber, welche nach der Verſchiedenheit der angeſtellten Verſuche beſtimmet worden ſind, haben dieſe Meynung vereitelt. Daher werden jezo die flachen und ebenen Felder nur einmal mit dem Pfluge aufgeriſſen, damit der auszuſtreuende Eichenſaamen in die gezogene Furchen fallen, und hernach durch die zugleich erhöhete Erdwellen bedecket werden könne, wenn dieſe leztere mit Eggen oder groſſen Rechen wieder in die Furchen und auseinander gezogen werden. Wer aber dergleichen Felder ſchon im Jahr vor der wirklichen Ausſaat ein und andermal hat durchackern, die gewandten und umgekehrten Erdklöſſe den folgenden Winter hindurch dem auslockernden und mürbe machenden Froſte ausſetzen, und ſie ſodann im folgenden Jahr, und kurz vor der angeſtellten Einſaat nur leicht und mit halber Pflugſchaar hat wieder umpflügen können, iſt noch glücklicher damit fortgekommen. An Bergen und auf bergichten Lehden hat man auch erſt die Erde Furchenweiſe mit Hacken und Karſchen aufgehauen, und Reihen gezogen. Nachdem man aber wahrgenommen, daß die Wald- und Haſelmäuſe in dieſen gemachten Reihen gerade fort, und als auf einem gebahnten Wege eingedrungen ſind, und die daſelbſt eingebrachte Eicheln um ſo viel leichter gefunden und verheeret haben; ſo werden nun ſolche Gegenden hie und da, oder Platzweiſe,

weiſe, aufgehacket, beſonders wenn man einen Einfall von dieſen herumſtreiffenden Thieren zu befürchten hat. Bey dieſem Umhacken müſſen nur alle Striche und Plätze wieder gleich gemachet werden, daß keine Furchen oder Reiffen bleiben, in welchem der aufgehaltene Regen oder das Schneewaſſer frieren, und Eis machen könnte, wodurch nicht nur die daſelbſt gepflanzte Eicheln, ſondern auch die ſchon hervorkeimende Saamenloden ſehr groſſen Schaden leiden. Um den beſten Eichenſaamen, bey der Hand und vorräthig zu haben, muß man die Eicheln zu gehöriger Zeit ſammeln, und wohl verwahren (davon ſ. **Eichel**).

Was aber die Zeit anbetrift, da die Eicheln am beſten der Erde anvertrauet werden; ſo iſt ſolche diejenige, welche von der Natur ſelbſt durch die völlige Reiffe der Eicheln angedeutet wird, nahmentlich die Herbſtzeit, beſonders der Ausgang des Octobers, und die erſten Tage des folgenden, ja wenn es die Witterung zuläßt, der ganze Novembermonat. Denn weil die Eicheln zu der Zeit am wenigſten ausgetrocknet, und mit dem natürlichen Saft oder Oel noch erfüllet ſind; ſo bringen ſie ihre eigene Kraft mit in die Erde, und können ſich gleich an den Orten, wo ſie einwurzeln ſollen, ausdehnen, und ihre Keimen ausſetzen. Es ſcheinet wohl, als wenn die vor dem Winter gemachte Ausſaat der Eicheln vielen Unglücksfällen ausgeſetzet ſeye, als dem Verluſt, welchen ſie vom harten Froſte, und dem Abgang, welchen ſie von Mäuſen, wilden Tauben, und andern fliegenden und kriechenden Thieren zu befürchten hat. Dem gröſten Theil dieſer üblen Zufälle kann aber durch ein kluges und anſtändiges Verfahren beym Säen und Pflanzen ausgewichen werden.

Das **Verfahren** ſelbſt beym Ausſäen und Unterbringen der Eicheln iſt nach der Oberfläche des dazu bereiteten Landes einzurichten. In ebenen und umgepflügten Feldern dürfen die Eicheln eben nicht einzeln, und in abgeſteckten Reihen eingeleget werden. Sie werden vielmehr, gleichwie andere groſſe Saamenkörner, ausgeſtreuet. Dabey ſind ſie nur ſo zu vertheilen und auseinander zu bringen, daß der Platz eines Fuſſes ins Gevierte 4 bis 5 Eicheln bekomme, welche im Niederfallen, vermöge ihrer Schwere und Ründe, die Grübgens der Furchen von ſelbſt ſuchen. Wenn gröſſere oder kleinere Gegenden auf ſolche Weiſe mit Eicheln verſehen ſind; ſo werden ſie geegget, oder mit Rechen wieder gerade gezogen. Wenn bergichte Gegenden nicht gar zu ſchwere und thonichte, oder keine mit veſten und ineinander gewachſenen Raſen bezogene Erde enthalten; ſo können die Eicheln gleich in den Boden gebracht werden, ohne daß man die ſonſt vorzunehmende Arbeit des Umhackens vorher verrichtet hat. Wenn aber auch dieſes Behacken vorhero nöthig geweſen iſt; ſo wird dennoch mit Unterbringung der Eicheln auf einerley Weiſe verfahren. Es werden nämlich die zum Pflanzen verordnete Leute mit Beuteln oder weiten Taſchen verſehen. Dieſe füllen ſie mit Eicheln,

cheln, und hängen ſie an ihre linke Seite. Mit der rechten Hand ergreiffen und führen ſie eine Spitz- oder Breithacke. Bey jedem Hieb, den ſie damit thun, und wodurch ſie die Erde einen, oder aufs höchſte 2 Zoll dicke aufheben, laſſen ſie eine von denen aus dem Beutel genommenen Eicheln in die gehauene Spalte fallen, und ziehen alsdann die Hacke zurück und heraus. So bringen ſie alle Eicheln, nach der Lage der Oerter, ſtuffenweiſe, und eine von der andern ungefehr einen halben Fuß entfernt, in die Erde. Auf eben die Art werden die durch den Winter aufbewahrte Eicheln bey angehendem Frühjahr geſäet. Der Anfang des Merzmonats, wo nicht gar ſchon der vorhergehende Hornung, läſſet den Anfang dieſer Beſchäftigung machen. Die zu dieſer Zeit in die Erde zu bringende Eicheln können 3 oder 4 Tage vorher in Bütten oder weite Fäſſer gethan, und mit reinem, oder auch aus Miſtpfützen geſchöpftem Waſſer beſchüttet werden, damit man theils die etwa ausgetrockneten und magern, welche oben ſchwimmen, abſondern und wegſchaffen, theils die guten und tüchtigen erfriſchen und mäſſig einquellen könne. Je weniger eine ſolche Einweichung im Herbſte dienlich iſt, deſto gröſſern Vortheil verſchaffet ſie zum Wachsthum in der Frühlingszeit. Damit man aber dem Aufſchieſſen des Unkrauts, und dem Anwachs des grünen Raſens vorbeugen möchte, weil beydes nicht nur die hervorſproſſende Saamenloden erſticken; ſondern auch den Mäuſen Herbergen und Schlupfwinkel verſchaffen kann; ingleichem zur Abwendung des Uebels, welches den frühzeitig hervorkeimenden Eicheln bey einem noch in den Maytagen fallenden Frühreif über dem Haupte ſchwebet, nicht weniger die nachherige groſſe Sonnenhitze abzuhalten, iſt ſonſt die Eichelſaat mit Ausſäung eines andern Getreydes, beſonders des Hafers, begleitet worden. Allein da der Haber weder zur Herbſtzeit, in welcher doch die mehreſten Eicheln in die Erde zu bringen, noch auch in umgebackten Gegenden zugleich und bequem mit untergebracht werden kann; ſo hat man andere Mittel und Wege zur Erreichung des vorhin bemerkten Endzwecks entdecket. Die Erfahrung hat nämlich gelehret, daß man über die mit Eicheln beſäete Plätze, noch Birkenſaamen ausſtreuen könne. Und man hat aus dieſer Beſäung mancherley Vortheile gezogen. Die jungen Saamenloden der Eichen ſind unter den jungen, geſchwinder und gerade aufſchieſſenden Birkenloden ſicherer und glücklicher aufgewachſen. Weil auch die Birkenwurzeln nicht ſowohl in die Tiefe gehen, als unter der Oberfläche des Bodens hinlauffen; ſo ſchaden ſie den Eichen bey ihrer Einwurzelung nicht ſo viel, als die Triebe und Schlingen des Raſens und des Unkrauts ihrem Fortkommen hinderlich fallen. Den Gewinnſt anjetzo nicht zu bemerken, welchen die nach wenig Jahren ſchon zu hauenden Birken verſprechen. Nichtsdeſtoweniger erfordert dergleichen mit jungen Eichwäldern verbundene Birkenzucht keine gröſſere Unkoſten und Sorgfalt, als daß der reiffe, gutartige, und in Menge

geſammelte Birkenſaamen über die ſchon mit Eicheln bepflanzte Länder nur allein dünne ausgeſäet werde. Denn er erfordert keine Art des Unterbringens, und wenn er auf ein, entweder friſch aufgeriſſenes, oder ſchon gebautes Land hingeworfen wird; ſo wurzelt er ſich im Herbſt ſo gut, als im Frühjahr ein. Auf ſolche Weiſe werden unſere Anweiſungen zu Ausſäung und Pflanzung der Eicheln von der Natur abgenommen, und wir thun dabey nichts anders, als daß wir ihre Handlungen, bey eigener und freywilliger Fortpflanzung der Eichen, fleiſſig und zur Erhaltung groſſer und offenbahrer Vortheile nachahmen. Nur dieſes iſt noch anzumerken, daß, vermöge der Erfahrung, die Eichen, ſo im Herbſt geſäet werden, allezeit ſtärker und höher heranwachſen, als andere, deren Saame erſt bey angehendem Frühjahr in die Erde gebracht worden.

B) Wir ſchreiten zu dem **andern Punkt**: wie junge Eichen zu **verpflanzen** ſeyen. Hier muß man gleichfalls, und zwar noch mit gröſſerer Sorgfalt auf die Beſchaffenheit des Bodens ſehen, und nicht etwa nur auf leere oder leerwerdende Pläße achten. Die zarten Wurzeln der jungen Eichen wollen zu ihrer Einhüllung bey einem regelmäſſigen Verpflanzen eine gute lockere Erde haben. Iſt dieſe nicht auf den Plätzen, wo man ſie verpflanzen will, ſchon befindlich; ſo werden wenige Stämme gut fortgebracht werden. Die Herbeyführung ſolcher Erde wäre zwar möglich; aber zu mühſam und koſtbar. Und wenn man auch alles nicht achten wollte; ſo wäre doch ein ſchlechter Wuchs zu beſorgen, wenn die Wurzeln der jungen Eichen die herbeygeführte gute Erde durchgewachſen, und alsdann keinen weiten bequemen Grund zu durchkriechen hätten. Alle diejenigen Gegenden aber, welche oben ſo, wie in der Tiefe ihres Bodens, einen guten, wahrhaften und durchdringlichen Grund haben, laſſen einen guten Erfolg von der vorzunehmenden Bepflanzung mit jungen Eichſtämmen zuverſichtlich hoffen. Will man nun ganze Ländereyen mit jungen Eichen beſetzen; ſo ſiehet man leicht, daß ein groſſer Vorrath von jungen Eichen da ſeyn müſſe. Denſelben zu erhalten, pfleget man **Eichenkämpfel** oder **Eichenbaumſchulen** anzulegen, auf eben die Art, wie lit. A) vom Säen gezeiget worden. Wo man auch ſchon Eichenwälder durch das Säen angelegt, und dichte ausgeſtreuet hat, alſo daß die aufgeſchoſſene Loden zu dicke ſtehen, ſo kann man auch da Stām̃e zum Verpflanzen ausheben. Doch wir geben zur Sache ſelbſt. Noch niemals iſt die Pflanzung junger Eichen ſo glücklich von ſtatten gegangen, wenn dieſe ſchon etliche Jahre erreichet, als wenn ſie nur 3, höchſtens 4 Jahre in ihrem Wuchs geſtanden hatten. Noch mehr. Man hat viele gleich in dem zweyten Jahr, nach ihrer geſchehenen Ausſaat, am glücklichſten und beſten umgepflanzet. Denn es gehet mit den ältern Eichſtämmen eben, und noch viel leichter ſo, wie mit andern Arten von Bäumen, welche ſich ſchon etliche Jahre an einem Orte eingewurzelt haben, wenn

wenn ſie zur Verſetzung ausgegraben, und an ihren Wurzeln beſchnitten werden. Es iſt unmöglich, dieſelbe mit vieler Erde, und folglich auch ohne Verluſt der Wurzeln auszuheben, bevorab wenn man ſo viele Bäume verpflanzen will, als zur Anlegung eines nur mäſſigen Eichwaldes erfordert werden. Und wer könnte dieſelbe ſo oft und reichlich begieſſen, als bey Verſetzung gröſſerer Bäume in einem Obſtgarten geſchehen kann und muß? Nicht nur dieſe Urſachen; ſondern auch das erfolgte Abſterben vieler mit Fleiß verſetzter junger Eichen, welche aber ſchon 6, 8, 10 und mehr Jahre alt waren, habens gelehret, daß Eichſtämme mit deſto weniger Gefahr zu verſetzen ſeyen, je jünger und kleiner ſie dazu genommen werden. Auch diejenigen ſind mit Nutzen auf ihre Vortheile bedacht geweſen, welche die mit Eichen zu bepflanzende Oerter ein Jahr vorher umgegraben, oder Gruben dazu bereitet haben. Denn die gut umgekehrte, und der ſchwängernden Luft nicht weniger, als dem mürbemachenden Froſt ausgeſetzte Erde iſt dadurch nicht nur fruchtbarer, ſondern auch zum Einpflanzen ſelbſt bequemer und brauchbarer gemachet worden. Die **Verpflanzung junger Eichen** ſelbſt wird am beſten zur **Herbſtzeit**, auch, wenn es die Witterung zuläßt, in den **Wintertagen** vorgenommen. Im Frühjahr, und wenn es gleich die erſten Frühlingstage geweſen, iſt es niemals ſo glücklich gegangen. Was bey Verſetzung anderer Bäume erfordert wird, iſt faſt durchgehends auch hier zu beobachten. Die Wurzeln der jungen Eichſtämme müſſen eben ſo wenig, als die Wurzeln anderer Bäume verletzet und abgeriſſen, der Luft und den Sonnenſtrahlen nicht ausgeſetzet; ſondern, ſo bald als möglich, wieder in die dazu gemachte Gruben gebracht, und mit Erde wohl bedecket werden. Hat man bey aller Vorſichtigkeit dennoch eine und die andere Wurzel im Ausgraben verletzet, und abgeſtoſſen; ſo muß man den beſchädigten Theil mit einem ſcharfen Meſſer nach unten zu, oder unterwärts gerade abſchneiden. Allein hier kommt ein Hauptſtück, wodurch ſich die Verpflanzung junger Eichen von der Verſetzung der Obſtbäume ſehr unterſcheidet. Bey dieſen iſt es nicht nur unſchädlich; ſondern auch zur Beförderung der Fruchtbarkeit beſonders erſprieslich, wenn die Haupt- oder Stammwurzel beſchnitten, und mäßig abgekürzet wird. Soll aber eine Eiche ihren Schuß und eine gehörige Höhe bekommen; ſo muß ihr die Pfahlwurzel gelaſſen, und ganz, gerade und tief in den neuen Grund gebracht, auch um und um mit Erde wohl verwahret werden. So dann ſind auch ihre übrigen Nebenwurzeln und deren Faſern nicht aufeinander zu packen; ſondern ringsherum geräumig zu vertheilen, und mit Erde einzuſchichten. Auch deswegen ſind jüngere Eichen bey der Verpflanzung den ältern vorzuziehen, weil bey jenen die Pfahlwurzeln leichter und ſicherer heraus, und wieder in die neuen Löcher zu bringen ſind. Noch ein anderer Vortheil erwächſet dadurch, daß jüngere Eichſtämme nach ihrer Verſetzung nicht noth-

wendig mit Pfählen oder darneben einzuſchlagenden Stäben zu verſehen ſind. Denn auſſer der Erſparung der Koſten, welche das Holz und die Taglöhner zu dieſem Werke verurſachen, wird dem jungen Baum mit der Stütze doch nicht zugleich auch der Wiederſtand gegeben, wenn er durch die wiederholten Stöſſe des Windes an dem Pfahl gerieben und verletzet wird. Der jüngere, und alſo noch biegſame und geſchlanke Baum, kann doch vom Winde nicht ſo hin und her getrieben werden, daß ſeine Wurzeln dadurch verrücket und herausgezogen würden, wenn ſie nur hinlänglich eingeſchichtet und veſte zuſammen getretten ſind. Die kleinen Bäume pflegen ſich auch einander ſelbſt nicht zu beſchädigen, weil ſie zuſammen dem Winde nachgeben, und ſich gleichſam zugleich nach einer Seite hinneigen. Das Reiben aber, welches durch die beygetriebenen Pfähle verurſachet worden, hat ſchon viele verpflanzte Eichen nicht nur verunſtaltet; ſondern gar zum Erſterben gebracht. Da die Eichbäume vor andern von Natur die Geſellſchaft lieben; ſo werden ſie etwas dichte ſtehend, allezeit zu gröſſerm und beſſerm Wachsthum gebracht, als wenn ſie einzeln gepflanzet, oder weit voneinander geſondert ſind. Hieraus kann man ſchon einiger maſſen abnehmen, was bey Verſetzung der Eichſtämme, in Anſehung ihrer Entfernung voneinander zu beobachten ſeye. Wir wollen hier nicht alle Zwiſchenräume der Plätze, und alle Abmeſſungen der Reihen anführen, die man bey Verſetzung der Eichen gemacht und beobachtet hat. Es iſt genug, diejenige Ordnung kürzlich zu bezeichnen, welche bey Pflanzung junger Eichſtämme vor andern zu halten iſt. Jüngere und etwa nur zweyjährige Eichen werden nur 4 Fuß voneinander, entweder in geraden oder ungewiſſen, allezeit aber ins Creutz oder wechſelsweiſe gegeneinander über gerichteten Reihen, gehörig gepflanzet, vornemlich an ſolchen Orten, welche von allen andern Bäumen völlig frey ſind. Wenn auch ältere Eichſtämme nicht weiter, als 5 oder 6 Fuß auseinander gebracht werden; ſo erhalten ſie ſich glücklicher und leichter, als wenn ſie weiter voneinander ſtehen. Dieſe Art der Verpflanzung erfordert zwar eine gröſſere Anzahl von jungen Stämmen; ſie entſtehet aber denen nicht, welche die Eicheln, nicht nur zu dieſem Zweck; ſondern mit Recht reichlich ausgeſäet haben. Wer auch dieſe Arbeit ſelbſt unternommen, und die Sache verſuchet hat, kann auch nicht über gröſſere dazu erforderliche Koſten und Mühe klagen. Denn in eben dem Zeitraum, der zur vorſichtigen Aushebung, und ſorgfältigen Wiedereinſetzung einer gröſſern, und ziemlich herangewachſenen Eiche erfordert wird, können wohl 12 und mehrere kleine Stämme ausgehoben und wieder eingepflanzet werden. Wenn nun von dieſen auch der dritte Theil ausgienge, ſo bliebe es doch ein noch weit gröſſerer Unterſcheid, als wenn jene allein erſtürbe. In ſolchem Verhältniß wird man jenes faſt keinen Verluſt, dieſes aber einen unerſetzlichen Schaden nennen können.

C) Wir kommen endlich zu dem dritten Punkt: wie die auf ſolche Weiſe gepflanzte Eichen auch in gutem Stande zu erhalten ſeyen? Es iſt hier mit den Eichen, wie mit allen andern Bäumen ſo beſchaffen, daß ſie in den erſten Jahren ihres Wachsthums mehr Aufſicht bedürfen, als wenn ſie ſchon an Jahren und Gröſſe zugenommen haben. Die Regeln und Vorſchriften, die bey ſolcher Aufſicht zu beobachten, liegen bereits in den vorausgeſchickten Anweiſungen zur Säung und Pflanzung der Eichen. Wir wollen die vornehmſten jetzo kürzlich ſo vorlegen, daß wir den Wachsthum dieſer Bäume vor Augen haben, und von der erſten Anlegung der Eichwälder bis zu ihrem erreichten Alter gehen.

1) Schon im erſten Anfang dienet den hervorkeimenden und aufgehenden Eicheln eine ſolche Aufſicht, bey und vermöge welcher die Wurzeln der Pflanzen, wenn ſie etwa durch den Froſt oder einen andern Zufall entblöſſet ſind, mit den Füſſen wieder hinein- und niedergetretten, oder durch etwas angeſcharrte Erde verwahret werden. Eben dieſes Geſchäfte wird noch im zweyten Jahr ihres Alters, oder nach überſtandenem zweyten Winter, mit Nutzen wiederholet. Es kann dabey gar leicht vermieden werden, daß man den Stämmgens ſelbſt, wenn ſie auch gleich hie und da dichte beyeinander ſtehen, keinen Schaden zufüge. Denn ſo viel Raum muß und wird ſich doch allenthalben finden, daß man im Fortſchreiten die Füſſe darzwiſchen ſetzen, und ſelbſt durch den Tritt dieſe Arbeit verrichten, und die Erde antretten könne. Zugleich ſind auch die, auf den niedrigern oder tiefern Plätzen einer Gegend, vom Regen oder geſchmolzenen Schnee entſtandene Sümpfe, vermittelſt einer Schauffel oder Hacke, in gemachte Rieſen zu leiten und abzuführen. Denn dergleichen mit Waſſer überſchwemmte Plätze bringen den hervorgeſproſſenen Eichen den Untergang zuwegen. Mit eben der Vorſicht muß man ſich auch gegen diejenigen Gegenden betragen, wo junge Eichen verpflanzet worden.

2) Wenn ferner der zu ſehr anwachſende Raſen, oder die Menge des aufſchieſſenden wilden Graſes und anderer Diſtelkräuter, die junge Eichen, auch wenn ſie ſchon einige Jahre getrieben, unten am Stamme zu ſehr umgeben und einklemmen wollten; ſo müſſen dergleichen Schlingen und Gewebe mit Hacken, oder nach Beſchaffenheit der Umſtände, mit Spitzen und zweyzackigten Karſten auseinander gezogen, und um die Stämme herum weggebracht werden, doch ſo, daß man die Wurzeln der letztern nicht berühre oder verletze. Dieſe Arbeit nützet nicht nur zum freyen Wachsthum der jungen Bäume; ſondern ſie ſchneidet auch den Mäuſen und andern herbeyſchleichenden Feinden den Zugang und die Wege ab. Eben ſo ſind auch die Maulwurfsgänge, in welchen die Mäuſe ſo ſchön fortkommen können fleiſſig zu verwüſten, und dieſe Thiergen ſelbſt nach Möglichkeit auszurotten. Wenn ſich die verſchie-

bene Arten von Mäuſen, und beſonders die Wald- und Haumäuſe zu ſehr vermehren ſollten: ſo kann man ihnen mit denen in Gärten gebräuchlichen Mitteln, als mit vergifteten Körnern und Rüben, oder dergleichen, bisweilen glücklichen Abbruch thun. Denn wenn dergleichen Thiere auch an die Wurzeln der ſchon herangewachſenen Eichen ungehindert kommen können; ſo freſſen ſie dieſelben oft ringsherum ab, und hören nicht eher auf, bis die bloſſen, und aller Wurzeln beraubten Stämme in dem Boden bleiben.

3) Man muß über dem auf alle Weiſe den Thieren widerſtand thun, welche dem Wachsthum der Eichen nachtheilig und ſchädlich ſind. Dahin gehören alle diejenigen Thiere, welche die Borke oder Rinde der Eichſtämme, wie auch ihre Gipfel und Knoſpen zu benagen und abzubeiſſen pflegen, nämlich das Rothwild, Hornvieh, die Ziegen, Haaſen und Eichhörner; von den Vögeln aber die Spechte und Häher. Vor andern aber ſind, wie ſchon vorhin gedacht, allerley Arten von Mäuſen dem Wachsthum der Eichen beſonders ſchädlich. Der Widerſtand, den man hier zu leiſten hat, kann nun freylich bey Eichenbaumſchulen mit leichter Mühe geſchehen, weil ſie mit Zäunen umgeben werden. Doch wird auch bey freyen und gröſſern Gegenden nicht alle Mühe vergebens angewendet, wenn man denen daher bevorſtehenden Unfällen ſo zu begegnen ſuchet, daß den Vieh- und Ziegenheerden aller Zugang verſaget, den wilden Thieren aber mögliche Scheu eingejaget werde, wo ſie nicht ganz wegzubringen oder zu erlegen ſtehen. Die Luſt, zu jagen, und deshalb das Wild zu hegen, muß alſo hier dem Verlangen nach anzupflanzenden Eichen nachſtehen. Denn die jungen und noch nicht hoch genug gewachſenen Eichbäume leiden durch die Biſſe des Wildprets einen bedaurenswürdigen Schaden, vornemlich wenn dadurch die obern Zweige und Gipfel abgekürzet werden. Es ſind wohl eher ganze junge Eichwälder ausgegangen, wenn nur allein die Haaſen die zarten Stämme im Winter angefallen, und ihre Rinden abgeſchälet haben.

4) Denen ſchon gröſſer gewordenen Eichen haben diejenigen zu Hülfe kommen, und ihnen nicht ſowohl zu hohen Gipfeln, als zu langen Stämmen verhelfen wollen, welche ihre Unteräſte bey angehendem Frühling weggehauen, und nahe am Stamme weggeſchnitten haben. Die Folgen aber ſind nicht nach ihren Abſichten und Unternehmungen jederzeit ausgefallen. Denn die durch die Ausſchneitelung entblößten Flecke haben gar leicht eine um ſich greiffende Fäulniß erreget. Wenn ſie auch nicht dergleichen Fäulniß zugelaſſen haben; ſo iſt doch an ſolchen Stellen noch ein ſtärkerer Ausbruch von neuen Zweigen verurſachet worden, und dadurch ſind knorrigte und gleichſam buckeligte Stämme entſtanden. Die Zeugung und Bildung der Zweige iſt alſo viel ſicherer den Bäumen ſelbſt zu überlaſſen, an welchen die untern und unnützlichern

Aeſte

Aeſte von ſelbſt erſterben, vornemlich wenn die Bäume dicht genug zuſammen aufgewachſen. Die auf ſolche Weiſe jährlich verdorreten Eichenäſte müſſen aber auch nicht mit Gewalt abgeriſſen oder ausgebrochen werden, damit nicht der Stamm verletzet oder ausgehölet werde. Sie ſind vielmehr mit einer Säge wegzuſchneiden, oder mit einem ſtarken Beile abzuhauen.

5) Zur Erhaltung eines Eichenwaldes wird auch dadurch nicht wenig beygetragen, wenn man die Eichen nicht erſt alsdann hauen läßt, wenn ſie ſchon vor Alter, und von ſelbſt abſtändig werden; ſondern wenn ſie noch grün und ſaftig ſind. Denn wenn ſie bey einer ſolchen Beſchaffenheit zur rechten Jahreszeit gefället werden; ſo treiben die zurückgebliebenen friſchen Wurzeln bald eine Menge von jungen Schößlingen heraus, welche ziemlich geſchwinde heranwachſen, und unter welchen die ſtärkeſten, vornemlich die, ſo mit den Pfahlwurzeln in der näheſten Verbindung ſtehen, leicht den Vorzug, ja auch den ganzen Platz des abgehauenen Mutterbaums, nach und nach behaupten. Die übrigen Wurzelabkömmlinge wachſen indeſſen auch ſo heran, daß ſie können gehauen, und verſchiedentlich genutzet werden. Es iſt nur noch bey Fällung der Eichen dieſe Vorſicht zu gebrauchen, daß ſie ſo nahe, als möglich, an der Erde, und abhängig weggehauen werden, damit kein hoher und ausgehölter Stamm oder Stock zurücke bleibe, welcher das Regenwaſſer zu groſſem Nachtheil der Schößlinge aufbehalten, und dadurch die etwa noch ausſchlagende Loden zurücke halten könnte. Wenn dergleichen Sproſſen aber mehr herangewachſen ſind, und den nicht viel hervorragenden Stock doch nicht ganz bezogen haben; ſo muß dieſer zu gelegener Zeit mit Erde völlig beſchüttet werden. Es können durch dergleichen Verfahren ganze ſchon vor 30, und mehr Jahren wieder gewachſene, wie auch vor nicht ſo langer Zeit wieder erneurte Eichwälder gezeiget werden, zu groſſer Verwunderung derer, die dergleichen Eichenherſtellung noch nicht geſehen, oder wohl gar nicht geglaubet haben. Dergleichen erneuerte Eichenzucht verſagen aber diejenigen Gegenden, welche ſchon Jahrhunderte, und alſo lange genug Eichbäume getragen, und deshalben Luſt zu andern Arten von Waldungen haben. Denn die Natur liebet hier, wie bey der Anblümung der Felder, eine Abwechslung, daß das Holz beſſer geräth, wenn man eine andre Art, als vorhero an dem Ort, und zwar ſchon eine geraume Zeit, geſtanden, nachpflanzet. Das hier beſchriebene Verfahren iſt auch alsdann mit beſonderm Nutzen anzuwenden, wenn jüngere, entweder geſäete und angepflanzte, oder von ſelbſt wieder angewachſene Eichſtämme, wegen eines zugeſtoſſenen Unfalls von hartem Froſte, oder wegen eines erlittenen Anfalls von wilden und zahmen Thieren, nicht recht fort wollen. Sind ſie z. Ex. oben abgebiſſen, oder ſind ihre Gipfelzweige verfrohren; ſo treiben ſie wohl noch ungleich mehr, als gewöhnlich, in Nebenzweige und

Unter-

Unteräſte aus. Sie werden aber dadurch büſchigt, und geben keine hochſtämmige und gerade Bäume. Läßt man aber ſolchen Mißwachs ganz, oder wenn dieſes nicht nöthig iſt, zum Theil gegen das Frühjahr ohne Bedenken nahe an der Erde, und reine weghauen; ſo treiben die Wurzeln bald ſolche friſche und geſunde Loden aus, die den vorigen Stümmeln und Sträuchen nicht zu vergleichen, ſondern in kurzer Zeit weit vorzuziehen ſind. Nach einigen Jahren wird alsdenn durch Weghauung der ſchwächern und ſchlechten Reiſer den höchſten und beſten Stämmen Platz gemacht.

6) Zuletzt träget es zur Erhaltung und Erneurung der Eichwälder, gleichwie auch anderer Holzungen, vieles bey, wenn die Hauungen nicht von der Mittagsſeite, ſondern von Mitternacht, oder doch von Morgen her angefangen werden. Denn die Gegenden, welche den Nordwinden frey vorliegen, gegen Mittag aber, wie auch gegen Abend, noch Bäume und Waldungen haben, ſind dem Fortkommen der geſäeten und gepflanzten, ingleichem auch der Wurzel getriebenen Eichen viel günſtiger, als andere. Es werden nicht nur die Südwinde, welchen dieſen jungen Bäumen nachtheilig ſind, in ſolcher Lage etwas abgehalten, ſondern auch der Reiff, welcher zur Herbſtzeit des Morgens zu fallen pfleget, ſchadet den jungen Eichſtämmen weniger, wenn er ſie von Mitternacht oder von Morgen her ungehindert treffen und überziehen kann. Eben deswegen werden die ſchon ſtehende und herangewachſene Eichwälder viel glücklicher an der Mitternachts- oder Morgenſeite, als auf der Mittags- und Abendwendung durchs Säen und Pflanzen, verlängert, und vergröſſert. Man wird auch eine bergigte oder eine ebene Gegend, die zum neuen Anwachs der Eichen gehörig beſtimmet iſt, viel eher und ſicherer mit dergleichen Bäumgen beſetzet und gezieret ſehen, wenn man ihren ſüdlichen Theil, oder den Strich gegen Mittag, im erſten Jahr mit Eicheln beſäen, und hernach in den folgenden Jahren mit dieſer Arbeit ſtrichweiſe gegen Mitternacht, oder gegen Morgen fortfahren wird. Die Eichwälder, in ſo ferne ſie zur Eichelmaſt dienlich ſind, werden auch mit dem Nahmen **Eckerich** benennet. Wenn da die Eckern oder Eicheln wohl gerathen, läßt man ſolche entweder um ein gewiſſes, z. Ex. um die Helfte, leſen, oder man läßt ſie liegen, und gegen einen gewiſſen Zinß eine proportionirte Anzahl Schweine in die Eichwälder treiben, und eine beſtimmte Zeit lang darinnen hüten, welches man die **Schweine in die Eicheln ſchlagen** heißt. Was man nun bey ihrer Hut und Wartung daſelbſt zu beobachten habe, wird in der Oeconomie gelehret. S. *Onomatologia oeconomica practica*, oder oeconom. Wörterbuch, 1ter Theil, pag. 941 &c.

Eicke, ſ. **Eiche**.

Eigene Maſt, ſ. **Maſt**.

Eilen, ſ. **Erle**.

Eindämpfen, ſ. **Verhalten**.

Einfallen, ſ. Fallen.

Einfangen, heißt bey den Jägern, wenn ein Hund oder Raubthier in das andere gebiſſen hat. In einem andern Verſtande ſagt man auch von wilden Thieren: man wolle ſie einfangen, wen man ſie in einem vermachten Orte lauffen hat, und ſelbige in dazu gehörigen Käſten, anderswohin bringen will.

Eingeholt, wird von dem Wilde, und beſonders von den Sauen geſagt, wenn ſie von den Hunden angepacket werden.

Eingraben, heißt in der Jägerey, wenn Dachſe, wilde Schweine, und andere wilde Thiere die Erde mit ihren Rüſſeln oder Klauen aufſcharren, und ſich darinn gewieße Löcher, oder Hölen zu ihrem Lager machen, welches ſonſt auch Einwühlen genennet wird.

Einhauen, **Einſchlagen**, franz. *Empieter*, iſt ein Kunſtwort bey der Falknerey, und wird von einem Raubvogel, und beſonders von dem Geyer geſagt, wenn er den Raub mit ſeinen Klauen aufhebet, und davon führet.

Einholen, ſ. Eingeholt.

Einkreiſen, heißt bey der Jägerey ſo viel, als rings um ein Gebüſche oder Sträucher herum gehen, dahinein man zwar im Schnee einen Wolf, aber nicht wieder herausgeſpüret hat.

Einſchlag, wird von den Hirſchen geſagt. Da nämlich der Hirſch jederzeit beſchloſſen und gezwungen gehet; ſo zwinget er, wenn er alſo zu Holze ziehet, und über Gras oder jung grün Getreyde kommt, Gras ab, und behält es in der Schale. Wenn er aber über den freyen Weg oder Boden kommt; ſo läßt er es in der Fehrte liegen; und das heißt der Einſchlag.

Einſchlagen, ſ. Einhauen.

Einſchreken, ſ. Schreken.

Einſömmeriger Satz, ſ. Teichfiſcherey, Nro. I. lit. B) ,) 12.

Einſtändig Holz, werden diejenige Loden genennet, welche aus dem Holzſaamen gewachſen, und ſchon etwas ſtärker ſind, als die Käumen und zarten Stämmgens, die man Auflug nennet. Sie heiſſen aber deswegen einſtändig Holz, weil nur ein Stamm aus ſolchem Saamen erwächſet; dagegen aus einem abgehauenen Stamm oft 30, 40 und mehrere Stämme zugleich ausſchlagen.

Einwühlen, ſ. Eingraben.

Eisbeine, **Flamken**, werden bey einem Hirſch die Dünnungen genannt, ſo das Geſcheide umſchlieſſen.

Eiſenbeerbaum, ſ. Rheinweiden.

Eiſengart, ſ. Eisvogel.

Eisfiſcherey, iſt eine beſondere Art zu fiſchen, die unter dem Eis pracktiçirt wird, und zwar meiſtens auf überfrornen Seen, wilden Fiſchlachen oder Fiſchdümpfeln u. d. g. Es gehet aber damit alſo her: Man macht an demjenigen Orte, wo man die meiſte Fiſche vermuthet, eine groſſe Wuhne, ohngefehr 6 Ellen ins Gevierte, in das Eis, wo man das Eisnetze hinein ſtoſſen will, und an dem Ende, wo der Aus-

zug geſchehen ſoll, ein anderes von gleicher Grösſe und Weite. Zwiſchen dieſen beyden groſſen Wuhnen werden ungefehr alle 12 Ellen von einander entfernte kleine Wuhnen oder Löcher, etwo 2 bis dritthalb Ellen ins Gevierte, durch das Eis gehauen. Darnach bindet man zwey weiſſe geſchälte Stangen, an jedes Ende des Netzes eine, und ſteckt alſo die beyden Stangen an den Stricken zuerſt hinein in das Waſſer, daß auf jede Seite eine Stange nach der erſten kleinen Wuhne zugehe, und wirft endlich das ganze Netz ſein ordentlich hinten nach in die groſſe Wuhne hinein. Darnach treibet man die weiſſen Stangen, wenn ſie zu der kleinen Wuhne kommen, mit einer hölzernen Gabel immer von einer kleinen Wuhne zu der andern, bis ſie auf der andern Seite zur andern groſſen Wuhne kommen, wo man hin will. Da werden alsdann erſtlich die Stangen, nachgehends die Stricke, und endlich das Netze herausgezogen, welches aber mit groſſer Behutſamkeit geſchehen muß, damit von den gefangenen Fiſchen nichts durchgehe. Auf eine beſondere Art pflegen die ruſſiſchen Fiſcher, welche zu dem Ende alljährlich nach Preuſſen kommen, die Fiſche unter dem Eis hervorzulangen; wohin auch dieſe Art, zu fiſchen, den Nahmen der ruſſiſchen Eisfiſcherey führet. Es haben nämlich allezeit ihrer 10 bis 12 von dieſen ruſſiſchen Fiſchern ihr eigenes und beſonderes Netze, welches zwar nicht ſo breite und lange Flügel hat, als wie die preuſſiſchen Wintergarne, doch aber viel veſter und dicker geſtricket iſt. Dieſe treffen hin und wieder ſowohl mit den Eigenthümern, als mit den Pachtern der daſigen Landſeen folgenden Accord: Es muß ihnen nämlich, vermöge des geſchloſſenen Contracts täglich das benöthigte Eſſen und Trinken, auf ihre Pferde aber, mit welchen ſie das Garn fortrücken, zwey Scheffel Haber, und dabey noch genugſames Heu und Herel gegeben werden. Ueber dieſes nehmen ſie auch die Helfte von allen gefangenen Fiſchen vor ſich. Sie bringen aber dieſe Koſten reichlich wieder ein, indem ſie die Fiſche gleichſam aus dem Waſſer heraus bannen können. Jedoch viſitiren ſie die Seen nach ihrer Art auf mancherley Weiſe. Sie hauen hin und wieder Löcher in das Eis, und legen ſich mit Decken bedeckt an die Löcher; ja ſie ſtecken wohl gar den Kopf in das Waſſer hinein. Sie machen auch Feuer auf dem Eis; und wenn ſie erſt einen Braſſen oder andern Fiſch gefangen haben, ſo würden ſie den erſten, der heraus kommt, vor vieles Geld nicht verkauffen; ſondern ſeegnen ihn mit vielen Worten und Creutzmachen abergläubiſcher Weiſe. Wenn ſie nun denſelben auf ſolche Art gezeichnet haben, laſſen ſie ihn wieder in das Waſſer, weil ſie meynen, daß dieſer Fiſch die andern alle zuſammen in ihr Netz und Garn treiben ſolle; wie ſie denn auch mehrentheils eine ganz erſtaunende Menge von Fiſchen fangen, worunter ſich bisweilen Karpfen, und andere ſchöne Fiſche, von 30 bis 40 Pfund ſchwer, befinden. Wenn nun der Winter, und mithin auch dieſe ihre Fiſcherey unter dem Eis zu Ende iſt; ſo gehen

dieſe Fiſcher wieder durch Eis-thauen in ihr Land, und kommen den folgenden Winter wieder zurücke.

Eisklüfte, Wetterklüfte, nennet man bey dem Forſtweſen, wenn ein Baum in ſtarken Fröſten und von der Kälte dergeſtalt voneinander gezogen wird, daß er, wie ein zerfroren Ey, von den Aeſten an, bis an die Wurzel, zerberſtet und zerreiſſet. Welcher Riß hernachmals in der Saftzeit mit Saft in der Schaale wiederum anläuft und zuwächßt, daß es eine ſichtbare Reiffe oder Schärfe giebt, welches aus dem Baum auswächſet, daß ſolchergeſtalt, weil dieſer Riß mehrentheils in den Kern gehet, ein dergleichen aufgeriſſener Baum nicht beſſer, als zum Feuren zu gebrauchen. Um zu erfahren, ob dieſer Schaden bis in den Kern gehe oder nicht, muß man einen Bohrer nehmen, der bis in den Kern des Baums hinein reichet, und dieſen damit anbohren. Denn wenn man bohret; ſo zeigen hernach die von dem Bohrer ausgeworfenen Spåne gar bald die Geſundheit oder Gebrechen des Stammes an; wiewohl dieſes von den Forſtbedienten nicht gerne verſtattet wird. Dieſer Zufall ereignet ſich an vielen Arten der Båume, beſonders aber, und am meiſten an Eichen, Rothbuchen, Eſchen, Kiefern, Fichten, Tannen und Weiden. Und die Urſachen davon ſuchet man darinn, daß dergleichen Båume ſehr maſtig und porös erwachſen.

Eisprüſſel, ſ. Augenſproſſen,

Eisvogel, Indianiſcher Eisvogel., St. Martinsvogel, Eiſengart, lat. Alcyon, Halcyon, Alcedo, Iſpida, franz. *Martinet*, *Peſcheur*, *Drapier*, *Oiſeau de Saint Martin*, iſt ein kleiner Waſſervogel, faſt in der Gröſſe einer Wachtel. Seine Farbe auf dem Rücken iſt grün, die Bruſt und der untere Theil des Leibes ziegelroth, auf den Fittigen blau und weiß, einen Strich, wie ein halber Finger breit, auf beyden Seiten am Rücken hinunter weiß und blau, wie Karpfenſchuppen vermenget, unter den Augen und dem Halſe weißlicht, mit rothen Flecken untermenget. Hinter den Augen her hat er ebenfalls rothe Flecken, und auf dem Kopfe und Fittichen blaue Tüpflein, über den Rücken und gegen den Schwanz zu ſchön hellblau. Er hat einen kurzen Schwanz, wie auch kurze Füßlein, welche roth ſeyn, daran hinten eine Zehe, und vorne drey ſind, von denen das äuſſerſte Zehlein bis in die Mitten zuſammengewachſen iſt, als wenn es eine Zehe wäre, theilet ſich aber hernach in zwey Zehen. Er hat dabey einen etwas langen und ſcharfeckigten Schnabel. Er iſt mit Pflaumfedern, wie eine Gans, bewachſen, brütet am Ufer des Waſſers, bringet 3 bis 4 Junge, und nähret ſich vom Gewürme, Schnecken, und den ſogenannten Waſſerſchwaden. Ziehet nicht weg, ſondern bleibet im Sommer und Winter an ſeinem Orte, nämlich an Waſſern und Quellen, wo er auch zur Winterszeit die Waſſerſchwaden aus dem Waſſer heraus langen kann. Er nähret ſich darneben auch mit Fiſchen, und leget ſeine Eyer im Winter

Winter zur Zeit der kürzeſten Tage, wenn es helle und ſchön Wetter iſt. Es führet dieſer Vogel viel flüchtiges Salz bey ſich, und wird in der Medicin entweder ſelbſt, oder das Herz davon ausgetreuget, und den Kindern wider die ſchwere Noth an den Hals gehangen; doch würde er noch beſſere Wirkung thun, wenn man ihn zu Pulver machte, und alle Tage eines Scrupels ſchwer davon mit Päonienwaſſer einnehmen lieſſe. Die Haut van dieſem Vogel abgezogen und gedörret, ſoll bey den Kleidern und wöllenem Tuche die Schaben vertreiben. Von einer Gattung Indianiſcher Eisvögel werden die bekannten weiſſen trocknen Vogelneſter von den Siamern zu uns gebracht. Sie ſehen aus, wie runde Schächtelgen oder Schälgen, und die Materie dazu ſoll ein weiſſer Schaum oder Schleim ſeyn, der zur Zeit, wenn ſich dieſe Vögel gatten wollen, denſelben aus den Schnäbeln flieſſet, und hernach durch die Wärme wieder hart gemachet wird. Die Neſter ſchmecken faſt gar nicht, oder nur ein wenig ſchleimigt, und faſt wie Nudeln. Sie werden inſonderheit von den Chineſern geliebet, und vor eine ſtärkende Speiſe gehalten; daher ſie auch in groſſer Anzahl dahin gebracht, und theuer von ihnen bezahlet werden. Doch beſtehet ihre ganze Zurichtung, die ſie damit vornehmen, darinn, daß ſie dieſelbe mit Jngber kochen laſſen. Das mehrere von dieſen Neſtern, und die Art ihrer Zurichtung bey den Europäern, ſ. *Onomat. Oeconom.* oder oeconom. Wörterb. 2ter Th. pag. 262. 263.

Elaguer, ſ. Schneideln.

Elan, ſ. Elend.

Eland, ſ. Elend.

Elaphoboſcum, ſ. Hirſchfutter.

Elbthier, ſ. Iltis.

Elefant, ſ. Elephant.

Elend, Elendhirſch, Elendthier, Ellend, lat. Alce, Alces, Alcus, Elo, Equicervus, Animal magnum, Magna Beſtia, franz. *Elan*, *Eland*, *Orignal*, iſt ein wildes, ſtarkes und vierfüſſiges Thier, welches in hieſigen Landen fremde iſt, aber in Pohlen und Preuſſen in groſſen Wäldern häuffig angetroffen wird, woſelbſt ſich dieſes Thier ſehr ſtark vermehret; ſonſten aber von daher auch in andere Länder gebracht, und in Thiergärten gehalten wird. Es kommt daſſelbe dem Roth- oder edlen Hirſche ſehr gleich; nur iſt es nach Proportion faſt noch um die Helfte gröſſer, und die Farbe iſt etwas dunkelroth, oder bräuner, als bey dem Hirſche. Der Leib, die Läufte, Schalen, Oberrücken, und der Kopf ſind eben, wie bey dem Rothhirſche geſtaltet, aber etwas über den Blättern höher, und auf dem Halſe hat es lange Haare. Das Gehörne gleichet dem bey denen Tannhirſchen. Es wird nicht gar hoch, wie bey dem Rothhirſche, lieget etwas hoch, und bekommt ſolche Schauffeln an den Stangen, wie die Tannhirſche. Dieß beſondere aber findet man daran, daß das Gehörn vom Elend innwendig nicht ſo porös, und ſo foſchböligt iſt, wie jene; ſondern es iſt veſter und dichter. Daher es

auch

auch ſehr ſchwer iſt, alſo daß die Elendthiere nicht ſo aufrecht und prächtig, wie die Rothhirſche, mit dem Kopfe daher ziehen können. Das Elendshirſchkalb ſetzet gleichfalls nach dem erſten Jahre Spieſſe auf, und werfen die Elende gleich den Rothhirſchen, alle Jahre, und ſetzen auch wieder auf, nachhero aber bekommen ſie Schauffeln. Ihre Brunftzeit iſt gleich jenen im September und October, in welcher ſie ſehr zornig ſind, ſich nicht nur mit ihres gleichen kämpfen; ſondern auch andere Thiere, und wohl gar Menſchen angreiffen. Sie ſchreyen aber nicht, wie die Rothhirſche in ſolcher Brunftzeit. Das Thier trägt 40 Wochen, und ſetzet ſodann ein, auch 2 Kälber. Ihr Geäſſe iſt auch, gleich anderm Rothwildprete, Laub, Gras und Getreyde. Sie verfärben ſich auch gleich dieſem, und ſind, wie ſchon gedacht, den Rothhirſchen in den meiſten Stücken gleich. Sie ziehen auch des Abends, wie andere Thiere, aus ihrem Stand auf die Wieſen und Felder nach ihrem Geäſſe. Einige wollen vor gewiß behaupten, daß das Elend faſt täglich das böſe Weſen oder die ſchwere Noth bekomme. Allein man hat bishero keinen hinlänglichen Beweiß davon geführet. Denn es wird ſchwerlich jemand dazu gekommen ſeyn, daß es umgeſtürzet, und in einem Paroxiſmo gelegen wäre; es müßte denn mancher ſolches daher beweiſen wollen, daß, wenn ſich das Elend niedergethan, es nicht ſo hurtig, als das andere Rothwildpret, aufkommen kann. Es iſt aber dieſes vielmehr der Schwere ſeines Leibes beyzumeſſen. Denn wenn man gegen der Schwere des Leibes die Läufte, welche dagegen ſehr ſchwach ſeyn, bemerket; ſo iſt es zu bewundern, daß es noch ſo flüchtig ſeyn kann, als es wirklich iſt. Und daß es ſo traurig herziehet, ſolches iſt wohl nichts anders, als der ſonderbaren Schwere des Gehörns der Hirſche, und ſonſt überall deren Naturell zuzuſchreiben. Bekannt iſt es auch, daß der, ſo die ſchwere Noth oder das böſe Weſen hat, und wirklich im Paroxiſmo liegt, gar nicht aufkommen kann, ſeiner nicht bewußt iſt, und liegen bleiben muß, wo er einmal lieget. Wenn nun das Elend einen ſolchen Zufall hätte; ſo würde manches davon gar oft todt geſchlagen, oder von den Raubthieren zerriſſen werden.

Das Fleiſch dieſes Thiers wird friſch und eingeſalzen gegeſſen, und iſt gut am Geſchmack, aber hart und ſchwer zu verdauen. Das Unſchlitt iſt ſo koſtbar zum Heilen, als vom Rothhirſche. Die Klaue wird häufig in der Medicin gebraucht; es muß aber hierzu beſonders eine ſolche ausgeſuchet werden, die fein ſchwer und dichte, glatt, glänzend und ſchwarz iſt. Sie führet viel flüchtiges Salz und Oel bey ſich; und dieſes iſt der Grund ihrer heilſamen Kraft. Daher es eine Einbildung iſt, wenn einige die linke Klaue der rechten vorziehen wollen. Man brauchet ſie nicht nur unter die Arzney vor das ſchwere Gebrechen; ſondern ſie dienen auch in Blattern und Maſern, ingleichem wider das ſchmerzliche Aufſteigen der Mutter. Es muß aber das Thier

zwiſchen den beyden Frauentagen, Mariä Himmelfarth und Geburt, geſchlagen werden, weil auſſer dem die Klauen nicht ſo gute Wirkung haben ſollen. Dieß iſt eine Erfahrung, wovon man freylich die Urſache nicht dieſen beyden Tagen, oder ihrer Zwiſchenzeit; ſondern der Beſchaffenheit der Jahreszeit, und dem Einfluß derſelben in das Thier, wie auch der Nahrung, die es da findet, zuzuſchreiben hat. Die Doſis der Elendsklaue bey kleinen Kindern iſt einer Erbſen groß; bey mittlern ein halb Meſſerſpitzgen voll, und bey erwachſenen einer Meſſerſpitze groß. Das Horn ſoll der Klaue an Kraft und Wirkung nichts nachgeben. Die Nerven zu einem Ringe gemacht, und an den Fingern getragen, dienen wider den Krampf. Die Haut iſt ſehr ſtark und dichte, daß man nicht wohl durchſtechen oder hauen kann; daher die beſten Collette oder Koller, wie auch Hoſen und Handſchuh davon gemacht werden. Ja ſie wird auch auf Sämiſche Art zubereitet. Das ſchönſte Elendleder iſt ſo zart und weich, daß man nach dem Handſchuhſchlagen die Finger darinnen zehlen kann. Es pflegt auch, wenn es gut gearbeitet iſt, nicht wie anderes Leder, nach der Näſſe hart zu werden. Weydmänniſch wird von dem Elende, wie von Rothhirſchen geſprochen, auſſer, daß das Gehörn Schauffeln, und keine Krone hat.

Elendsfinder, ſind eine gewiſſe Art Hunde, die beſonders zur Elendsjagd abgerichtet ſind. ſ. **Elendsjagd.**

Elendshirſche, werden unter den Elendthieren die Männlein genennet, weil ſie ein Gehörne haben, das einem Hirſchgeweyhe ziemlich gleicht kommt. ſ. Elend.

Elendsjagd, wird zwar in Deutſchland nicht angeſtellet, aber doch in dem benachbarten Pohlen und Preuſſen. Daher wir derſelben nur mit wenigem gedenken wollen. Es werden nämlich daſelbſt die Elende, auf eben die Art, wie in den deutſchen Ländern die Hirſche, in Jagdzeugen eingerichtet, und umſtellet, theils mit einem Laufte, meiſtens aber in Keſſeljagen eingeſtellet, dieſelbe auch mit Jagdhunden darinnen herumgejagt und geſchoſſen. Ingleichem hat man Hunde oder Finder dazu. Weil ſie denn gerne die groſſen ſtarken Wälder, Dickigte, und die Brüche zu ihrem Stande erwählen; ſo läßt man die Finder ſtreichen. Die Schützen aber ſtellen ſich an den bekannten Wechſeln und Päſſen mit Pürſchbüchſen vor. Wenn nun die Finder die Elendshirſche finden, und vor ihnen losbrechen; ſo kommen alsdann die Schützen nach, und werden alſo von ihnen gepürſcht. Was aber ein rechter guter Elendsfinder iſt, der hält, was er geſunden, an. Wenn es nun dem Schützen nicht vor die Büchſe käme; ſo ſtellet er ſelbige doch ſo, daß der Jäger alsdenn nachſchleichen, und ſolche vor dem Hund fällen kann. Es gehöret hierzu ein unverdroſſener Weydmann. Jedoch ſo er auch einen ſolchen Elendshirſch pürſchet oder erleget; deſto beſſer iſt auch nachmals die Ergötzung. Seine Mühe wird ihm auch wohl bezahlt,

bezahlt, beſonders wenn ſie feißt ſeyn, indem ein dergleichen Hirſch wohl 3 mal ſo viel Feißt in ſich hat, als ein Rothhirſch. Die Häute ſind ebenfalls in gröſſerm Werth. Und über dieſes giebt es gröſſere und derbere Stücke Wildpret zu ſeinem Jägerrechte, als vom edlen Hirſche.

Elephant, Elefant, Helffant, lat. Elephas, Elephantus, Barrus, franz. *Elephant*, iſt ein ungeheur groſſes, bisweilen 13 bis 15 Fuß hohes, aber nicht gar zu wildes Thier. Es hat eine ſchwärzlichte, runzlichte und dicke Haut, einen ungeſtalten Kopf, und ſehr breite Ohren. An dem Oberkiefer ragen aus dem Rachen bey dem Männlein 2 ſchröckliche groſſe Zähne hervor, welche einige, wegen ihrer erſtaunenden Gröſſe lieber **Woſpen** oder **Hörner** nennen wollen. Dieſe ſind ſo ſtark, daß ein Elephant auf einem jeden 2 Menſchen tragen kann. Sonſt wird auch hieraus das ſogenannte Elffenbein bereitet. An ſtatt der Naſe hat der Elephant einen langen holen Schnabel, den man den **Rüſſel**, lat. Proboſcis, franz. *La Trompe*, nennet, und von den Afrikanern, die das Fleiſch dieſes Thiers zur Speiſe gebrauchen, für eine groſſe Delicateſſe geachtet wird. Dieſer Rüſſel iſt von einer ſolchen äderigen und knorplichten Materie, daß er ihn aus- und einziehen kann. Er bringt dadurch ſeine Speiſe, welche in Blättern, Früchten, Reiß u. d. g. beſtehet, zum Maule, und gebraucht ſich deſſelben, wie einer Hand. Er verrichtet damit, wenn er zahm und abgerichtet worden, ſolche Dinge, die ſelbſt bey den Menſchen die gröſte Geſchicklichkeit und Vorſichtigkeit erfordern. Er hat darinnen eine ſolche Kraft, daß er damit ein Cameel oder Pferd ſolle zu tode ſchlagen können. Seine Füſſe, ſo unten 5 ſchwarze hörnerne Klauen haben, ſind dicke und rund, wie eine Walze, ſo, daß man die Gelenke daran nicht wohl unterſcheiden kann. Daher der falſche Wahn entſtanden, daß er ſich nicht legen könne, ſondern, wenn er ausruhen will, ſich an ſtarke Bäume lehnen müßte, und damit gefangen werde, wenn ein ſolcher Baum, daran er ſich zu lehnen pflege, umgeſäget worden, daß er brechen, und mit demſelben das Thier umfallen müſſe. Es fehlet aber hieran ſo weit, daß er mit ſeinen gewöhnlichen Schritten einen lauffenden Menſchen einholet, welches ohne Gelenke nicht von ſtatten gehen kann. Nur dieſes iſt an ihm ſonderlich, daß ſich die Gelenke der Hinterfüſſe nicht, wie bey andern Thieren, hinter, ſondern vorwärts beugen. Seine Fähigkeit und Geſchicklichkeit, allerhand artige Künſte zu lernen, und zu machen, iſt faſt unbeſchreiblich, und hat ſchon **Suetonius** berichtet, daß der Kayſer **Galba** in einem Schauſpiele Elephanten aufführen laſſen, die auf dem Seil getanzet. Es koſtet aber erſt groſſe Mühe, bis er gefangen und zahm gemacht wird. Man fängt ihn entweder in verdeckten Gruben, oder durch zahmgemachte Weiblein, mit welchen er ſich von engen zu engern Plätzen ſo lange treiben läßt, bis man ihn ganz ermüdet ohne ſonderliche Gefahr an den hintern

hintern Fuß binden, und alsdenn durch Hunger und andere Mittel, nach und nach zähmen mag.

Das Weiblein locket in der Brunſtzeit das Männlein. Sie gehen aber doch nicht zuſammen, wenn ſie etwas um ſich vermerken, und nicht ganz alleine ſind. Wenn ſie ſich gatten; ſo thut ſich das Weiblein mit dem Hintertheil auf die Erde nieder, daß es der Mann ohne Springen belegen kann; wiewohl auch einige wollen geſehen haben, daß ſich ſich das Weiblein auf den Rücken lege. Sie tragen ein ganzes Jahr, auch wohl 16 bis 20 Monate. In Indien, Mohrenland, Aſien und Africa findet man ſie häufig. Sie werden aber dennoch theuer bezahlet, wenn ſie groß und ſchön ſind.

Wir übergehen die verſchiedene Arten derſelben, und melden nur noch etwas von ihrem Gebrauch. An einigen Orten bedienet man ſich der Elephanten zum Laſttragen, und ſonderlich die Kriegsbedürfniſſe fortzubringen. Sie ſind wegen ihrer unglaublichen Stärke und ihres gewiſſen Ganges, dazu ſonderlich geſchickt, auch ſchwimmen ſie ſo leicht und gerne, als irgend ein ander Thier. Bey den Alten thaten ſie groſſe Dienſte in ihren Kriegen. Man panzerte ſie, man bauete auf ihnen ſolche Gerüſte, worinnen ſich mehr, als 20 Soldaten verbergen konnten, und wurden ſodenn, nachdem man ſie entweder mit rothem Maulbeerſaft beſpritzt, oder ſonſt recht grimmig gemacht, mit grauſamen Wüten unter die Feinde geſchickt. Und es hat der Elephanten entſetzliches Geſchrey und ſcheußliches Anſehen oft groſſe Kriegsheere ſo erſchreckt, daß ſie leicht ſind überwunden worden. Nachdem man aber gelernet, die Elephanten ſelbſt in Furcht und Unordnung zu bringen; ſo iſt der Gebrauch derſelben im Kriege faſt gänzlich abgeſchaffet worden, auſſer was etwa noch von denen in Europäiſchen Kriegsübungen unerfahrnen Indianern, und andern dergleichen Völkern geſchiehet. Von ihrer Erbfeindſchaft mit den Löwen, Schlangen, Drachen, Tygern, Naßhorn, Widdern, Schweinen u. d. g. will die Erfahrung nicht alles beſtättigen, was die Alten davon vorgegeben haben.

Elephantus, ſ. **Elephant.**

Elephas, ſ. **Elephant.**

Ellenbaum, ſ. **Erle.**

Ellend, ſ. **Elend.**

Ellernbaum, ſ. **Erle.**

Ellkatze, ſ. **Iltis.**

Ellritz, ſ. **Elritz.**

Elo, ſ. **Elend.**

Elritz, **Ellritz**, iſt ein kleiner faſt jedermann bekannter Fiſch, noch kleiner, als die Schmerlen. Ohne Zweifel hat er ſeinen Nahmen von dem Ellern- oder Erlenſaamen, welchen er gerne zu ſeiner Nahrung hat; wie er denn auch an allerhand faul Zeug, und unter den Ufern an lettichtem Boden ſeine Speiſe ſuchet. Es lieben dieſe Fiſche ein rein flieſſendes Waſſer, ſo zugleich einen kieſigten Grund hat. Sie haben gar zarte

zarte Schüpplein, ſind etwas ſchwarz getipfelt und mit vielen Floßfedern verſehen. Zur Sommerszeit iſt ihre Hauptfarbe ganz grünlich, das Männlein am Bauche roth, und das Weiblein weiß. Gegen den Herbſt und Winter aber werden ſie blaichfarbiger. Sie ſind gerne in Bächen, da ſich Gründlinge aufhalten. Allein ſie laſſen ſich bey ihnen unter den Steinen und auf dem Grunde ſelten finden; ſondern in ſandichten Orten der Flüſſe, und mitten oder oben auf dem Waſſer; da man ſie denn in kleinen Körben oder Reuſſen zu fangen pfleget. Man findet dieſe Art Fiſche am meiſten im Voigtlande und im Erzgebirge; inſonderheit giebt es eine Menge derſelben im Eisfeldiſchen Gebiete. Ihre Laich- und Streichzeit iſt im Monat May. Ob es gleich ein gar klein Fiſchgen iſt, etwa nur ein paar Zoll lang; ſo vermehret es ſich doch ſehr häufig, wie man ſolches beſonders aus ihren vielen Rogen ſehen kann, da ſie zu ſolcher Zeit ſo voller Rogen ſind, daß ſie im Sieden davon aufberſten. Einige ſind zwar der Meynung: ſie laichen den ganzen Sommer; es iſt aber dieſes ungewiß, und auch nicht wahrſcheinlich; immaſſen zu keiner Zeit ſo viel Rogen bey ihnen anzutreffen iſt, als in der vorbemerkten Laichzeit. Wie ſie in Flüſſen oder Bächen, die kein reines Waſſer haben, nicht ſtehen; alſo auch nicht in Teichen. Sonſt iſt es ein weichlicher Fiſch. Wenn ſie gefangen, und in ein Gefäß mit Waſſer geſetzt werden; ſo ſchwimmen ſie gleich alle oben mit den Köpfen. Wenn des Sommers warme ſchwülichte Tage ſind, oder Gewitter an dem Himmel ſtehen; ſo legen ſie ſich hauffenweiſe auf die Drallen und Abfälle. Es iſt ein recht wohlſchmeckender Fiſch, und hat gegen andern Fiſchen hierinnen was beſonders, daß er einen bitterlichen, und doch zugleich angenehmen Geſchmack hat. Uebrigens iſt er gar ſehr den Raubfiſchen unterworfen, indem er ſo klein iſt, daß, wenn halbewege ein mäſſiger Raubfiſch kommt, dieſer denſelben überwältigen und verſchlingen kann.

Eben um des angenehmen Geſchmacks willen, durch welchen ſich dieſer Fiſch beliebt machet, wird er auf verſchiedene Art zugerichtet. Hier iſt nun dieß beſonders von ihm anzumerken, daß er, wie alle andere dergleichen kleine Fiſchlein, nicht in ein ſiedendes Waſſer gethan, viel weniger aber lange darinnen gelaſſen werden darf, weil ihm ſogleich die Haut fleckig, oder gar davon aufgebiſſen wird; ſondern man ſetzet im Fiſchkeſſel Waſſer, darein eine Handvoll Salz geworfen worden, über das Feuer, ſäubert ſogleich dieſe Fiſche, und beſprenget ſie hernach mit gutem Eſſig. Wenn nun das Waſſer faſt ſieden will; ſo ſeiget man den Eſſig von den Fiſchen, legt ſie in den Keſſel, und läſſet ſie ſo ſchnell, als möglich, aufſieden, und auch etwas einſieden. So bald dieſes geſchehen, hebt man ſie vom Feuer, und ſo ſie blau werden ſollen, beſprenget man ſie mit kaltem Waſſer, und decket nach Gewohnheit einen Bogen Papier darüber; ſo werden ſie ſchön blau. Will man ſie nicht alſo warm, oder auch kalt mit

etwas Eſſig genieſſen; ſo können folgende Brühen darüber angerichtet werden: Man ſchläget nämlich 4 Eyer zu einem feinen Stück Schmalz in einen Tiegel, und thut noch eine gute Meſſerſpitze Mehl, oder an deſſen ſtatt ein wenig geriebene Semmel dazu, rühret es klar ab, und gieſſet hernach ſo viel Waſſer, als nöthig iſt, daran, wirft Muſcatenblüten hinein, und rühret es über einem Kohlfeuer ſo lange, bis es beginnet, dicke zu werden. Damit es aber nicht zuſammen lauffe, wenn es dicke genug iſt; ſo werden einige Tropfen kalt Waſſer darein gelaſſen. Bey dem Anrichten wird etwas geſchmolzene Butter darüber geſprenget, oder man thut auch noch klein gehackte Peterſilie, und einen Löffel voll guten ſauren Raam hinzu, und garniret ſie mit Muſcatenblüte. Will man ſie aber backen, ſo ſollen ſie von Rechtswegen zuvor eine Stunde lang im Salze liegen. Darauf trocknet man ſie mit einem Tuche ſauber ab, nimmt Gries, beſtreuet ſie dicke damit, und miſchet ſie fein durcheinander, oder man brauchet auch, an ſtatt des Grieſes, Mehl. Hierauf thut man von dieſen alſo beſtreuten Fiſchen einige in zerlaſſenes Schmalz, und bäcket ſelbige fein goldgelb und hart nacheinander heraus. Bey dem Anrichten werden ſie mit gebackener Peterſilie garniret.

Elsbeerbaum, ſ. **Elſebeerbaum**.

Elſchbeerbaum, ſ. **Elſebeerbaum**

Elſe, ſ. **Aloſe**.

Elſebeerbaum, **Arbeere**, **Arkirſche**, **Elſchbeerbaum**, **Elsbeerbaum**, **Elzenbeerbaum**, **Elzenbaum**, **Sperberbaum**, **wilder Sperberbaum**, **Zürgelbaum**, lat. Sorbus, Sorbus minor, Sorbus torminalis l. tormentalis, Unedo, franz. *Cormier*, iſt ein groſſer und hochſtämmiger Baum, mit einer glatten und weißlichten Rinde, und wird auch ſonſt der **Drachenbaum** genennet. Seine Aeſte kommen den Aeſten des Kirſchbaumes gleich, erſtrecken ſich aber mehr in die Breite, als in die Höhe, dergeſtalt, daß ſie einen ziemlich ſtarken Schatten von ſich geben. Die Blätter gleichen den Maulbeerblättern, oder auch dem Rüſterlaube; ſind aber länger und ſpitziger, oben grün und unten weiß, rauh, und rings am Rande herum zerkerbt. Die Wurzel aber iſt ſchwarz. Er wächßt in Landforſten und Gebürgen auf allerhand Grund und Boden, abſonderlich wo Schiefergrund und gute Erde gemenget ſind, und der Boden nicht gar zu feucht iſt. Er wird ein ziemlich hoher und ſtarker Baum, nämlich 18, 20, bis 24 Zoll am Stamm im Durchſchnitt, nebſt verhältnißmäſſiger Höhe. Er ſchadet dem Unterholze wenig, hat ein braunes ziemlich veſtes Holz, welches ſich nicht leicht verwirft, gar ſchön poliren läßt, und daher zu allerhand Inſtrumenten dienlich iſt. Das Holz iſt zum Feuren beſſer, als zum Verkohlen. Er kann von Stammloden, und auch vom Saamen fortgepflanzet werden, und wächßt geſchwinde. Die Blüte iſt weiß, und hänget als Trauben an einem Stiele, worauf die Beere folgen, welche braungrün an Farbe, an-

fäng

fänglich hart und herbe ſind, und nach völliger Reife, oder, wenn ſie wenige Tage liegen, braungelb werden, und einen angenehmen ſäurlichen Geſchmack bekommen. Dieſe Beeren enthalten die Saamenkörner in ſich. Das Holz wird von Drechslern Tiſchlern und andern Handwerksleuten, zu allerhand Geräthſchaften, abſonderlich feinen Setzwagen, Capſuln, Walzen u. d. g. gebrauchet, weil es, wenn es gehörig getrocknet, viel beſtändiger die gegebene Form behält, als irgend eine andere Art des Holzes. Wil man dieſen Baum durch Stammloden fortpflanzen; ſo muß das Loch, darein er geſetzt werden ſolle, 2 Cubiſche Schuhe haben. Und wenn mehrere nebeneinander zu ſtehen kommen ſollen, müſſen ſie in einer Entfernung von 15 bis 18 Schuh von einander geſetzt werden, weil ſich die Zweige ſehr ausbreiten. Die Elſebeere oder Elzbeere werden ſowohl, als das Laub, in Bauchflüſſen und andern Zufällen nützlich gebrauchet. Die Beeren ſind auch gut zu eſſen, und man bereitet einen Wein daraus, welcher wie Weinmoſt ſchmeckt. Ohne dieſelbe zu preſſen, darf man ſie nur in ein reines Faß thun, nach Proportion Waſſer darauf gieſſen, und zwey bis drey Tage fermentiren laſſen; ſo iſt es zum Gebrauch fertig.

Elſter, Aelſter, Aglaſter, Alſter, Atzel, Egeſter, Hetze, lat. Pica, franz. *Pie*, iſt ein Raubvogel, und zwar einer von den liſtigſten, und allerſchädlichſten, der ſich auch nicht leicht mit Schieſſen, oder ſonſt mit Fangen beykommen läßt. Sein Raub, den er begehet, beſtehet darinn, daß er ſowohl zur Sommer- als Winterszeit in Dörfern, Bauerhöfen und Gärten nicht nur manch junges Gänsgen und Küchlein hinweg mauſet; ſondern auch die Eyer, wo er ſie ertappen kann, rein ausſauft, oder zu ſolchem Gebrauche wegträgt, welches er inſonderheit auch mit den Phaſanen- und Rebhünereyern practiciret, alſo, daß er ganze Neſter voll hinwegträget, und hiedurch nicht geringen Schaden anrichtet. Er hat einen ſchwarzen glänzenden, und gleichſam grün ſchillernden Rücken, einen weiſſen Bauch, kurze Flügel, und einen langen Schwanz, welcher aber ganz anderſt, als der Schwanz vieler anderer Vögel, formiret iſt. Denn an ſelbigem ſind, wie bey den Faſanen, die mittlern Federn die längſten, und die übrigen nehmen ſtuffenweiſe ab, ſo daß die äuſſerſten die kürzeſten ſind. Doch äuſſert ſich an den Männlein vor den Weiblein folgender Unterſcheid, daß das Männlein mehr ſchwarze Federn ſowohl auf dem Rücken, als auch an den Seiten des Halſes hat. Dabey iſt das Männlein am Kopf und ganzen Leibe viel ſtärker, und führet auch einen längern Schwanz. Sonſt findet man wohl bisweilen auch weiſſe Elſtern, welche Art aber doch etwas ſehr ſeltenes iſt.

Die Elſtern **horſten** gemeiniglich nahe an Dörfern, Flecken und Städten, damit ſie nicht weit zu denen Bauerhöfen und Miſtſtätten haben, woſelbſt ſie allerhand zu ihrer und ihrer Jungen

Jungen Nahrung zu ſuchen, gewohnt ſind. Sie brüten des Jahrs zweymal, und bringen das erſtemal 4 bis 5, bey der andern Brut aber 3 bis 4 Junge aus. Sonſt hat man auch angemerket, daß ſie ihre Neſter oben mit Dornen und Gemieſſe zuwölben, damit ſie ſowohl von andern Vögeln, als von Ungewitter und Schloſſen geſichert ſeyen. Auf der einen Seite des Neſtes laſſen ſie ein rundes Loch, welches ſo enge iſt, daß ſie kaum dadurch aus- und einkommen können. Bey dieſem Eingang kann man bemerken, wo daſſelbige Jahr die meiſte Ungewitter herkommen werden; maſſen ſie die Natur lehren ſolle, dieſen Eingang allezeit ſolchem Strich der Wetter gegen über zu machen. Ihre Speiſe iſt, ſo lange ſie in der Freyheit ſind, auſſer obbemeldtem Raube, allerhand Gewürme, verfaulte Wurzeln, auch in groſſem Hunger abgefallenes Obſt, Eicheln und andere Früchte. In Vogelhäuſern aber, oder wo man ſie in Gemächern herumlauffen läßt, nehmen ſie mit Brodt und gekochtem Fleiſche vorlieb. Sie ziehen zur Herbſtzeit; doch bleiben viele den Winter über bey uns.

Ihr Fang geſchiehet im Julio und Auguſt mit einer Eule, die man auf eine Stange unter einen Baum, oder gar in den Baum hineinſetzet, und ringsumher auf den Aeſten des Baumes Leimſpindeln ſtecket, darauf ſie, wenn der Vagelſteller zumal der Eulen Geſchrey nachahmet, und ſich in einer Hütte verbirget, ziemlich einfallen. Im October aber hat man nicht einmal eine Eule nöthig; ſondern man darf nur auf einen Baum Leimſpindeln, wenigſtens etliche Aeſte voll, ſtecken, unter dem Baum ſich in einer Hütte verbergen, und einen Vogel, wenn es zumal ein Elſter ſelber iſt, ſtark ſchreyend machen, als ob er umgebracht würde; ſo fliegen die Elſtern häuffig zu, und fällt eine nach der andern herunter. Wenn man ihnen die Zunge gelößt hat; ſo lernen ſie die ihnen vorgeſprochene Worte, wie ein Papagey nachſprechen. Sie können auch zahm gemacht werden, daß ſie ſich manchmal auf 3 oder 4 Tage lang verlieren, und gleichwohl hernach von ſelbſten wiederkommen.

Elten, ſ. Aland.

Eltfiſche, ſ. Aland.

Eltis, ſ. Iltis.

Elve, ſ. **Kiefer.**

Elzenbaum, ſ. **Elſebeerbaum.**

Embecquer, ſ. **Körnen.**

Embler, iſt ein Ausdruck in der franzöſiſchen Jägerey, der von den Jagdhunden gebraucht wird, wenn ihnen die Hinterfüſſe vor die Vordern um 4 Finger weit vorſpringen.

Emender, ſ. Schneideln.

Emmerling, Aemmerling, Hämmerling, **Emmeritz**, Goldammer, Geelfinke, Grünſchling, lat. Galgulus, Galbula, Lagopus, Icterus, franz. *Loriot*, iſt ein ſehr bekannter kleiner Vogel, deſſen Farbe am Kopf, an der Bruſt, und am ganzen Bauche herunter ſehr gelbe iſt. Doch iſt das

Gelbe

Gelbe bey dem einen mehr, als bey dem andern, ſonderlich bey Jungen mehr, als bey Alten, mit dunkelbräunlichten Federn, bis an den Untertheil des Halſes, beyde Rücken und Flügel alſo bedecket, daß wenig Gelbes, ja bey manchem gar nichts davon heraus ſcheinet. Am Kopf, der Kehle und am Obertheil des Halſes fallen bey dem Männlein im Frühling die ſchwarzbraunlichten Federn gar hinweg, daß nichts, als Gelbes übrig bleibet, und der ganze Kopf ausſiehet, als wenn er mit Wachs überzogen wäre. Jedoch obenher, wo der Schwanz bald anfängt, ſind röthlichte Federn zu ſehen. Sein Schwanz ſelbſt iſt bleichbräunlicht, und hat zu beyden Seiten an den 2 letzten Schwanzfedern weiſſe Spiegel. Das Weiblein hat weniger Gelbes, als das Männlein. Doch findet man auch bisweilen, abſonderlich in Preuſſen, ganz weiſſe. Und man ſiehet den Unterſcheid ſchon, wenn die Jungen aus den Eyern gekommen ſind; da die andern ganz hochgelb an dem ganzen Fleiſche ſind; die aber weiſſe Federn bekommen ſollen, ſind an ihrem Fleiſche andern ausgekommenen Vögeln an Farbe gleich. Die Leibesgeſtalt iſt wohl proportionirt und länglicht; der Schnabel iſt kurz, wie an einem Canarienvogel. Er brütet auf der Erde unter dicken Büſchen 4 bis 5 Junge aus. Seine Nahrung iſt allerhand Geſämig und Getreyde. Im Herbſt macht er ſich wohl zuſammen in ſtarken Flügen, und ſcheinet, als ob er wegziehen wollte. Es iſt aber ſein Zug nirgend anderſt hin gerichtet; als meiſtens nach den Dörfern und Scheuren, da er ſich auch zur Winterszeit von allerhand Getreyde erhält, und recht fett wird, auch ein delicater Vogel zum Eſſen iſt, indem er einen ſüſſen und angenehmen Geſchmack hat. Im Vogelhauſe muß man ihm bisweilen Haber geben, und mit allerley andern Saamen abwechſeln; man kann ihm auch manchmal etwas ſüſſen Quarck vorſetzen. Er will aber ein geräumliches und länglichtes Bauer oder Käfig haben, darinnen er nach gerader Linie ſeinen Lauf hin und hernehmen kann. Wenn er mit einem Canarienvogel gepaaret wird; ſo ziehet er ſolche Baſtarte, deren Geſang dem beſten Canarienvogel nichts nachgiebt.

Wegen der Delicateſſe dieſes Vogels, der ſonderlich zur Winterszeit faſt den Lerchen gleich kommt, iſt es wohl der Mühe werth, daß man beſondere Fänge auf ihn richte. Es ſind zwar die Emmerlinge ziemlich ſchlau; doch können ſie auf verſchiedene Art betrogen werden, als nämlich mit kleinen Schlagwänden, welche von Mittelzwirne zu machen, deren Länge 8 Ellen Buſenreich, und jede 4 Ellen breit iſt; ſie werden aber nicht gefärbet. Solche ſchlägt man im Herbſte auf den Feldern, wo Sommergetreyde, inſonderheit Flachs und Hanf geſtanden, auf. Jedoch kommen keine Schnell- oder Schlagbäume dazu; ſondern die Oberleinen ſind bloß an Hefteln angezogen und gebunden. Auch müſſen die Wände in Rinnen liegen, und entweder mit Spreu oder mit Heckerling bedecket werden. Unter den beyden

Vorderſtäben liegen auch in der Erde Stücken Holz, worauf dergleichen Federn ſind, wie bey dem **Entenheerde** angegeben iſt, welche die Wände ſchnell aufſchlagen. Desgleichen werden auch die Wände oder Vorderſtäbe mit Schnellern geſtellet, und gleichfalls bedecket. Ein Paar Emmerlinge läuffert man frey auf dem Heerde; Ruhrvögel aber werden hierzu nicht gebraucht. Endlich aber wird, eine Ecke davon, eine Hütte von Stroh gemacht. Wenn ſie nun auf die Felder fallen; ſo ſetzet ſich einer in die Hütte, ein anderer aber gehet im Felde herum, reget und treibet ſelbige, daß ſie ſich nach dem Heerde machen. So bald nur etliche auf den Heerd fallen, muß man zurücken, indem ſie ſich nicht lange aufhalten, beſonders ſo ſie nur den geringſten Unrath vermerken. Im Winter aber gehet der Fang mit dieſen Emmerlingen noch beſſer von ſtatten, da ſie die Höfe, Scheuren und Ställe fleiſſig ſuchen. Wenn es ſchneyet, ſchlägt man des Abends die Wände auf, und beſtäubet ſolche mit Schnee, oder ſiebet Spreu oder Heckerling darauf. Des Morgens ganz frühe ſtreuet man zwiſchen den Wänden Spreu, auch etwas Haſer, Waitzen oder Gerſte mit darunter. Auch legt man ein Paar Bund Stroh auf den Heerd, auch wohl aus dem Pferdſtalle friſchen Miſt. Wenn es im beſten Schneyen iſt, fallen ſie am liebſten auf; da man denn mit dem Ruckfaden im Hauſe, Scheuren oder Stalle aufpaſſet. Es iſt aber auch nöthig, daß man ſich umſehe, ob nicht mehr Emmerlinge auf den Dächern oder Wänden ſitzen. Wenn man ſolches gewahr wird, hält man nach den wenigen mit Rucken ein, indem ſonſt die andern verſchichtert werden. Hat man einen Ruck gethan; ſo müſſen auch keine Federn oder Schweiß von den todt gemachten auf dem Heerde liegen bleiben, die Wände aber nach Möglichkeit wieder bedecket werden. Da denn auf dieſe Art manch gut Gerichte von Emmerlingen, wie auch Sperlinge, mit unter gefangen werden können.

Auch kann man ſie bey dem Schnee mit einem **Siebe**, oder einer **Thüre**, oder hiezu gemachten **Horte** fangen, wenn man einen Stock darunter ſetzet, und an ſelbigen eine lange Schnur oder Bindfaden macht, da man darunter Spreu oder Körner mit unterſtreuet. Finden ſich denn welche drunter; ſo rückt man mit dem Bindfaden den Stock weg, ſo fällt die Thür oder Horte herunter, und ſie ſind alſo gefangen. Hat man aber damit ein paarmal auf einem Flecke gefangen; ſo muß man wieder an einem andern Orte den Fang einrichten.

Gleichwie nun die Emmerlinge ihre Retirade in Dickigten haben; alſo kann man auch dieſelbe mit **Klebgarnen**, wie bey dem Krammetsvogelfang gezeiget werden wird (ſ. **Krammetsvogel**), zur Herbſt- und Winterszeit fangen, welche aber ſo hoch und weit nicht ſeyn dürfen. Man kann auch nur Lerchenklebgarne, wenn ſie nicht dunkel gefärbt ſeyn, hierzu nehmen. Man ſtellet die Klebgarne auf einem alten Wege

oder

oder Allée, und treibet ſodann mit etlichen Jungen den Dickigt nach dem Garne zu. Bey fallendem Schnee kann man 70 oder 80 Schritte von den Garnen auf beyden Seiten, wo die Garne gerichtet werden ſollen, etliche Bund friſch Stroh auf einen etwas hellen Platz hinlegen, damit ſie ſich deſtomehr dahin verſammeln. Nachdem aber die Emmerlinge, wie ſchon gedacht, ſehr liſtig ſind, und ſich vor allen Nachſtellungen über die maſſen ſcheuen; ſo gebrauchet man zu dieſem Fang einen, oder welches noch beſſer, zwey **Sperber**. Sind ſie lebendig; ſo iſt es noch vortheilhafter. Sonſt aber hat man ſie mit ausgebreiteten Flügeln ausgebälget, und an ein Leingen und Stange gemacht. Mit ſelbigem ſtellet man ſich gegen die Garne, und giebt wohl Achtung, wenn die Vögel in den Büſchen vor den Treibern hergeflattert kommen. Wenn man denn vermerket, daß ſie bald an den Garnen ſind; ſo fähret man mit der Fauſt in die Höhe, daß der Sperber von der Hand abflieget, doch alſo, daß man ihn an den Feſſeln behält. Iſt es aber nur ein todter und ausgebälgter Sperber; ſo fährt und ſchwenket man ſelbigen eilends in die Höhe; denn ſo fürchten ſich die Vögel in der Höhe wegzufliegen, werden confus, daß ſie die Garne nicht in Acht nehmen; ſondern hineinfliegen, und ſich fangen.

Empaumure, ſ. **Palmgeweyhe.**

Empieter, ſ. **Einhauen.**

Empoiſſonner, ſ. **Teichbeſetzen.**

Enceinte, iſt ein Jägerwort, welches den Ort bezeichnet, dahin der Spürknecht das Wild mit ſeinem Spürhunde einſtellet.

Enclaves, ſ. **Gränzen.**

Ende, Enden, werden ſowohl die vor den Stangen des Hirſchgeweyhes herausgehende Sproſſen, als auch die Spitzen am Rehbocksgehörne genennet. Wenn der Hirſch an jeder Stange ſechs Enden hat; ſo nennet ihn der Jäger einen **Hirſch von zwölf Enden.** Iſt aber das Gehörne ungleich gezeichnet, alſo daß an der einen Stange 7, an der andern aber nur 6 Enden wären; ſo ſpricht man: **Der Hirſch trägt vierzehen falſche Enden**, weil die mehrere Zahl vorgehet.

Ende, iſt auch ſo viel, als **Ente.**

Enden, ſ. **Ende.**

Enden, Verenden, geendet, ſagt man von einem Hirſch, wenn er ſtirbet.

Enderlinge, ſ. **Aenderlinge.**

Endte, ſ. **Ente.**

Endtrach, ſ. **Ente.**

Endträch, ſ. **Ente.**

Engerlinge, ſ. **Aenderlinge.**

Engliſche Docken, ſ. **Docken.**

Engliſche Hetzhunde, ſ. **Docken.**

Enrovilleure, ſ. **Roſt.**

Ente, Andte, Antvogel, Endte, Ende, lat. Anas, franz. *Canart*, *Cane*, iſt ein ſehr bekannter Vogel, ſo unter die Waſſergeflügel gehöret, kleiner als

als eine Gans iſt, und mit Recht unter die Animalia amphibia gezehlet wird. Es giebt 2 Hauptgeſchlechter derſelben, nämlich zahme und wilde; von welchen wir aber hier, nach unſerm Zweck, nur die letztere zu beſchreiben haben.

Das Geſchlechte der Wilden wird auch der **Wildfang** oder **Wildling**, franz. *Sauvageon*, genennet, weil es ſeine Nahrung in den Wäldern ſuchet. Gegen den Winter geſellen ſie ſich zu den andern Enten, und fliegen hernach wieder zu den Flüſſen oder Seen. Daher ſie auch den Nahmen *Oiſeau de Riviere*, oder **Flußvogel**, bekommen haben. Meiſtentheils ſehen die wilden Enten alle ſchwarzgrau an Farbe aus; ſonſten aber ſind ſie den zahmen ganz ähnlich. Inzwiſchen giebt es doch noch viele Geſchlechter derſelben, die ſowohl in Anſehung der Gröſſe, als Farbe voneinander unterſchieden ſind. Ja da manchen Winter von den Seen und fremden Orten ſo vielerley groſſe und kleine, auch allerhand buntfarbige Enten auf denen groſſen Flüſſen in Deutſchland ankommen, und auf die an denſelben offene Strohmlöcher fallen, darunter manche roth, ſchwarz, gelb und graubunt, theils mit langen Hälſen, theils mit kurzen Hälſen ſind, theils auch breite, theils ſchmälere Schnäbel, auch einige wohl Kuppen, oder auch ſchmale Federlein, wie die Fiſchreiher, auf den Köpfen haben; da ferner dieſe Enten ſchon im Januar und Februar anfangen, zuſammen zu züchten, und folglich verſchiedene Gattungen ſich untereinander vermiſchen, alſo, daß immer noch mehrere Geſtalten und Farben der Enten zum Vorſchein kommen; ſo werden die Geſchlechter der wilden Enten auf ſolche Weiſe faſt immer vermehret, und man kann faſt nie mit Beſtimmung derſelben fertig werden. Sollen wir einige Gattungen, die man mit beſondern Nahmen bezeichnet, anführen; ſo ſind folgende zu bemerken: 1) Die **Bergenten**. 2) **Bläßenten** oder **Horbeln**. 3) **Blauenten**. 4) **Kriech- Krieg- Krieck-** oder **Krückenten** 5) **Moßenten**. 6) **Mückenten**. 7) **Pfeiff-** oder **Speckenten**. 8) **Rothhälſe**. 9) **Schellenten**. 10) **Schildenten**. 11) **Schmalenten** 12) **Seerachen**. 13) **Spiegelenten**. 14) **Spitzſchwänzigte Enten**. 15) **Störenten**. 16) **Taſchenmäuler** 17) **Taucher** oder **Waſſerhuhn**. In Anſehung dieſer Gattungen können wir gegenwärtig nur von Nr. 1. 2. 4. 7. 11. 12. und 17. eine nähere Beſchreibung mittheilen, welche unter denen hier bemeldten nachzuſchlagen ſind.

Vorjetzo wollen wir bey der **gemeinen groſſen wilden Enten** ſtehen bleiben, welche die bekannteſten, und der Gröſſe nach den zahmen Enten gleich ſind. Das Männlein, welches insbeſondere **Enterich**, **Endtrach**, **Andtrach** und **Kütſch** genennet wird, hat eine graue Farbe, mit einem ſchwarz- und grünlich-glänzenden Kopfe, und einer braunen Bruſt. Auf dem Schwanze hat er, gleich den zahmen, zwey kleine aufwärts gekrümmte Federn, und auch eine

beiſer-

heiſerere Stimme, als die Ente, welche einen ſtarken und lauten Schrey hat. Dieſe ſiehet braunſprenklicht, mit ſchwarz, und gleich dem Enterich grün und blau glänzenden Federn in den Fittigen. Sie brüten hier zu Lande auf den Kaupen, in den Teichen, Seen und Sümpfen, ingleichem auf alten Weiden und Eichen, ja auch in Raben- und Alaſterhorſten, von welchen Weyden oder andern Bäumen ſie ihre Jungen ſo geſchickt, vermuthlich im Schnabel, auf das nächſt dabey ſeyende Waſſer zu bringen wiſſen, daß man ſich darüber verwundern muß. Sie haben ganz grüne Eyer, ohne einen Flecken, ſo groß als etwa ein Hünerey. Drey Wochen bringen ſie mit ihrer Brut zu, und haben 8, 10 bis auf 12 Junge. Gleicherweiſe pfleget auch das übrige Entengeſchlechte ſo lange in der Brut zuzubringen, und gleich dieſen Junge zu bekommen. Ihre beſte Nahrung ſind die Fiſche, woran ſie vielen Schaden thun, beſonders, wo junge Karpfenbrut in den Teichen iſt, ingleichem auch von dem Grasgeſämige, ſo man Schwaden nennet, nicht minder auch Fröſche. Sie fallen auch des Abends in die Felder, und nähren ſich recht gut auf denen Haber- und Gerſtenſchwaden. Sie ziehen zwar im Herbſt und Winter, gehen aber nicht weg; ſondern ſuchen nur Quellen und offene Waſſer, woſelbſt ſie ſich häuffig einfinden. Von der Zurichtung der wilden Enten in der Küche, ſ. *Onomat. oeconom. practica* oder Oeconomiſches Wörterbuch, 1ter Th. pag. 963. 964. Noch iſt anzumerken, daß die wilden Enten zur niedern Jagd gehören. ſ. a. Entengehäge, Entenfang, Entenheerd.

Entenadler, ſ. Adler.

Entenbaitze, ſ. Habicht.

Entenfang, bedeutet überhaupt die Art und Weiſe, die Enten zu fangen, insbeſondere aber einen gewiſſen zugerichteten Platz, auf welchem dieſer Fang veranſtaltet wird.

a) Wir wollen von dem letztern den Anfang machen, und die Anlegung eines ſolchen Entenfanges beſchreiben. Er iſt bloß auf dem Zuge einzurichten, und wird an ſolchen Orten am füglichſten angeleat, wo ein Arm aus dem Fluſſe heraus gehet. Soll er auf dem Fluſſe ſeyn; ſo muß er nahe an das Ufer kommen, wo das Grund- und Frühjahreis die Fahrt nicht ſo ſtark hinnimmt; ſonſten möchte ſelbiger nicht lange beſtehen, und bald weggeriſſen werden. Zu beſſerer Verſicherung aber iſt das rathſamſte, daß ein Damm von Faſchinen, eine Ecke im Fluß oberhalb des Entenfangs hineingebauet werde; wie denn auch der Damm zum Fange ſelbſt ſehr nützlich iſt. Zum Fange pflanzet man Hegerwerften und andere Weiden, nach dem Ufer bis aufs Land hinaus, beſonders recht dichte. Zwiſchen den Weyden, wo ſie nicht dichte genug ſind, ſtöſſet man geſchmeidige Stangen, beuget oben die Weyden und Stangen zuſammen, rund, wie ein Gewölbe, und bindet ſie ſo dichte, daß keine Ente da durchkriechen kann. Den Fang ſelbſt aber kann man

auf

auf 40 bis 50 Ellen lang, und 4 Ellen breit machen. An beyden Oefnungen ſetzet man entweder runde, oder eckigte Säulen, worinnen Fallthüren ſind, welche aufgezogen, und zum Fange ſchnell herunter gelaſſen werden können. An der Seite, nach dem Strohme zu, machet man auch ein paar kleine Fallthürgen, dieſelbe müſſen von Weyden und Rohre gemacht ſeyn, aber auch Steine daran gehangen werden, daß ſie ſich ins Waſſer hinein ziehen. Nach der Uferſeite aber kommen 2 bis 3 runde Löcher, wovor von Weyden gemachte Zuſetzthüren ſind. Eine Ecke unter dem Fang wird eine Hütte vor den Entenfänger gemacht. Stehet ein Holz oder Bäume an dem Waſſer; ſo iſt es deſto beſſer, daß man die Hütte auf einen Baum ſetze; wo nicht, jedoch auf hohe Pfähle, daß man daraus bis zum Fange ſehen kann. Dieſelbe muß ſein mit Reiſig und daran gepflanzten Weyden verblendet werden. In den Fang macht man auch eine Bohle hinein, die an der Seite mit Baſtſtricken angebunden iſt, welche man nach dem Aufſteigen und Fallen des Waſſers höher oder tiefer hängen kann. Vor der einen Oefnung ſind 2 paar Stangen hinzuſtoſſen, und zwar die äuſſerſten ſo weit ab, daß man, wenn man mit einem Kahne an die Oefnung fähret, hinten her ſo viel Raum habe, daß daran ein beſonders hierzu gestricktes Garn, mit Seitenwänden und einer Decke angehangen werden kan, welches ſowohl an die mittelſten Stangen, als auch bis an die Oefnung des Fanges reicht. An dieſem Garne ſind unten durch, etwas lange Stangen, und Bley- und Steingewichte. Auswendig und gegen den Oefnungen ſetzet man Schilf oder Graſekaupen aus einem Teich oder Bruche, ſchläget auch Pfähle dabey, daß die Kaupen nicht wegſchwimmen mögen. Hierzu muß man auch Lockenten aufziehen. Man nimmt nämlich Eyer von den wilden Enten, läßt ſolche ausbrüten, und ziehet die ausgekrochene Junge mit andern zahmen Enten auf. Wenn denn gegen den Herbſt die Enten zu ziehen anfangen, beſonders wenn die Seen und Teiche zufrieren, und ſich die Enten auf die Flüſſe begeben; ſo ſtellt man ſich in die Hütte, machet die Zugsfaden, ſo an denen Fallthüren zur Hütte gehen, zu rechte, daß ſelbige auf einmal losgezogen werden können, ſetzet auf jede Kaupe eine Lockente, und feſſelt ſie an; desgleichen ſtreuet man in dem Fange auf die Bohlen etwas weniges Haber, deſtomehr aber in den Fang ſelbſt. Damit nun der Haber nicht wegſchwimmen kann; ſo macht man von Rohr und Schilfe im Fang was vor, wie auch von Habergarben. Man kann auch an die Ente, ſo nahe an der Hütte ſitzt, einen Ruhrfaden machen, daß, wenn die Lockenten gar zu ſtille ſäſſen, ſelbige damit anzurühren iſt, und ſich beweget. Kommen denn die wilden Enten, und fallen bey dieſe nieder; werden ſie ſodann die im Fange, wie auch das Futter gewahr, und ſchwimmen zu ihnen hinein; ſo läßt man alsbald die Fallthüren herunter fallen; da ſie denn gefangen ſind. Man kan auch den Lock alſo einrichten: Man richtet nämlich

eine

eine Ente ab, daß ſie ſich an einem langen Bindſaden ziehen laſſe, wie man verlanget. Zum Stellen macht man ſelbige an einen Bindſaden, daß ſie drauſſen herum ſchwimme, aber bey der äuſſerſten Kaupe ihr Futter zu nehmen gewohnt ſeye; man ſetzet ſolche dahin, und dabey Futter, nimmt den Bindſaden unter Waſſer, und unter dem Fange nach der Hütte; dabey aber läßt man auch etliche Lockenten frey herum ſchwimmen. Fallen dann die fremden Enten herzu; ſo ziehet man die Lockente gemächlich nach dem Fange. Wenn nun ſolche, gleichwie auch die andern Lockenten, nach dem Fange zuſchwimmet, und ihr Futter, welches auf der Bohle iſt, ſuchet: ſo bequemen ſich die andern auch, mit einzuſchwimmen, und werden alſo gefangen. So das Eis auf dem Fluſſe gehet, und vor dem Entenfange läge ein Bau oder Damm, würden die Enten deſto lieber hinter dem Damme fallen, wo ſie vor dem Eis ſicher ſind. Dabey wäre deſto nützlicher, wenn zur Hülfe noch ein Jäger iſt, welcher einen abgerichteten rothen Hund habe, der, wenn er demſelben winkt, auf den Damm hinauf, und wieder zu ihm komme; deſto ſicherer werden hernach die Enten. So der Hund aber öfters kommt, weichen ſie allmählich, kommen dem Fange näher, und mit den andern Lockenten gar hinein. Iſt nun der Fang zu; ſo ſteiget man in den Kahn, welcher eine Ecke vom Fange ſtehet, fährt damit hin auf die Seite, wo unten die Zuſetzthüren ſind, wenn anderſt das Waſſer nicht zu ſeichte iſt, daß man mit ein paar guten Stifeln genöthiget iſt, hinein zu baden, hänget die zum Ausfangen gemachte Garnſäcke vor die Löcher, und pflöcket ſie bis an das Ufer hinaus. Sodenn fähret man mit dem Kahne auf die andere Seite des Fanges, und jaget die Enten nach den Löchern und Hamen. Sollten aber die Enten ſo bald nicht hineinfahren wollen; ſo muß man vor die Oefnung zwiſchen den Stangen fahren. Das darzu verfertigte Netz wird an den Stangen, und bis an die Oefnung angehangen, auch bis in das Waſſer hinunter gelaſſen. Sodann kann man die Oefnung des Fanges aufziehen, ſich bücken, und den Kahn hinein ſchieben, und die Oefnung wieder zumachen, wenn nicht ſchon etliche hinaus nach dem vorgehangenen Garne wären. Alſo können die Enten entweder im Fange tadt gemacht, oder in die Garnſäcke getrieben werden. Annoch iſt anzumerken, daß der Entenfänger frühe vor Tag in ſeiner Hütte ſeyn muß, indem die Enten gar frühe kommen, oder gegen Abend, da ſie einfallen. Auch muß man nicht verdrießlich ſeyn, wenn es nicht alle Tage Enten zu fangen giebt; denn man hat hernach manchen Tag wieder deſto mehr. Könnte auch ſo ein Ort erwählet werden, daß vor dem Fange der Fluß nicht ſo geſchwinde zufrieret; ſo wäre es über die Maſſen vortheilhaft, indem die Enten gar ſtark an denen offenen Strichen fallen, ſich dabey auf das Eis ſetzen, und nach ihrer Nahrung ſehen; da man denn nur ein paar Floßbäume von der Hütte bis an den

Fang, und einen hinein leget, daß darauf hinzu kommen iſt. Man ſtreuet dabey brav Haber hinein; ſo gehen ſie ohne Locken ten nach dem Haber; man körnet ſie ein paar Tage ſo an, macht inzwiſchen alles zum Fange fertig; ſo wird alsdann auf einen Fang ſo viel gewonnen werden, daß ſich alle Mühe und Koſten reichlich bezahlen.

b) **Junge Enten**, ingleichen auch **junge wilde Gänſe**, wenn ſie nun bald beflogen ſind, ſich aber doch noch nicht getrauen aufzufliegen, werden mit einem beſonders dazu verfertigten Garn alſo gefangen: Man ſtricket ein dreyfaches Garn, auf die Art, wie bey dem Schreckheerd gezeiget iſt. Die Spiegel müſſen von ſtarkem Bindfaden, und deren Maſchen 12 Zoll weit, von einem Knoten zum andern gerechnet, ſeyn; deren Höhe aber iſt 4 Maſchen. Das Inngarn wird von ſtarkem veſten Zwirn, 18 Maſchen hoch, die Maſchen aber werden 3 Zoll weit gemacht. Die Länge des ganzen Garns kann 50 Klaftern an den Spiegeln, das Inngarn aber auf 90 Klaftern ſeyn, damit es recht Buſenreich werde. Daſſelbe wird nun, wie die Hünerſteckgarne eingebunden, jedoch ohne Spieſſe. Hingegen werden unten eiſerne Rücken und Bleygewichte, oben aber von Horn oder Beine eben dergleichen Rücken angemacht, worinnen die Hauptleinen eingezogen werden können. Der Fang geſchiehet hiemit alſo: Wo auf den Teichen oder Lachen die jungen Enten befindlich ſind; da richtet man dieſe Garne quer durch das Rohr oder Schilf, ſtellet ſelbige auf hierzu gemachte Forchlen, daß eine Maſche Spiegel unter das Waſſer, und 3 über das Waſſer kommen. Nachdem treibet man die Gänſe und Enten dieſem gerichteten Garne zu, welche denn leicht hinein kriechen, und darinn behängen bleiben. Es fangen ſich nicht nur die Jungen, ſondern vielfältig auch die Alten, zumal, wenn ſie ſich noch nicht völlig verfedert, und noch in der Rauhe liegen. Ueberdem wollen auch die Alten nicht gerne von den Jungen weg, und ſelbige verlaſſen, ſondern lieber ihr Leben dabey aufſetzen. So man dergleichen Garne etliche Stücke in Vorrath ſchaffet; ſo iſt auch in den groſſen Teichen und Seen damit auf dieſe Art zu procediren, und treibt man ſelbige mit Kähnen zu den Garnen hinein. Auch kann man, in Ermanglung derer hier beſchriebenen Garne, Haaſengarne nehmen, die von feinem Zeug gemacht ſind. Wenn ſolche recht Buſenreich geſtellet werden, gehet es auch gar wohl zum Entenfange an.

c) Eine andere Art des Fanges wird mit **Hamen** oder **Garnſäcken** und **Prellnetzen** alſo veranſtaltet: Man ſtricket nämlich 6 bis 8 Hamen oder Säcke, auf die Art, wie die Fiſchergarnſäcke; es werden aber die Einkehlen ſo eingerichtet, daß die Enten hineinkommen können. Hierzu müſſen annoch Geleiter oder Prellnetze geſtrickt werden. Dieſe werden ſpiegelicht, mit einer Maſche angefangen, wie bey den Spiegelgarnen gewieſen iſt. Die Maſchen auf 3 Zoll weit, oben

oben und unten kommen Rinken daran, wodurch Leinen zum Stellen und Anbinden gezogen werden können; unten aber Bleygewichte, welche die Garne in das Waſſer halten. Ferner gehören hierzu auch Stellſtangen, worauf die Garne geſtellet werden; anbey aber auch Stangen, woran Hacken ſind, daß alſo zwiſchen 2 Stellſtangen ein Hacken eingeſteckt wird. Man möchte zwar meynen, es bedürfe ja nur, daß die Prellnetze, wie die Geleiter am Hünertreibzeuge, mit Spieſſen angebunden würden. Es dienet aber hievon ſo viel zur Nachricht, daß wir es es deswegen nicht ſo anordnen, weil die Waſſer nicht alle einerley Tiefe und geraden Grund haben, daher mit Stangen beſſer zu richten iſt, denn es iſt zu flach. Bricht man die Stangen, um ſie ſchief zu ſetzen, wäre es gar zu tief, und man müßte längere anſchaffen. Alſo ſtellet man nun die Hamen im Schilfe und Rohr, meiſt nach einem Ufer des Waſſers. Zwiſchen denen Hamen ſtehen die Prellnetze, auch auf den Seiten hinaus. Nicht weniger ſtellet man dergleichen Geleiter auch auf den Flügeln und Seiten hinaus; treibet ſodenn von ferne mit etlichen Kähnen die Enten nach den Hamen zu, welche, wenn ſie an die Geleiter ſtoſſen, an denſelben wegſchwimmen. Kommen ſie aber an die Hamen, ſo reiſen ſie hinein, ſich zu ſalviren. So ſie aber durch die Einkehle hinein ſind, können ſie nicht wieder zurücke hinaus, bis man ſie auslöſet.

d) Wiederum werden auch die Enten mit Angeln gefangen. Hier bemerket der Weydmann fleiſſig, wo die Enten auf den Teichen gerne hinfallen, und anſchwimmen. Daſelbſt ſtöſſet er Pfähle ein, je mehr je beſſer, welche oben etwas zugeſpitzet, und nicht gar breit bleiben müſſen, und worauf Steine geleget werden. An den Stein bindet man einen Bindfaden, oder von Pferdehaaren gedrehete Schnürlein, woran an einem Ende die Angelhacken, womit man die Fiſche zu fangen pfleget, darneben aber auch eine Federkiele gebunden wird, daß der Hacken nicht ſo tief unterſinken kann. An dieſe Hacken macht man ſodenn kleine Fiſche, oder auch eine Kalbs- oder Rehlunge, welche auch gut auf dem Waſſer ſchwimmet. Der Stein aber wird auch mit einem Bindfaden unter Waſſer angebunden. Wenn nun die Enten die Fiſche, oder was an der Angel angemacht iſt, gewahr werden, ſelbige nach ihrer begierigen Art hineinſchlingen, mit dem Hacken fort wollen, und an dem Steine rücken, ſo fähret der Stein hinunter ins Waſſer zu Grunde, und nimmt die Ente mit, daß ſie alſo nicht weißt, wo ſie von ihrer Compagnie hinkommt. Die andern vermerken auch ſo geſchwinde nicht Unrath, und beiſſen auch zum Theil an; es gehet ihnen aber, wie jener. Stieben auch gleich etliche davon auf; ſo kommen ſie doch wieder, weil ſie nicht wiſſen können, was da paſſiret iſt. Die untergeſunkene Ente endet indeſſen ihr Leben, dieweil ſie mit dem Steine unvermögend iſt, davon zu fliegen, oder wieder herauf zu kommen, bis man kommt, und ſie ablöſet. Bey dieſem Fange ſind nicht

nicht viel Koſten, indem man vor 8 Ggr. viel Angelhacken kauft; ſondern es erfordert nur ein fleiſſiges Aufſehen, daß an die Angelhacken wieder friſche Lunge oder Fiſche gemacht werden. Doch iſt auch dieſes in Acht zu nehmen, daß die Pfähle in ſolcher Tiefe ſtehen, daß die Enten, wenn ſie hinunter fallen, nicht über das Waſſer wieder heraufkommen können, wodurch die andern verſchüchtert würden; welches auch geſchehen würde, wenn ſie todt oben her ſchwimmen ſollten.

e) Wenn man die Enten ſchieſſen will; kann man ſie auf zweyerley Art berücken. Erſtlich wenn die Enten im Frühjahr reihen oder ſich begatten. Zu dieſem Zweck ziehet man eine wilde Ente zahm auf, nimmt dieſelbe zu ſolcher Zeit zu einem einem Teiche, macht ſie an einen langen Bindfaden, und läßt ſie alſo auf dem Teiche ſchwimmen; man kann deren auch 2 oder 3 nehmen. Hiernächſt muß vorhero eine Hütte von grünem Reiſe und Rohr verfertiget ſeyn. Wenn nun die Enteriche kommen, und dieſe Lockenten zu ſehen bekommen, fallen ſie bey denſelben nieder, um ſich mit ihnen zu ergötzen, indem aber macht der Weydmann einen Strich in die Courteſie, und bläßt ihnen das Lebenslicht mit einem guten Schuß Pulver und Bley aus. Dergleichen Schieſſen iſt auch ſo lange zu exerciren, als die Enten brüten, indem die Enteriche, wo ſie eine Ente zu ſehen bekommen, ſich zu derſelben geſellen. Hierbey aber iſt in Acht zu nehmen, daß man ſeine eigene Lockenten nicht mit todt ſchieße. Daher läßt man den Courtiſan lieber aufſliegen, und langet ihn ſodenn im Flug herunter. Noch iſt zu bemerken, daß, wenn die Enteriche gezogen kommen, und nicht gar bald fallen oder anſchwingen wollten, man die Ente anrohre, daß ſie zu ſchreyen beginnet; auch wird derſelben des Morgens kein Futter gegeben, damit ſie ſich deſto eher melde. Hiebey iſt aber auf den Wind zu achten, weil die Enten gar ſtark durch den Wind vernehmen, was ihnen zuwider iſt. Daher iſt es gut gethan, wenn man die Lockenten auf Kaupen anfeſſelt, oder an Pfähle anbindet; auf dieſe Art ſind ſie auch ſo anzubringen, daß ſie über dem Winde ſitzen. So iſt es hernach ein Vergnügen, die Enteriche zu ſchieſſen; es bringt auch keinen Ruin bey der Brut, weil die Enteriche allein geſchoſſen werden. Zum andern können die Enten auch über ihrem Vorwitz berücket und geſchoſſen werden. Das geſchiehet alſo: Man hat hierzu ein abgerichtetes Schießpferd, von deſſen Abrichtung unter dieſem Nahmen nachgeſchlagen werden kann, nöthig; ferner einen rothen Hund, in der Couleur eines Fuchſes, auch von ſpitzigem Kopf und Ohren; noch beſſer aber iſt ein Fuchs, den man zahm erzogen hat. Wo nun die Enten auf einem Teiche oder See ligen, ziehet man mit dem Schießpferd am Ufer oder Damme hin. Wo man aber nicht über Wind kommen kann, laviret man mit dem Pferde hin und wieder, bis man zum Schuß komme; vornemlich aber läßt man den Hund oder Fuchs auf dem Damme oder am

Ufer

Ufer hin und wieder gehen. Sie müſſen aber alſo abgerichtet ſeyn, daß ſie hinlauffen, auch wieder herkommen, welches man ihnen mit Hinwerfung eines Stück, gen Brodts beybringen kann. Da nun alſo der Fuchs bald hin, lauft, ſich ſehen läßt, auch wie der zum Jäger kommt, und ver borgen iſt, und die Enten wer, den ſolches gewahr, wollen ſie eigentlich wiſſen, was da paſſire, beſonders wenn junge und alte Enten beyeinanderſind. Sie ken nen ihren Feind zwar, jedoch aus Vorwitz, denſelben recht zu ſchauen, oder denſelben wegen ihrer Jungen wegzujagen, füh, ren ſie ſich mit ihren Jungen ſelbſt hin, wo ſie denn durch den Schuß ihr Leben einbüſſen. Hier ſchieſſet man wohl etliche Stücke auf einmal; wozu aber auch ein guter Hund nöthig iſt, der die geſchoſſenen Enten aus dem Waſ, ſer lange. Sollte man ſich die Mühe nicht geben wollen, den Fuchs ordentlich abzurichten; ſo erziehet man ſolche, und behält ſie an Kettlein, gehet mit ihm an den Damm, macht ihn an ein Stängelgen, und wird mit ſelbigem der Fuchs au den Damm geleitet, und wieder zurückgezo, gen. Mit dem Hunde iſt es zwar leichter gethan, daß ſol, cher nach dem Brodte zulauffet, beſonders, wenn er des Tages nicht viel zu freſſen bekommen. Doch ſchwimmen die Enten viel lieber nach dem Fuchs, als nach dem Hunde. Hätte man aber einen dergleichen Hund, der dem Fuchs an Couleur und Ge wächſe juſt gleich wäre: ſo muß man ſich die Mühe geben, und ſelbigen dreſſiren, daß er ſowohl zum Vorſpringen, als auch die Enten heraus zu holen, fertig iſt. Hiebey iſt noch von den wilden Gänſen zu erinnern, daß den ſelben gleicher Weiſe mit dem Schießpferd anzukommen iſt. Auf gleiche Weiſe laſſen ſie ſich auch auf den Saat und Brachfel, dern mit gedachtem Schießpferde beſchleichen und ſchieſſen.

Endlich iſt noch von den En ten zu erwähnen, daß man ſel bigen bloß an den Ströhmen und Teichen mit dem Schießpferd an kommen, und ſie durch Schieſ, ſen erhalten kann. Noch eine beſondere Invention zum Enten und Gänſe ſchieſſen mit Doppel flinten und Karrenbüchſen, ſ. Gans. Noch mehreres zum Entenfang gehöriges enthalten nächſtfolgende Artickel: **Entengehäge** und **Entenheerd.**

Entengehäge, nennet man einen gewiſſen Platz oder Gebäude nebſt dazu gehöriger Gelegenheit, be ſtändig eine Zuzucht von jungen und alten Enten, und zwar von der wilden Art, zu haben, wo, bey folgendes zu beobachten: Im Sommer, wenn die Enten brüten wollen, und ihre Eyer legen; ſo ſucht man die Eyer, und legt ſelbige den Zahmen En ten unter, um ſie auszubrüten. Alsdenn füttert man ſelbige mit den Alten bey ſich im Hofe. Die Gelegenheit aber muß dazu ſeyn, daß die Wohnung an einem groſ ſen Teiche oder Graben, und flieſſenden Waſſer ſeye, damit man die jungen Enten, wenn ſie etliche Tage alt ſind, auf das Waſſer bringen kann. Sie müſ ſen aber täglich eingethan wer den, daß ſie ſich gewöhnen, im Hofe aus, und einzugehen. So

ſie denn beginnen, Federn zu bekommen; ſo löſet man die Spitzen von den Flügeln ein Glied lang ab. Einige brechen ihnen auch wohl nur die Flügel entzwey, und müſſen ſie ſodann etliche Tage inne gehalten, und wieder geheilet werden. Sodenn continuiret man mit Füttern, wie auch mit dem Ein- und Austhun, wobey ſie auch zum Pfeiffen gewöhnet werden können. Ferner macht man an dem Teiche oder Waſſer kleine Häuſer oder Schoppen, nur von Säulwerke, unten herum frey und offen, und ein Dach von Stroh oder Schindeln darauf. Unter dieſelbe ſetzet man Kaupen, welche von Gras oder Schilf zuſammen gewachſen ſeyn, und an Teichen oder ſumpfichten Orten herausgehacket werden können. Auch werden hin und wieder am Rande dergleichen Kaupen geſetzt. Unter den Schoppen oder Häuſern gewöhnet man ſie ſodenn mit der Fütterung dahin. Folgends werden auch die gelähmten Enten aufs künftige Jahr auf den Kaupen niſten und brüten. Die nun nach der Zeit von dieſen zahm gemachten Enten ausgebrütet werden, müſſen nicht gelähmet werden, ſondern frey bleiben; ſelbige fliegen alsdenn aus, und wieder herbey. Dieſe Enten ſind wohl zu nutzen, und kann man auch beſondere Einfänge dazu machen, daß ſie nach Gefallen gefangen werden können; auch kann man ſie zum Plaiſir ſchieſſen. Wie man denn auch an einigen Orten ſiehet, daß es ſolche gezähmte Enten bey denen Schlöſſern, auch in und bey den Städten und Dörfern hat. Auf gleiche Art kann man auch mit den wilden Gänſen verfahren; doch wollen dieſe Anfangs recht zahm ſeyn, und alle zeit gelähmet werden. Denn ſie gehen eher fort, und werden wilder, als die Enten.

Entenheerd, wird gleichfalls in der Abſicht angelegt, die Enten zu fangen. Wir wollen hier eine gedoppelte Art deſſelben beſchreiben, damit man nach Gelegenheit und Umſtänden ſich eines oder des andern bedienen könne.

A) **Erſtlich** kann man dergleichen Entenheerd an einem Teich, nahe am Ufer anlegen, und hierzu auch die Wände, welche zum Staarenheerde gebraucht werden, nehmen. Man richtet da den Heerd ordentlich ein, machet von Schilf eine kleine Hütte, ſo weit aber, als es ſich nur wegen der Ruckleinen thun läßt, nimmt die Wände wieder ab, und ſtreuet etliche Tage nacheinander Haber und eingequellte Gerſte oder Malz hin. Nothwendig iſt aber, eine zahm erzogene wilde Ente mit darauf zu ſetzen, die aber auch ſchon gewohnt iſt, an einem Feſſel zu liegen. Und zwar braucht es nur den erſten Tag, daß die Enten nur die Körrung erſt angenommen haben. Alsdenn läßt man ſie etliche Tage die Körner auf dem Heerde genieſſen. Nachdem ſchläget man die Garne auf, wenn der Wind gut, und nicht contrair gehet. Die Garne müſſen fein mit Gras, welches nicht gar lang und ſperrig iſt, bedecket werden. Ferner ſetzet man eine, oder 3 Lockenten darauf, und erwartet, bis eine gu-

te

te Parthey Enten auf dem Heer⸗de ſeyn, und bedecket ſie ſodann mit dem Garne. Sollten aber die Enten nicht recht daran wol⸗len, ſäſſen noch viele im Waſſer, und kämen nur ein Paar darauf; ſo muß man aus Hitze nicht gleich zurücken, ſondern ſie lieber gehen laſſen, indem ſonſt die andern verprellet werden. Nicht weni⸗ger, ſo einen Tag geſtellet und gefangen worden, bleiben ſie wie⸗der etliche Tage frey, daß ſie den Heerd wieder annehmen und ge⸗gewohnen. Wäre es aber, daß die Enten hin und her auf an⸗dern Teichen abſtelen; ſo iſt es denn Sache, daß alle Tage ge⸗ſtellet werden kann. In Anſe⸗hung derer aber, ſo auf dieſem Teiche, wo der Heerd iſt, ge⸗meiniglich liegen, iſt es, wie ge⸗dacht, nicht beſſer, als daß man einen guten Zug auf einmal er⸗warte, weil diejenigen, ſo ſchon bey dem Heerde geſchüttert wor⸗den, ſogleich nicht wieder auf dieſen Heerd, ſo auf trockenem Lande gemacht wird, wieder dran wollen; allermaſſen ſie liſtiger und ſchlauer auf dem Heerde werden, als nur faſt ein Vogel ſeyn kann.

B) Auf eine andere Art kann ein **Entenheerd** mit **Schlagwänden** im **Waſſer** gemacht werden. Dieſe Inven⸗tion iſt zwar koſtbarer; man wird aber auch mehr damit aus⸗richten. Hierzu ſind nun beſon⸗ders die Wände zu ſtricken, von feinem Bindfaden aus wohl aus⸗gehecheltem Hanfe. Sie werden 180 Maſchen angefangen, und 120 mal herum geſtrickt; die Maſchen 2 einen halben Zoll weit, von einem Knoten zu dem andern gerechnet, auch mit etwas ſtär⸗kerm Bindfaden rund herum ver⸗hauptmaſchet. Hierzu werden gute gezwirnte Oberleinen, eines Fingers ſtark, genommen; die Unterleinen etwas ſchwächer, wie auch die Saumleinen ſeyn müſ⸗ſen; die Wände aber müſſen recht Buſenreich eingeſtellet ſeyn. Zum Platze des Heerdes macht man eine Inſul, oder einen Hü⸗gel in einem Teich, alſo: Man mißt das Waſſer erſtlich ab, und bemerket auch, wie hoch das Waſſer, beſonders im Herbſte, im ſteigen und fallen iſt; darnach muß der Heerd auch eingerichtet werden, und zwar am beſten zu 2 paar Wänden; die Hügel füh⸗ret man denn eben ſo lang und breit auf, daß ſelbige von den Wänden bedecket werden können. Die beyden Hügel ſind auch ne⸗beneinander, aus dem Grunde, weil die Enten gemeiniglich weit auseinander ſchwimmen, und al⸗ſo von einem Heerde die linke, und vom andern die rechte Wand nebeneinander zu liegen kommen. In der Mitten müſſen die Hügel erhaben, und von den Wänden und dem Waſſer, wie ein Ge⸗wölbe, nach der Mitte hinauf⸗lauffen. Die Hügel werden auch mit ſchönen Raſen beſetzt, daß ſie zu einem Grasflecken werden. Sodenn faſſet und richtet man die Wände ordentlich ein, weil das Waſſer noch herunter iſt, wie bey dem Finkenheerde ge⸗zeiget wird; die Heſtel aber, wie dort gelehret, daß die Lei⸗nen angebunden werden, müſſen hier anders ſeyn, auch keine Schnellbäume; ſondern hinten und vorne werden Heſtel, die Leinen auf dieſelbe Art anzubin⸗den, gerade eingeſchlagen. Vor⸗

hero aber wird ein Loch durchgebohret, wodurch die Leinen gar räumlich gezogen werden können; hinten und vorne gerade auswärts aber Winden, womit die Leinen anzuziehen ſeyn, weil im Waſſer die Leinen pur mit den Händen um die Heſtel herum gar ſchwerlich anzuziehen ſeyn würden. Mithin muß auch weder von den Heſteln, noch einigem Zeuge aus dem Waſſer etwas hervorragen, ſondern alles mit Waſſer bedeckt ſeyn. Die Winden ſind alſo beſchaffen: Man rammlet zu einer Winde 2 viereckigte eichene Pfähle, 7 bis 8 Zoll ins Gevierte, und 2 Fuß voneinander, ein; da denn vorhero zu jedem Pfahl ein eiſerner Ring, wie an einem Thorwege, ſo in Angeln gehet, gemacht wird. Die Weite des Ringes über dem Diameter iſt 3 Zoll, 2 Zoll breit, und einen halben Zoll ſtark. Unten am Ringe iſt noch eine Stange Eiſen, mit dem Ring in gleicher breite, auf drey Viertel Zoll ſtark, und 7 Zoll lang, wodurch mitten ein viereckigtes Loch iſt, wodurch ein eiſerner Bolzen gehet, welcher durch das Eiſen und die Säule durchlangen muß, an einem Ende aber, als am Eiſen, ein Kopf, und auswendig an der Säule ein Splittnagel vorgeſtochen werden kann. Dieſe eiſerne Ringe oder Hülſen müſſen erſt in das Holz der Säulen eingelaſſen werden, ſo ſtark, als die eiſernen Stangen ſeyn, und daß die Hülſe über der Säule zu ſtehen kommt. Zu den Walzen der Winden wird gutes veſtes Holz genommen, und werden dieſelbe 2 Fuß hoch, ohne die Zapfen, lang gemacht; daran denn die Zapfen, welche zu beyden Seiten in die eiſerne Ringe kommen, gar leicht zu drehen ſeyn. In der Walze kommen 4 Löcher, je zwey und zwey, nicht weit voneinander, auch näher denen Zapfen, als die Mitten. Die Löcher treffen auch übers Creutz, und ſind meiſtens 2 Zoll lang, wozu noch 2 breit geſchnittene Windeknebel kommen, die ſo breit, als zum Einſtecken nöthig, und auf anderthalb Fuß lang ſind. In der Mitte an der Walze iſt ein kurzer hölzerner, aber etwas ſtarker Nagel, hinein zu bringen. Die Lorven zu denen Stellſtäben ſind auch mit eiſernen Backen verſehen, wie denn auch an denen Stellſtäben eiſerne Tillen mit Löchern, und darzu auch eiſerne Bolzen ſeyn müſſen. Und alſo iſt es bey allen 4 Stäben zu Anziehung der Oberleinen gemacht. Die Aufſtellung betreffend; ſo gehet unter denen Stäben hindurch ein Stücke Holz, von etwa 6 Zoll breit, worauf Stahlfedern zu machen, die gerade unter den Stäben liegen. Die Stäbe müſſen auch auf 6 Zoll über den Oberleinen hinaus reichen, worüber eine Stellung mit einem übergehenden eiſernen Biegel, und ein Hacken ſind, auf die Art, wie bey dem **Vogelbeerde**, ſo von Holz zu machen, angegeben wird. An der Hacken ſind Dräte zum Abziehen, wie denn der Drat von der hinterſten Stellung beym Aufſtellen allemal unter den vorderſten Stab gelegt werden muß, indem ſonſt, ſo er oben wegkäme, der Vorderſtab den Zugdrat allemal wegriſſe, oder gar ſtehen bliebe; deswegen auch eine Elle vor den vorderſten Stäben, Pfähle mit Löchern einzuſchlagen ſind,

ſind, wodurch die Zugdräte ge-
hen, und denn erſt gegen der
Mitte des Heerdes ſchräge zu-
ſammen lauffen, und in die Hüt-
te genommen werden. Zu den
Unterleinen müſſen oben rund
geſchnittene, und mit einem wei-
ten Loch verſehene Heſtel ſeyn,
wodurch die Unterleinen gezogen,
und daran gebunden werden kön-
nen, um deßwillen, daß die
Wände nicht, als wie an einem
oben ſtumpfen oder ſpitzigen
Heſtel, behängen bleiben kön-
nen, dieweil man nicht ſo eigent-
lich im Waſſer, wenn man die
Garne hineinleget, ſehen kann,
ob ſie an die Heſtel antreffen,
oder nicht. Dieſes wäen nun
die Heerde. Hierzu wird aber
auch eine Hütte aufs trockene
Land gemacht. Schickte es ſich
auf den Damm, ſo wäre es gut,
oder könnte ſie auf einen Baum
geſetzt werden, wäre es noch
beſſer wegen des Windes. Sonſt
aber iſt hierbey dieſes in Acht zu
nehmen, daß die Hütte vom
Heerde aus gegen Südoſten an-
geleget, und ſelbige entweder
mit lebendiger Hecke, Winter-
grün, je länger je lieber u. d. g.
auswendig recht lebendig, oder
mit Raſen, daß ſie als ein
grüner Hügel anzuſehen, ver-
fertiget werde.

Da nun alſo die Anlegung
des Heerdes fertig iſt; ſo wird
der Teich wieder angelaſſen.
Sollte es aber ein Teich ſeyn,
der in 24 Stunden wieder an-
lieffe; ſo könnte man die Wän-
de und den ganzen Heerd ſo auf-
geſchlagen und geſtellet liegen
laſſen. Weil aber auf ſolchen
kleinen Teichen der Fang nicht
ſonderlich ſeyn kann; ſo wollen
wir nunmehro auch die Stellung
im Waſſer auf groſſen Teichen
zeigen. Man fähret nämlich das
Zeug mit dem Kahne hin zum
Heerde, ſtrecket die eine Wand
auf das Trockene des Heerdes,
nimmt die Unterleine, fühlet im
Waſſer nach dem hintern Heſtel,
ziehet die Leine durch, und bin-
det ſie an, wie ſie denn auch an
dem vorderſten durchgeſteckt, und
ſcharf angezogen wird. Hierauf
nimmt man die Oberleine, ſchlä-
get ſelbige oben um den Stab;
das Ende derſelben aber wird
mit einer halben Schleiffe an der
Walze oder Winde, und an den
in der Mitten befindlichen hölzer-
nen Nagel geleget. Alsdenn
werden die Windeknebel in die
Löcher der Walze geſtochen, und
gedrehet, ein Knebel wieder her-
aus gezogen, und in das andere
Loch, ſo im Drehen oben gekom-
men, geſtochen, und alſo im-
mer ein Knebel um den andern
heraus gezogen, und in das ob-
ſtehende Loch geſtochen. Das
erſte Ende an der Leine wird
nicht auf einmal ſo ſcharf ange-
zogen; ſondern es wird die O-
berleine auch an dem hinterſten
Stabe umgeſchlagen, wie vorne,
durch den Heſtel gezogen, und
an die Winde angelegt, wie bey
der vorderſten Winde ſchon an-
gezeiget iſt. Hernach drehet man
vorne und hinten die Walzen o-
der Winden zugleich, daß alſo
die Wand zugleich recht ſtraff
werde. Auf gleiche Weiſe ver-
fähret man mit den übrigen drey
Wänden auch. Sodenn drückt
man jeden Stab auf ſeine Feder
herunter, leget und ſtellt die
Schneller auf; ſo iſt die Stel-
lung fertig. Hiebey hat man
nun etliche Lockenten nöthig,

 welche

welche an den Hügeln des Heerdes entweder angefeſſelt, oder aber gewohnt ſind, ihr Futter auf dem Heerde zu nehmen. Es iſt viel beſſer, wenn man wilde Enten aufgezogen, welche ihr Futter ordentlich auf dem Heerde bekommen. Solche können gelähmet werden, und läſſet man ſie auf dem Teiche frey herum ſchwimmen, bey welchen ſich die andern wilden Enten nicht nur bekannt machen; ſondern auch, wenn man ſtellet, dieſelben mit herbey führen. Hat man nun, wie gedacht, aufgeſtellet, den Heerd fein mit Haber und Gerſtenmalz beſtreuet; ſo erwartet man, bis ſich eine gute Parthie auf denen Heerden verſammelt, und ziehet an beyden Heerden zugleich die Schneller los. Wo es nöthig iſt, hat man, eine Ecke davon, einen Kahn in Bereitſchaft, fähret hinüber, und macht die gefangenen Enten todt. Die lockenten aber müſſen gezeichnet ſeyn, damit man ſich nicht zum Schaden ſelbige auch mit todt mache. Es koſtet zwar die Anlegung eines ſolchen Heerdes im Anfang etwas nahmhaftes, und kann leicht auf 130 Rthlr. kommen. Jedoch kann er hernach etliche Jahre dauren, wenn nur die Wände, ſo ſie gebraucht worden, wieder fein trocken gemacht werden. So iſt auch mit dieſem Heerde ein rechtes Vergnügen zu haben. Auch werden die Entengehäge hiedurch nicht ruiniret. Denn man ſtellet nicht alle Tage darauf; ſondern nur, wenn Enten nöthig zu liefern ſeyn, oder ein groſſer Herr Plaiſir damit haben will. Sonſt iſt noch anzumerken, daß die Enten fleißig bey dieſem Heerde müſſen gefüttert werden. So kann man hernach auch jederzeit nach Gefallen ſtellen, weil man durch die Fütterung die Enten dahin ziehet und treibet.

Entenſtöſſer, ſind überhaupt alle Raubvögel, welche auf die Enten fallen, und dieſelbe tödten; wohin vornemlich einige Adler, Habichte, und Falcken gehören. Insbeſondere aber rechnet man hieher diejenigen, ſo dazu abgerichtet, und zur Beitze gebraucht werden. ſ. a. **Adler**, **Habicht**.

Enterich, ſ. **Ente**.

Entvogel, ſ. **Ente**.

Eparvier, ſ. **Sperber**.

Epervier, ſ. **Sperber**.

Epheu, **Aeppich**, **Eppich**, **Baumepheu**, **Mauerepheu**, **Mauerpfau**, **Mauerewich**, **Baumwinde**, **Jvenblätter**, **Jlooff**, **Jlaub**, **Wintergrün**, **Klinop**, **groſſe Violen**, **groſſer Epheu**, lat. Hedera, Hedera arborea, Hedera baccifera, Hedera corymboſa communis major & minor, Hedera arborea ſ. ſcandens & corymboſa nigra, Hedera nigra, Hedera muralis, Hedera major, Hedera Dionyſia, Hedera Bacchica, Hedera laſciva; die Benennungen aber, ſo aus dem Griechiſchen hergeleiteitet ſind, ſind dieſe: Ciſſus, Ciſthus, Corimbithra, Chryſocarpos, Chenoſiris, Oſiridis Planta, franz. *Lierre*, iſt ein wildes Gewächſe zweyerley Geſchlechtes, nämlich der groſſe und kleine Epheu.

Der groſſe Epheu wächſt in denen Wäldern, und ſchlinget ſich

ſich mit ſeinen vielen, Ellenlangen und gar dünnen Zweigen, um die Bäume; kriechet auch an Mauren und Klippen hinauf, daß oft ganze Gebäude, und Wände der Klippen ſo dichte damit überzogen ſind, daß ſie von Weitem einer grünen Laube, oder lebendigen Hecke ähnlich ſehen. So oft ein Knötgen oder Auge deſſelben die geringſte Kluft, Riß oder Fuge in einem Stein oder Mauerwerk antrift, ſchlägt es enie ſaſerichte Wurzel hinein, und ſolchergeſtalt breitet ſich dieſes Gewächs mit vielen Wurzeln und Aeſten über groſſe Flächen aus. Oft treiben die immer ſtärker werdende Wurzeln die Mauren, wenn ſie noch ſo wohlverbunden ſind, auseinander, und machen ſolche ſchadhaft. Schlinget der Epheu ſich um die Bäume; ſo dringet die Wurzel deſſelben in die Riſſe der Rinde, auch endlich in das Holz, und verderbet den Baum. Jedoch pfleget er an bereits anbrüchigen und faulen Bäumen am erſten zu haften; abſonderlich an den Eichen, weil deren Borke oder Rinde vor andern ſehr rißig iſt. Solche Bäume, die damit bewachſen ſind, ſind faſt allemal anbrüchig, und bey erſter Gelegenheit wegzunehmen. Auf hohen Gebürgen trift man den Epheu gar ſelten an, viel häuffiger aber in den Landforſten. Seine Blätter bleiben Sommer und Winter ſehr dunkelgrün. Daher wird er in Luſtgärten zu Portalen, Spalieren, Bekleidung der Luſthäuſer, und Gallerien gebraucht, zumalen, da auch ſonſten kein Gewächs zu finden, welches einen ſo dicken Schirm, und eine von der Sonnen ſo undurchdringliche Wand machet, wie dieſes. Etliche bekleiden die innwendige Mauren ihrer Gärten damit; da man denn weder Holz, noch Pfähle oder Geländer, weder Nägel noch Bande braucht, denſelben anzuheften; ſondern er hänget ſich ſelbſt, wie ſchon bemerket worden, an die Mauer veſte genug an, und formiret eine grüne Wand. Man kann dieſes Gewächſe zwar auch von dem Saamen, wohin man es haben will, aufbringen; es gehet aber nicht ſo geſchwinde zu, als wenn man die jungen Beyſchößlinge mit den Wurzeln einſetzet, welches im Herbſte, im wachſenden Mond, geſchehen muß. Es liebet aber der Epheu eine naſſe und feuchte Erde, und läßt ſich, wo er einmal hinkommt, nicht leicht wieder vertreiben; wie ihm denn weder Hitze noch Kälte, weder Sonne noch Schatten, weder Trockene noch Näſſe ſchädlich fället. Doch mögen viele den Epheu in ihren Gärten nicht leiden, weil ſich die Nattern gerne dabey aufhalten, und darinnen gemeiniglich niſten ſollen.

Der kleine **Epheu** unterſcheidet ſich von dem groſſen dadurch, daß er kleinere Blätter hat. Er kriecht auf der Erde, oder an den Zäunen herum, und trägt weder Blumen, noch Früchte. Der groſſe aber blühet gegen den Ausgang des Herbſtes, und bringet moſichte bleichgelbe Blumen; darauf folgen gegen den Winter ſchwarze Beeren Traubenweiſe an langen leichten Stielen, faſt den Wachholderbeeren gleich; darinnen 3, 4 und mehr ablänglichte Kern-

Kernlein ſind. Es wächßt auch ein Harz oder Gummi aus dem Epheu, welches **Epheugummi**, **Epheuharz**, lat. Gummi Hederæ, franz. *Gomme de Lierre*, genennet wird. Es iſt ſchwarz, ja faſt das allerſchwärzeſte Gummi, in kleinen Stücken, von Geruch ſehr ſeltſam und ſtark. Inſonderheit ſind die grünen Blätter davon ein bewährtes Mittel wider die ſogenannte **Leichdorn** oder **Hüneraugen**, wenn dieſelbe in Weineſſig eingeweicht, und die innwendige Seite des Blatts, zur Zeit des abnehmenden Monds, etliche Tage hintereinander, auf die Hüneraugen geleget, und ſolches täglich 3 oder 4 mal wiederholet wird. Die Blättlein werden auch zu den Fontanellen nützlich gebraucht; noch beſſer aber iſt es, wenn man, an ſtatt der Erbſen, aus Epheuholz kleine gedrechſelte Kügelein in das Fontanell thut.

Epheugummi, ſ. **Epheu.**

Epheuharz, ſ. **Epheu.**

Epié, iſt ein Jägerwort, welches ſie von einem Hunde gebrauchen, und denſelben *Chien epié* nennen, wenn er mitten auf der Stirne gröſſere Haare, als anderwärts hat, und deſſen Spitzen einander entgegen lauffen und zuſammen ſtoſſen. Das iſt ein Kennzeichen ihrer Lebhaftigkeit und Stärke.

Epie, ſ. **Knebelſpieß.**

Epinaye, ſ. **Haag.**

Epine, ſ. **Dorn.**

Epinoche, ſ. **Stichling.**

Eplucher, ſ. **Abbrechen.**

Eponge, ſ. **Schwamm.**

Eponge d'Eglantier, ſ. **Dornroſe.**

Eppich, ſ. **Epheu.**

Eprevier, ſ. **Habicht**, **Sperber**, **Sperbergarn.**

Equarriſſage, ſ. **Holzſtoß.**

Equicervus, ſ. **Elend.**

Equipage de Chaſſe, ſ. **Jagdzeug.**

Erable, ſ. **Ahor.**

Eradicatio Lignorum, ſ. **Ausſtocken.**

Erddonen, ſ. **Donen.**

Erdſchwalben, ſ. **Schwalbe.**

Ereilen, wird von dem Hirſch geſagt, wenn er ſowohl in freyem Boden, als Graſe, mit der hintern Schaale die vordere ergreift, und zwar nur bis etwan in die Helfte, zuweilen auch wohl beſſer vor über die Helfte, doch ſo, daß die Hinterfehrte und die vordere gerade in einander ſtehet. Das Wild hingegen kann es gar ſelten, und nicht mit Fortſetzung thun.

Erfriſchen, ſ. **Nachwachs**, alter.

Erfüllung, **Hinterlaſſen**, **Zurückebleiben**, ſind drey Worte, die einerley Sache bezeichnen, und bey dem Weydwerke alsdann gebraucht werden, wenn der Hirſch mit der hintern Schaale zurücke bleibet, doch gerade, zuweilen wohl 2 bis 3 Finger breit. Das geſchiehet gemeiniglich von feiſten und alten Hirſchen, weil ihnen

ihnen die Nerven oder Sehnen ſteiffer und kürzer werden.

Ergotté, ſ. Afterklauigt.

Erica, ſ. Heidekraut.

Erinaceus, ſ. Igel.

Erithacus, ſ. Rothſchwänzlein.

Erle, Erlenbaum, Eller, Ellenbaum, Ellernbaum, Eilen, lat. Alnus, franz. *Aulne, Aune*, iſt ein hochſtämmiger Baum von mittlerer Gröſſe, der nicht leicht ſtärker wird, als 12 bis 18, oder höchſtens 24 Zoll. Er wächßt gerne in brüchigten oder moraſtigen Oertern an Waſſern und Quellen, hat gemeiniglich einen geraden und ſehr langen Schaft, der, wenn er in einer Dickung ſtehet, zu einer Höhe von 80 bis 100 Fuß kommt; auf trockenem Boden aber will er nicht gerne fort. Das Blatt iſt ſodann magerer, kleiner, heller an Farbe; das Holz ſelbſt weiſſer, und das ganze Gewächſe geringer, als das, ſo auf naſſem Boden ſtehet. Dieſes ſcheinet Anlaß gegeben zu haben, mehrere Gattungen von Ellern zu erdichten; wie man denn gemeiniglich einen Unterſchied zwiſchen der weiſſen und **rothen**, oder zwiſchen der weiſſen und ſchwarzen Erle machet, der aber im Grunde wenig oder nichts zu bedeuten hat. Es wächſet dieſes Holz ſehr geſchwinde, und nicht leicht über 40 bis 50 Jahre. Friſch gehauen iſt es innwendig ſchön roth, welche Röthe ſich nachher, wenn es trocken wird, gröſtentheils verlieret, und in eine rothbräunliche verändert. Es iſt ferner dieſes Holz mittelmäßig hart und ſchwer, ziemlich zähe, von einem gar feinen Gewebe, und deswegen zu allerhand Arbeiten dienlich; giebt ein gutes Brennholz, und ſeine Kohle iſt ſehr nutzbar, dann ſie kann leicht und ſchwer, hart und weich gemacht werden, wie man ſie verlanget. Will man eine harte und ſchwere Kohle haben, welche zu Eiſen und andern ſtrengen Schmelzarten dienlich ſeyn ſolle; ſo muß man es bald nach der Hauung verkohlen, nämlich ſo bald es nur eben ein wenig welk oder lufttrocken worden iſt; wobey denn allerdings unter der Verkohlung die dazu nöthigen Handgriffe zu beobachten ſind, wie an ſeinem Ort gezeiget werden ſolle. Verlanget man aber eine weichere und leichtere Kohle, zum Friſchen des Eiſens oder anderer Metalle, zum Schmelzen reiner und flüſſiger Bley- und Zinnerzte u. d. g.; ſo darf man es nur den Herbſt zuvor hauen laſſen, ehe es ſoll verkohlet werden, ſo, daß es ein halb Jahr in der Luft und Witterung lieget. Dieſes kann überhaupt bey allem Holze beobachtet werden; doch iſt bey keinem der Unterſchied ſo merklich, als bey der Eller, und bey keinem kann man dieſes mit ſo gutem, und im Schmelzen nutzbaren Erfolge ausrichten, als bey dieſem. Liegt es nur ein Jahr in der Witterung; ſo fängt es ſchon an zu faulen. Eben dieſes geſchiehet in feuchter Erde. Im Moraſt und Waſſer hingegen, wo es niemals trocken wird, iſt es von einer ewigen Dauer, und wird ſo hart, als ein Stein. Es hat einen Splint faſt wie das Eichenholz, welchen man ihm nehmen muß,

muß, wenn man es im Trocke‑nen gebrauchen will. Wenn die Eller abgehauen wird, und nicht zu alt iſt, treibt ſie ungemein viele, und gar geſchwinde wach‑ſende Stammloden, welche im 6ten Jahr ſchon wieder gute Stammwaſen, in 15, 20 bis 25 Jahren aber gutes Brenn‑ und Kohlholz geben, wobey es aber ſehr viel auf die Lage und Be‑ſchaffenheit der Brüche und Mo‑räſte ankommt. Liegen ſie auf Gebürgen, und ſind ſo kalt, daß ſie bis auf den Grund ausfrie‑ren, oder haben nicht allezeit Näſſe genug, ſo, daß ſie im Vorſommer ſchon gänzlich aus‑trocknen, oder ſind auch das gan‑ze Jahr überſchwemmet; ſo wächßt das Holz bey weitem ſo geſchwinde nicht. Sind aber die Moräſte und Brüche warm, und trocknen niemals ganz aus; ſo wächſet die Eller überaus ſchnell. Ob man gleich bey der Eller auf die Zeit des Hauens nicht ſo genau, wie bey anderm Holze, zu ſehen hat; ſo darf es doch im Frühjahr nicht gar zu ſpät gehauen werden; denn die Eller kann ſich, wie ander Holz, verbluten. Ja wenn die ausge‑ſchlagene Loden etliche Jahre hintereinander zu Ende des Maymonats und im Anfang des Junii weggenommen, oder auf andere Art ſehr beſchädiget wer‑den; ſo kann man ſie dadurch gänzlich ausrotten; wie in de‑nen Ländern gebräuchlich, wo groſſe und mit Ellern überzogene moraſtige Flächen ausgetrocknet, und zu Kornland und Wieſen ge‑macht werden ſollen.

Der Saamen hängt Trau‑weiſe an langen Stielen, und ſtecken viele Körner in einem Be‑hältniſſe. Er wird gegen den Monat November reif, gehet gar ſchwer auf, und wenn er auf beſtändig naſſen Boden fällt; ſo wird er gern waſſerhart und verdirbt, d. i. ehe er in eine Käu‑me aufbricht, und die harte, ob‑gleich zarte Schaale auseinander treibt, lauget die überflüſſige Näſſe dasjenige Beſtandweſen gar aus, und nimmt es mit fort, welches nur erweicht wer‑den ſollte, und den erſten Nah‑rungsſaft des zarten aufkeimenden Gewächſes ausmachet; dadurch wird der Kern unfruchtbar, die Schaale bleibet hart, bricht nicht auf, bis endlich alles nach langer Zeit verrottet. Auf tro‑ckenem Boden ſchlägt der Ellern‑ſaamen leichter an, in der Folge aber will es mit dem Wachs‑thum, wie ſchon erinnert wor‑den, nicht recht fort. Man hü‑te ſich demnach, daß der Aus‑ſchlag aus den Wurzeln nicht ver‑derbet werde, und zwar um ſo vielmehr, je beſſer der Boden für den geſchwinden Wachsthum der Ellern iſt; denn ſo viel ſchwe‑rer iſt es auch, aus dem Saa‑men den Anwachs wieder herzu‑ſtellen. Daher rühret es, daß dieſe angeſtellte Verſuche ſo oft fruchtlos ablauffen, und einige auf die ſehr unrichtige Gedanken gerathen, als ob ſolche brüchigte Oerter ſich für das Ellernholz gar nicht ſchickten. Man kann die Ellern auch durch abge‑hauene Aeſte, wie von den Satzweiden bekannt iſt, inglei‑chem durch Stücke von nicht gar zu alten Wurzeln, welche man in die Erde leget, fortpflanzen, je länger die Stücke von der Wurzel ſind, je gewiſſer und häuf‑

häuffiger kommen die Loden herfür. Es müſſen aber keine Haupt- ſondern die ſchwächern Seitenwurzeln dazu genommen werden. Das Blatt iſt dunkelgrün, und im Vorſommer klebrigt, gleich als wenn es mit Lackferniß überzogen wäre, ſo, daß das kleine Ungezieſer darauf hängen bleibt.

Der Gebrauch dieſe Baums iſt mancherley und nicht geringe. Das Laub wird im Sommer für das Vieh, beſonders vor die Schaafe gern geſammelt. Hier iſt zu verhüten, daß die Ellern nicht kahl abgeſtreift, und daß beſonders die Gipfel des jungen Holzes gänzlich verſchonet werden. Streiffet man das Laub von den Ellern etliche Jahre hinter einander ganz kahl ab, und zwar im Monat Junio; ſo können dadurch ganze Reviere ausgerottet werden; und ſcheinet dieſes die Urſache zu ſeyn, warum hin und wieder groſſe Flächen, welche fürs Ellernholz ſehr guten Boden haben, und zu nichts anders zu gebrauchen ſind, die zu dem in ſolchen Gegenden liegen, wo das Holz angenehm iſt, und wo die darinn noch liegenden Stücke und Wurzeln zeigen, daß vor langen Jahren häuffige Ellern daſelbſt geſtanden haben, anjetzo gänzlich von allem Holze entblöſet ſind. Wahrſcheinlich hat man es nicht aus Vorſatz, ſondern aus Unverſtand ausgerottet; denn kein Holz erhält ſich leichter ohne Zuthun menſchlichen Fleiſſes, als das Ellernholz. Weil dieſes Gewächſe vor allen andern in ſumpfichten Oertern, in Brüchen, und an den Ufern der Bäche und Ströhme fortkommt, dabey häuffige fäſerigte tiefgehende Wurzeln ſchlägt; ſo iſt es das beſte Mittel, das **Einreiſſen der Ströhme in die Ufer** zu verhindern. So bekannt aber dieſes Mittel iſt, und ſo oft es zur Vollziehung gebracht wird; ſo begehet man doch dabey gemeiniglich den Fehler, daß man die zu ſolchem Ende gewöhnlicher maſſen in ſchmalen Reihen, oder wohl gar einzeln geſetzte Ellern, zu hochſtämmig und alt werden läßt, da ſie denn durch die Sturmwinde, zugleich mit groſſen Klumpen Erde und Raſen, zu nicht geringer Beſchädigung der Ufer, welche ſie beſchützen ſollen, ausgeriſſen und niedergeworfen werden, groſſe Buſen verurſachen, und den Einbruch des Waſſers oft mehr befördern, als abhalten. Sollen Ellern die Ufer gegen den Einbruch des Waſſers in Sicherheit ſtellen; ſo muß man ſie nicht hochſtämmig werden laſſen, in Zeiten abhauen, wodurch ſowohl die friſchwachſende Stammloden, als Wurzeln zu einer undurchdringlichen Dickung gegen den Anfall des Waſſers werden.

Durch die Ellern kann man auch Bäche und Flüſſe überaus **reich an Krebſen und Fiſchen** machen, da nicht allein die gröſſern Fiſche und Krebſe; ſondern auch vornemlich der Laich ſich zwiſchen und unter den Ellernwurzeln verbergen und erhalten kann. Wo die Ellern durch Zufälle oder unverſtändige Behandlung ſich verlieren, beobachtet man, daß ſich Krebſe und Fiſche vermindern, vornemlich in ſchnelllauffenden Bächen, welche von Gebürgen abſchieſſen.

Aus obigem erhellet, daß das Ellernholz eines der nutzbarſten ſeye, wo die Umſtände des Orts ſolches zu ziehen geſtatten, und wo Feuer- und Kohlholz koſtbar iſt. Aus dem **Ellernholz** werden ſehr gute **Waſſerröhren**, die jedoch beſtändig unter der Erde oder im Waſſer liegen müſſen, desgleichen **Bachtröge**, **Mollen**, **Bergtröge**, **Schaufeln**, **Abſätze** unter die Schuhe, auch allerhand **Drechslerwaaren** gemacht. Die **Borke**, **Blätter** und **Knoſpen** dienen zum **Schwarzfärben**; auch wird die Borke von den Lohgerbern geſucht. Die Blätter, wenn ſie friſch auf die Fußſohlen gelegt werden, ſollen die müden Reiſenden ſehr erquicken. Ingleichem geben die Kühe ſehr häuffige Milch, wenn ſie Erlenlaub gefreſſen haben. Das aus den Blättern geſammelte Waſſer wird in der Gicht und im Gliederreiſſen, wenn man es äuſſerlich auflegt, für ein bewährtes Mittel gehalten.

Erlenbaum, ſ. **Erle.**

Erlegen, heißt bey dem Weydwerk ſo viel, als auf der Jagd ein Wild tödten oder fällen.

Erlenbuſch, werden die jungen Pflanzerlen genennet, welche, ſo bald ſie in die Erde geſenket worden, keiner andern Pflege nöthig haben, als daß man ſie vor dem Vieh verwahret und umzäunet, oder mit einem Waſſergraben umgiebet. In 9 bis 10 Jahren werden ſie ſo ſtark, wie eines Mannes Schenkel; da man ſie denn abhauen und gebrauchen kann.

Erlenfinke, ſ. **Finke**, **Zeiſig.**

Erneuern, **Verneuern**, heißt bey den Jägern, wenn man ſchon Vorſuch gehalten, und den Tag, da man das Jagen beſtätigen und einrichten will, nochmals vorſuchet.

Erres, ſ. **Spur.**

Erſtrecken, iſt eine bey den Fiſchern gebräuchliche Redensart, und heißt ſo viel, als gröſſer wachſen. Z. Ex. der zweyjährige Karpfenſaamen wird auf einen Sommer zum **Erſtrecken**, daß er nämlich ſolche Zeit über gröſſer und länger wachſe, ausgeſetzt, woraus denn der dreyjährige Saame erzeuget wird.

Erſtreckteiche, ſ. **Karpfenteiche.**

Erzpiquer, ſ. **Oberjäger.**

Erwürgen, heißt bey der Jägerey, wenn ein Wild weder erlegt, noch gefället; ſondern durch Hunde gehetzet wird, ſo daß ſie daſſelbe umbringen.

Erythrinus, ſ. **Rothfeder.**

Erzpiquer, ſ. **Oberjäger.**

Eſca, ſ. **Köder**, **Lockſpeiſe.**

Eſca allicere, ſ. **Ludern.**

Eſcarbot, ſ. **Käfer.**

Eſchbaum, ſ. **Eſche.**

Eſche, **Eſchbaum**, **Eſchenbaum**, **Aeſche**, **Aſche**, **Aſchenbaum**, **Aeſchbaum**, **Aſchbaum**, **Eſchern** **Eſchernbaum**, **Steineſchern**, **Eſchenholz**, **Wundholz**, **Wundbaum**, lat. Fraxinus, franz. *Frene*, *Freſéne*, iſt ein hoher

hoher und geradſchäftiger Waldbaum, der nicht gar dicke, auch wenig und ſich nicht weit ausbreitende Aeſte hat, die denen unter ihm ſtehenden Gewächſen und Unterholze wenig Schaden thun. Das Blatt iſt zuſammengeſetzt, d. i. es hängen deren mehrere an einem Hauptſtiele. Im May bekommt die Eſche faſelichte Blüte, worauf geflügelter Saamen erfolget, der im Anfang des Herbſtes reif zu werden beginnet, ziemlich hart iſt, und etwas ſchwer aufkäumet, weswegen er am beſten im Herbſt ausgeſäet wird. Auf hohen Gebürgen wächßt die Eſche nicht ſo gut, als in Vorbergen, am beſten aber in niedrigen Wäldern; ein guter leimigter mit ſchwarzer Lauberde und Grand vermengter, und mäßig feuchter Boden iſt ihr am zuträglichſten. Das Holz iſt gar hart, ziemlich zähe und ſchwer, hat zwiſchen den Jahren gar ſichtbare Röhrgen, faſt wie das Eichenholz; iſt auch bräunlich von Farbe, und in der Witterung und an dumpfigten Oertern ziemlich dauerhaft, doch nicht ſo, wie das Eichenholz. Dagegen giebt es ein beſſeres Kohl- und Brennholz, ſchlägt vom abgehauenen Stamme mit häuffigen und ſchnellwachſenden Loden wieder aus, unterſcheidet ſich im Winter von den meiſten andern Holzarten, durch die ſtumpfen, dicken und weichen Enden ſeiner Zweige, als woran man alle Holzgattungen, welche zuſammengeſetzte auch ſehr groſſe Blätter haben, wie die Eſche, Quitſche, der welſche Nuß- und Caſtanienbaum ꝛc., zu dieſer Zeit kennet. Wegen der weichen ſaftigen Spitzen ihrer Zweige iſt das Wild, auch zahme Vieh, abſonderlich im Frühjahr, dieſen Loden ſehr gefährlich; ja wenn ſie auch zu einer Höhe von 6, 8 bis 10 Fuß erwachſen ſind, ſuchen ſie dennoch die Hirſche, um die Zeit, wenn ſie fegen, vor allen andern aus, und ſchlagen die Gipfel herunter. Wo demnach ſtarke Wildbahnen unterhalten werden, da iſt dieſes Holz ſo gut, als ausgerottet; nur etwas weniges von demjenigen, was zwiſchen Dickungen von ſtärkern Loden anderer Holzgattungen ſtehet, und dadurch gedeckt wird, kommt mit genauer Noth fort. Die aufgehenden Käumen leiden zwar von der Witterung nicht ſo leicht Schaden, als die von Ahorn und Lehnen, ſind aber dennoch weichlich. Wenn man demnach einen Ort mit Eſchen beſäen will, muß man eben das in Acht nehmen, was von jenen erinnert worden. Bey dem Pflanzen junger Eſchen iſt es nicht genug, ſolche gegen das Abſchälen und Verbeiſſen mit Dornhecken zu verwahren: ſondern man muß auch, wo viele und ſtarke Hirſche ſind, bey jedem Stamme einen ziemlich hohen Pfahl ſtecken, um das Abſchlagen, ſo viel möglich, zu vermeiden. Die Eſche vertrocknet wohl nicht ſo leicht, wie ander junges Holz, wenn es von Wildpret, Ziegen und Schaafen abgeſchälet wird, erholet ſich auch gleich, wie die Ehre und Lehne, vom Verbeiſſen leichter, als anderes Holz; dennoch aber thut es dem Wachsthum merklichen Schaden, wird leichter anbrüchig, und gehet doch endlich gar aus, wenn die Beſchädigung mehr-

mehrmals wiederholet wird. Die junge Eſche läßt ſich gut verpflanzen, und fehlet ſelten, daß ſie auf gutem Boden nicht bekommen ſollte. Da ſie auch die unter ihr ſtehenden Gewächſe gar wohl leiden kann, dabey ein nutzbares Holz iſt; ſo wird ſie an einigen Orten häuffig von den Bauren in die Zäune und Hecken geſetzt, die dadurch eine Veſtigkeit erhalten. ſ. a. **Lebendige Hecken.**

Das **Eſchenlaub** iſt zur Fütterung für Schaafe und anderes Vieh von gutem Nutzen; und iſt bey deſſen Einſammlung eben die Vorſicht nöthig, davon bey der Rüſter Erwähnung geſchiehet; es muß aber im Herbſte, nachdem es abgefallen, zuſammengebracht werden.

Aus Eſchenholz wird ſchöne **Tiſchlerarbeit** gemacht, abſonderlich **Stühle, Schränke** und **Bettgeſtelle**, welche wegen der Veſtigkeit und Zähigkeit dieſes Holzes von ungemeiner Dauer ſind. Wenn es maſericht iſt, giebt es ſchöne eingelegte **Arbeit**. Zu **Piquen, Fangeiſenſtangen** und **Flintenſchäften** iſt es wegen ſeines geraden Wachsthums, ſeiner zähen Härte, auch weil es nicht übermäſſig ſchwer, vor andern gut. Es giebt aus dieſer Urſache die beſten **Wagenſchwunken.** Die **Bötticher** wählen ſolche im Mangel junger Eichen, vor andern zu **Reifſtangen**, die denen von Birken und Haſeln weit vorgehen, weil ſie ſo bald nicht ſtockigt werden. Die **Mollenhauer** machen daraus **Mollen** und **Backtröge.** Der übrige Gebrauch läßt ſich aus den beſchriebenen Eigenſchaften dieſes Holzes beurtheilen. Weil dieſer Baum im Frühjahr ſehr vielen Saft hat, wodurch deſſen Holz auseinander getrieben, und ſeine Dauerhaſtigkeit vermindert wird; ſo muß ſolches vor andern zu Ende des Herbſtes, oder höchſtens mit Anfang des Winters gefället werden, wenn es von ebenbeſagter Güte ſeyn ſolle. Uebrigens erzählet man ſo ausnehmende Dinge von der Eſche, daß, wenn nur die Helfte davon wahr wäre, man bekennen müßte, daß in dieſem einzigen Baum eine ganze Apotheck zu finden ſeye. Allein es wird auf die Erfahrung dabey ankommen.

Die vornehmſten dieſer gerühmten Tugenden ſind folgende: 1) Hindert ſie, daß ſich der Krebs in keiner Wunde anſetze, und ſie heilet geſchwinde, wenn man Eſchenholz in friſch Waſſer raſpelt, und den Schaden des Tages etlichemal damit auswäſchet. 2) Wenn man zur Zeit anſteckender Krankheiten nüchtern einen Löffel voll Eſchenſaft trinket; ſo darf man ſich denſelben Tag weder vor Fleckfiebern, noch vor der Peſt fürchten. 3) Wenn man Gift bekommen hat, darf man nur Eſchenſaft trinken; er iſt ein mächtiges Gegengift wider alle Arten des Gifts. 4) Der Saft von der Eſche macht das Geſicht heller und ſtärket es, wen man des Morgens und Abends die Augen damit wäſcht. 5) Eben dieſer Saft früh Morgens getrunken, heilet den Nierenſchmerz, ſtärket das Herz, und ſchlägt den Dampf nieder. 6) Dieſer Saft warm in die Ohren gethan, heilet das harte

Gehör,

Gehör, die Taubheit, die nicht eingewurzelt iſt, und die innerliche Schäden der Ohren. 7) Eben dieſer Saft des Morgens getrunken, heilet die Milzſchmerzen, die Lungenſüchtigen, die Waſſerſüchtigen, und diejenigen, welche von giftigen Fiebern, Pocken, und der Peſt angefallen werden. 8) In groſſen Kopfſchmerzen darf man nur ein Tuch mit dieſem Safte angefeuchtet auf die Stirne legen, nachdem man ihn zuvor mit eben ſo viel Wein hat kochen laſſen. 9) Für den anfangenden Krebs kann man nur ein weich leinen Tuch, in den laulichten Saft von der Eſche getaucht, überlegen; ſo hält es den Forgang des Uebels auf, und zertheilet die Kneutel. Den Nahmen der **Bucheſche** führet auch die **Hanbuche**, wovon dieſer Artickel nachzuſchlagen.

Eſchenbaum, ſ. **Eſche.**

Eſchenholz, ſ. **Eſche.**

Eſchern, ſ. **Eſche.**

Eſchernbaum, ſ. **Eſche.**

Eſcortable, wird in der Falknerey von einem Vogel geſagt, welcher bereit iſt, ſich aus dem Auge zu verlieren; dergleichen diejenigen ſind, die am beſten mit Federn verſehen ſind, und ſich am liebſten in die freye Luft zu begeben pflegen, wenn ſie die Hitze drückt.

Eſox, ſ. **Lachs.**

Eſpe, ſ. **Aſpe.**

Eſpenbaum, ſ. **Aſpe.**

Eſquarriſſage, ſ. **Holzſtoß.**

Eſſarer, ſ. **Schneideln.**

Eſtang, ſ. **Teich.**

Eſturgeon, ſ. **Stöhr.**

Etang, ſ. **Teich.**

Etourgeon, ſ. **Stöhr.**

Etourneau, ſ. **Staar.**

Eturgeon, ſ. **Röhr.**

Eul, Eule, Nachteule, Nachtrapp, iſt ein Raubvogel, der ſich bey Tage verſteckt und ſtille hält, in der Dämmerung aber und des Nachts ausfleugt, ſeine Nahrung zu ſuchen. Unter dieſem Nahmen aber werden nun verſchiedene Arten begriffen, als die beſonders ſogenannte **Ohreule**, **Huhn**, **Steineule**, **Schleyereule**, **Kircheule**, **Niederländiſcher** und **welſcher Kautz**; da immer eine Art gröſſer und kleiner, als die andere, manche ſo groß, wie eine Henne, andere ungefehr wie eine Taube ſind. Der Farbe nach ſind ſie meiſtentheils einander gleich, nämlich bräunlicht mit weiſſen eingefaßten Federn, und an der Bruſt faſt wie die Habichte, gefleckt, und mit Klauen, wie die Habichtsfüſſe verſehen, damit ſie den Raub greiffen können. Alle haben ein ſchleyerichtes Geſichte, einen groſſen mit Federn ſtark bewachſenen Kopf und kurzen Hals, groſſe Augen, einen krummen Schnabel, und lange Flügel. Ihre Stimme iſt jämmerlich, und einem Geheule gleich, und wird von abergläubiſchen Leuten vor einen Unglücksboten gehalten. Sie können füglich in drey **Gattungen** gebracht werden.

1) Die groſte Gattung iſt der ſogenannte **Uhu** oder **Schuhu**, lat. Bubo, welcher an Gröſſe dem Steinadler nicht viel nachgiebt. Dieſer hat auf dem Rücken wenig oder nichts weißlichtes; ſondern iſt faſt ganz dunkelbraun, wie einige Habichte. An der Bruſt aber ſind die Federn falb, mit ſchwarzen Flecken eingeſprengt. Er hat hellglänzende goldgelbe Augen, und an beyden Seiten des Kopfes zwey von Federn zuſammen gewachſene Hörner, oder, gleichwie Ohren, ſpitzig in die Höhe ſtehende Federbüſche, einen, gegen die äuſſerliche Figur zu rechnen, leichten und hagern Leib; aber dabey eine ſolche Stärke, daß er einen Haaſen mit ſeinen Fängen heben, und in der Luft zu ſeinem Horſt forttragen kann. Er horſtet gerne auf felſichten und klippichten Oertern, woſelbſt er in die Klüfte, damit er vor den Ungewittern geſichert ſeyn möge, ſeine Eyer, deren er über zwey nicht ausbrütet, auf den bloſſen Boden leget. Er ziehet nicht weg, ſondern bleibet zur Winterszeit in ſeinem Revier, und raubet, was er bey der Nacht antrift, und deſſen er ſich bemächtigen kann. Sie werden jung aus ihren Horſten genommen, und auf die ſogenannten **Krähenhütten** aufgeſtellet, Raben, Krähen und andere groſſe Vögel damit anzulocken.

2) **Die mittlere Gattung**, welche eigentlich den Nahmen **Eule**, lat. Ulula, franz. *Chathuant* führet, iſt ungefehr in der Gröſſe eines Haushahns, gröſſer oder kleiner, nach dem Unterſcheid ihrer Arten, welcher allein darinn beſtehet, daß ſie nicht alle Ohren haben, noch gleicher Gröſſe ſind. Sie leben 7 bis 8 Jahre, und iſt nichts an ihnen, als meiſtens Federn. Sie haben einen groſſen Kopf, und kleinen Leib, ſind geſchleyert anzuſehen, wie ein altes Weib, mit groſſen Augen und krummen Schnabel. Sie thun in den Faſangärten, und am wilden ſowohl, als zahmen Geflügel, bey langen, finſtern, und kalten Nächten, da man ihnen nicht auf den Dienſt lauren kann, groſſen Schaden. Bey Tage aber verſtecken ſich ſich in hole Bäume und Löcher, oder doch in dicke Aeſte, und drücken ſich hart am Stamme ganz geſchmeidig zuſammen, weil ſie ſonſten, wenn ſie ſich blicken laſſen, von allen Vögeln nicht allein heftig angeſchryen und verrathen; ſondern auch heftig verfolget werden. Diejenigen, ſo in alten Mauren und wüſten Gebäuden ſich aufhalten, pflegt man insbeſondere **Steineulen**, die aber in holen Bäumen, **Horneulen**, zu nennen.

3) **Die dritte und kleinſte Gattung** ſind die ſogenannten **Kautze** oder **Steinkautze**, lat. Noctua, Noctua ſaxatilis, franz. *Chouette*, *Huete*, welche einerley Geſtalt, Art und Natur, wie die insbeſondere ſogenannte Eulen haben, nur daß ſie um ein ziemliches kleiner, und nicht gröſſer, als eine Taube ſind. Jedoch haben ſie nicht einerley Gröſſe, ſondern ſind theils etwas kleiner, als die andern, welche zum Unterſcheid Steinkautze genennet werden. Sie bleiben zur Winter- und Som-

mers-

merszeit hier zu Lande, und halten ſich in wüſten Gebäuden und holen Bäumen auf. Ihre Nahrung beſtehet mehrentheils in Mäuſen, welche ſich, gleich den Eulen, des Nachts ihre Nahrung ſuchen. Und weil auch zwiſchen dieſen und allen andern Vögeln eine ſonderliche Antipathie ſteckt; ſo werden dieſelbe, und zwar am beſten die groſſe Kautzen, zu der Leimſtange, ingleichem zum Feld- und Plattbaume gebraucht, womit die kleine Vögel herbeygelocket und gefangen werden. Sie werden hierzu aus den Neſtern gehoben, und jung auferzogen, weil ſich die Alten gar ſchwerlich fangen laſſen. Zu dieſen kann, als ein Geſchlechte der Eulen, noch hinzu gethan werden:

4) Das **Käutzlein** oder **Würgengel**, lat. Ulula, Strix, franz. *Freſaye*, *Freſaie*, *Effraye*, welches am nächſten der zweyten Gattung gleich kommt. Dieſer Vogel iſt ſo groß, wie ein Huhn. Er iſt mit weiſſen Federn bedecket, und unter dem Bauche ſchwarz gefleckt. Der Kopf iſt groß und rund, gar fürchterlich, und mit Federn umgeben, welche in die Höhe ſtehen. Sein Schnabel iſt krumm, als wie ein Hacken, und weißlicht. Die Beine und Füſſe ſind rauch, und mit Federn bedecket; die Klauen krumm und weißlicht; ſein Geſchrey iſt gräßlich. Er hält ſich in den Klippen, im Holze, Felde und um die Seen herum auf, auch bey den Ziegenſtällen, indem er nach ihrer Milch ſehr begierig iſt, und ſie ausſauget, wenn er dazu kommen kann. Er friſſet auch Aelſtern und allerhand Früchte. Des Tages bleibet er im Verborgenen, und des Nachts ſchwärmet er herum. Er führet viel Oel und flüchtiges Salz bey ſich. Sein Fleiſch iſt gut vor Lähmung der Glieder, und vor die Bräune, wenn es gedörret, und zu Pulver geſtoſſen, von einem halben bis auf ein ganzes Quintgen, auf einmal gebraucht wird. Das Käutzlein geſotten und gegeſſen iſt vor die Melancholie und Gicht dienlich. Der Schweiß getrunken dienet vor Engbrüſtigkeit und ſchweren Athem, wie auch der ganze Vogel dazu gut iſt. Die Fänge zu Pulver gebrannt, macht lautere Augen, desgleichen auch das Fett; dieſes letztere erweichet und zertheilet auch, dienet zu Stärkung der Nerven, wenn es äuſſerlich gebraucht wird. Die Galle reiniget und benimmt die Flecken der Haut; ſie vertreibet auch den Staar.

Was überhaupt alle **Arten der Eulen** anbetrift; ſo ſind dieſelbe mehr ſchädlich, als nützlich, ſonderlich die Schuhu, weil ſie das kleine Wild rauben. Ihr Fleiſch wird ſelten, oder gar nicht genoſſen. Es führet viel flüchtiges Salz und Oel bey ſich, zertheilet, und hat eben die Eigenſchaften, welche bey dem Käutzlein bemerket worden; wie denn auch das übrige, was bey demſelben angeführet worden, überhaupt bey allen Arten der Eulen gilt.

Das **Gehirn** brauchen viele zu Heilung der Wunden. Wenn man das **Blut** auf einen mit Haaren verwachſenen Ort ſtreichet, ſo macht es nicht nur dieſelbe ausfallend; ſondern läßt

auch keine andere wieder wachſen; welches auch viele von dem erſt-gelegten Ey und Dotter ſagen; das andere gelegte aber ſoll das Gegentheil thun, und Haare hervorbringen. Aus eben dem vorbemeldten Gehirn ein Sälblein gemacht, und die Augen damit geſtrichen, iſt in Schielung und Ueberſichtigkeit ein gutes Mittel; ſelbiges aber im Oel oder Butter gekocht, und in die Ohren, ſo warm, als man es erleiden kann, hineingetröpfelt, thut in Ohrenſchmerzen groſſe Hülfe. Andere brennen die ganze Nachteule mit Federn und allem zu Pulver, und blaſen ſolche Aſche in die Hälſe, um alle Halsgeſchwüre damit aufzuziehen. Die Eyer, wenn man ſolche einem 3 Tage nacheinander in Wein eingiebet, ſollen ihm dermaſſen den Wein zuwider machen, daß er ſeinen Tag keinen mehr trinken könne. Ja wenn man den Kindern zuweilen von dieſen Eyern eingiebet; ſo ſollen ſie nicht allein ſelbſt die Trunkenheit heftig fliehen; ſondern auch alle Trunkenbolde über die maſſen meiden. Eine Cur, die ſehr vielen recht heilſam werden könnte!

Evereſchenbaum, ſ. **Ebreſchenbaum.**

Everrer, bedeutet in der franzöſiſchen Jägerey ſo viel, als einem Hunde eine Nerve unter der Zunge herausnehmen; da er denn, wenn ſolches geſchehen, niemals beißt, wenn er auch gleich raſend geworden wäre.

Everricula, ſ. **Fiſchhahmen.**

Evonymus, Evonymus vulgaris granis rubentibus, ſ. **Spindelbaum.**

Exciſio Lignorum, ſ. **Ausſtocken.**

Exuviæ, ſ. **Balg.**

F.

Fabreque, ſ. **Fahrenkraut.**

Fackeljagd, ſ. **Abendjagd.**

Fädelein, iſt ein Jägerwort, mit welchem von dem edlen Hirſch das kleine Strichlein benennet wird, welches ihm zwiſchen den Schalen in die Höhe gehet, er mag ſo beſchloſſen oder gezwungen gehen, als er will. Bey einem Thier hingegen bleibet viel Erdreich zwiſchen den Schaalen ſtehen.

Fähnlein, iſt ein gewiſſes Garn, womit man vor dem Baumfallen die Leuchen fängt. ſ. **Lerchenfang.**

Fährde, ſ. **Fährte.**

Fähriger Wald, wird in der Förſtnerey ein junger Hau genennet, welcher abgehauen worden, aber ſchon dergeſtalt wieder erwachſen iſt, daß das Wild und Vieh an den jungen Bäumen die oberſten Sproſſen nicht mehr erreichen und abfreſſen kann.

Fährte, Fährde, Fahrt, Ferte, Föhrde, Föhrte, Gefährd, wird das Merkzeichen oder die Spur genennet, welche ein Hirſch, Schwein, oder anderes Stück von dem gröſſern Wildpret mit ſeinem Tritt auf dem Erdboden macht, und woraus deren Geſchlecht, Gröſſe, Stärke und Alter von den Jägern

gern beurtheilet werden kann. Eine **Wiederfährte** aber wird diejenige genennet, die von einem Stücke Wild im Zurückgehen gemacht wird. Wie nun die Fährte bey einem jeden Wilde beſchaffen, und was ein jedes vor ein Zeichen in ſeiner Fährte gebe wird man bey der Beſchreibung eines jeglichen Thiers angezeiget finden. ſ. a. **Arbeitung des Leithundes, Leithund, Hirſch.**

Fällen, ſagt man von dem Holz oder Baumen, wenn dieſelbe umgehauen werden. Ein Geſchäfte, das in dem Forſtweſen ſehr vieles auf ſich hat, und dabey man auf die Zeit, die Oerter, die Beſchaffenheit des Holzes, und andere Umſtände ſehen, und alles genau und richtig beurtheilen muß, wenn die Forſte in rechtem Flor und Nutzen erhalten werden ſollen. Was die letztere Punkte anbetrift; ſo kann davon unter den Artikeln: **Haubar** und **Holzſchlag** nachgeſehen werden. Hier wollen wir nur von der **Zeit des Fällens** das nöthige anmerken. Will man jedes Holz in ſeiner Art von der beſten Güte haben, den folgenden Anwachs befördern, auch viele Hinderniſſe vermeiden, die ihm im Wege ſtehen; ſo kommt es ſehr viel auf die Jahreszeit an, wenn an einem Orte das Holz gefället wird.

Kohl - und Brennholz wird am beſten **vom Anfang des Novembers bis zu Ende des Merz**, folgenden Jahrs, gefället. Und wenn dieſes gleich nicht allezeit in weitläuftigen Forſten, und bey hartem, lange anhaltenden Winter thunlich iſt; ſo muß man ſich doch nach Möglichkeit beſtreben, ſolches zu beobachten. Um dieſe Zeit iſt gar wenig Saft im Holze, das, das Feuer unterhaltende, harzigte und gummöſe Beſtandweſen, iſt verdicket, eines theils mit dem Holze verbunden, andern theils lieget es in beſondern Behältniſſen, und machet das Holz veſt, ſchwer und dauerhaft, giebt eine harte und ſchwere Kohle, und unterhält ein ſtarkes Feuer. Hauet man aber das Holz ſpäter oder früher; ſo iſt es ſchwammicht und leicht, von wäſſerichtem Safte auseinander getrieben, nimmt die Näſſe gerne an; und da das Feuer haltende Beſtandweſen annoch durch den wäſſerichten Saft verdünnet iſt, ſich auch mit dem Holze noch nicht verbunden, noch in ſeinen beſondern Behältniſſen veſt geſetzet hat; ſo wird es gerne vom Regen, oder auf was Weiſe Waſſer dazu kommt, ausgelauget. Da aber die harzigte und fette Materie das Holz vor der Faulniß erhält; ſo iſt leicht zu erachten, daß es in der Witterung und an feuchten Orten viel leichter ſtockigt und faul werde. Viele Gattungen Holz beginnen in einer Zeit von wenig Monaten, wenn die Hauung ſpat im May und Junio geſchehen iſt, zu ſtocken, vornemlich Rothbüchen, Ellern, und Birkenſtangenholz, nicht weniger Haſeln, Eſpen Sohlweiden ꝛc. Es trocknet ſchwer aus, giebt eine leichte Kohle und ſchlechte Feuerung. Wenn der Regen das harzigte und klebrichte Beſtandweſen, welches das Feuer unterhalten hilft, heraus ziehet; ſo gehet

auch dasjenige, woraus ſich das Laugenſalz im Feuer erzeuget, und welches beym Schmelzen ſtrenger Erze und Bergarten die Wirkung eines durchdringenden Fluſſes thut, zugleich mit verlohren. Dieß iſt nicht deutlicher wahrzunehmen, als wenn ſpät gehauenes Flößeholz verkohlet, und zum Schmelzen des Eiſenſteins in hohen Ofen gebraucht wird. Erfordern es demnach ja einige widrige Umſtände, daß ein Holz um die Saftzeit gefället werden muß; ſo iſt es, ſo bald es nur einiger maſſen lufttrocken worden, ſogleich zu verkohlen, oder wenn man es zu Brennholz haben will, in luftige und trockene Behältniſſe zu bringen.

Bau- und Geräthholz kann den Saft noch viel weniger vertragen. Es iſt in der Witterung von keiner Dauer, die Würmer greiffen es gerne an, es hat die gehörige Veſtigkeit nicht, wirft ſich gern, d. i. es verändert, bey Veränderung der Witterung, ſeine Fläche, und die gehabte Bau- und Arbeitskoſten ſind alsdann ſchlecht angewandt. Will man es als einen Vorrath hinlegen; ſo muß das Behältniß einen ganz freyen Durchzug der Luſt haben; widrigenfalls wird es ſo mürbe und ſtockigt, daß es zum beſtimmten Gebrauch in wenig Jahren ganz untauglich iſt. Ja wenn man ein ſolches in der Saftzeit gehauenes Holz in verſchloſſenen Schuppen oder Behältniſſen neben das trockenſte, und zu rechter Zeit gehauene Holz leget; ſo ſtecket es dieſes mit einer Fäulniß an, und verdirbt eines mit dem andern.

Die beſte Zeit **Bau- und Geräthholz** zu fällen iſt demnach vom Anfang des **Monats Novembers**, bis zum Anfang des **Jenners**; das Nadelholz aber bleibt wohl noch einen Monat länger zu dieſer Abſicht gut. Es ſcheinet zwar, daß an etlichen Orten wegen des Borkenreiſſens das Holz ſpät, und in der vollen Saftzeit zu fällen, unvermeidlich ſeye, weil die Rinde den Gerbern unentbehrlich iſt, und nicht geriſſen werden kann, als wenn das Holz mitten in der Saftzeit gehauen wird. Es läßt ſich aber dieſer Endzweck ohne Nachtheil der Güte des Holzes erreichen, wenn man klüglich dabey zu Werke gehet. Wie ſolches geſchehen müſſe, davon ſ. **Rinde**, **Loden**. Aus dem, was daſelbſt gezeiget iſt, wird man erkennen, wie ſchädlich es ſeye, Oerter über die Zeit ſtehen zu laſſen, wo man auf Kohl- und Feuerholz zu ſehen hat. Nicht nur die Stammloden bleiben zurück; ſondern es gehet auch das junge aus dem Saamen aufgeſchlagene Holz, woraus hiernächſt Bäume zu Geräthe- und Bauholz gezogen werden müſſen, verlohren. Und wenn auch ein ſolcher Ort, welches doch in Gebürgen ſchwer hält, mit Saamenloden wieder in Beſtand kommt; ſo entſtehen dennoch Lücken von 50 und mehr Jahren in Zuziehung einſtändiger Stämme; ja bisweilen gehen etlicher Menſchen Alter hin, ehe ein ſolcher Schaden wieder zu erſetzen iſt. Es finden ſich weitläuftige Reviere, wo man augenſcheinlich zeigen kann, daß dieſer Fehler begangen worden, und daß derſelbe nichts als ſtruppichtes

pichtes und knorrigtes Oberholz zurückgelaſſen hat.

Das allzuſpäte Fällen im Jahr ſchadet auch dem Nadeltragenden Holzanwachs, ob es ſchon aus den Stämmen nicht wieder ausſchlägt; immaſſen der beſte Saame, vornemlich von Fichten oder Rothtannen, im Winter ausflieget, und ſeine zarte Käume im Vorſommer treibet. Der erſte Anflug nach geſchehener Fällung iſt allezeit der beſte und ſicherſte, indem alsdann das dem Nadelholz ſo ſchädliche hohe Gras noch nicht überhand genommen hat. Wird dieſer erſte Auflug verdorben; ſo ſiehet es nachher um den Anwachs mißlich aus. Ob es nun wohl nicht allezeit möglich iſt, ein Gehau ſofort in Ruhe zu ſetzen; ſo muß man doch ſo viel, als ſich thun laſſen will, darum beſorgt ſeyn, und die Fällung zur rechten Zeit befördern, ſo bald man den zarten Anflug aus Saamen gewahr wird; man muß alsdenn das Kohlholz zu bequemen und dem Anflug unſchädlichen Kohlſtätten, ingleichem das Brenn- Bau- und Gerätheholz aus dem abgetriebenen Theile des Ortes bringen, damit der aufgehende Saamen nicht durch das Fahren und Schleppen der Kohlen und des Holzes, wenn es zu ſpät im Jahr geſchiehet, zertretten und verdorben werde. Wenn dieſes Zuſammen- und Herausrücken mit Schlitten geſchehen kann, ſo lange der Schnee den Boden noch bedeckt hat, iſt es um ſo vielbeſſer, und erfordert weniger Koſten. Bey dem Brenn- Bau- und Geräthehol; iſt hiegegen kein Einwurf zu machen, weil es doch weggefahren werden muß; allein bey dem Kohlholz machet es mehrere Koſten, da das Holz vielmal ſchwerer iſt, als die daraus gebrannte Kohlen. Daher verſtehet ſich hieben von ſelbſt, daß, wenn in Tannenörtern daſſelbe Jahr kein, oder nur gar wenig Saamen vorhanden, man keine Eilfertigkeit weder im Verkohlen, noch Herausrücken des Kohlholzes gebrauche, den Hau in Ruhe zu ſetzen. Man hat auch mit dem Feuer- Bau- und Geräthehol; nicht zu eilen. Es iſt dieſes zu erinnern nöthig, weil oft, wenn man gewiſſe an ſich gute Maaßregeln veſte ſetzet, ohne Ueberlegung wegen einer Kleinigkeit groſſe Koſten verurſachet, oder indem man Kleinigkeiten zu erſparen ſuchet, wichtige Vortheile verſäumet werden.

Hierbey fallen noch einige rechtliche Punkte zu erörtern vor, wie weit nämlich der Eigenthumsherr des Waldes oder Holzes Macht habe, Holz fällen zu laſſen, und was der Forſt- und Wildbannsherr dabey zu ſagen habe? Wenn jemand in einem fremden Forſt oder Wald das Forſtrecht, und ein anderer die Wildbannsgerechtigkeit hergebracht; ſo iſt der Eigenthumsherr des Waldes nicht befugt, zum Präjudiz oder Nachtheil deſſen, der das Forſtrecht oder die Wildbannsgerechtigkeit daſelbſt hat, auf einmal alle groſſe Bäume niederzuhauen, ſelbige zu verkauffen, oder ſonſten ſeinen Nutzen daraus zu machen, und alſo das Holz zu ruiniren; ſondern er darf nur ſo viel Holz fällen

fällen laſſen, als dabey der Jagd- oder Forſtherr an Uebung ſeiner Gerechtigkeit unbeſchadet bleibet.

Knipſchild de Civit. Imper. lib. 2. cap. 7. num. 96. *Harpprecht* ad §. 12. Inſtitut. de rer. diviſ. & aquir. rer. domin. num. 280. ſeqq. *Beſold* theſaur. pract. voc. **Forſt. Kluger Beamter** part. 1. tit. 34. §. 9. num. 10. *Ertel* part. 1. Obſervat. Equeſtr. 11.

Geſtalten niemand erlaubt iſt, des andern rechtmäſſig erlangte Servitut eigenmächtiger Weiſe zu verſchlimmern und zu ſchmälern,

l. 20. §. ſi ſervitus ff. de ſervitut. præd. urban. l. 15. §. proprietatis ff. de uſufruct. l. 13. §. 1. ff. de ſervitut. ruſtic. prædior.

ſo gar, daß, wenn durch ſolche unbeſcheidentliche Umhauung der der Wildbanns- oder Forſtgerechtigkeit ein unerſetzlicher Schade zuwächſt, der Wildbanns- oder Forſtherr wider den Eigenthumsherrn des Waldes Madata ſine Clauſula extrahiren kann; wie alſo beobachtet worden am **Kayſerl. Kammergericht** in Sachen **Zollern** contra **Würtemberg**, wie *Gail.* 2. Obſervat. 67. num. 8. & *Mindanus* de Mandat. lib. 2. cap. 39. num. 6. bezeugen. Wenn aber das Umhauen mit Beſcheidenheit, und beſonders an denen Orten geſchiehet, wo die Bäume und Geſträuß allzudick, und der Wälder Nutzen und Wachsthum dadurch befördert, mithin Grund und Boden verbeſſert wird, alsdenn kann ſolches nicht verboten werden; denn ſonſt würde das Eigenthum keinen Nutzen bringen, wenn dem Eigenthumsherrn verwehrt ſeyn ſollte, Holz zu ſeiner Nothdurft und Nutzen mit Beſcheidenheit fällen zu laſſen. ſ. a. **Abholzen.**

l. fin. ff. de jur. dot. l. divortio §. uni. ff. ſolut. matrim. *Beſold.* vol. 1. Conſil. 15. 16. *Matth.* de *Afflict.* deciſ. 290. n. 8. *Pruckmann* de Venat. cap. 7. num. 5. *Ertel* prax. aur. de jurisdict. infer. lib. 2. cap. 34. Obſerv. 3. *Krebs* tract. de lign. & lapid. part. 1. claſſ. 4. ſect. 16. §. 3. ſeqq.

Es iſt demnach ein Unterſchied zu machen inter ſylvam cæduam & non cæduam, ſ. a. **Abholzen.** Etliche Wälder gehen von ſich ſelbſt auf, und ſind ohne Zuthun anderer Mittel, von Alters her, frey aufgewachſen, die heiſſet man **hohe Wälder oder Baumwälder**, Sylvas non caeduas, welche aus hohen dicken Bäumen beſtehen, die niemals, oder doch nur in ſehr langer Zeit, nachwachſen, und zum Verſchonen gewiedmet ſind. Darnach ſind etliche Wälder, welche durch den Bau- und Handarbeit zum Holzwachs gepflanzet und beſamet werden, die heiſſet man **Laubhölzer und hauige Wälder**, Sylvas caeduas, welche zu gewiſſen Zeiten umgehauen werdeu können, und ſodann wiederum nachwachſen, welcherley das Brennholz, Hau- oder Splitterholz

terholz von Weiden, Buch, Eſchen, Ellern, Aſpenbäumen u. d. g. iſt.

Oettinger de jur. limit. cap. 10. num. 29. ſeqq. *Gail.* 2. Obſerv. 67. num. 9. *Ertel* prax. aur. de jurisdict. infer. lib. 2. cap. 34. Obſerv. 3. & part. 1. Obſervat. Equeſtr. 11. in fin. **Kluger Beamter** part. 2. tit. 38. §. 34.

In Sylva non cædua hat der Eigenthumsherr ſich der Beholzungsgerechtigkeit beſcheidentlich zu gebrauchen, damit der Grund und Boden ſammt der Jagdbarkeit nicht verſchlimmert werde. Sollen demnach ſolcherley Bäume mehr zur Aufbauung der Häuſer, und zum Brennholz auf dem Heerd, als zum Verkauf, bloſſen Gewinns halber, dienen. Wenn aber der Wald cædua iſt, alsdann kann der Eigenthumsherr, wenn es nur nicht gefährlicher Weiſe und aus Neid, ſondern mit Beſcheidenheit, und wie ein guter Hausvater zu thun pfleget, geſchiehet, Holz zum Brennen, Bauen, ja auch zum feilen Kauf fällen und zuſammenführen laſſen; ſintemalen dergleichen Umhauung zur Nutzung, nicht aber zur Zerſtörung und Ausſtockung vorgenommen wird.

l. 10. ff. de V. S. arg. l. item ſi fundi. ff. de uſufruct. *Myler* ab **Ehrenbach** Gamolog. cap. 11. num. 5. *Garſias* de Expenſ. & Meliorat. cap. 11. num. 37. *Ertel* prax. aur. de jurisdict. infer. lib. 2. cap. 34. Obſerv. 3. & in Obſervat. Equeſtr. part. 1. Obſervat. 11. in fin. *Knipſchild* cit. loc.

Doch muß der Eigenthumsherr ſich deswegen vorhero bey denen Forſtämtern anmelden, und anweiſen laſſen; welche denn auch hierbey, wenn der Eigenthümer über ſein benöthigtes Brenn- und Bauholz etwas mehreres umhauen und verkauffen will, zuförderſt zu erwägen haben, wie ferne ſie, ohne Nachtheil des Wildbanns und der Forſtgerechtigkeit, den Angrif der Hölzer nach derſelben Gelegenheit erlauben können.

Weſtenholz diſſert. de jurisdict. foreſt. cap. 5. theſ. 63. **Seckendorf im deutſchen Fürſtenſtaat** part. 3. cap. 3. ſect. 6. §. 7. *Myler* ab **Ehrenbach** de Princip. & Statib. Imper. part. 2. cap. 73. num. 6. 7. & Gamalog. cap. 11. num. 5.

Sollten ſich aber die Forſtbeamte hierinnen allzuſtrenge erzeigen; ſo könnte der Eigenthümer ſich bey der Herrſchaft beſchweren, und andere Verordnungen auswirken.

Knichen de iur. territor. cap. 4. num. 362. *Pruckmann* de Venat. cap. 7. num. 5. 6. *Kraiſſer* ad Conſtitut. Foreſt. Elect. Bavaric. art. 4. *Myler* ab **Ehrenbach** loc. cit.

Wie nun aber dem Eigenthumsherrn eines Waldes keinesweges zugelaſſen iſt, nach eigenem Gefallen, in denenjenigen Wäldern, worinnen ein anderer die Forſt- und Wildbannsgerechtigkeit

tigkeit hat, zu hauen und weg‑hauen zu laſſen, was er will; alſo ſtehet ihm noch weniger frey, einen ſolchen Wald auszuſtocken, d. i. mit gänzlicher Abtreibung des Holzes, den Grund und Boden zu einem Acker oder Wieſe zuzurichten; immaſſen durch ſolche Ausſtockung die ganze Form und Geſtalt des Waldes verändert, und dem andern wider alle Billigkeit die Jagd‑ und Forſtgerechtigkeit entzogen würde.

Gail. 2. Obſerv. 67. num. 10. *Knipſchild* de Civit. Imper. Lib. 2. cap. 7. num. 98. *Ertel* Obſervat. Equeſtr. part. 1. Obſerv. 11. *Harpprecht* Conſil. Tubing. 72. num. 94. ſeqq. & Reſponſ. Criminal. & Civil. vol. 4. reſp. 69. num. 45. *Noe* **Meurer** tract. **vom Forſt‑ und Jagdrecht** part. 2. rubr. **der Eigenthumsherr, ob er ſein eigen Wald, Hölzer und Bäum ꝛc.** pag. 24. ſeqq.

Denn ob zwar ſonſt ein jeder freye Macht und Gewalt hat, mit dem Seinigen nach Belieben zu ſchalten und zu walten;

arg. l. 21. Cod. man. dat.

So muß doch ſolches dergeſtalt geſchehen, daß dadurch einem andern, der in denen mir zuſtändigen Sachen eine Servitut oder ander Gerechtſam rechtmäſſig hergebracht, kein Präjudiz zugezogen werde. Nun würde aber dem Forſt‑ und Wildbannsherrn zu groſſem Schaden und Nachtheil gereichen, wenn dem Eigenthumsherrn zugelaſſen ſeyn ſollte, den Wald ganz niederzuhauen und ausſtocken zu laſſen; denn es kann alsdann erſt einer ſeinen Nutzen ſuchen und befördern, wenn er dabey einem andern nicht ſchadet.

d. l. 1. §. 11. ff. de aqu. & aqu. pluv. arcend.

Die in contrarium angeführte Rechtsregeln gehen nur in ſolchen Sachen an, welche jemand wahrhaftig und vollkommen eigen ſind, und pleno jure zuſtehen; dahingegen ſolche Regeln ſich auf ſolcherley Sachen nicht appliciren laſſen, worinnen ein anderer ebenfalls ein Recht erlanget hat; als wie in gegenwärtigem Fall der Forſt‑ und Wildbannsherr. ſ. a. **Ausſtocken.**

Mev. part. 6. deciſ. 258. *Mindan.* de proceſſ. lib. 2. cap 39. num. 1. *Lauterbach* Colleg. theoret. pract. tit. de rer. diviſ. §. 36. *Donauer* diſſert. de jurisdict. in alien. territ. cap. 6. §. 8.

Wenn jemand die Gerechtigkeit hat, ſich mit **Brennholz** aus einem fremden Walde zu verſehen; ſo darf er nicht die geſunden Baumſtämme angreiffen, und abhauen; ſondern muß ſich zuförderſt mit denen abgeſtandenen Storren, Grät und gefallenem Holze begnügen laſſen, ehe er die guten Bäume abhauet, die er aber auch nicht nach Belieben, und wo er will, angreiffen kann; ſondern ſich von denen Forſtbeamten anweiſen laſſen muß.

l. 7. §. 12. ff. ſolut. matrim.

trim. l. 55. §. 4. ff. de legat. 3. *Oettinger* de Jur. limit. cap. 10. num. 27. ſeqq. lit. d. *Knipſchild* de Civit. Imper. lib 2. cap. 7. num. 108. *Schweſer* theatr. ſervit. tit. 11. §. 3.

Und wenn gleich jemand auch das Recht hat, in dem Wald zu ſeiner Nothdurft Bäume zum Bauen und Brennen zu hauen, und zwar durch den ganzen Wald und aller Orten; ſo mag er doch ſolches nicht ohne alle Einſchränkung vornehmen; ſondern es können ihm, die Verheerung des Waldes zu vermeiden, gewiſſe Gränzen angewieſen werden, die er nicht überſchreiten darf.

per l. Divus §. fin. ff. de uſ. & habitit. *Mindan.* de proceſſ. cap. 39. num. 9. ſeqq. *Knipſchild* cit. loc. lib. 2. cap. 7. num. 109. **Kluger Beamter** part. 1. tit. 34. §. 9. num. 10. in fin.

Wiederum kommt auch dem Forſtherrn zu, wegen Niederſchlagung und Abhauung des Acker- und Buſchholzes zu gebieten, daß auf einem jeden Acker eine gewiſſe Anzahl Hegereiſſer ſtehen bleiben, wovon der Grund und Boden ſich wieder beſamen kann.

Krebs tract. de ligno & lapid. cap. 1. ſect. 1. pag. 14. *Dietherr* in continuat. theſaur. *Beſold.* voc. **Wald.**

Ferner kann der Forſtherr verbieten, daß kein Baum wegen Miſtel, Vogelbeer oder Vogelneſter, Mader, Bienen u. d. g. abgehauen werde.

Noë **Meurer vom Forſt- und Waldrecht** pag. 6. **Seckendorf im deutſchen Fürſtenſtaat** part. 3. cap. 3. ſect. 6. §. 9.

Deßgleichen, daß keiner einen angewieſenen Baum nur anhaue, hernach aber, wenn er ihm nicht anſtändig iſt, ſtehen laſſe; ſondern ſolchen behalte und bezahle.

Kraiſſer Comment. ad Ordinat. Foreſtal. Elect. Bavaric. Art. 23.

Fällen, ſagt man auch, wenn man auf der Jagd ein Wild tödtet und erleget.

Fänge, werden an einigen wilden Thieren, wie auch bey den Jagdhunden, die gröſten Zähne genennet, welche ihnen vor den andern um vieles hervorragen. Bey den Raubvögeln aber werden die Füſſe oder Klauen mit dieſem Nahmen bezeichnet.

Färberbaum, ſ. **Gelbholz**, **Gerberbaum.**

Färberbeere, **Färberkörner**, ſ. **Creuzdorn.**

Fagus, **Buche.**

Fahren, ſagt man in der Jägerey von dem Haaſen, wenn er auf dem Hintern fortrutſchet, und gen Feld oder Holze rückt. Man brauchet aber dieſes Wort auch ſonſt von dem Haaſen. So ſagt man: der Haaſe fähret bey Suchung ſeiner Nahrung, wie etwa von dem Hirſch geſagt wird:

wird: er zeucht ins Gras. So wird der Haaſe abgeſchreckt, wenn ihm vor Tage, da er gen Holz fahren will, vorgerichtet wird.

Fahrenkraut, Farenkraut, Farrenkraut, Farn, Farnkraut, Fahren, Faren, Farren, Farnwurzel, Farnbaum, lat. Filix, Radix Filicis, Pteris, franz. *Fougere*, *Fabreque*, iſt ein Gewächſe, davon es gar viel Sorten giebt, deren Beſchreibung aber hier nach unſerm Zweck nicht nöthig iſt. Wir merken überhaupt nur folgendes an. An der unterſten Seite der Blätter finden ſich zu gewiſſen Zeiten viele kleine halb erhabene Knöpfgen, die einige für Blumen, und den darauf folgenden Staub für Saamen halten, den man aber mit bloſſen Augen nicht wohl unterſcheiden kann. Daher ſind viele auf die Gedanken gerathen, als ob dieſes Gewächſe gar keinen Saamen habe: es fehlet aber hier noch an hinlänglicher Erfahrung. Auf sehr hohen Gebürgen kommt es nur einzeln hervor, und bemerket man, daß es die Kälte weder hoch wachſen, noch ſehr überhand nehmen laſſe. Auf denen Vor- und Landbergen, in Heiden, an ſchattichten, ſteinichten und feuchten Oertern hingegen wächßt es deſto häuffiger und gröſſer, und thut dem Anwachs des Holzes aus Saamen ungemeinen Schaden. Seine groſſen und dicken Blätter laſſen ſchlechterdings nichts darunter aufwachſen, und es iſt unter allen ſchädlichen Gewächſen am ſchwerſten auszurotten. Alle bis daher deswegen angeſtellte Verſuche ſind vergebens geweſen. Man hat zwar wahrgenommen, daß Miſtlache ſolches gänzlich und auf etliche Jahre wegbringe, und diejenigen Plätze, wo Kuhläger ſind, davon befreyet werden. Man ſiehet aber gar leicht, daß dieſes nur ein Verſuch im Kleinen ſeye, welcher ſich im Groſſen nicht bewerkſtelligen läßt. Das ſchlimſte iſt, daß dieſes dem Forſtbau ſo nachtheilige Gewächſe von der Wurzel gar zu häuffig wieder ausſchlägt. Doch iſt zu glauben, daß es auf eben die Art zu tilgen ſeye, wie wir von Gelſter und Haſeln angemerket haben. Nämlich, wenn es im May und Junio etliche Jahre hintereinander weggenom̃en wird, weil die Erfahrung lehret, daß die Wurzeln der Bäume und Staudengewächſe ſich ſodann verbluten, und die Wurzeln verfaulen. Es würde die Mühe belohnen, unter guter Aufſicht, Verſuche damit auf beſagte Weiſe anzuſtellen. Am ſicherſten iſt, wenn man an ſolchen Oertern, wo ſich das Fahrenkraut gerne anfindet, das laubtragende Holz nicht überſtändig werden läßt; ſondern es abhauet, wenn man noch verſichert iſt, daß es friſchwachſende Stammloden treiben werde. Dieſe laſſen es, wie die Erfahrung lehret, gar nicht aufkommen, oder erſticken es bald wieder; ſo iſt man der koſtbarn Mittel, ſolches auszurotten, überhoben. Sonſt kann auch dieſes in Holzungen ſo ſchädliche Gewächſe, gleichwie der Gelſter, zum Brennen, zur Streue für das Vieh, und anderm Behuf gebrauchet werden. Und wenn daſſelbe, nachdem es etwas trocken oder welk geworden iſt, in Gruben geworfen, und mit lang-

ſamen Feuer verbrannt wird, giebt es eine mit vielem Laugenſalz angefüllte Aſche, welche zum Potaſchen- und Seiffenſieden, Glasmachen, Bleichen u. d. g. nützlich iſt. Es hat auch die daraus geſottene Potaſche nicht ſo viele Glasgalle in ſich, wie die gemeine.

Fahrer, wird ein Haaſe genennet, wenn er auf dem Hintern rutſchet.

Fahrt, ſ. **Fährte.**

Faiſan, ſ. **Faſan.**

Falcke, Falck, lat. Falco, franz. *Faucon*, iſt einer von den edelſten Raubvögeln, der auf beſondere Art von den Menſchen dergeſtalt gezähmet und abgerichtet werden kann, daß er nach ſeines Herrn Willen in freyer Luft andere Vögel oder Thiere greiffet, bey demſelben, ſeiner vorigen Freyheit vergeſſend, ſich jederzeit wieder einſtellet, und das gefangene Wildpret überbringet. Dieſe Falcken ſind nicht nur nach der Landesart, und mancherley Raubes; ſondern auch an Geſtalt, Farben und Federn ſehr unterſchieden, indem einige groß und lang, andere dagegen kurz und dicke, einige braun, einige gelb, andere grau und blond zu finden. Die Falcken auf dem Lande und im Gebürge haben gelbe Hände; dagegen haben die, ſo an der Seeküſte oder am Strande ſich aufhalten, und von Tauchern oder andern Waſſervögeln ſich nähren, etwas grünlichte. Wir wollen die **verſchiedene Arten** derſelben, die **verſchiedene Benennungen** einer jeden Art nach der Verſchiedenheit der Zeit, den Gebrauch derſelben zum **Baitzen**, und endlich die **Weydmänniſche Redensarten** von denſelben kurzlich anzeigen.

A) **Die bekannteſte Arten** der Falcken ſind folgende:

1) **Der Sacre- oder Sacrifalk, Sackerfalck, Großfalck**, der aus Irrland und Podolien, auch aus der Tartarey, Cypern, und Candia zu uns gebracht wird. Er hat einen kleinen und oben flachen Kopf, einen kurzen und ſtarken Schnabel, groſſe, weite eröfnete Naßlöcher, runde und helle Augen, einen langen und ſtarken Hals, breite Bruſt und Rücken, groſſe Flügelbogen, lange Schenkel, groſſe knorrichte Füſſe, ſchwarze ſcharfe Klauen, und einen langen Schwanz. Er iſt von widerſpenſtiger und tückiſcher Art; daher man auch groſſe Gedult mit ſeiner Abrichtung haben muß. Weil er aber ein arbeitſamer und ſtarker Vogel iſt; ſo braucht man ihn, Kraniche, Reiger, wilde Gänſe, Rehe, und Haaſen damit zu baitzen. Wenn man ihrer 2 zuſammen auf eine Stange ſtellet; ſo werden ſie bald zahm.

2) **Der Schwimmer**, franz. *Lanier*, iſt ebenfalls tückiſch, aber dabey von groſſer Geſchwindigkeit, und ſehr gut zum Haaſenbeitzen; er muß aber wohl abgetragen werden, ehe er zahm wird. Er liebet von Natur die Hunde, und folget ihnen gerne nach. Man fängt ihn meiſtens in Sicilien, wo er auf hohen Bäumen und Felſen horſtet. In unſerm Deutſchland wird er deswegen der Schwimmer genannt, weil

weil er ſich im Fliegen gleichſam, wie einer, der im Waſſer ſchwimmt, zu bewegen pfleget.

3) Der **Gerfalcke**, franz. *Gerfaut*, iſt etwas kleiner, als ein Adler, jedoch gröſſer als ein Habicht, und kann als einer von den wackerſten und ſtärkſten Vögeln, wegen ſeines ſchnellen Fluges und hohen Steigens, vortreflich zur Reigerbeitze gebraucht werden. Er kommt aus Irrland und Norwegen, und achtet der kleinen Vögel nicht; ſondern ſtößt nur die Groſſen, als Kraniche, Schwanen, Reiger, Trappen ꝛc. Doch giebt es einige darunter, die ſich auch auf die Rebhüner gut abrichten laſſen.

4) Der *Alphanet*, welcher aus der Barbarey kommt. Er wird unter allen Falcken vor den luſtigſten und ſchönſten Vogel gehalten, und zur Haaſen- und Rebhünerbeitze abgerichtet. Er iſt gemeiniglich blond von Federn, und ſteigt ſehr hoch, ſo, daß er bey hellem Wetter kaum zu ſehen iſt. Er iſt zwar mehrentheils kleiner, als der Schwimmer; man findet aber doch etliche ſo groß, als die Sackerfalcken, welche ſehr gut, und ſich zu allerhand Weydwerk gebrauchen laſſen.

5) Der **Bergfalcke**, hat eine runde Bruſt, kurzen Leib und langen Schwanz, ſtarke und ſehr gelbe, mit ſcharfen Fängen begabte Hände. Auf dem Rücken und auſſerhalb den Flügeln iſt er aſchengrau, welche Farbe aber je länger je lichter, und nachdem er ſich vielmal gemauſet hat, immer gelbfarbiger wird. Er iſt gar wilder Art, und fängt nur die groſſen, aber keine kleinen Vögel.

6) Der **Hagerfalcke**, iſt nicht groß von Leibe, und nicht viel gröſſer, als ein Sperber, aber gar ſtark und muthig. Er hat einen breiten Kopf, feurige Augen, einen kurzen Hals, ſehr lange Flügel, ſtarke Knochen, und kurze Beine, welche ausſehen, als ob ſie ſchuppicht wären, wie eine Schlange oder Eydere ſeyn mag. Dieſer Falke, welcher ſein Neſt auf hohe und faſt unerſteigliche Felſen macht, iſt leicht abzurichten, und gut mit ihm umzugehen. Sein Raub ſind mehrentheils groſſe Vögel, als Reiger, Kraniche, wilde Gänſe u. d. g.

7) Der **Kohlfalcke**, iſt von Leibe etwas kürzer, als der Bergfalcke, hat einen groſſen Kopf, lange Schwingen, und dergleichen Schenkel, kurze Füſſe, und einen kurzen Schwanz. Auſſen an demſelben ſowohl, als an den Flügeln iſt er ganz ſchwarzbraun; an der Bruſt aber ſchwarz geſprengt, und hat unter den Augen ſchwarze, mit dunkelbrauner Farbe vermiſchte und ſchattirte Maaſſen oder Flecken.

8) Der **weiſſe Falcke**, iſt gegen dem vorigen mit vieler weiſſen Farbe geſprenget und vermiſchet, hat auch gröſſere Füſſe und Knochen, als derſelbe, und wird aus den mitternächtigen Ländern zu uns gebracht.

9) Der **rothe Falcke**, wird alſo genennet, weil er in Ausſtreckung ſeiner Flügel eine dunkele

dunkele Röthe zeiget, und was ſonſt an andern Falcken weißfleckigt, das iſt an dieſem roth mit Schwarz geſprenget. Dieſer Falcke iſt etwas kleiner, als die vorigen; doch ſtark an Klauen, Schnabel und Füſſen, auch ſchnell im Fluge; wiewohl er dieſes nicht lange aushalten kann.

10) **Der Baumfalcke, Stoßfalcke oder Lerchenfalcke,** lat. Falco arborarius, Falco lapidarius, Falconellus prædarius, iſt zwar ein kleiner, jedoch ſchöner und herzhafter Vogel, der ſich aber nimmermehr zum Baitzen abrichten läßt. Zum Lerchenfang hingegen iſt er treflich zu gebrauchen. Denn wenn man ihn nur in der Mauſezeit der Lerchen, d. i. zu Ende des Auguſts auf der Hand trägt, und wenn die Lerchen aufliegen, denſelben in der Luft ein wenig flattern läßt; ſo werden die Lerchen ſo furchtſam, daß ſie gleich zur Erde fallen, und ſich faſt mit den Händen greiffen laſſen; mithin durch die Tiraſſe oder Haarſchlingen gar leicht gefangen werden können.

11) **Der Blaufuß und Sperber,** ſo gleichfalls zum Geſchlechte der Falcken gehören, können unter ihrem eigenen Nahmen nachgeſchlagen werden, wo man ſie beſchrieben finden wird.

12) Aus dieſen vielerley Arten der Falcken entſtehen manchmal Baſtarte, wenn ſie ſich in der Brunſtzeit vermiſchen, welche denn auch mehrentheils zum Baitzen zu gebrauchen ſind. Dieſe Falcken fängt man auf unterſchiedene Weiſe, und zwar, wie alle andere Raubvögel, mit aufgerichteten Garnen, Wänden, Rinnen, Schleiffen, Leimruthen ꝛc. und mit Habichtsfängen. Wenn man junge Falcken ausnimmt, und aufziehen will, muß man ihnen allezeit friſches Fleiſch von Tauben und Waldvögeln geben, welches nicht über einen Tag alt ſeye; dieſelbe aber damit nicht überladen, und ſie alſo 9 Monate alt werden laſſen, ehe man ſie auf die Hand ſitzen läßt. Wenn man ſie zum Aufſitzen gewöhnen will, muß man ſie erſt auf Stangen und Aeſten von Bäumen aufſitzen lernen. Hernach werden ſie durch langwüriges Wachen, welches ſie zahm und kirre machen muß, zum Haubentragen, und folgends zum Luder und auf Weydwerk gewöhnt, indem man ſie in das Feld nimmt, und ihnen daſelbſt allerley Thiere zeiget, darauf ſie ſollen gerichtet werden. Das mehrere hievon ſ. Beitzvögel.

B) Eine jede von den bisher beſchriebenen Arten der Falcken hat fünf **unterſchiedene Benennungen**, die ihr im erſten Jahr gegeben werden. Nämlich der Falcke heißt hier:

1) *Niais*, wenn er in der Gegend, da er geheckt iſt, oder nach ſeinem erſten Ausflug, welcher im May geſchiehet, gefangen, oder aus dem Neſte gehoben worden, da er ſeinem Nahmen nach, noch einfältig, tumm und läppiſch iſt.

2) *Gentil*, wenn er im Junio, Julio und Auguſt gefangen, und alſo im Sommer ſchon begierig und hurtig geworden.

3) *Paſſa-*

3) *Paſſagier*, oder ein Fremder und Landſtreicher heißt er vom September bis in December, weil er des Herbſts ſeinen Zug hält.

4) *Antanaire*, oder Antenido, wenn er jährig wird, weil er wieder zurücke flieget, und das erſtemal zu niſten vermeynet, ob er gleich noch nicht vermauſet hat.

5) *Hagard*, wenn er vermauſet hat, weil er, wenn er alsdann erſt gefangen wird, eigenſinnig und wild, und daher übel zu zähmen iſt. Sonſten aber wird ein **vermaußter Falcke** derjenige genennet, welcher ſeine Federn nur erſt einmal verändert hat. Ein **madrirter Herr** aber, welcher ſolche mehr, als einmal, verneuert hat.

C) Will man die Vögel zum **Baitzen** gebrauchen; ſo verfähret man folgender Geſtalt: Man reitet, indem der Falcke verkappt auf der Hand ſitzet, auf die Reviers, und hat kleine Spürhunde bey ſich. Wenn nun dieſe was auftreiben; ſo macht man dem Falken das Geſichte frey, und wirft ihn auf den Raub zu, auf welchen er in einem Bogenſchuß zuſtöſſet. So bald er etwas gefangen hat, ſetzet er ſich nieder, und läßt ſich von dem Falckenier den Raub mit guter Manier abnehmen, welcher ihm denn alſobald etwas vom Geäſſe giebet. ſ. a. **Beitzvögel**.

Wenn der Falken **Mauſezeit** iſt, d. i. wenn ihnen die alten Federn ausfallen, und neue davor wachſen, welche gemeiniglich zu Ende des Merzen ihren Anfang nimmt; ſo muß man ihnen kurz vorhero in Baumöl genetztes Schaaffleiſch, welches in friſchem Waſſer ein wenig abgeſchlagen worden, vorlegen. So oft man ihnen aber friſches Geäſſe vorleget; ſo oft muß man ihnen das alte Geäſſe wegnehmen. Sie müſſen auch vor Endigung ihrer Mauſezeit, ehe man ſie aus dem Zimmer, worinn ſie ſolche Zeit über eingeſperrt geweſen, heraus nimmt, mit einer gelinden Purgation gereiniget werden. Und da überhaupt dieſe koſtbare Vögel vielen Krankheiten unterworfen ſind; ſo iſt groſſe Behutſamkeit dabey nöthig. Um nur einiger Zufälle zu gedenken: ſo gebe man dem Falken, wenn er nicht ſchmeiſſen kann, Hahnengalle, oder gekochte weiſſe Schnecken zu eſſen. Wo er aber zu viel ſchmeißt, netze man ſeine Speiſe mit ein wenig **Bilſenſaamenſaft**. Wenn ihn ein Bein im Flügel oder Schenkel zerbrochen iſt; ſo binde man ihm warme **Aloe** darüber, und laſſe es 24 Stunden darauf liegen.

D) Die **weydmänniſche Redensarten** von dem Falcken ſind folgende: Der Falcke zeucht in die Höhe; Er ſenkt ſich wiederum; Er ſiehet auf den Raub; Er reißt den Raub mit den Hinterklauen; Er greift an, liegt **unter**, **verlieret das Feld**. Die Neſter der Falcken heiſſen **Geſtäude**. Wenn ſie gefangen ſind, werden ſie mit **Reuſchhauben** gehaubt; wenn man ſie aber anfängt, zu tragen, werden ſie erſt recht gehaubt. Sie ſtehen auf der Hand oder der Stange

Stange und ſitzen nicht; Sie werden berichtet, und nicht zohm gemacht; man locket und ätzet ſie auf das Luder; das Luder giebt man aus; ſie werfen alle Morgen ihr Gewölle, d. i. ſie speyen die Haare oder Federn, welche ſich von dem des vorigen Tages gefreſſenen Raube, oder der Aetzung, in dem Kropfe angeſetzet haben, wieder aus, da ſie auſſer dem ſonſten nicht das geringſte zu ſchlagen oder zu fangen tüchtig ſind. Wenn ſie fliegen, nennet man es **ſteigen**. Sie **ſchlagen** die Reiger oder wilde Enten von oben herab, und ſteigen alsdenn wieder. Ihre Flügel nennet man **Schwingen**; ihre Füſſe aber **Hände**. Wenn ſie verirren; ſo ſagt man: **ſie fallen in ein ander Land.** An ſtatt, daß man ſpricht: man habe den Falken losgelaſſen, muß man ſagen: **man habe ihn geworfen.** Der Falcke **blockt** oder **hat geblockt**, ſagt man, wenn er ſich, nachdem er ein Rebhun aufgetrieben, nach ſeinem Vortheil auf einen Baum oder Buſch ſetzet. **Ludern** heißt, den Falken, mit Schwingung des Luders, Federſpiels oder Handſchuhes zu ſich locken. **Kuffen** nennet man, wenn man ihn mit dem Zieher und der Stimme allein auf die Hand bringet, wie man bey den Habichten zu thun pfleget. Was in Abſicht auf den Falckenfang Rechtens ſeye, davon ſ. **Raubvögel.**

Falckenbaitz, ſ. **Baitzvögel.**

Falckenbaitz, ſ. **Falcke.**

Falckenbaitz, ſ. **Falcknerey.**

Falckengeſchühe, beſtehet aus zweyen, ungefehr eines Fingers langen, weißgearbeiteten, ſchmeidigen und gelinden Riemen, welche ſauber ausgefranzt, und an die Falckenfüſſe veſt angemacht werdē, woran aber 2 hellklingende Schellen, damit man ihn weit hören und finden könne, beveſtiget, und mit einem ſpannenlangen, ſchmalen, weiſſen Wurfriemen durchzogen werden müſſen, dabey man ihn bey der Hand halten kann. Wenn aber der Falcke ſteigen ſoll; ſo wird dieſer lange Wurfriemen vom Geſchühe abgezogen, um ihn ledig zu laſſen.

Falckenhaube, Falckenkappe, franz. *Chaperon*, wird von Leder alſo gemacht, daß ſie dem Falcken über den Kopf und die Augen gehet. Solche muß von einem Sattler oder Riemer ſehr accurat gemachet werden. Es muß nämlich von Holze ein ordentlicher Stock, wie ein Falckenkopf geſchnitten werden; und wo die Falckenaugen ſind, daſelbſt muß der Stock etwas erhabene Hügel haben, damit die Kappe innwendig Höhlen bekommt, und dem Vogel nicht auf den Augen dichte anzuliegen komme, und ihm dadurch die Augen verletze. Hierzu werden nun drey Theile von Leder geſchnitten. Das obere Theil iſt faſt gerade, nur daß es in der Mitten etwas breiter falle. Die beyden Seitentheile werden unten, und oben hinauf rund, wie ein halber Mond, geſchnitten. Auf den Seitentheilen wird auch wohl zum Zierrath Sammet oder feine Tuchläppgen geleget. Sodenn werden die 3 Theile über den Stock zuſammen mit einer ſubtilen Stoßnath genähet. Das

Obertheil wird ſodenn vorne ausgeſchnitten, daß der Schnabel des Falcken durchgehet. Hinten im Obertheile wird ein Schlitz geſchnitten, darinnen 2 Riemen gegeneinander durchgezogen, und an den Enden Knöpfgen daran gemacht werden, damit man die Kappe auf erforderndem Fall auf und zuziehen kann. Unten herum wird die Kappe eingefaßt. Dergleichen Kappe nun wird über den Kopf des Falcken geſetzet, der Schnabel durchgeſtochen und hinten zugezogen.

Falckenier, Falckenierer, Falconierer, lat. Venator Falconius, Falconarius, franz. *Fauconnier*, iſt derjenige, welcher die Falcken, und andere zum Baitzen taugliche Raub- und Stoßvögel aufzuziehen, abzurichten, und bey der Baitze zu werfen, Anweiſung giebet, und davon Profeſſion macht. Man hält diejenigen, die aus **Brabant**, und vornemlich aus **Falckenwerth** kommen, vor die geſchickteſten zu dieſem Geſchäfte; und es iſt bekannt, wie in Deutſchland an manchem Hofe ſehr viel auf dieſe Leute gewendet wird; worunter gleichwohl wenige ſeyn, die vom andern Weydwerke was wiſſen; ſondern ſich bloß auf dieſe Kunſt legen, auch wohl ſelbſten Falcken von verſchiedenen Gattungen mitbringen, und ſich ſolche recht theuer bezahlen laſſen. Welchen Aufwand man wohl erſparen könnte; immaſſen man im Stande iſt, mit unſern hieſigen Habichten, Blaufüſſen, groſſen und kleinen Sperbern eben ſo gut zu baitzen, als mit ausländiſchen Vögeln. Doch wir haben hier von dem Amt des Falkeniers zu reden. Wo viele Falkenierer gehalten werden, da iſt ihnen ein Ober- oder Groß-falkenier vorgeſetzt, welches gemeiniglich an groſſen Höfen eine hohe und adeliche Charge iſt. Es muß aber ein Falkenier ein verſtändiger, gedultiger und hurtiger Mann ſeyn, welcher eine angebohrne Liebe und Freundlichkeit zu den Falcken haben, ihre Natur und Eigenſchaft, Complexion und Humeur aus dem Grunde verſtehen, dieſelbe mit gutem Bedacht und Behutſamkeit zu regieren wiſſen, ſie mit einer hurtigen Fauſt zu gelegener Zeit werfen, den Vogel nicht übel anfahren, auf ihn zucken oder ſchlagen, ſondern deſſelben Mißhandlung mit guter Beſcheidenheit und Sanftmuth fein ſittſam verbeſſern, und mit gutem Glimpf denſelben wieder zu rechte zu bringen, ſuchen ſolle. Er muß ferner wohl unterſcheiden, und wiſſen, welchen Vogel er ſpäte oder zeitlich abfliegen laſſen müſſe. Er muß ſowohl vor die ordentliche Fütterung derſelben, als auch vor ihre benöthigte Purgation und Reinigung zu rechter Zeit mit allem Fleiſſe ſorgen; auch, damit die Vögel geſund bleiben mögen, ihnen den Fraß nicht von grobem alten und ſtinkenden, ſondern von weichen, zarten und reinem Fleiſche fein klar hacken. Sowohl ſein Kleid, als ſein Pferd ſollen beyde grau, und dieſes letztere nicht ſcheu oder ſchnarchend ſeyn. Da auch mit einem einzigen Falcken, der leicht verfliegen, oder verlohren oder verunglücket werden kann, nicht viel auszurichten iſt; ſo ſoll er wenigſtens 2 bis 3 abgetragene Fal-

Falcken, ingleichem 2 vorſtehende Hünerhunde, zu Enten und Gänſen, wie auch zum allerwenigſten einen Strick Windhunde haben. Ferner hat er eine von feiner Leinewand ſauber gemachte Weydtaſche nöthig, worinnen er allezeit einiges Fleiſch zu Fraß, und ein Paar lebendige Hüner, oder Wachteln, dem Vogel zu geben, haben muß. An der Seite ſoll ſein Federſpiel oder Vorlaß hängen, den Falcken damit wieder an ſich zu locken. Seine Hände ſollen mit ein Paar groſſen und weiten, von gutem ſtarken Hirſchleder wohlgemachten Handſchuhen verwahret ſeyn, damit der Falke deſto veſter und gewiſſer auf der Fauſt ſitzen, und mit den Klauen nicht durchgreiffen möge. Vor den Falcken aber muß er auch die vorhin beſchriebene Haube oder Kappe haben, und noch jederzeit auf dem Krempe ſeines Huts eine im Vorrath bey ſich tragen, woran er vor andern Jägern zu erkennen und zu unterſcheiden iſt. Auf gleiche Weiſe muß er auch den Falcken mit dem benöthigten Geſchühe und Feſſeln verſehen. Endlich ſoll er nicht des Winters bey dem Schnee, welcher den Vogel blendet, des Frühlings aber nicht zu frühe im Thau oder Nebel, und des Sommers nicht in groſſer Hitze, noch des Herbſts bey trübem und feuchten Wetter mit demſelben ausreiten; den Falcken aber alsdann dergeſtalt tragen, daß er ihn nicht zu nahe an ſeine Augen oder Geſicht halte, ihn auch weder zu niedrig, noch zu hoch, und jederzeit ſein frey trage, auch den Vogel wider den Wind auf der rechten Hand ſitzen habe, damit derſelbe mit ſeinen Schwingfedern, nicht an des Falckeniers Kleid ſtoſſen möge.

Falckenkappe, ſ. **Falkenhaube.**

Falcknerey, franz. *Fauconnerie*, iſt eine Art der hohen Jagden, deren man ſich an königlichen und fürſtlichen Höfen zum Vergnügen des Landesherrn öfters bedienet, und mit Falcken, Reihern und andern Vögeln auf das Wildpret baitzet. Auf dem Kayſerl. Luſtſchloß **Laxenburg**, bey Wien, iſt dieſe Art von Jagden häufig anzutreffen, und in 4 Claſſen, nämlich in die **Reiher- Krähen- Millon-** und **Rivierparthey** eingetheilet.

Falco, Falco arborarius, lapidarius &c. ſ. **Falcke.**

Falco Cyanopus, ſ. **Blaufuß.**

Falconarius, ſ. **Falckenier.**

Falconellus prædarius, ſ. **Falcke.**

Falconierer, ſ. **Falckenier.**

Falle, lat. Decipula, franz. *Trape*, wird eine Maſchine genennet, womit ſchädliche Thiere, und beſonders in der Jägerey, die Raubthiere gefangen werden. So hat man Fallen zu Bären, Madern, Iltiſſen Fiſchottern ꝛc. und auch zu allerhand Vögeln, die man bey dem Fang eines jeden Thiers, oder, wenn ſie beſondere Nahmen führen, als z. Er. **Schnellfalle**, unter ſolchen beſchrieben findet, ſowohl nach ihrer Struktur, als auch nach ihrem Gebrauch.

Fallen, iſt ein Wort, daß in der Jägerey auf verſchiedene Weiſe gebraucht wird. Es heißt 1) Fallen wenn ein Hirſch, oder ander

Stück Wild, von einem Schuß, Stich, Krankheit oder Hunger ſtirbet, und wo es nicht bey Zeiten gefunden wird, verfaulen muß. 2) Wird vom Hirſch geſagt: **Er fällt ins Garn,** an ſtatt: Er ſpringt in das Garn. 3) Sagt man von den Falcken: **Sie fallen in ein ander Land,** wenn ſie ſich in Verfolgung ihres aufgeſtoſſenen Raubes verirren, und oftmals auf viele Meilen Weges weit von dem Orte, wo ſie geworfen worden, hinwegfliegen. ſ. a. **Falcke.** 4) Wird von Reb- und Haſelhünern geſagt, daß ſie auf die Weyde oder das Geäſſe einfallen oder fallen. 5) Von den Haſelhünern, daß ſie **zu Baume fallen.** ſ. **Baumen.** 6) Vom Hirſch, daß er übers Zeug, die Lappen, oder worüber es ſeye, falle, an ſtatt: daß er darüber ſpringe, ſ. a. **Fliehen.**

Fallgänge, nennet man bey der Fiſcherey gewiſſe Ableitungen oder Abtheilungen der Fiſchwaſſer. Von Rechtswegen ſoll es nicht geſtattet werden, daß man dergleichen Fallgänge und neue Striche mache, und ſich eigene Gehege und Fiſchwaſſer ſeines Gefallens zueigne, dadurch eines andern Gerechtigkeit geſchmälert wird. Diejenige hingegen, ſo alte Hegewaſſer und Fallgänge über verwährte Zeit im Gebrauch gehalten, ſollen, nach Churfürſtl. Sächſiſ. Verordnungen dabey gelaſſen werden.

Fallſack, iſt ein groſſer mit langen Wänden verſehener Garnſack, mit welchem man allein einen groſſen Bach oder mäſſigen Fluß überſtellen kann. ſ. **Garnſack, Sackgarn.**

Falzen, Pfalzen, Palzen, Pfalz, Balz, iſt bey dem Auergeflügel, Trappen und anderm hohen Federwild eben dasjenige, was man bey dem rothen und ſchwarzen Wildpret die Brunſt nennet. Wenn dieſe Vögel ihr **Falzgeſchrey** machen, oder wenn ihre **Falzzeit** ſeye, und wie ihr Geſchrey beſchaffen ſeye, kann unter dem Nahmen eines jeden von dieſen Vögeln nachgeſchlagen werden.

Falzgeſchrey ſ. **Falzen.**

Falzzeit, ſ. **Falzen.**

Fan, ſ. **Hirſchkalb.**

Fang, lat. Captura, franz. *Priſe*, bedeutet überhaupt alles Fangen der Thiere, als in der Luft den **Vogelfang,** auf der Erde die **Jagd,** und in dem Waſſer die **Fiſcherey,** wovon an ſeinem Orte gehandelt wird.

Fang oder **Fänge,** nennet man ferner 1) von Holz gemachte Gebäude, oder diejenigen hölzernen Maſchinen, welche ſo eingerichtet ſind, daß gewiſſe Thiere ſich ſelbſt darinnen fangen müſſen. ſo hat man **Aalfänge, Bärenfänge, Entenfänge, Fiſchfänge, Habichtsfänge, Lachsfänge** 2c., wovon an ihrem Ort ein mehrers. ſ. a. **Falle.** 2) Nennet man auch den Stich, den man in ein wildes Thier thut, einen **Fang.** Die Bären und wilden Schweine werden mit eigenen dazu verfertigten Fangeiſen und Knebelſpieſſen erleget, und geſchiehet ſolches gemeiniglich in Luſthatzen. Daher kommt die Redensart: **Dem Thier einen Fang geben.** ſ. **Anlauffen laſſen, Fangeiſen.**

Fangeiſen, iſt nichts anders, als als ein Schweinſpieß, mit welchem man einem wilden Schwein auf der Jagd oder Schweinshetze einen Fang zu geben pflegt. Inzwiſchen iſt doch ein groſſer Unterſcheid unter den Fangeiſen. Man hat breite Bärneiſen, und ſchmälere Saueiſen, daran entweder Schäfte von Ebreſchenholz, ſo in der Saftzeit verkerbet worden, daß Knorren daran gewachſen, oder Schäfte von gutem zähen Buchen- oder Birkenholze gemacht ſind Um ſolche Schäfte werden rothe und ſchwarze ſchmale Riemgen gewunden, welche mit gelben oder weiſſen Zwecken beveſtiget ſind, deſto veſter anzuhalten. Dieſes Fangeiſen muß auf anderthalb oder 2 Spannen zurücke einen Knebel haben, wie ein Creutz, damit das angefaßte Schwein, wenn es getroffen wird, weiter nicht, als bis auf den Knebel, an den Mann dringen könne. Mit der linken Hand muß es regieret, und von der rechten nachgedruckt, die Füſſe aber von dem Jäger alſo geſetzt werden, daß der linke Schenkel unter der linken Hand, und der rechte unter der rechten Hand ganz veſt, ſtark und unverrücklich ſtehe, und das meiſte Abſehen auf des Schweines Kopf, und ſeine Bewegung habe. So muß auch der Fang zwiſchen den Vorderläuften und dem Halſe gleich zum Herzen geſchehen. ſ. a. **Anlaufſen laſſen.**

Fangen, nennet man in der Jägerey, wenn ein Hund oder Wolf ein anderes Thier niederwirft. Eben dieſen Ausdruck gebraucht man auch von den Raubvögeln; denn das, was ſie rauben, nennet man fangen oder ſchlagen.

Fangklauen, ſ. **Habicht.**

Fangſtricklein, iſt die Leine oder Stricklein, daran man die Hunde führet, wenn man auf die Jagd gehen will.

Faus, ſ. **Rehe.**

Faons, ſ. **Junge.**

Fara, ſ. **Baal.**

Faren, Farenkraut, ſ. **Fahrenkraut.**

Fario, ſ. **Forelle.**

Farn, ſ. **Fahrenkraut.**

Farnbaum, ſ. **Fahrenkraut.**

Farnkraut, ſ. **Fahrenkraut.**

Farnwurzel, ſ. **Fahrenkraut.**

Farren, Farrenkraut, ſ. **Fahrenkraut.**

Faſan, Phaſan, Phaſian, lat. Phaſiana avis, Faſianus, Phaſianus, Gallus ſilveſtris, franz. *Faiſan*, iſt einer der ſchönſten, wohlgeſtalteſten und edelſten Vögel, ſo ſeiner Leibesgröſſe und Geſtalt nach einem Capaun oder Haushahn gleich kommt, und mit unter das hohe Federwildpret gehöret. Er hat einen dicken, erhabenen und hornfarbigen Schnabel, einen ſchönen aſchenfarbenen Kopf, und zwiſchen den Ohren und dem Schnabel einen ſcharlachfarbenen mit ſchwarzen Pünktlein verſetzten Fleck. Der ganze Hals zeiget eine ungemeine Schöne, mit Blau vermengte Grüne, und wo der Hals die Bruſt berühret, eine aus ſchwarz, gelb und

und grün gemiſchte Farbe, durch welche ein ſchwarzer Strich hinläuft. Der Rücken und die Flügel ſind faſt über und über roſtfarbigt, auf fahlroth ziehend. Die Bruſt iſt dem Hals an Farben gleich, aber etwas dunkler, und der Schwanz faſt zwey Fuß lang, in 16 braunſchwarzen, grauen und an den Seiten roſtfarbigen ſteiffen Federn beſtehend, davon die mittlern nach Art der Aelſterſchwänze die längſten ſind. Die Seitenfedern aber ſind kürzer. Die Füſſe ſind glatt und graulicht. Die Faſanhenne iſt nicht ſo ſchön, als der Hahn, ſondern von Farbe faſt wie eine Wachtel, am Kopf und Hals bräunlicht, an der Bruſt aber mit graulichten und röthlichten Federn vermiſcht, hat braune Flügel und auch einen langen Schwanz, doch nicht ſo groß, als der Hahn; wie denn auch der Hahn einen weit ſtärkern Laut hat, daß man ihn gar weit hören kann, doch nicht immer aneinander, indem er immer kurz abſchnalzet.

Es giebt auch weiſſe Faſanen, welche wegen ihrer Seltenheit ſehr hoch gehalten werden; die Hennen davon ſind ganz weiß; die Hähne aber haben um den Hals etwas geſpiegeltes, doch einer vor dem andern mehr oder weniger. Die Faſanen verſchlucken alle ihr Geäſſe, und halten ſich auf denen Wieſen, Brüchen, Auen, und Feldſträuchern von Weyden, auch im alten Gras, um ſich darinnen zu verbergen, gerne auf, wo ſie die Waitzenfelder, Anger, Kohlgärten und Weinberge, ingleichem Wachholderſträucher, Brombeeren und Miſpeln, welche ſie ſonderlich gerne zu ſich nehmen, wie auch Ameishauffen, in der Nähe zu ihrer Nahrung haben. Sie lauffen viel ſchneller und hurtiger als die gemeinen Hüner, und werden auch nicht leicht aufſtehen, ſie würden denn mit Gewalt jähling aufgetrieben, und wenn das Gras feuchte iſt, und ſie aus ihrem Lager gerne weiter in einen andern Stand wollten. Die Habichte, Hünergeyer und andere Raubvögel, desgleichen die Füchſe, Mader und wilde Katzen, Iltiſſe und Wieſel, thun ihnen groſſen Schaden. So ſtellen auch die Aelſtern und Krähen ihren Eyern und Jungen ſtark nach, und sauffen die erſtern aus. Sie ſitzen zur Nachtzeit, vor Furcht der Raubthiere gerne auf den Bäumen; ihre Brut aber verrichten ſie auf der Erde. Zur guten Zucht und Vermehrung dieſer angenehmen Vögel unterhält man ſie in beſondern Faſanengärten, und erwählet darzu lieber junge, als alte Faſanen. Auf einen Hahn werden höchſtens 4 Hennen gerechnet. ſ. Faſanengarten.

Ihre Falzzeit fängt ſich im Martio an, und währet wohl 2 Monate; da denn das Huhn oder die Henne ein Neſt auf die Erde macht, und ihre Eyer, deren ſie 10, 15 bis 20 in einem Jahr legen, in 24 oder längſtens 30 Tagen, ohne Beyhülfe des Hahns, ausbringt. Wiewohl es vor beſſer gehalten wird, wenn man 15 Stück ſolcher Eyer einer gemeinen Bruthenne unterlegt, weil dieſelbe ſolche Eyer beſſer ausbrüten ſoll, als die Faſanen ſelbſt. Am beſten aber geſchiehet ſolches von

Trut-

Trutthünern, als deren natürliche Wärme weit nachdrücklicher iſt, als der gemeinen einheimiſchen Hüner ihre. Der jungen Faſanen erſte Fütterung beſtehet in klein gehackten hart geſottenen Eyern und Peterſilien, oder andern zarten Mayenkräutern. Kommen ſie in die Hollunderblüte, ſo nimmt man deren halb ſo viel, als der Peterſilien, und giebt ihnen die erſten 14 Tage davon. Andere nehmen auch Schaafgarbe und junge Brennneſſeln, jedes ſo viel, als man mit 3 Fingern faſſen kann, hacken ſolche darunter, und geben ihnen des Tages 2 mal alſo zu eſſen. Zwiback oder harte Rinden und Waitzenbrod gerieben, mit Milch angemacht, und unter die Eyer gemiſcht, iſt das beſte Futter unter allen. Die jungen halb erwachſenen Faſanen bringt man am beſten mit Gerſtenmeel, in Waſſer eingerühret, auf. Hernach giebt man ihnen eingequirleten Leinſaamen unter das Gerſtenmeel, und auch bisweilen geſchrotene Mittelgerſte: davon nehmen ſie zuſehens zu. Weicht man über dieſes noch die Gerſte in Milch, doch daß es keine ſaure ſey, ſo werden ſie über die maſſen ſtark und fett davon, und geben ein ſchönes, weiſſes, mürbes und wohlſchmeckendes Fleiſch auf groſſer Herren Tafeln.

Uebrigens ſind dieſe Vögel auch mancherley Zufällen unterworfen. Die Bruthennen bekommen manchmalen den **Pips**, und da muß man ihnen die Schnäbel oft mit Knoblauch, der mit weichem Harz geſtoſſen iſt, bereiben, und den Pips mit einer Stecknadel, und einem ſpitzigen ſcharfen Meſſerlein, wie ſonſt den andern Hünern, nehmen. Die junge Faſanen bekommen gerne **Läuſe**, welche Anfangs unter den Flügeln und an den Köpfen ſeyn. Solches kann man bald daran merken, wenn ſie dicke Kröpfe kriegen und pluſtericht einhergehen. Wenn man nicht in Zeiten darnach ſiehet, muß mancher junger Faſan daran crepiren. Dieſem iſt nun auf folgende Art zu begegnen: Man beſtreiche dieſelbe an den Köpfen und unter den Flügeln mit friſchem Baumöl. Oder man nehme Queckſilber, tödte es in Rheinbergerſchmer, und ſchmiere ſie damit; wobey aber in Acht zu nehmen, daß ſie nicht zu ſtark geſchmieret werden. Wenn ſie geſchmieret worden, müſſen ſie wieder recht warmen Sonnenſchein haben, damit ſie abtrocknen können. Wo dieſes nicht iſt, muß ihnen recht warm eingeheitzet werden; denn ſonſt, wo ſie naß bleiben, iſt es ihnen ſehr ſchädlich. Die alten Bruthennen müſſen gleichfalls für die Läuſe geſchmieret werden, damit ſie auch reine ſeyn; denn von denſelben bekommen eben die Jungen die Läuſe.

Die **Dürre** der Faſanen zu curiren, muß man ihnen den Schnabel ein wenig abſchaben, und friſchen Quark eingeben, alsdenn eine Schwingfeder aus den Flügeln rupfen, und durch die Naſe gezogen, darinne ſtecken laſſen, bis ſie wieder ſelbſt heraus fällt; auch wenn über dem Schwanz ein weiß Blütgen wird, ſolches öfnen und ausdrücken.

Vor den Durchfall iſt am beſten, wenn man ihnen Eiſenkraut, Feldkümmel und Gundermann in das Sauffen legt, und ſie darüber sauffen läßt. Wann die Faſanen kränklich thun, und man nicht weiß, was ihnen fehlet; ſo nimmt man Senfkörner, recht fein geſtoſſen, mit Butter vermiſcht, daraus werden Kugeln gemacht, und ihnen eingegeben oder eingeſtochen. Sonſt aber hat man angemerket, daß die Faſanen ſelbſt zu ihrer Cur grobe Sandſteingen einnehmen. Vor Zeiten hat man dieſe koſtbare Vögel in Deutſchland nicht gehabt, ſondern es ſind dieſelbe aus dem Fürſtenthum Mingrelien, einem Theil der Landſchaft Georgien, am ſchwarzen Meer in Aſien, zu uns gebracht worden, und haben von dem daſelbſt befindlichen Fluß Phaſis ihren Nahmen bekommen.

Es ſind dieſe Faſanen zwar keine Zugvögel; weil ſie ſich aber dennoch, beſonders wo der Hähne viel beyeinander ſind, und zur Falzzeit ſich nicht miteinander vertragen, auseinander ziehen, und auch oft Hennen mitnehmen; ſo hat man vor nöthig befunden, ſie in dazu verfertigten Gärten zu erziehen, darinnen man doch allemal den Stamm erhalten, wie auch viele Jungen auferziehen kann, aus welchen man hernach auch Wilde kann werden laſſen.

Wie ſie gefangen werden, davon ſ. Faſanenfang. Von ihrer Zurichtung ſ. *Onomatologia oeconomica practica*, oder oeconom. Wörterbuch, 1ter Theil, Art. Faſan.

Faſanenbaitze, ſ. Falke, Habicht.

Faſanenbaſtarte, heiſſen diejenigen, welche von Faſanen, und zahmen Hünern oder Hofhünern gezogen werden. Man kann dazu entweder die kurzbeinichten kleinen Hofhüner, oder die faulärſchigen, ſo keine Schwänze bekommen, oder auch die ordentliche Hofhüner nehmen. Es erfordert aber dieſe Zucht beſondre Zwinger, da man im Sommer, wenn die Faſanen und Hofhüner noch jung ſind, einen jungen Faſanenhahn, und 5 bis 6 junge Hofhüner zuſammen ſetzet, daß ſie einander recht gewohnen. Dieſe müſſen beyeinander in ihren Zwingern bleiben. Man kann auch einen jungen Hofhahn, und 6 bis 7 junge Faſanhüner in einen beſondern Zwinger beyeinander ſetzen; da ſie denn in beyden Fällen fleiſſig gefüttert werden müſſen. Wenn dann die Hüner im Frühling legen; ſo ſuchet man die Eyer fleiſſig ab, und leget ſolche den Truthünern oder Hofhünern unter. Sie müſſen aber alsdann ſowohl in der Brutzeit, als auch nachgehends die Jungen, wie bey Erziehung der Faſanen gezeiget wird, fleiſſig und mit guter Fütterung verſorget werden. Wenn die einmal zuſammen geſetzten Hüner und Faſanen ſtets beyeinander bleiben; ſo werden ſie recht gewohnt, und ziehet man im andern Jahr die Baſtarte noch glücklicher hievon, als im erſten. Wie man denn auch über dem unter denen Baſtarteyern viele bekommt, die nichts taugen, und daraus keine Jungen kommen. Sonſten hat wohl dieſe

dieſe Zucht keinen ſonderlichen Nutzen. Einige ſtellen ſich vor, daß das Fleiſch dieſer Baſtarte niedlicher ſeye, als das Fleiſch der ordentlichen Faſanen. Was die gezogene Baſtarte anbetrift; ſo iſt zu merken, daß dieſelbe weder brüten, noch hecken. Auch wird man im Freyen keine Baſtarte zuwegen bringen, bevor ſie nicht beyeinander geſetzt ſeyn, und recht zuſammen gewohnen.

Faſanenbeller, ſ. **Faſanenhund.**

Faſanenbrut, ſ. **Faſan**, **Faſanerey.**

Faſanenfalz, ſ. **Faſanerey.**

Faſanenfang, iſt eine der angenehmſten Beluſtigung und Zeitvertreib vor groſſe Herren. Es wird aber derſelbe auf verſchiedene Art und Weiſe angeſtellet.

Die 1ſte Art: Die Faſanen vor dem Spionhunde zu ſchieſſen. Man gehet zu dieſem Ende an die Oerter und Enden des Holzes, wo man dergleichen wilde Faſanen hat, und läßt den Faſanenbeller das Holz ausſuchen. Wenn nun der Spionhund einen antrift; ſo bäumet der Faſan auf; hingegen lauft dieſer Faſanenbeller rings um den Baum, und verbillet ihn, da indeſſen der Faſan von dem Baume herunter nach obbenanntem Hunde ſiehet. Mittlerweile ſchleicht man gemach, und ſo leiſe und ſtille, als nur geſchehen kann, jedoch geſchwinde, nach dem Baum hinzu, und langet ihn von der Höhe mit der Flinte hernieder. Dieſer Art bedienen ſich die Jäger inſonderheit, wenn ſie in der Eil Faſanen ſchieſſen ſollen. Jedoch wenn man hiemit derſelben nicht ſogleich habhaft werden kann, indem es auch oft zu geſchehen pflegt, daß man mit dem beſten Fang manchen Tag nicht zu ſeinem Zweck gelanget; ſo ſuche man bey der Nacht, was der Tag verſaget. Dahin gehöret

Die 2te Art: Die Faſanen bey der Nacht zu ſchieſſen. Man verfüge ſich in dieſer Abſicht an den Ort, wo die Faſanen aufbäumen. Man gehe noch vor Abends dahin, halte ſich verborgen, und merke, in welcher Gegend ſie aufgebäumet haben. Solches hört man an ihnen bald, weil der Hahn in währendem Aufſteigen ſich laut hören läßt, daß man es in einer ziemlichen Entfernung hören kann, die Hüner aber nur leiſe zippen. Wenn dieß geſchehen; ſo muß man ganz leiſe, zuweilen auf den Strümpfen, dahin ſchleichen. Damit man aber genau erkennen möge, welches der Hahn oder das Huhn ſeye; ſo ſehe man bey geſtirntem Himmel, oder Mondenſchein, fleiſſig darnach, und bemerke ſie genau; wiewohl es bey hellem Geſtirne noch beſſer, als bey dem Mondſchein iſt, indem es bey letzterm gar zu helle, und ſie alsdann leicht fortgehen. Der Hahn iſt daran zu erkennen, daß er gerade, aufgeweckt, munter und keck aufſitzet, den Hals gerade in die Höhe, das Spiel aber oder den Schwanz gerade aus hält. Das Huhn aber hat den Hals mehr eingezogen, und gerade vor ſich weg, und ziehet den Schwanz

etwas unter ſich. Wenn man nun dieſes beobachtet hat; ſo leget man an, hält die Flinte etwas unterwärts, und ſchieſſet ihn. Wenn man aber gerade auf ihn zuhält; ſo überſchieſſet man ihn gar leicht, und bekommt ihn öfters gar nicht. Die Sorgfalt, den Hahn von dem Huhn zu unterſcheiden, geſchiehet deswegen, damit man das Huhn zur Erhaltung dieſes Geſchlechts ſchonen möge. Denn wenn man dieſes unterläßt, wird man eher das Huhn, als den Hahn ſchieſſen, und dadurch vielen Schaden verurſachen.

Die 3te Art: Die Faſanen in Steckgarnen zu fangen. Dieß erfordert zwar wenig Kunſt, aber Bemühung und Fleiß. Wer ſolches bewerkſtelligen will, muß ſich ein Garn, gleich einem Rebhünerſteckgarne, welches jedoch nach Proportion dieſes Vogels an Maſchen und der Höhe etwas weiter und höher ſeyn muß, machen laſſen. Dieſes appliciret man eben ſo, wie die Hünerſtecknetze. Man ſtecket ſie quer durch das Holz, wo es Faſanen giebt, gehet hernach zurücke, und treibet mit etwas wenigem Gehuſt und Getöſe von beyden Enden nach dem Steckgarne zu; oder man nimmt Hunde, ſo dazu abgerichtet ſind, und gehet damit von beyden Enden auf das Netz zu, und treibet das Holz durch; ſo werden ſie ſich darinnen fangen. Wenn aber auf dem Felde noch einzelne Stücke Getreyde ſtehen; ſo ziehen ſich die Faſanen dahinein. Wenn ſie nun darinnen ſind; ſo nimmt man dieſes Steckgarn, ſtecket es quer durch das Getreyde, und treibet von ferne, mit leiſem Gehuſt, oder blöcket ein wenig. Doch darf man das Lermen nicht zu groß machen, ſonſt ſtehen ſie auf, und die Mühe iſt vergeblich angewandt.

Die 4te Art: Die Faſanen im Treibzeuge zu fangen. Hier verfähret man auf eben dieſe Art, wie bey dem Hünertreibzeuge. Doch müſſen ſowohl die Geländer höher, die Maſchen darinnen weiter und ſtärker, als auch der Himmel auf ein Ahl oder drey breiter, derſelben Höhe etwan zweymal höher, auch der Sack gröſſer und weiter, als am Hünerzeuge ſeyn. Die Stellung iſt wie bey gedachtem Zeuge. Wenn nun dieſer Zeug aufgeſtellet iſt; ſo verſteckt ſich einer hinter einen Strauch, oder Lauſche ins Verborgene, ſo, daß ſie ihn nicht ſehen können. Sodenn gehen die andern auſſer dem Holz zurücke, und treiben mit mittelmäſſigem Gehuſt und Geblöcke, nach dem Zeuge hinzu. So bald ſie aber in den Zug hinein ſind; ſo kommt der hinter dem Strauch oder Lauſch verborgene hervor, und ziehet den Himmel herunter, damit ſie nicht heraus, und zurücke gehen.

Die 5te Art, die ſehr bequem iſt, beſtehet darinn, **daß man ſie mit Schlingen oder aufgeſtellten Netzen fängt,** ſo, daß man entweder einen Rock über den Kopf in die Höhe hält, und denſelben ſtark ſchüttelt, damit ſich der Faſan, als ein ohnedem ſcheuer Vogel, davor fürchte, und auf dieſe Art in das Netz lauffe. Oder der

Jäger

Jäger bedeckt ſich mit einem Tuch, worauf ein Faſan gemahlet ſtehet, und zeiget ſich alſo dem lebendigen Faſan, der ihm hierauf getroſt folget, bis er darüber in das Netz geräth. Oder man gehet mit einem in Rahmen eingeſpannten weiſſen Tuch, darauf jedoch ebenfalls ein Faſan abgemahlt iſt, auf den Vogel los, welcher ſich darüber entſetzt, und ſelbſt in das Garn zurücke läuft. Man pflegt ſie auch mit Falcken und Habichten zu baitzen und zu fangen; wovon bey dieſen Vögeln gehandelt wird.

Faſanengarten, ſ. Faſanerey.

Faſanengahäge, ſ. Faſanerey.

Faſanenhaus, ſ. Faſanerey.

Faſanenhund, iſt ein bloß auf die Faſanen abgerichteter Hund, deſſen gröſte Tugend dieſe iſt, daß, wenn er einen Faſan per force auftreibet, und ſelbiger hernach auf einen Baum flieget, er ſolchen laut anbellet, um ſolchen Baum herumläufft, und ſich daran aufbäumet, als wollte er hinauf klettern. Dann ſchmiegt ſich der auf dem Aſt ſitzende Faſan nieder, und betrachtet ſtets den Hund, da denn der Jäger frey hintretten, und ſolchen ſchieſſen kann.

Faſanenrauch, wird ein denen Faſanen angenehmer Rauch genennet, welcher bisweilen in denen Faſanengärten gemacht, und dadurch verurſachet wird, daß die Faſanen darinnen bleiben, und von andern nicht ſo leicht abgelocket werden mögen. Man muß nämlich bey einem ſolchen Garten zuſammengebundene Hanfbüſchelein, wo noch viel Körner darinnen ſind, anzünden, daß der groſſe Rauch, und der Geruch davon dieſen Vögeln von dem Wind zugewehet werde, ſo verlaſſen ſie gar bald ihren alten Ort, und ziehen ſolchem Geruche, der ihnen ſehr angenehm iſt, nach. Streuet man ihnen alsdann Weitzen vor, ſo bleiben ſie daſelbſt lieber, als wo ſie zuvor geweſen. Ein ſolcher Rauch wird auch ſo gemacht: Man nimmt 2 Bund Haberſtroh, 2 Scheffel Hanfſpreu, Campher umgefehr vor 12 Groſchen, anderthalb Pfund Anis, nebſt ein wenig Weyhrauch, eine Handvoll Tauſendgüldenkraut, und ſo viel Widertod, etwas faules Lindenholz, 4 Pferdeäpfel, und ein halb Maaß gedörrtes Malz. Dann zündet man das Hanfſtroh auf bloſſer Erde an, ſchüttet die Hanfſtreu nebſt denen übrigen Materialien darauf, und hält damit 2 Tage und Nächte an. Wenn der Wind nur ein wenig ſtark gehet, riechen die Faſanen ſolchen wohl auf 3 Viertel Meilwegs, und ziehen ſelbigem nach. Mit dem Räuchern ſelbſt wird alſo verfahren: Etliche Schritte von der Körrung muß man ein Loch in die Erde machen, von 3 Fuß Weite und Breite, und anderthalb Fuß tief. Dahinein wird unten eine Schicht Haberſtroh, auf dieſes faul Weidenholz, weiter Ameiſenhauffen, Hanfſpreu, Campher 2 Loth, Wachswinden aus denen Bienenſtöcken (das Werk, worinnen die Bienen ſitzen, Schalen von Faſaneneyern, eine Handvoll Meliſſe, ſo viel Eiſenkraut, Feldkümmel, Ambra 1 Quintl.; welches alles mit untermengtem Stroh, Weidenholz, Hanfſtreu, und

und Ameiſenhauffen ſchichtweiſe geleget und geſtreuet, alsdann gegen Abend oder des Morgens frühe alſo angebrannt werden muß, daß der Wind den Rauch über die Körrung treibet. Dergleichen kann öfters geſchehen, dafern ſich die Faſanen gerne verflögen; ſonſt aber iſt es nicht nöthig. Vornemlich aber muß ihnen in Zeiten das Futter fleiſſig geſchüttet werden, damit ſie ſolches ſogleich nach ihrer Ankunſt auf das Räuchern antreffen, und nicht vielleicht des Vexirens halber gar wegbleiben.

Faſanenwarter, ſ. **Faſanenmeiſter.**

Faſanenzwinger, ſ. **Faſanerey.**

Faſanerey, **Faſanengehäge**, **Faſanengarten**, heißt ein zur Zucht und Vermehrung der Faſanen angelegter Garten, nebſt denen darzu gehörigen Gebäuden, und andern nöthigen Einrichtungen. Damit wir hievon in gehöriger Ordnung handeln, wollen wir **erſtlich** dasjenige bemerken, was überhaupt bey allen Arten der Faſanerey erfordert wird; **ſodann** aber die beſondere Arten, wie eine Faſanerey angelegt werden kann, vorſtellen.

A) Der **Hauptzweck** aller Faſanerey erfordert

1) **Holz**, welches die Faſanen nothwendig haben müſſen. Dieſes ſoll meiſtens in allerhand Laub- und Buſchhölzern beſtehen, als Eichen, Buchen, Birken, Erlen, Weiden, Dornen, auch allerhand Buſchhölzern, ſo Beere tragen, weil ſie dieſelbe gerne genieſſen. Iſt ſchon etwas weniges von Kiefern, Fichten und Tannen mit darunter; ſo mag es noch angehen. Aber in puren ſchwarzen und kieſerichten Hölzern wollen ſie nicht ſtehen, weil ſie ihnen nicht angenehm ſind. Wachholdern hingegen ſind ihnen gut. Es müſſen aber die Holzungen feine Dickigte haben. Die gar hohen und alten Eichen und andere Bäume, ſind dabey nicht viel nütze, weil die Raubvögel gerne darauf fallen; doch niedrige Bäume müſſen mit da ſeyn. Wenn Obſtbäume, Ebſchen- und Arlsbeerbäume vorhanden ſind, iſt es am beſten; denn der Faſan tritt zur Abendszeit zu Baume, und bleibet nicht gerne auf dem Boden. Auch werden die Hölzer ordentlich verhauen, damit immer wieder junge Dickigte werden.

2) Muß auch **Wießwachs** vorhanden ſeyn, darinn ſie gerne brüten, und ſich von allerhand Würmern, Fliegen und Ameiſeneyen äſſen können, auch nehmen ſie allerhand gute Kräuter und Grasgeſämig mit an.

3) Gehöret **Acker** darzu, darinn ſie ihr völliges Geäſſe haben. Sie brüten zum Theil in dem über Winter beſtellten Waizen- und Rübeſaamengetreyde; fallen auch überhaupt mit den Jungen in die Felder, wo ſie ihr völliges Geäſſe haben; auch nach der Erndte auf die Stoppelfelder, und ſuchen das ausgefallene Getreyde fleiſſig auf.

4) Iſt auch **Waſſer** ſehr nöthig, vornemlich Bäche oder Flüſſe, ingleichem Quellen, da es ſchilfigt und rohrigt iſt. Sie halten

halten ſich gar gerne an den Ufern, da ſie reines Waſſer, wie auch groben Sand, ingleichem Schnecken und allerhand Gewürme finden, halten ſich auch zur Winterszeit beſonders gern an denen warmen Quellen auf, wobey ſie ſich recht gut erhalten, und den Winter ohne beſondere Fütterung durchbringen.

5) Muß auch die **Gelegenheit** ſeyn, daß der Faſanengarten, wo er in Bergen angelegt werden muß, nicht an die Winter- oder Nordſeite angebracht werde; ſordern gegen Oſten und Süden zu, damit ſie die Sonne haben. Dieß wäre überhaupt, was die Gelegenheit des Diſtrikts anbetrift.

B) Nun wollen wir auf die **beſondere Arten** gehen, wie eine Faſanerey angelegt werden könne, und zu dem Ende von der **zahmen** und **wilden** Faſanerey einigen Unterricht mittheilen.

α) Die **zahme**, die wir in Vergleichung der pur wilden alſo nennen, kann auf verſchiedene Art, und mit verſchiedenen Koſten angeleget werden. Wir wollen hier erſtlich eine Anleitung geben, wie man eine mittelmäſſig ſtarke Faſanerey, und ſodann auch eine mit ſchlechten und geringen Koſten anlegen, und fortbringen könne.

1) So eine Faſanerey in gutem Flor erhalten werden ſolle, iſt nöthig, daß ein gewiſſer Ort mit einer Wand zu einem beſtändigen Faſanengarten umgeben werde. Dieſer kann weitläuftig oder enge ſeyn. Wir wollen einen von mittelmäſſiger Gröſſe nehmen, und ſetzen: Der Garten wäre 1000 Schritt lang, und 500 breit. Nachdem die Wand, nach Gelegenheit des Landes, wie am beſten zuzukommen, entweder mit einer Mauer oder von Brettern gemacht, oder auch wo viel Leim iſt, davon gewellert, 8 bis 9 Schuh hoch, und mit einem Dächlein verſehen worden, daß ſie vor dem Wetter gu daure; ſo müſſen nun alle 100 oder wenigſtens 130 Schritte unten in der Wand Löcher zum Fang der Raubthiere, eines 1 Schuh hoch und breit, das andere anderthalb Schuh hoch und breit, und alſo wechſelsweiſe eines um das andere, um den ganzen Garten herum gemachet werden. Vor denen Löchern müſſen innwendig Fallen beſtändig aufgeſtellet ſeyn, darinnen die Raubthiere, welche ſich gemeiniglich ſtark nach dem Faſanengarten ziehen, getilget und weggefangen werden. Ingleichem ſind auch ſehr nöthig Habicht- oder Raubvögelkörbe oder Fänge, welche nachgehends auch ausführlich beſchrieben werden ſollen. Dieſe beyde Arten Fänge zu Raubthieren ſind von unumgänglicher Nothwendigkeit.

Nachdem alſo der Garten verwahret iſt, wollen wir nun die nöthige **Gebäude** nacheinander vorſtellen. Unter dieſe gehöret

a) das **Faſanenhaus**, worinnen ſie Winter und Sommer ſtehen können. Solches wird 60 Fuß lang, 30 breit, und 9 hoch gemacht, und mit einer dicken Mauer oder Wellerwand umge-

umgeben. Das Dach wird mit Ziegeln gedeckt, und darf nicht allzuhoch ſeyn. In der Länge quer durch kommt ein Unterſcheid, und mitten in der einen Längewand eine Hausthür mit 2 Flügeln, und 3 Ellen breit, daß die Flügel innwendig hineinſchlagen. Auswendig werden 2 Gitterthürflügel angebracht, aber nur von halber Höhe, die von auſſen zugemacht werden können. Alsdenn kommt ein Vorhaus 12 Fuß breit, und 8 Fuß lang. Rechter Hand neben des Hauſes Eingang wird ein kurzes Vorcamin geſetzt, woſelbſt eingeheitzt wird, daß aber das Camin nicht gerade auf die Hausthür ſtoſſe. Innwendig wird ein Kachelofen angebracht, gerade in die Scheidewand, daß er beyde Theile heitze. Neben dem Camin rechter Hand kommt eine Thür zu der einen Stube, und linker Hand der Hausthür eine Thür zu der andern Stube. Die Thüren müſſen auswendig ins Vorhaus hinaus ſchlagen. Zu jeder Stube kommen auf jeder Seite ein Fenſter, mithin 6 Fenſter am ganzen Hauſe. Das Dach wird mit einer welſchen Haube verſehen, und über das ganze Haus gehet ein Boden, worauf die Fütterung, und was ſonſt zu den Faſanen nöthig iſt, geſchüttet werden kann. Der Fußboden kann mit Maurerziegeln beleget werden. Jedoch muß eine Helfte des Fußbodens nicht mit Steinen beleget werden; ſondern mit purem Leim und Sand, worauf die Körner zu ſchütten ſind. Der oberſte Boden aber wird mit Brettern belegt. Vor den Fenſtern werden innwendig Dachgitter, und ſodenn Glasſcheibenfenſter und Läden davor gemacht, die man nach Gefallen auf- und zumachen kann.

b) So lang nun das Haus iſt, und vor der Seite, wo die Hausthür hinein gehet, wird ein **Zwinger**, 60 Fuß breit und lang, mit einer Brettwand gemacht. Unten durch die Mauer des Hauſes nach dem Zwinger zu, können aus jeder Stube 2 Löcher, 15 Zoll hoch, und 12 Zoll breit, gemacht, und auswendig mit botternen Aufzügen verſehen werden, daß man die erwachſenen Faſanen nach Gefallen dadurch aus- und einlaſſen kann. In denen Stuben oder Theilen werden von ſaubern Stängelgen Gerüſte von unten bis oben aus gemacht, darauf die Faſanen ſtehen können. Doch müſſen ſie nicht gerade, ſondern ſchräge über einander gemacht werden, daß ſie nicht ſo gerade über einander ſtehen müſſen.

c) Neben dieſem Zwinger wird das **Bruthaus** angelegt, 40 Fuß lang, 16 Fuß breit, und 7 Fuß hoch, auch mit Ziegeln gedeckt, und in der Mitten der Länge nach eine Scheidewand durchgeführet. An beyden Enden des Hauſes kommen 2 Thüren zum Eingang; wie denn auch in der Mitten der Scheidewand eine Thür hindurch ſeyn kann. Auf jeder Längeſeite werden drey nicht allzu groſſe Fenſter hineingemacht, und ſolche innwendig mit Dratgittern, und von auſſen mit Glasfenſtern und Läden verwahret. In jedem Theils an der Wand durch werden **Brutfache** gemacht, welche von Brettern, und ein von der Erde 4 Fuß erhöhetes Gerüſte ſind, worauf

auf ein bretterner Boden durch das ganze Haus hindurch kommt, welcher aber nur 2 Fuß und 2 Zoll breit ſeyn darf. Hierauf werden Fache von Brettern gemacht, welche 18 Zoll breit ſind, und wie der Boden breit iſt, alſo wird auch dieſer ihre Länge. Das Brett wird ſo gerade aufgeſetzt, daß es 20 Zoll in der Höhe habe, damit nicht ein Bruthuhn zum andern ſehen kann. Vorne, quer vor, wird lang durch ein Brett von 1 Fuß hoch, und oben an der Wand über jedem Fach ein klein Brettgen angemacht, worauf die Nummern von Eins bis ſo fort, daran gezeichnet werden. Vor jedem Ende des Bruthauſes werden Zwinger von einer Brettwand, zu 36 Fuß lang, und 30 Fuß breit gemacht.

d) Wenn alſo das Bruthaus dem Faſanenhauſe gegen über am Faſanenzwinger ſtehet; ſo wird an der einen Seite des Zwingers, zwiſchen dem Faſanen- und Bruthaus, ein klein Wachſtübgen, von 12 Fuß lang, und 12 Fuß breit hingebauet.

e) Von dem Bruthauſe etwas ab, wird ein Hünerhaus zur Verwahrung der Calecutiſchen und Hofhüner gebauet, von 24 Fuß lang, 12 Fuß breit, und 7 Fuß hoch, welches in 4 Theile unterſchieden wird.

f) Der Falz, Zwinger und Theilungen können 4, 5 bis 6 gemacht werden. Jeder Zwinger oder Falz muß 100 Fuß lang, 80 Fuß breit, und mit einer Wand von 9 Fuß hoch umgeben werden. An jeden Zwinger wird ein Häusgen angebracht, von 10 Fuß lang, und 8 Fuß breit, darein die Faſanen des Abends eingetrieben und wohl verwahret, des Morgens aber wieder in den Zwinger herausgelaſſen werden können. In dem Zwinger muß Gras und Acker, und ſo es möglich, auch etwas von Buſchwerk ſeyn. So aber dergleichen nicht vorhanden, werden ihnen kleine Hüttgen von Tannenreiß hinein gemacht, bis man nach und nach etwas lebendiges Buſchholz darinnen anbauen kann. Auch müſſen ſie entweder ein von ſelbſt durchflieſſendes Bächlein, oder mit Rinnen durchgeführtes Waſſer darinnen haben.

g) Des Faſanenmeiſters Wohnung kann nach Gefallen ſchlecht oder prächtig gebauet werden. Billich aber muß er ein Paar Stuben, und 3 bis 4 Kammern haben, darinn er die Eyer, und die ſonſt zu den Faſanen nöthige Sachen verwahren kann, benebſt einer Scheune, wo auf einer Seite ein Kuhſtall iſt, worinnen er die Kühe, ſo ihm zum nöthigen Käſewerk, und zur Milch, zu Erziehung der Faſanen, gehalten werden müſſen, ſtallen, und den übrigen Raum zur Fourage, und dergleichen gebrauchen kann.

Die Beſchaffenheit des Platzes, der einen Faſanengarten abgeben kann, iſt bereits oben beſchrieben. Wenn nun jenem zu Folge vor allen Dingen Waſſer in einem ſolchen Terrain iſt, entweder ein flieſſender Bach, oder hineingeleitetes Waſſer, nebſt etlichen kleinen Teichen; ſo wird als-

alsdann leicht zu Acker, Wieſen und Holz Rath werden. Wäre der Platz mit lauter Holz bewachſen; ſo kann leicht Acker und Wieſen darinnen gemachet werden. Iſt aber gar zu wenig Holz darinnen; ſo muß man Striche oder Remiſen von allerhand Buſchholz darein pflanzen. Es können auch fleckerweiſe Tannen und Fichten, ingleichem Wachholder darein gepflanzet werden. Sind nun die Tannen und Fichten angewachſen; ſo ſchneidet man ſelbigen oben die Gipfel ab, daß ſie nur etwa 4 Fuß hoch bleiben; ſo breiten ſich denn die unterſten Aeſte aus, worunter ſich die Faſanen recht verbergen können. Das andere Holz wird in ordentliche Gehaue oder Schläge eingetheilt, daß alle Jahr ein Fleck zu rechter Zeit abgeholzet werde, und man nach Befinden und Wuchs des Holzes in 8, 10 bis 12 Jahren herumkomme. Ferner wird das Holz, wenn es ſeyn kann, auch ſo eingetheilet, daß, wo ein Strich Holz ſtehet, wieder ein Strich Acker oder Wieſen darzwiſchen komme. Die Aecker müſſen auch in gewiſſe Arten eingetheilet ſeyn, daß eine Art über Winter mit Winterwaitzen, Winterrübenſaamen, und etwas Roggen beſtellt werde. In die andere Art aber muß Sommerwaitzen, Gerſten, Heidekorn und Hirſen, und in die dritte Art Möhren oder gelbe Rüben, Kraut, beſonders viel brauner Kohl, Sommerrübenſaamen und Hanſkemmen. Es ſind dieſe Früchte alle vor die Faſanen zu ihrer Erhaltung zu gebrauchen. Ein Theil bleibet Brache liegen, da künftig die Winterſaat wieder darein beſtellet wird. Auch müſſen die Aecker gut beſtellet und bedünget werden, und eben nicht dreymal in einem Miſte tragen, obgleich oben 3 Theile gemacht worden. Denn die Früchte, bis auf die Mohren, ſo in der dritten Art geſetzt ſind, wollen gute Düngung haben. In den Zwingern wird auch an Kohl und dergleichen etwas gepflanzet, auch öfters friſcher grober Sand, und alle Tage friſch Waſſer, wo man kein durchlauffendes darinnen haben kann, hineingebracht.

Wenn nun dieß alles fertig iſt; ſo ſetzet man im Frühling, im Merz, in jeden Zwinger einen Hahn mit 9 bis 10 Hünern, füttert ſie fleiſſig mit Waitzen, oder halb Gerſten und halb Hanfkörnern, und thue friſchen groben Sand hinzu. Des Abends bringe man ſie in ihre darzu verfertigte Häuſer, und laſſe ſie des Morgens wieder heraus. Die Häuſer aber müſſen über Tags offen bleiben, oder unten beſondere Löcher darinnen gemacht ſeyn, daß, wenn ein unvermutheter Regen kommt, ſie ſelbſt ihre Zuflucht dahin nehmen können. Alle Abend, wenn die Faſanen eingetrieben ſind, muß man nach den Eyern ſehen, und ſolche fleiſſig ſammeln. Hat man nun etwa 200 bis 300 Eyer; ſo ſetzet man die Hüner zum brüten. Hierzu nehme man calecutiſche Hüner, welche die beſten ſind. Einer jeglichen Henne legt man in dem Bruthaus in ihrem beſondern Fach 20 Eyer unter. Einer jegliche Bruthenne wird oben auf dem Schwanz eben dergleichen Numer angebunden, wie ſie oben über dem Fach ſtehet,

damit

damit man wiſſe, wo eine jede Henne hin gehöret. Und ſo ſetzt man allemal etliche Bruthüner zugleich, bis die Faſanen ausgeleget haben. Sind nun auch im Garten ſchon Faſanen vorhanden, wie hernach gezeiget werden ſolle, ſo, daß auch von dieſen zahmen viele in den Garten und ins Freye gelaſſen werden ſollen; ſo ſiehet man auch fleiſſig darinnen herum, ſammelt theils Eyer, und läſſet ſie die calecutiſchen Hüner mit ausbrüten. Man muß aber auch notiren, welchen Tag die Bruthüner geſetzt worden; denn in 24 bis 25 Tagen pflegen ſie auszukriechen. Auch müſſen die Bruthüner alle Tage von den Eyern ein bis zweymal abgeworfen, und ihnen Futter voll auf, und beſtändig friſch Waſſer gegeben werden.

Wenn nun die Jungen aus den Eyern kriechen; ſo muß man fleiſſig auf die Bruthennen Acht haben, daß ſie dieſelbe nicht ertretten. Man giebt ihnen auch voll auf gut Futter, damit ſie noch veſt ſitzen bleiben, und ſo läßt man die jungen Faſanen noch anderthalb bis 2 Tage unter den Bruthennen, damit ſie recht trocken werden. Alsdenn hebt man ſie heraus, ſetzt ſie in ein Sieb, und räuchert ſie, wenn ſie erſt 3 oder 4 Tage alt ſeyn. Man nimmt darzu Eiſenkraut, Fenchel, die Schalen von den ausgebrüteten Faſaneyern, Erbſenſtroh und Wachskugeln. Den Rauch läßt man gemächlich durch das Sieb gehen, und dann ſetzt man ſie in das Faſanenhaus. Iſt es nun etwas kalt, ſo muß eingeheitzt werden. Auch ſetzt man ſie in Kaſten den Tag über an die Sonne. Des Abends aber werden ſie allezeit eingethan, und man füttert ſie ſodann mit hartgeſottenen Eyern, wovon jedoch nur das Weiſſe genommen und klein gehacket wird. Man kann auch darunter etwas Peterſilie, auch wohl Heiterneſſeln und Schaafgarbe, gar klein gehackt, nehmen, und mit darunter geben, wie auch harte Semmel in ſüſſe Milch geweicht. Wenn ſie auf 14 Tage alt werden, kann man ihnen auch Hirſe mit Milch, dick gekocht, geben, desgleichen Heidekorngrütze, auch noch etwas Eyer, und, wo man Ameiſeneyer haben kann, von dieſen geben, indem ſie ihnen ſehr zuträglich ſind. Auch giebt man ihnen Quark oder ſüſſes Käſewerk, der folglich nicht von ſaurer, ſondern ſüſſer Milch gemacht werden muß. In das Sauffen wirft man ihnen nachfolgende Kräuter, als Eiſenkraut, Feldkümmel und Gundermann, welches ihnen vorzüglich gut iſt, wenn ſie die Schwutze kriegen wollen, und erhält ſie auch ſonſt geſund. Eben ſo kann man ihnen auch zuweilen Angelike und Rhabarber ins Sauffen geben, wie auch bisweilen Eberwurz, Schwarzwurz und Liebſtöckel. Werden ſie nun 6 bis 7 Wochen alt; ſo läßt man Waitzen klein zu Graupen machen, füttert die jungen Faſanen damit, ingleichem mit Hirſen, und thut ſie alle Abend fleiſſig ein. Den Tag über muß man immer auf ſie Acht haben. Denn ſo ein Regen kommt, muß man ſie in die beſonders darzu verfertigte Kaſten thun. Man macht auch einen oder 2 beſondere Zwinger, worein die Jungen den

den Tag über gebracht werden. In dieſen Zwingern hat man allerhand Gartengewächſe, Salat, Kohl u. d. g. auch groben friſchen Sand. Zu denen Fütterungen hat man beſondere reine Fleckgen, und man macht von Wieden runde gezäunte Körbe, die oben hinauf etwas ſpitzig, und unten ohne Boden ſind. An den Seiten ſind kleine Löcher, da die Faſanen hinein lauffen können, die alten Bruthennen aber nicht. Alſo ſetzt man die Körbe über die Fütterung, damit die Jungen allein ſolche genieſſen. Fein rein und friſch muß das Futter allezeit ſeyn, und nicht über Nacht ſtehen bleiben. Wenn man die jungen Faſanen des Morgens heraus thut; ſo ruft oder pfeift man ihnen zu, nachdem man ſie gewöhnen will. Auch füttert man ſie des Tages öfters, und ruft ihnen immer darbey zu, damit ſie ſich gewöhnen, darnach zu kommen.

Will man nun die Faſanen zahm, und im Garten alleine behalten; ſo lähmt man ſie, wenn ſie etwa 5 oder 6 Wochen alt ſeyn, und die Federn an den Hälſen zu bekommen beginnen. Das geſchiehet auf folgende Art: Man nimmt ein dünnes ſcharfes Meſſerlein, und löſet den Faſanen von einem Flügel das vorderſte Gelenke ab, und beſtreichet ſie mit Wundholz. Dieß iſt die gewiſſeſte und beſte Cur, daß man ſie mit brauner Butter beſtreichet, als wovon ſie bald heil werden, und keine Schmerzen empfinden. Dabey werden ſie fleiſſig und ordentlich gefüttert, und etliche Tage wird im Faſanenhauſe eingeheizt, daß ſie nicht gar kalt ſtehen. Iſt aber Sonnenſchein; ſo werden ſie vor das Faſanenhaus, doch nicht weit davon, noch ins Gras gelaſſen, damit ſie die gelähmten Flügel im Graſe nicht wieder beſtoſſen und verwunden. Den alten Bruthennen wird fleiſſig und gut Futter gegeben, damit ſie die Jungen fleiſſig unter ſich nehmen. Siehet man nun, daß ſie heil werden; ſo treibt man ſie alle Tage aus, im Garten herum, in die Wieſen und Ackerflecken. Es muß aber ein Burſch dabey bleiben, daß nicht Schaden geſchiehet. Man macht auch Kaſten, und trägt dieſelbe dahin, wo die Faſanen hingetrieben werden ſollen, wenn etwa ein Regen oder Sturm plötzlich ankommen möchte, und man ſich nicht getrauete, das Faſanenhaus zu erreichen. Denn weil es mit dem Eintreiben ſo geſchwinde nicht hergehet; ſo bringt man die Bruthenne mit den Jungen gleich unter die Kaſten, indem ſonſt die Regengüſſe und kalte Witterung gar viele Faſanen ums Leben bringen. Mithin ſind ſie, beſonders wo ſie noch nicht befedert und flüchtig ſind, vor dergleichen Zufällen aufs möglichſte zu verwahren. Mit vorbeſchriebener Fütterung fähret man fort, bis ſie die Körner heben können. Alsdenn füttert man ſie mit Waitzen, groſſen Gerſtengrauppen, Hanfkörnern oder Heidekorne, auch Buchwaitzen genannt. Es muß aber alt Getreyde ſeyn; denn das Neue, ſo in den Scheunen noch lieget und ſchwitzet, iſt ihnen gar nichts nütze. Man kann ihnen auch Möhren oder gelbe Rüben kleinwürflich ſchneiden oder ſtampfen, und ſie damit füttern;

tern; dergleichen man auch mit denen Kratz- oder Preuſchelbeeren thun kann.

Sonſten iſt wohl nicht nöthig, daß man alle Faſanen lähme, ſondern nur ſo viel, als man künftig wieder in die Falz zu ſetzen gedenket, oder nur ſo viel, als man nöthig hat, die andern, ſo flüchtig bleiben, bey dieſen zu erhalten. Auſſerdem iſt das Lähmen auch deswegen nöthig, damit, wenn jemand nur einen kleinen Garten, und an den Grenzen hat, ſie ihn nicht etwa überſteigen und andern zu Theile werden. Es werden auch im Garten der Faſanen wohl zu viel. Kommt denn die Falzzeit heran; ſo kämpfen oder beiſſen ſich die Hähne ſtark, gehen alsdann aus dem Faſanengarten fort, und nehmen Hüner mit. Der Nachbar verſtehet etwa auch den Rauch, und wenn welche ihm ankommen; ſo räuchert und füttert er brav drauf los, und kriegt viele von dieſen Faſanen, ohne daß er ſich ſelbſt welche anſchaffen oder ziehen darf. Iſt aber das Terrain ſo beſchaffen, daß die andern Grenzen nicht ſo nahe ſeyn; ſo lähmt man nur im erſten Jahr etwas, die andern läßt man ganz und vollkommen flüchtig werden. Und ſo denn gar nicht nöthig wäre, ſie zu lähmen; ſo füttert man ſie nur, beſonders im Winter, bey ihren Ständen und Kirrungen. Daſelbſt ſind ſodenn im Frühjahr zum Einſetzen der Falz, ſo viel ihrer beliebet werden, eingeſangen. Iſt und ſoll es aber nur eine pur zahme Faſanerey bleiben; ſo müſſen ſie im Sommer, wie im Winter, in ihren Häuſern aus- und eingethan, und im Sommer nur mit halber, im Winter aber mit völliger Fütterung unterhalten werden.

Endlich iſt bey der Erziehung der jungen Faſanen auch noch dieſes zu beobachten: Wenn die Faſanen 10 bis 12 Wochen alt werden, auch zum Ruffen und Füttern recht wohl gewöhnet ſind, und etwas zu dichte im Faſanenhauſe ſtünden; ſo kann man ihnen in den Zwingern einige Gerüſte von glatten Stängelgen machen, welche quer über geleget werden, ſo, daß etwa die unterſten 2 Fuß hoch von der Erde, und ſodann 3 bis 4 Stangen über- und anderthalb Fuß hoch von einander kommen. Ueber das Gerüſte macht man von Rohr und grünem Tannenreiſe Dächer, daß ſie vor dem Regen beſchützt ſind. Wenn denn der Garten etwas geräumlich iſt; ſo läst man den jungen Faſanen, da ſie etwas ſtärker werden, mehr und mehr ihren Willen; aber die, welche gelähmet worden ſind, thut man alsdann nicht mehr ein, auſſer, was ſelbſt eingehen will, und läßt ihnen auch das Getreyde, ſo im Garten erbauet wird, meiſtens zu ihrem Geäſſe. Wenn nichts mehr von Getreyde, oder auf den Stoppeln zu finden; ſo füttert man ſie wieder, und gewöhnt ſie nach ihren Ständen und Kirrungen. Dabey müſſen ſie aber aber auch zum Rauch gewöhnet werden; wie man denn ſchon bey der Erziehung einige mal räuchern kann. Wenn man ſie nun zu ihren Ständen gewöhnet hat; ſo räuchert man auch dabey im Sommer, Herbſt und Frühjahr. Denn dieß iſt ein

Hauptfundament bey der Faſanerey, indem man mit dem Rauch die Faſanen zuſammenziehen, auch die verflogenen wieder herbeybringen kann. Es nimmt der Faſan den Rauch ſo gerne an, als ein Fuchs die Witterung; woraus erhellet, daß er einen treflich ſtarken Geruch haben müſſe. ſ. a. Faſanenrauch.

2) **Eine andere Faſanerey von ſchlechten und geringen Koſten** kann alſo angeleget werden: Man erbauet nämlich ein Bruthaus, welches nur halb ſo groß, als das vorherbeſchriebene iſt, alſo, daß darinnen nur auf 24 bis 25 Bruthüner ſitzen können. Darneben bauet man ein Häusgen, worinn eine Stube von 8 Ellen weit und breit iſt, im Fall die kränkliche Faſanen hinein zu nehmen ſind, und dabey auch eine Kammer zu allerhand Geräthe; zu dieſem aber auch noch ein Faſanenhaus, von 30 Fuß lang, und 20 Fuß breit. Auf einer Seite kommt eine Thür zum Eingang, innwendig aber gar kein Eingebäude, ohne Querwände und Ofen, mit etlichen Fenſterlöchern, wovor nur Dratgitter ſeyn. In dieſem Hauſe können beym Regenwetter die Faſanen ſtehen. Es werden auch Gerüſte von unten an bis an das Dach hinauf, von glatten Stängelgen gemacht, wenn man etwa Faſanen einfängt, und weiter ausſetzen will, daß ſolche darinn verwahret werden können. Hierzu kommt annoch ein klein Nebengebäude, darinn die calecutiſchen und Hofhüner, zu Bruthünern und zum Eyerlegen eingethan werden können. Vor dem Bruthauſe wird ein Zwinger mit einer Brettwand gemacht, ſo 50 Fuß lang, und 40 Fuß breit iſt. Aus dem Bruthauſe und Zwinger müſſen Aufziehlöcher gemacht werden. Wiederum werden bey dem Faſanenhaus an 3 Seiten Zwinger gemacht, ſo breit die Wände am Hauſe ſeyn, und auf 60 Fuß lang; wie denn aus dem Faſanenhauſe unten durch die Wand Löcher gehen müſſen, die auswendig mit Vorſchiebethürgen verſehen ſind, daß man dadurch die Faſanen aus- und einlaſſen kann. Nun wäre es zwar wohl recht gut und gar nöthig, daß dabey ein kleiner Faſanengarten mit einer Wand gemachet würde, und wenn er auch nur 400 Schritte lang, und 300 breit wäre, deſſen Beſchaffenheit bey dem vorhin beſchriebenen nachgeſehen werden kann. Sollte aber dieß nicht aufgewendet werden wollen; ſo können 3 bis 4 Theilungen oder Zwinger gemacht werden, 100 Fuß breit, und eben ſo lang. Dieſer kleine Garten, oder dieſe kleine Faſanerey muß aber auch an einem ſolchen Orte angeleget werden, woſelbſt ſie auſſer dem Garten in die Felder und Wieſen fallen können.

In dem Garten oder bey den Zwingern werden auch 2 bis 3 Kirrungen oder Stände gemacht, die aber im dicken Buſchholz ſeyn müſſen. Dieſe können nur ſchlecht mit 4 Eckſäulen gemacht werden, davon 2 von 8 Fuß Fuß hoch über der Erde zu ſtehen kommen; die andere zwey 4 ein halb Fuß hoch, darauf ein abhangend halbes Dach kommt, welches entweder mit Rohr oder Schindeln gedeckt iſt. An drey

Seiten kommt eine gekleibte Wand, und an einer Seite eine Thür. Vorneher kann es mit Brettern vermacht werden, welche eben nicht allzu dichte aneinander gefüget ſeyn dürfen, damit es innwendig nicht ſo gar dunkel ſeye. Die Bretter können grün angeſtrichen, und unten ein Fallthürgen, von 1 Fuß hoch und breit, gemacht werden, damit man nach Gefallen die Faſanen einfangen kann. Der innwendigſte Raum wird 7 Fuß ins Gevierdte; auswendig aber wird Sand, etliche Fuß breit, hingefahren. Gegen die hohen Seiten über wird etwa auf 40 bis 50 Schritte weit ein Hüttgen gemacht, worinn man ſich verbergen kann. Wenn es innwendig 8 bis 9 Fuß ins Gevierdte hat; ſo iſt es ſchon genug, und es darf nur 7 bis 7 ein halb Fuß hoch, mit einem niedrigen Dache, auswendig herum aber nur mit Brettern beſchlagen ſeyn. An allen 4 Seiten macht man kleine Gucklöcher, 3 Zoll hoch, mit Vorſchiebern, dadurch man herausſehen kann. An der Kirrung, wo das Fallthürgen iſt, wird ein Drat oder ein ſubtiles Leingen gemacht, und gehet ſolches nach der Verbergehütte, damit man es auf- und zuziehen kann, wenn man die Faſanen einfangen will.

Im Frühjahr, nämlich im Merz, ſetzet man in jede Theilung 10 Hüner und einen Hahn, und verſchneidet ihnen die Flügel, daß ſie nicht darüber hinausſteigen können. Die Theilungen oder Zwinger aber, müſſen, wie bey dem vorigen Faſanengarten erinnert worden, mit friſchem grobem Sand und Waſſer, auch Buſchwerk und Hüttlein, verſorget, ingleichem mit kleinen Hüttlein, da ſie des Nachts eingethan werden, verſehen ſeyn. Wenn ſie legen, ſuchet man die Eyer alle Tage fleiſſig zuſammen, und leget ſie den zahmen oder calecutiſchen Hünern unter. Mit der Brutzeit und Fütterung verfähret man, wie ſchon vorher gezeiget worden, und läßt nun die jungen Faſanen, ſo erzogen werden, nach und nach von ſelbſten aus, daß ſie in ihrer Freyheit bleiben. Kommt das andere Jahr, da die Faſanen in und um den Garten auch falzen; ſo hält man ſich einen recht guten vorſtehenden Hünerhund, und ſuchet um den andern oder dritten Tag in und um den Garten, wo die Faſanen ihre Eeyer geleget, mit dem Hunde fleiſſig nach, welcher denn die Faſanenhüner ſitzend, oder doch ihre Neſter mit den Eyern finden wird. Der Hund, ſo er vorſtehet, muß ſich auch gut abruffen laſſen, daß man gemächlich hinangehen kann, und die Faſanen nicht verſchüchtert werden. Alſo ſuchet und nimmt man die gefundenen Eyer nebſt denen in den Zwingern befindlichen Eyern zuſammen, leget ſie unter die calecutiſchen Hüner, und ziehet die Jungen mit auf, doch nur etwas; die andern Neſter aber läßt man ungeſtöhrt, und die Faſanenhüner die Eyer dariñe ſelbſt ausbrüten. Dieß aber iſt vornemlich zu beobachten, daß man der Hähne nicht allzuviel beyeinander werden laſſe, zumalen wo enge Reviere ſeyn, und es nahe an der Grenze iſt, weil ſie, wie oben erinnert worden, einander beiſſen, und zum Theil

mit den Hünern durchgehen. Mithin iſt es nöthig, daß die Hähne ziemlich mit weggefangen, oder geſchoſſen werden. Vor die gar alten Hüner, ſo auſſer dem Garten ſelbſt brüten mögen, iſt auch rathſam, daß man ſie zum Theil mit wegnehme; denn ſie ſind zum Brüten nicht mehr ſo gut, als ein Huhn von 2 bis 4 Jahren.

Dieſe Faſanerey anzulegen, koſtet nicht ſo viel, und man kann doch ziemlich viele Faſanen auf dieſe Art ziehen. Wenn auch dieſe, ſo auſſenher brüten, etwas weniges Futter in der Brutzeit, und ſo die Jungen noch klein ſind, mit bekommen, um deſto eher kommen ſie auf. Man füttert die Alten nur an ihren ſonſt gewohnten Ständen oder Kirrungen; ſo werden ſie die Jungen bald auch mit herbeybringen. Wenn man nun merkt, daß die Jungen auch mit herbeykommen, kann man ihnen etwas Ameiſeneyer hinſtreuen, wie auch Hirſe. Begehren ſie denn in die Kirrungen hinein zu gehen; ſo giebt man ihnen auch Buchwaitzengrütze; den Alten aber wird etwa Gerſten und Waitzen, doch nur wenig geſtreuet, damit ſie die Jungen deſto eher an die Kirrungen führen, bis die Jungen nur erſt beginnen Federn zu bekommen, alsdann ſind ſie meiſt geborgen. Das iſt gewiß, wenn nicht allzu naſſe und kalte Sommerszeiten einfallen, daß die Faſanen, ſo auſſer den Zwingern um oder auſſen am Garten ſind, recht gut fortkommen. Sie bekommen nicht ſo vielerley Krankheiten, wie die zahmen, und halten ſich immer munterer. Beſtändig zu füttern iſt bey dieſen in Freyheit ſich befindenden Faſanen gar nicht nöthig; ſondern nur, wenn die Jungen noch gar klein ſind. So ſie etwas ſtärker werden, nähren ſie ſich ſelbſten eben ſo gut. Sie müſſen aber auch gute Felder haben, darauf erhalten ſie ſich, und werden auch den Sommer durch gut. Kommt nun der Winter an, und pflegt es hart zu frieren und zu ſchneyen; ſo muß man die Faſanen täglich füttern, wenn man ſie erhalten will. Bey dem Schnee werden ſie inſonderheit gar bald matt. Läßt man ſie erſt herunter kommen; ſo ſind ſie nicht gleich wieder angebracht. Und dieſes thut auch bey der künftigen Brut viel Schaden, wenn die Faſanen ſo ſchlecht aus dem Winter kommen; alsdann haben ſie kein recht Feuer, zu falzen, und legen auch wenig Eyer. Man thut ſich alſo groſſen Schaden, wenn man im Winter mit der Fütterung ſparen will. Kommt noch ein ſtarker Nachwinter; ſo ſind ſie, ehe man es ſich verſiehet, crepirt, und die ſparſame Fütterung hat nichts geholfen. Man gebe ihnen alſo im Winter ſo viel, daß ſie nicht matt werden. Will man ſie nicht fett haben; ſo müſſen ſie doch ſo viel bekommen, daß ſie ſich wohl dabey erhalten können. Dann ſo der Faſan erſt vollkommen offen Wetter hat, bekümmert er ſich nicht ſo viel um die Schütten und Körrungen, und alsdann iſt ihm ſeine wilde Nahrung noch angenehmer, da er Würmer, Kräuter, Schnecken u. d. g., wie auch die Knopſpen von den Bäumen, und gegen das Frühjahr den Kenſter oder Miſtel haben kann,

kann, welchen er auch den ganzen Winter gerne ſucht, wenn er vor Schnee darzu kommen kann.

β) Nun iſt noch übrig, daß wir verſprochener maſſen auch zeigen, wie eine pure wilde Faſanerey anzulegen ſeye. Wenn das Clima und die Gegend warm iſt, ſchöne Feldhölzer, brüchigte und röhrichte Oerter, worinnen ſchöne warme Quellen ſind, hin und wieder Hecken und Büſche in Feldern, dabey gute und wohltragende Felder, welche mit allerley Winter- und Sommergetreyde verſehen ſind, ſodenn auch gute Wieſen und Auen hat; ſo können die Faſanen ſich ganz wilde allda vermehren, ohne daß man einen ordentlichen Faſanengarten nöthig hat. Ehe man aber eine Ausſetzung zu wilden Faſanen vornimmt; ſo iſt ſehr nothwendig, daß die Raubthiere und Raubvögel getilget, und ſo viel möglich ausgerottet werden, welches auch nachgehends immer fortgeſetzet werden muß. Wo es nun dergleichen gute Gelegenheit hat, kommen ſie zwar gut fort; doch iſt nöthig, daß man einige Stände und **Körrungen** hin und wieder in den Feldhölzern, Hecken und Büſchen anlege. Und dieſe können auf folgende Art gemacht werden: Man nimmt 6 Säulen, jede 5 ein halb Fuß lang, und wiederum 2 Säulen 11 Fuß lang. Alsdenn reißt man einen Platz ab, welcher 16 Fuß in die Länge, und 12 in die Breite hat. Man gräbet auf jeder Längenſeite 3 kurze Säulen 2 Fuß in die Erde, daß ſie 3 ein halben Fuß über der Erde ſtehen. Ferner kommen die lange Säulen auf die 2 Giebel oder ſchmale Seiten, eine jede dritthalb Fuß in die Erde. Auf dieſe kurze Säulen werden Rähmſtücke und Balken, wie auch an beyden Gibelenden, geleget, und oben darauf leichte Sparren geſetzt, daß alſo ein leichtes Dach darauf gemacht werden kann, welches mit Schindeln, Rohr oder Stroh zu decken iſt. Das Dach muß etwas tief nach dem Boden zu hinunter kommen, daß nur dritthalb Fuß von von der Erde bis an das Dach ſeyn, damit die Faſanen nicht ſo frey den Raubvögeln im Geſichte ſitzen. Unten her und inwendig können Bretter angelegt werden, oder der Platz ſonſt fein ſauber ſeyn. Auswendig muß rund herum, Sand hinzufahren, nicht vergeſſen werden. An den Gibelenden wird es oben herunter 3 Ellen lang mit dünnen Brettern verſchlagen. Es können auch unten rund herum im Vorrath von Bindfaden ſpiegelichte Netze gemacht werden, wenn man etwa Faſanen einfangen wollte, daß ſelbige alsdann zum Aufſtellen angemacht würden. Die Körrung muß fein im Dickigt ſtehen, daß die Faſanen ſich deſto eher darzu gewöhnen, und können an den Quellen oder Röhrigten auch dergleichen Körrungen gemacht werden. Nachdem nun viele Faſanen ausgeſetzt werden ſollen, deſto mehr müſſen dergleichen Stände und Körrungen verfertiget ſeyn. Zu jeder Körrung gehört auch ein kleines Hüttgen, etwa 30 oder 40 Schritte davon, darinn man ſich verbergen kann, damit man auch bey den Körrungen obſerviren möge, was man an Faſanen habe,

be, ob ſie ſich im Sommer vermehret, und was an Hähnen bey jedem Stande ſich befinde, damit man gegen die Falz nicht allzuviele Hähne auf einem Diſtrict bleiben laſſe.

Im Frühling, wenn der Schnee abgegangen, ungefehr im Merz, ſetzet man die Faſanen aus, bey jedem Stande oder Körrung 7 bis 9 Hüner. Es muß aber wohl in Acht genommen werden, daß es an einem feinen Tag, da die Sonne ſcheinet, geſchehe. Man kann ſie auch naß machen oder baden, daß ſie ſich nicht ſo weit vom Stande wegmachen. Vorher aber wird des Morgens ein guter Rauch gemacht, und unter, auch neben den Ständen hinaus, Fütterung von Waitzen und Gerſten geſtreuet. Auch giebt man ihnen den Tag vorher, wenn man ausſetzen will, nicht gar viel zu eſſen, damit ſie alsdann die Schütten auf den Körrungen lieber annehmen und ſuchen. Wenn ſie hingeſetzt werden, ſo deckt man etwa ein dichtes Sieb darüber, jedoch daß was drüber ſey, davon es dunkel werde, oder es ſind beſondere Tücher von dichter Leinwand in Rähmen wie Kaſten gemacht, ſolche überzudecken, und unter der Körrung zu haben, woran denn ein Schnürlein iſt. Wenn ſie nun darunter geſetzt und bedeckt ſind; ſo ziehet man von ferne die Decke ab, daß ſie von ſelbſt ſich bequemen, ſich hervorzuthun, und niemand um ſich merken. Anfangs müſſen die wilden Faſanen fleiſſig geräuchert und gefüttert werden. Wie ſie nun zwar im Anfang nicht ſo unter den Ständen die Schütten annehmen; ſo ſucht man ſie nach und nach doch heran zu ziehen, nur deſſentwegen, damit ſie die Gegend gewohnen, und nicht ſogleich ſich weit auseinander ziehen. Wenn ſie denn erſt anfangen, zu falzen, alsdenn machen ſie ſich nicht ſonderlich weiter, beſonders wo ſie Gras und Büſcher haben, worinnen ſie ſich mit ihren Eyern und Brut verbergen können.

Den Sommer durch wird den wilden Faſanen gar nichts zur Fütterung gegeben, und müſſen ſie ihre Jungen ſo zu erziehen und fortzubringen ſuchen. Und wenn warme Jahreszeiten, und nicht ſonderlich groſſe Gewäſſer, Regengüſſe und Schloſſen erfolgen; ſo vermehren ſie ſich dennoch ziemlich. Wer aber ein rechter Liebhaber der Faſanen iſt, der läßt dieſelbe im Winter bey Froſt und Schnee an ihren Ständen und Körrungen ordentlich, und zur Genüge füttern, dabey auch fleiſſig zu rechter Zeit räuchern, als womit ſie erhalten werden, daß ſie ſich nicht ſo weit auseinander ziehen und verfliegen. Es hat auch dieſe Verpflegung ihren vollkommenen Nutzen. Denn giebt man den wilden Faſanen im Winter bey Froſt und Schnee gar kein Futter; ſo kommen ſie entweder um, oder kriegen gewiß im Frühjahr keine ſonderliche Luſt zum Falzen. Werden ſie auch nicht zum Rauch gewöhnet und gehalten; ſo ziehen ſie ſich ſehr weit auseinander, und es gehet dieſe pur wilde Faſanerey gar leicht ein. Am ſicherſten aber iſt es, daß man vor die ganze Faſanerey, wenn es auch nur ein kleiner Garten iſt, dergleichen halte,

halte, davon man jederzeit den Stamm erhalten kann, auch, ſo viel ſich thun läßt, darinnen ausbrüten, und hievon zu wilden abfliegen laſſe, welche hernach den Rauch allemal gut annehmen, und zu Winterszeiten die Körrungen und Schütten ſuchen. Auf ſolche Art kann allemal eine Faſanerey in gutem Stande erhalten werden, beſonders wo ein verſtändiger Faſanenmeiſter, Jäger und Wärter dabey iſt, auf deſſen Wiſſenſchaft und Fleiß das meiſte beruhet. Hat dieſer nicht gute Wiſſenſchaft davon, oder wendet er nicht unermüdeten Fleiß an; ſo mag dazu auch noch ſo viel angeſchaft und hergegeben werden, es wird doch nichts daraus. Denn das iſt gewiß zu glauben, wenn eine Faſanerey in Ordnung ſeyn und bleiben ſolle; ſo hat man beſtändig dabey zu thun, und man darf ſich keine Mühe und Sorgfallt dauren laſſen.

Faſianus, ſ. **Faſan.**

Faſſen, iſt ein Ausdruck der Jäger. So ſagen ſie z. Ex. den **Hund an das Hängeſeil faſſen**, wenn ſie dem Hunde das Hängeſeil ummachen, da ſie mit ihm ausziehen wollen.

Faſtenſchlier, ſ. **Brachvogel.**

Fau, ſ. **Buche.**

Faucon, ſ. **Blaufuß.**

Faucon, ſ. **Falcke.**

Fauconnerie, ſ. **Falcknerey.**

Fauconnier, ſ. **Falckenier.**

Faulbaum, **Hohlkirſche**, **Lausbaum**, **Spillbaum**, **Wiedebaum**, **Zapfholz**, lat. Arbor foetida, Alnus nigra baccifera, Frangula, Viburnum, franz. *Viorne*, iſt ein Baum von mittelmäſſiger Gröſſe, der unter das Schlag- und Buſchholz gerechnet wird. Sein Laub beſtehet in langen, zugeſpitzten, ziemlich breiten und rings herum zerkerbten Blättern, welche faſt dem Laube des ſauren Kirſchbaumes gleich kommen; woher er auch den Nahmen **Hohlkirſche** führet. Sie werden für ein gutes Futter für das Rindvieh gehalten, weil ſie den Kühen die Milch vermehren ſollen. Sein Holz taugt wenig, weil es ſehr mürbe, brüchig und halb ſtockigt iſt; daher er auch **Faulbaum** genennet wird. Er wächßt gern an Graben und Waſſern, hat im Frühling weiſſe Blüte, worauf kleine ſchwarzbraune Beere in der Gröſſe der Erbſen folgen, welche, mitten, durch eine hohle Kehle haben, und dadurch gleichſam in 2 Theile unterſchieden ſind, und 2 Saamenkörner in ſich halten. Die innere Schale färbet hellgrün, und werden ſonderlich Leinewand und Vogelnetze damit gefärbet. Die Kohle dient zum Sprengpulver; im übrigen zu ſchlechter Feuerung, und hat ſonſt keinen beſondern Nutzen.

Fauſtſatz, heißt die wohlgerathene Brut der Fiſche, welche, wenn ſie ein Jahr im Streckteich geſtanden, ſo lang geworden, daß, wenn man einen Säzling in der Fauſt hält, er auf einer Seite mit dem Kopf, und auf der andern mit dem Schwanze heraus langet. ſ. a. **Teichfiſcherey**, Nro. I. lit. B) γ) 12).

Fauvette, ſ. Grasmücke.

Feau, ſ. Buche.

Februarius, ſ. Hornung.

Federlappen, nennet man zuſammengeknüpfte Büſchel Federn, welche an Leinen gebunden, und des Nachts, gegen den Tag hin, vor das Holz gezogen werden, damit die Haaſen oder Füchſe, ſo ſich in der Nacht aus dem Holze heraus, und zu Felde begeben, bey anbrechendem Tage nicht wieder zu Holze gehen; ſondern man den folgenden Morgen darauf etwas auf dem Felde zu hetzen finde. Man pflegt auch groß Wild, als Wölfe, Sauen und Hirſche damit einzuſtellen und zu verlappen, daß ſie in der Stille, und ohne von den Leuten oder Hunden verſtöhret zu werden, in ihren Behältniſſen ſo lange warten müſſen, bis man den Zeug an Tüchern oder Netzen herbey bringen und ſtellen könne. Zu dieſen Federlappen braucht man die Federn von allerhand zahmen und wilden Geflügel, als Schwanen, Trappen, Auerhähnen, Truthünern, Reihern, Storchen, Gänſen, Habichten und Raben. Denn ſie müſſen von mancherley Farben, ſchwarz, braun und weiß, und alſo recht bunt ausſehen, damit ſie das Wild um ſo viel beſſer abſchrecken können. Man habe aber zweyerley Arten von dieſen Federlappen. Die erſte Art, worzu die gröſten Federn genommen, und gedoppelt mit den Kielen gegeneinander durch einen Creutzſchlag gezogen werden, und auf 2 Tücher lang ſtellen, werden durch 2 Leute auf groſſe Haſpeln gewunden, und doppelte Federlappen genennet, deren Leingen ſo ſtark, als Wolfsgarne ſind. Solche aber ſind mit Haſpeln beſchwerlich und langſam zu ſtellen. Es gehen auch wohl 6 mal ſo viel, und gröſſere Federn darauf, als ſonſt nöthig wäre. Die andere Art, welche kleiner, und daher viel leichter und wolfeiler, aber dennoch nützlicher iſt, gebrauchet nur mäſſige, jedoch auch bunte Federn, allein nicht mehr, als 2 bis 3. Unterwärts aber werden ſie ebenfalls mit dem Dreyſchlage geknüpft. Deren Leingen ſind von der Stärke eines Haaſengarns, und ſtellet ein Bund auf eines Tuches Länge, oder 160 Schritte. Die Knoten kommen nur eine gute Spanne voneinander. Der Haſpel iſt viel kleiner, und mit einem einfachen Handgriff von dürrem Holze verſehen, daß die Spille ſich umdrehen kann. Wenn man die Federkielen, ehe ſie zuſammengeknüpfet werden, an der Spitze öfnet, und in ein Faß voll Hundemiſt ſtecket, auch das Leingen darinnen einweichet, noch beſſer aber, mit dem ſogenannten Teufelsdreck beſchmieret; ſo bleibet der Geruch ſowohl in den Federn, als auch in dem Leingen, und ſcheuet ſich das Wild über die maſſen davor. Es iſt aber wegen des heßlichen Geruchs nicht rathſam, die alſo zugerichtete Federlappen zu den Netzen zu hängen; ſondern ſie müſſen an einem beſondern Orte aufgehoben werden. Wer die Federn ſo geſchwinde nicht aufbringen kann, und doch verlappen will, brauchet an ſtatt der Federn ſtarkes Stroh, welches nach der Länge der Federn abgehauen wird,

wovor ſich das Wild ebenfalls ſcheuet. Wenn in der Eile geſtellet werden ſolle, und nicht allezeit Furklen oder Lappreiſer vorhanden ſind, oder bey dem Froſt nicht in die Erde zu kommen iſt; ſo muß man die Lappen mit den Leingen um die Sträucher oder Bäume anziehen, und umſchlagen, oder da es noch ſchlaff hängen bliebe, an nöthige Oerter Lappreiſer unterſtützen. Man pfleget auch die Federlappen öfters doppelt übereinander zu ſtellen.

Federſchütze, wird derjenige genennet, welcher auf die Natur und Eigenſchaft des ſämmtlichen Federwilds genau Acht haben, und alle vorkommende Vortheile, nach Unterſcheid der Jahreszeiten, wohl und vernünftig unterſcheiden, desgleichen zur Auerhahn- und Birkhahnpalzzeit ſein lange tüchtige deutſche Schrotbüchſen mit raſchem Pulver und ſtarkem Schrot gebrauchen, auch da er etwa in die Ferne zu ſchieſſen hätte, wie auf Trappen, Schwanen, Gänſe, oder andere ſtarke Vögel, die Schrote wohl füttern muß; wie denn auch die Ringeltauben und wilde Enten wohl getroffen ſeyn wollen. Das übrige, als Haſelhüner, Kriechenten, Schnepfen u. d. g. kann man ſchon mit einer Mittelflinte und Mittelſchrot beſtreiten. Die Faſanen, Rebhüner, Wachteln und dergleichen, werden mit ihrem Zeuge gefangen. Die Lerchen werden mit dem Streichnetze, und die Krametsvögel auf dem Heerde oder in Dohnen berücket.

Federſpiel, **Verlos**, lat. Aucupium, franz. *Volerie*, wird bey der Falcknerey gebraucht, und beſtehet aus zweyen mit Riemen veſt zuſammen gebundenen groſſen Vogelfittigen, woran ein Windſtrick hänget, und am Ende ein Häcklein von Horn angemacht iſt. Mit dieſem Federſpiel wird der geworfene Falcke gelocket, damit er, in Meynung, es ſeye ein lebendiges Huhn, oder ein anderer gleichförmiger Raub, wieder zurück zu dem Fackenier kehre. ſ. a. **Beizvögel**.

Federwildpret, lat. Ferae aves, Volatilium Ferina, franz. *Gibier*, wird alles wilde Geflügel genennet, welches man gemeiniglich in drey Sorten eintheilet, davon einiges zur hohen Jagd, einiges zur Mitteljagd, und einiges zur Niederjagd gezehlet wird. Zur **hohen Jagd** gehören die Schwanen, Trappen, Kraniche, Auerhähne, Auerhüner, Faſanenhähne, und Faſanenhüner. Zur **Mitteljagd** Birkhähne, Haſelhüner, und groſſe Brachvögel. Zur **Niederjagd** wilde Gänſe, wilde Enten, Reiher, Rebhüner, Schnepfen, Taucher, Seemeben, Waſſerhüner, Waſſerſchnepfen, wilde Tauben, Kybitze, Wachteln, Ziemer, Schnerren, Amſeln, Droſſeln, Lerchen, und andere kleine Vögel, wie ſie Nahmen haben mögen.

Wo keine **Mitteljagd** üblich iſt, da pfleget man die Birkhüner, auch wohl mancher Orten die Haſelhüner, unter das groſſe **Weydwerk** oder die **hohe Jagd** zu rechnen. Auſſer dem, daß dem Federwildpret von Raubthieren überhaupt, und beſon-

beſonders in der Brut viel Schaden geſchiehet, wird auch von Menſchen vieles verdorben, wenn man den Vogelſang im Frühjahr vornimmt, wenn man die jungen Vögel ausnimmt, oder die Neſter viſitiret, oder wenn man leichtfertigen Jungen verſtattet, daß ſie die Wälder und Büſche durchſtreichen, und die Vögel in ihrer Brut ſtöhren, ausnehmen und ruiniren dürfen. Daher ſollten jene, die Raubthiere und Raubvögel, ſo viel möglich, ausgerottet; dieſe aber, boshafte und unverſtändige Leute, die Schaden anrichten, empfindlich geſtraffet werden. ſ. a. Vogel.

Fegen, iſt eine weydmänniſche Redensart, die vom Hirſch gebrauchet wird, wenn er die rauhe Haut von dem neu aufgeſetzten Gehörne abſchläget, welche dahero, wenn ſie von dieſem herunter iſt, das Gefege genennet wird. Solches geſchiehet gemeiniglich innerhalb 10 oder 12 Wochen, nachdem er das alte Gehörne abgeworfen hat, etwa um Mariä Heimſuchung. Anfangs iſt dieſes Gefege nur wie ein weicher Knorpel von Schweiß mit einem rauhen Baſt, oder einer Haut umgeben. Der rauhe Baſt wächßt auch zugleich mit fort, bis das Gehörne fertig, und vollkommen verecket iſt. Wenn dieſes geſchehen, ſo wird es auch zugleich unter dem Baſte hart, und ſondert ſich alsdann ſchon der Baſt von dem harten Gehörne ab. Solches merket der Hirſch von Natur, und ſchläget oder feget dieſen rauhen Baſt vom Gehörne ab. Wobey dieſes beſonders merkwürdig iſt, daß er das Gefege, ſo viel er deſſen bey dem Schlagen finden kann, wiederum genieſſet und verſchlinget; ingleichem; daß, wenn der Hirſch anfänget, zu ſchlagen, ſolches meiſtentheils in der Nacht geſchiehet, da er denn bey dem Thau, oder wenn eben der Buſch vom Regen naß iſt, den aus dem Gehörne kommenden, und ihm auf den Kopf oder Hals tropfenden Schweiß, ſo reine wiederum von ſich abzuſtreichen, und ſich dergeſtalt zu ſäubern weißt, daß man keinen Tropfen davon an ihm finden kann. So pfleget auch der Hirſch am liebſten an dem harzichten Holze, als Tannen, Fichten, Kiefern, Wachholdern ꝛc. ingleichem an bitterm Holze, als Weiden, Saalweiden und Aſpenholz, zu fegen und zu ſchlagen. So bald das Gefege herunter iſt, ſiehet das Gehörne weiß; aber kaum in 14 Tagen färbet es ſich, und hat ſeine vollkommene Couleur, entweder ſchwarz, oder gelblicht. Ob nun zwar einige der Meynung ſind, daß die Farbe des Gehörns von demſelben Holze herkomme, daran der Hirſch ſein Gehörn gefeget hat; ſo iſt dieſes gleichwohl ohne allen Grund; denn ſonſt müßten vielerley Farben der Gehörne ſeyn. Und zu dem kann ja keine ſolche ſaftige Farbe von Holz in was Hartem ohne Einbeitzen halten, als wie dieſe an den Gehörnen hält. Es kommt alſo die Farbe einzig und allein von deſſen Natur; wie ſich denn ein Hirſch alle Jahr zweymal am Leibe, und einmal am Gehörne verfärbet.

Fehler, heißt bey denen Jägern, wenn bey einem Schuß die Kugel anderwärts hinflieget,

get, als wo man ſie hin haben will.

Fehm, ſ. Maſt.

Fehmgeld, ſ. Maſt.

Feichblat, ſ. Feigblat.

Feigblat, Feichblat, Feigenblat, Patente, wird von den Jägern das Weibliche Glied an einem Stück Wild, oder andern Thiere, genennet.

Feigenblat, ſ. Feigblat.

Feißt, ſ. Schmeer.

Felbe, Felber, ſ. Weide.

Felch, ſ Baal.

Feldahorn, ſ. Ahorn.

Feldbaum, Blattbaum, Plattbaum, wird von den Vogelſtellern ein Baum genennet, der in oder nahe an einem Wald iſt, und auf welchen ſie ihre Leimruthen beveſtigen, wenn ſie ſolche nicht auf die Leimſtange ſtecken wollen, womit ſie alsdann allerley Arten groſſer und kleiner Vöbel fangen können. Man erwählet hierzu in einem Fichten- oder Tannenwald einen langen und geraden Baum, der ringsherum einige Schritte von andern Bäumen abgeſondert ſtehet. Von dieſem hauet man die überflüſſigen Aeſte hinweg, und läßt die andern nur hin und wieder einzeln ſtehen, ſchneidet auch diejenigen, ſo man ſtehen läſſet, halb ab, und verſtümmelt ſie, daß ſie nur wie Stümpfe ausſehen, und etwa 5 bis 6 Spannen lang bleiben. Der erſte Aſt, ſo von unten hinauf gelaſſen wird, iſt ohngefehr 2 bis drittehalb Mann hoch von der Erde, und ſo folgen denn die andern immer, einer ein Paar Spannen weit von dem andern, rings um den Baum herum. Doch bleiben an dem Gipfel meiſtens ein Paar Klaftern hoch von oben herein die Aeſte unbehauen ſtehen, und auf ſelbige werden auch keine Leimſpindeln geſtecket. Die übrigen abgeſtümmelten Aeſte aber damit ſo wohl verſehen, daß ſich kein Vogel darauf ſetzen kann, ohne daß er mit der Bruſt an die Leimſpindel fähret. Denn ſie werden dergeſtalt in kleine mit einem Meſſer geſchnittene Körbgen geſtecket, daß ſie nicht ganz auf dem Aſte aufliegen; ſondern etwas empor ſtehen, als ob ſie aus dem Aſte heraus gewachſen wären. Unten auf der Erden um den Stamm herum wird eine Hütte von dicken Aeſten gebauet, daß, nachdem man ſie groß oder klein haben will, 2, 3 oder mehr Perſonen darunter ſitzen können. Oben auf die Hütte wird entweder eine lebendige Eule, oder ein Käuzlein angebunden, oder nur ein Haaſenbalg, der wie ein Eulenkopf geformet iſt, darauf geſtecket, alſo, daß der Vogelſteller ſolchen von innen auf und nieder rücken, oder hin und her bewegen könne, damit die dort herumſitzende Vögel vermeynen, die Eule oder das Käuzlein rege ſich. Wenn man Zeit genug hat; ſo werden manchmal auch auf die neben herumſtehenden Bäume Leimſpindeln aufgeſtecket. Denn je mehr man deren hat, je mehr Vögel fängt man, und iſt der Fang unter 80 bis 100 Leimſpindeln nicht wohl anzuſtellen. Wenn nun alſo der Baum und die Hütte zubereitet iſt; ſo ſetzt man ſich entweder vor Aufgang der Sonne, oder ein Paar Stunden vor

ihrem

ihrem Niedergang, da der Baum anfängt Schatten zu bekommen, damit der Leim nicht flieſſe, in die Hütte hinein, und nimmt ein gewiſſes Inſtrument, die **Wichtel** oder das **Wichtelpfeiflein** genannt, womit man das Geſchrey eines Käutzleins natürlich nachahmen kann. Wenn denn die Vögel dieſe gehäſſige Stimme ihres Feindes hören; ſo eilen ſie dem Geſchrey zu, ſitzen auf die Leimruthen, und werden alſo in groſſer Menge gefangen. Wenn der Vogelſteller einen Häher bekommt, und ihn mit Rupfen und Kneipen ſcherzend macht; ſo werden alle Häher, die in dem Walde ſind, und die es nur hören können, herzu eilen, und ſich fangen, ſonderlich wenn man mit der Wichtel darzu pfeiffet. Des Abends wird der Fang fortgeſetzt, bis es faſt ganz Nacht iſt, weil in der Dunkelheit erſt die Amſel und Rothkehligen, welche bey Tage nicht anfallen, ja auch öfters Eulen, gefangen werden.

Dieſe Art des Vogelfanges durch den Feldbaum, nennet man mit einem Worte **Plattnen**; wobey noch folgende Vortheile zu bemerken ſind:

1) daß die Hütte von grünem dicken Geſträuche unten gemacht ſeye, damit die Vögel des Weydmanns nicht gewahr werden.

2) Daß man die Leimſpindeln nicht veſt an den Baum ſtecke, damit die gefangene Vögel nicht oben hängend bleiben, ſchreyen, und die andern erſchrecken; ſondern bald herab fallen.

3) Daß man die gefangenen Vögel nicht aufhebe, ſo lange noch andere herumſitzende vorhanden ſind.

4) Daß man unten auf 6 oder 8 Schritte weit um den Plattbaum herum ein kleines erdfarb gefärbtes Plattnetzlein ziehe, damit die abgefallene Vögel nicht davon lauffen können.

5) Daß in der Nähe um den Plattbaum herum kein anderer hoher Baum, darauf die Vögel ſitzen können, gelitten werde; ſonſt fängt man kaum halb ſo viel.

6) In denen nahe bey Weinbergen gelegenen Wäldern gehet das Plattnen am beſten von ſtatten. So iſt auch

7) bey friſcher Zeit oder trüben und regneriſchem Wetter allezeit ein beſſerer Fang, als wenn es warm und Mondenlicht iſt.

Feldbuſch, heiſſet derjenige, ſo abgeſondert in Feldern lieget, und darinn keine recht wichtigen Bäume, ſondern nach des Bodens Gelegenheit, Haſel, Birken, Erlen, Maßellern u. d. g. Sträucher zu finden ſind, und welcher öfters auch nur aus allerhand Dornſträuchen, wilden Roſenſtöcken, Brombeeren u. d. g. ungeſchlachten Gebüſche beſtehet, ſo man ſonſt eine Hecke zu nennen pfleget. ſ. a. **Haag**.

Feldgeflügel, iſt von etwas engerer Bedeutung, als der Nahme des Federwildprets, immaſſen darunter nur die Trappen, Faſanen, Rebhüner, Brachvogel, Wachteln,

Wachteln, Lerchen und diejenigen Vögel begriffen ſind, welche ſich mehrentheils in Feldern und Gebüſchen aufhalten, und daher ſich ſowohl von dem Wald- und Waſſergeflügel, als auch von den Raubvögeln unterſcheiden. ſ. a. **Federwildpret.**

Feldhaſen, ſ. **Haſe.**

Feldhuhn, ſ. **Rebhuhn.**

Feldjäger, wird derjenige genennet, der weder hohe Jagdbarkeit noch Waldung zu verſehen hat, ſondern bloß dem kleinen Waydwerk nachzugehen beſtimmet iſt. Iſt er aber dabey auch Hirſchgerecht; ſo thut es ihm an ſeiner Ehre und Vorzug nichts, wenn er gleich jetzo Reiſejägersdienſte thun, und inzwiſchen ſeine erlernte Jägerey an den Nagel hängen muß.

Feldlerchen, ſ. **Lerche.**

Feldmarder, ſ. **Marder.**

Feldroſe, ſ. **Dornroſe.**

Feldſchnepfe, ſ. **Schnepfe.**

Feldſperling, ſ. **Sperling.**

Felis, ſ. **Katze.**

Fellen, ſ. **Pfellen.**

Felſengeis, ſ. **Gems.**

Feræ aves, ſ. **Federwildprete.**

Feræ rapaces, ſ. **Raubthier.**

Ferina Volatilium, ſ. **Federwildpret.**

Ferte, ſ. **Fährte.**

Feſtuca, ſ. **Splitter.**

Fetu, ſ. **Splitter.**

Feuerrohr, ſ. **Büchſe.**

Feuerſchloß, iſt dasjenige Stück an einer Büchſe, Flinte, und anderm Handgewehr, wodurch das Feuer angeſchlagen, und ſie alſo gelöſet werden. Es beſtehet aus vielen Theilen, wovon die vornehmſten ſind, der **Hahn**, welcher den Feuerſtein faſſet, und die **Pfanne**, worinn das Pulver iſt. Beyde können durch die inwendige **Feder** und **Nuß** aufgeſpannet, und durch den **Abzug** oder **Schneller** wieder abgelaſſen werden. Solche Feuerſchlöſſer ſollen ungefehr über 200 Jahre alt, und zu Augſpurg zuerſt erfunden ſeyn. Nachgehends ſind ſie freylich auf ſehr verſchiedene Arten gemacht und verbeſſert worden.

Feuerſchwamm, ſ. **Schwamm.**

Feuillage, ſ. **Laub.**

Feuren, ſ. **Kiefer.**

Ficedula, ſ. **Grasmücke.**

Fichte, **Fichtenbaum**, lat. Pinus, Pinea, franz. *Pin*, iſt ein Waldbaum, welcher unter das ſogenannte ſchwarze und weiche Tangelholz gehöret, und aus dem Saamen in die Höhe wächſet. Er wird auch zum Unterſcheid verſchiedener fremder und wilder Gattungen, der **zahme Fichtenbaum**, **Pinienbaum**, **Zirbelbaum**, lat. Pinus, Pinus ſativa, Pinus domeſtica, Pinus oſſiculis duris foliis longis, und Pinus urbana genennet. Er treibet einen geradern, längern und höhern Stamm, als die Tanne und Kiefer, hat eine röthlichte Rinde, welche ganz zähe und leicht zu biegen, aber bey weitem nicht

nicht ſo ſpröde und brüchig, als die Tannenrinde iſt. Seine Aeſte hänget er unter ſich, und iſt alſo leicht von der Tanne und der Kiefer zu unterſcheiden, welche ihre Aeſte geräder und ſtärker von ſich austreiben. Er hat ſchmale, harte und ſpitzige Blättlein, insgemein **Tangeln** oder **Nadeln** genannt, welche Paarweis gegen einander über in einer ziemlichen Anzahl auf einem Stiele wachſen, und immer grüne bleiben. Seinen Saamen führt er in veſten mit vielen Schalen gleichſam als Schuppen verwahrten, langen, und unterwärts hangenden Zapfen, aus denen derſelbe, als ein kleines mit einem Flügel verſehenes Hirskörnlein, im Merzen und April ausfället, aber wegen ſeines vielen bey ſich führenden Harzes lange in der Erden liegen bleibet, ehe er aufgehet, es wäre denn, daß eine ziemliche Feuchtigkeit und Wärme darzwiſchen käme, da er denn eher einwurzelt und hervorkeimet. Gedachte **Zapfen** ſind anfänglich, wenn ſie herfür wachſen, ſchön roth, daher ſie, wiewohl irrig, von etlichen Blüten genennet werden, hernach bekommen ſie nach und nach eine grüne Farbe, bis ſie endlich bey ihrer Reiffung braungelblicht werden, da ſie denn, wenn ſie friſch vom Baum kommen, voller Harz ſind, und einen ziemlich anmuthigen Geruch von ſich geben; wenn der Saame daraus verflogen, ſo fallen die Zapfen nicht mit herab, ſondern ſchlieſſen ſich, nachdem ſie ſich des Saamens entlediget, ganz veſte wieder zu, und empfangen neuen Saamen, welches ſie ſo lange continuiren, bis ſie ganz alt, verdorret und verwelkt herab fallen, oder von denen Eichhörnern, welche dieſen Saamen gerne freſſen, ausgehölet und abgebiſſen werden. Eine jede Hülſe dieſer Zapfen beſchleußt einen länglichten, halbrunden weiſſen Kern, welcher ſüſſe und lieblich ſchmecket. Es wird derſelbe **Pinien**, **Pineolen**, **Pignolen**, **Kraftnüßlein**, **Zirbelnüßlein**, lat. Nuces pineæ, Nuclei pinei, genennet. Die **Zapfen** ſelbſt werden vorzüglich **Zapfen**, ingleichem auch **Zirbeln**, **Pinäpfel**, **Pinien** oder **Fichtenäpfel**, **Pinienzapfen**, lat. Coni, Conaria, Strobuli, Pinei, Nuces pinei, Coccali, franz. *Pignons*, *Pignoles*, benahmet. Man ſagt: wenn ſie dieſe Zapfen anſetzen wollen; ſo ſtieſſen ſie einige Zweiglein von ſelbſten ab. Die wahre Urſache hievon ſ. **Eichhorn**. Sonſten ſind dieſe Zapfen nur ſelten zu finden, und werden auch nur die ausgemachten, und erſt erwehnten Kerne gebrauchet, welche fein friſch, langrund, ſüſſe, weißlicht, und fleckigt ſeyn ſollen. Sie ſchmecken etwas nach dem Baume und harzicht. Sie haben eine ganz gelinde ölichte und mehlichte Subſtanz bey ſich, und geben daher eine ziemlich gute und dauerhafte Nahrung, ob ſie ſchon etwas ſchwer zu verdauen ſind. Sie temperiren die ſcharfe geſalzene Flüſſe, machen fett, thun den Abzehrenden gut, und reinigen die Bruſt. Sie mildern die Harnwinde, den ſcharfen Harn und Saamenfluß, und ſind in Lähmungen ein herrliches Mittel. Die Köche brauchen ſie zu allerhand Fleiſch, Fiſchen, Paſteten und Gebackenes, und werden ſonſt auch mit Zucker über-

überzogen, und als ein Confect zu Tiſche gebracht. Das aus den Pinien friſch ausgepreßte Oel hat faſt gleiche Tugend mit dem Mandelöl, iſt gut in Gliederweh und üblem Gehör, bekommt auch den lahmen Gliedern wohl. Viele legen das Pinienöl, oder das aus den zarten Blättern des Baums ſelbſt deſtillirte Waſſer in die Ohren, welches ein vortrefliches Mittel wider die Taubheit ſeyn ſolle. Die Pinien mit etwas Eichenmiſtelholz gekocht ſind wider den weiſſen Fluß der Weiber ein ungemeines Mittel. Sonſt wird auch aus den Pinien oder Fichtenzapfen eine Eſſenz zu dem eben erwähnten Gebrauch in den Officinen bereitet.

Mit Erwachſung des Saamens der Fichten hat es mit der Tanne gleiche Bewandniß, waſſen ſich der kleine Knoſpen an denen Aeſten, der meiſte Theil an den äuſſerſten, anſetzet, und derſelbe ziemlich zahlreich wächſet. Wenn die Zapfen, nach hiezu bequemer Witterung im Hornung und Merz, oder auch noch etwas ſpäter, barſten, und die ſchwereſten Körner zuerſt ausfallen laſſen; ſo umfaſſet das beflügelte Saamenkorn die Erde, erweichet ſich durch die in dem Boden befindliche Feuchtigkeit, und der Sonnen Wirkung, die Milch gerinnet, die Käumen machen die Hülſe berſtend, ergreiffen die Erde als Wurzeln, theilen ſich in viel kleine Würzelgen, gehen aber nur ganz flach, und nicht tief in derſelben fort, und machen keine Herzwurzel. Gegen den Sommer treibet es ein Stämmgen von 1 Zoll hoch, meiſt mit 9 Nadeln, welche einige Zeit von der Hülſe bedecket bleiben, bis ſie endlich abgetrieben wird. Im andern Jahr ſetzet es mehr im Wachsthum zu, und bekommt der neue Gibel viel kleine ſtachlichte Nadeln. Im dritten Jahr erfolget ein mehrerer Wuchs, und treibet auch ein Aeſtgen. Im 4ten und 5ten Jahr gehet es ſo merklich in die Höhe, daß es Quirläſte zeiget, und überhaupt, da die Fichte ſchleunig wächßt, kann ſie von Jahr zu Jahr überaus hohe Sommerlatten im Gibel treiben. Das Alter iſt gleichmäſſig an denen Quirlen und innern Ringeln ganz deutlich wahrzunehmen; wie es denn auch die nämliche Bewandniß, als bey der Tanne mit der Schale hat. Wie bemerket, gehet das Wachsthum der jungen Fichten anſehnlicher in der Höhe als Stärke fort. Sie verlieren meiſt gegen das Frühjahr einige alte Nadeln, und die unterſten Aeſte ſtehen auch nach und nach ab, mehrentheils, jedoch nach Beſchaffenheit des Bodens, reiniget ſich der Stamm von 15 bis in die 20 Jahre hinein am beſten, und nach Vollbringung dieſes, erhält derſelbe mehr Kräfte, auf den Schaft zu legen. Von denen dichten Dickungen dieſer Art Holz, hat man eben die gute Hofnung, als bey denen Tannen, indem ſie hierinn völlig miteinander übereinkommen. Zum Saamentragen kann die Fichte ſchon im 20ſten Jahr gelangen, auch wohl noch eher, zumal, wenn ſie in gutem Boden frech und maſtig erwachſen. Sie träget auch den ſogenannten **Mayn**, welcher im Monat May ganz einzeln zwiſchen den Nadeln heraus wächßt, in der Gröſſe einer Bohne,

Bohne, und von röthlichter Farbe, wird wie der andere bey den Tannen binnen 14 Tagen reif, und flieget aus. Das fortgehende gute Wachsthum bringet endlich die Fichte wohl in 70 Jahren zu einem anſehnlichen Bauſtamm, und möchte ſie bis in das 80ſte, auch nach beſchaffenheit des Bodens, bis in das 100ſte Jahr am beſten ſeyn. Wo man holzreich mit andern Bauhölzern verſehen iſt, und alſo nicht Urſache hat, ſolche dazu aufzuheben, ſondern nur zu Feuerhölzern gebrauchet, kann vor dem Abtrieb, ein dem Werthe des Holzes faſt gleiche, wo nicht übertreffende Nutzbarkeit, vorhero durch das Harzſcharren gemachet werden. Allein dieſes iſt nicht eher mit Vortheil, als bis der Stamm wenigſtens zum Diameter 15 Zoll hält, zu unternehmen, wie davon bald mit mehrerm geredet werden ſolle. Die Fichte iſt den Krankheiten am meiſten bloßgeſtellet, und eine alte geſunde Fichte faſt ein Fremdling in theils Gegenden. Wenigſtens zeiget das Stammende, zuweilen in einer ziemlichen Höhe, wo nicht einen faulen, jedoch matten und rothſtrahligten Kern. Es finden ſich wohl hier und da, wo ſie nicht geharzet werden, friſche Stämme; indeſſen wird es nicht durchgehends wahrzunehmen ſeyn. Sie iſt ferner auch der **Dürrung** gar leicht unterworfen, in Betracht ſie nach ihren flach gehenden Wurzeln den Sturmwinden wenig Wiederſtand leiſten, und ſtark beweget werden. Werden nun die kleinen oder Nahrungswurzeln abgeriſſen; ſo iſt die Dürrung nahe, die ſich an dem Giebel bald ſichtbar machet. Bey dieſem Merkmal, als dem ſicherſten Kennzeichen des Abfalles, findet ſich die wirthſchaftliche Entſchlieſſung richtig veranlaſſet, den Abtrieb zu beſördern.

Das Schneideln will dieſer Baum nicht wohl vertragen, es ſeye denn, daß ſolches behutſam geſchehe, damit man nur die dürren, nicht aber die grünen Aeſte, wie auch nur diejenigen dürren Stangen, welche von denen ſtärkſten verwächſichten Stangen allbereit ſichtbar zurückgedruckt worden, ab- und heraushaue, ſonſten gehet es nicht ohne Schaden ab, weil durch das Schneideln der grünen Aeſte einem ſolchen Baume gleichſam die Adern geöfnet, und die Lebenskräfte zum Wachsthum abgezapfet werden. Seine **Wurzeln** lauffen ganz flach auf der Erden hinweg, daß er alſo, in Ermangelung einer Herzwurzel, vor dem Winde ſich faſt gar nicht erhalten kann, ſondern wo dieſer Platz gewinnet, plötzlich übern Hauffen fället. Es iſt auch dieſer Baum ſo voller Harz, daß er, wenn er gelochet und geriſſen wird, das iſt, wenn man die Rinde unten an dem Stamm, ſo hoch ein Mann reichen kann, von oben niederwärts zwey Fingerbreit ſtreifweiſe, an 4, 5 bis 6 Orten herunter- und abziehet, jährlich deſſen ein merkliches von ſich heraus treibet, woraus hernach das Pech geſotten wird, und kann dieſes Harzreiſſen alle 3 bis 4 Jahre wiederholet, und der Baum aufs neue geriſſen werden; wiewohl mit dieſem Lochen oder Reiſſen auch ſehr behutſam verfahren werden muß, angeſehen ſolches an

an keinem Orte rathſam, als wo das Holz in ſolchem Unwerth, daß es ganz und gar nicht an den Mann zu bringen iſt. Denn wenn die Fichte, ehe ſie zwey bis dreyſpännig iſt, gelochet oder geriſſen wird, ſo wird ſie von dem Riſſe, 10, 12 und mehr Ellen hinaus roth, und dahero zu Brett- und andern Nutzholze unbrauchbar gemacht, es iſt auch der Klöpfel, ſo weit der Riß gehet, zum Floßholze nicht dienſam, weil er durch das ineinander gelauffene, und von Jahren zu Jahren verwachſene Harz ſchwer worden. Dieſer Baum, wenn er gerade gewachſen, läſſet ſich treflich zu Schindeln brauchen, maſſen dieſelben im Wetter dauerhafter, als die Tannenen, weilen ſie nicht ſo maſtig vom Holze ſind; jedoch iſt manche Fichte voller Harzgallen, welche in dem Holze nach und nach zwiſchen denen Jahren, oder jährigen Trieben mitwachſen, und oft Fingerslang werden, die hernachmals, wenn die Schindel aufs Dach kommt, von der Sonnen ausſchmelzen, da denn durch die leeren Ritze und Klüfte der Regen eindringet, und Schaden verurſachet.

Die Ameiſen bereiten den ſogenannten **Waldrauch**, von dem Fichten- oder anderer Bäume Harz, welches ſie in der Nähe herum ſammlen, in ihre Hauſſen tragen, und daſelbſt zu unterſt auf dem Boden verbergen; ſo dienet auch dieſes Harz denen wilden Schweinen zum Harniſch, als welche ſich an niedergeriſſenen Fichten reiben, und mit dem Harz ihre Haare und Borſten dergeſtalt bepichen und veſte machen, daß kein Hund durch die Haut greiffen, auch faſt kein Fangeiſen oder Hirſchfänger durchdringen kann, ſie ſeyen denn ſehr ſtark, ſteif und ſpitzig.

Die **Rinden** werden ſehr ſtark von denen Rothgerbern zur Garmachung der Häute gebraucht, Der Geruch vom angezündeten Fichtenholz, ſoll die Fliegen und Mücken aus den Gemächern treiben, und das Holz zu den Kleidern gelegt, verwehret, daß die Motten nicht darein kommen. Aus dem Fichtenholz brennet man auch das bekannte **Kienöl, Pech**, und **Theer**.

Das **Fichtenholz** gehöret zwar mit unter das ordentliche Brennholz, und iſt auch zum Waſſerbau ſehr dienlich, weil es wegen ſeines Harzes im Waſſer lange dauret. Indeſſen iſt es zu andern Bauen nicht gut, weil es ſich leicht ſpaltet. Doch brauchen es die Holzhandwerker bisweilen, ſonderlich die **Wagner** und **Tiſcher**. Aus den zarten Fichtenwurzeln wiſſen einige Landleute, die ſich darauf legen, mancherley nützliche Gefäſſe in die Hauswirthſchaft zu bereiten, als Krüge, Flaſchen Fäßgen u. d. g. In dieſen Gefäſſen, wenn ſie wohl ausgepicht ſind, hält ſich das Geträncke ſehr gut, und ſind dieſelbe vor den gemeinen Mann zur Erndtezeit und auch ſonſt wohl zu nutzen. Sie ſind nicht ſo koſtbar, wie die kupfernen, nicht ſo ſchwer, wie die zinnernen, nicht ſo zerbrechlich, wie die gläſernen und töpfernen, und auch auf gewiſſe Maſſe noch dauerhafter, als die andern hölzernen. Die Wurzeln zu dieſen Gefäß-

Geſäſſen werden erſtlich in heiſſem Waſſer ausgeſotten, davon ſie theils weiſſer werden, theils ſich auch beſſer biegen laſſen. Von dem Baſt der Fichtenrinde, die oben nach dem Gipfel zu anzutreffen, und grüngelblicht ausſiehet, pflegt man allerhand zu drehen, theils Fuhrmannspeitſchen zum Klatſchen, theils Stricke und Seile, um die Wäſche oder andere Dinge daran zu hängen. Es iſt dieſer Baſt ſo ſtark, wie die Ochſenriemen. Wo man ihn drehen will, muß er noch zart und grün ſeyn. Denn wenn er alt iſt, ſpringt er wie Glas; wo er aber grün iſt, iſt er ſo geſchmeidig, daß man ihn in die Runde binden kann, wie man will.

Noch etwas von dem Saamen und der **Ausſaat** müſſen wir hinzu fügen. Iſt man ſeiner Gegend gewiß, werden die Saamenjahre aufmerkſam beurtheilet, die Schläge regelmäſſig angeleget, in aller behutſamen Vorſicht vergröſſert oder verjüngert, und iſt das Ermeſſen richtig; ſo kann die gute Hofnung nicht fehl ſchlagen, wie bey Tannen und Kiefern, von Abtrieb zu Abtrieb, daß die jungen Pflanzen ſich als in einem Garten zeigen. Sollte aber die Beſäung erfordert werden; ſo möchte eine Unterſuchung der Erde ſtatt finden, ob ſelbige nicht zu gut, und nicht etwa eine beſſere Art Holz tragen könnte; denn die Fichte nimmt leicht mit jedem Erdreich vorlieb. Der hierzu beſtimmte Platz wäre im Frühjahr etwa 4 Zoll tief zu pflügen, um das Gras zu tilgen; ganz im ſpäten Herbſt aber würde es nur zu 2 Zoll tief, entweder zu behacken, oder leicht zu überegen ſeyn. In Betracht, daß der Saamen bereits den Herbſt ſchon zur Reiffung gelanget, und nur durch die Kälte die Zapfen verſchloſſen geblieben, kann man hiebey nicht leicht zu frühzeitig, wohl aber zu ſpät kommen. Am beſten jedoch, nach vorkommender Witterung eingerichtet, ſind im Hornung (wenn ſich auch gleich die jährigen noch nicht zur Oefnung anlaſſen) die Zapfen zu brechen, auf einem luftigen Boden fleißig umzuwenden, und das Ausfallen der ſchweren Körner abzuwarten, an denen leichten iſt ohnedem wenig gelegen, und ſind noch einzelne gute darunter, wird der Saamenzapfen ſie von ſelbſt, auf dem Orte, wo er mit hingeſtreuet wird, ausfallen laſſen. Alſo fort nach dem Ausfallen, am allerlängſten aber in dem April, wird die Ausſaat unternommen, mit Sägeſpänen oder feuchter Erde vermenget. Der Saame wird reichlich und dicke ausgeſtreuet, auch werden die Saamenzapfen mit darauf geworfen. Iſt die Erde zu leicht, oder ohne Verbergung vor die Saamenkörner; ſo kann ſie allenfalls, aber ganz ſeichte, überhacket werden. In Betracht, daß dieſes alles im Frühjahr vollbracht werden kann, folglich man Zeit genug dazu hat, und wenig Hinderung vorfällt; als möchte von ſelbſten wegfallen, den Saamen bis zu einer andern Zeit aufzuheben; denn ob er gleich nicht gänzlich verdorben würde; ſo dürfte er doch viel von ſeiner Güte verlieren; dahero das richtige Verfahren, ſich nach der Eigenſchaft eines jeden Baumes einzurichten, wohl den Vorzug behal-

behalten dörfte. Es iſt alſo nicht zu zweifeln, daß die Wirkung guter Anwendung ſich veroffenbahren, und ſchöner Anwuchs ſich zeigen werde. Es möchte aber auch ſolcher wahrſam in Obacht zu nehmen ſeyn, daß weder Vieh noch Wildpret ihn in der zarten Jugend verletzen; denn in dieſem Fall dürften nichts anders, als Kröpfe und Wettergebüſche gezogen werden. ſ. a. **Rothtanne.**

Fichtenföhren, ſ. **Kiefern.**

Fichtenharz, ſ. **Fichte.**

Fichtenholz, ſ. **Fichte.**

Fichtenöl, ſ. **Fichte.**

Fichtenrinde, ſ. **Fichte.**

Fichtenſaamen, ſ. **Fichte.**

Fichtenzapfen, ſ. **Fichte.**

Filet, ſ. **Garn.**

Filets, nennet man in der Jägerey das Fleiſch, welches man von eines Hirſches Nieren abſchneidet. Man unterſcheidet daſſelbe in zweyerley Sorten nämlich in die groſſen und kleinen *Filets.* Die groſſen werden über den Nieren des Hirſches, die kleinen aber innerhalb den Nieren herausgeſchnitten.

Filix, ſ. **Fahrenkraut.**

Finke, lat. Fringilla, Frigilla, franz. *Pinçon*, *Pinſon*, *Caſſenois*, iſt ein kleiner ſingender Vogel, welcher ſeiner Gröſſe und äuſſerlichen Leibesgeſtalt nach, ungefehr einem Hausſperling zu vergleichen ſeyn möchte, nur daß jener ſchmäler und länglichter iſt, und keinen ſo dicken Schnabel hat. Der **Hahn** oder **Männlein** iſt weit ſchöner, als die Siecke oder das Weiblein, und hat einen dunkelbraunen, mit blaulichten Federn vermiſchten Kopf, welches im Frühling, da die andern Federlein wegfallen, ganz blau wird, und nur, wo der Schnabel angehet, ein kleines ſchwärzlichtes Flecklein behält. Dieſe blaue Farbe nimmt hintenher am Kopfe den Obertheil des Halſes, jedoch nur etwas weniges zugleich mit ein; wo ſie aber aufhöret, abſonderlich zu der Zeit, das das Blaue nicht vorhanden iſt, fängt eine angenehme ziemlich hellbraune Farbe an, welche über den ganzen Rücken hinabgehet, bis nahe an den Schwanz, allwo ſie geringen Federn Platz machet. Der Schwanz iſt ſchwarzbräunlicht; deſſen äuſſerſte zwey, zu Zeiten drey, folglich 4 bis 6 Federn, haben am Ende weiſſe Spiegel, dergleichen auch an den Diſtelfinken oder Stieglitzen zu ſehen. Von der Kehle an bis hinunter an den Bauch iſt die Farbe bey dem Männlein ziegelröthlicht, und wird im Frühling ebenfalls ſchöner, als die übrige Jahreszeit. Am Ende des Bauches kommen weiſſe Federn hervor, die unter dem Schwanz wiederum mit grünlichten verwechſelt ſind. Auf den Flügeln, welche ſchwarzbräunlicht ſind, iſt quer über ein ſchöner weiſſer Strich zu ſehen, faſt auf eben die Art, wie die Stieglitzen einen gelben Strich über die Flügel haben; nur mit dieſem Unterſcheid, daß derſelbe auf den Flügeln der Stieglitze an den längern Federn ſich befindet; der Finken weiſſer Strich hingegen beſtehet nur in kleinen, über die langen oben etwas herausreichenden Federlein. Der Schnabel

dieſes Vogels iſt bey etlichen ganz weiß, und bey etlichen dunkelbraun unterlauffen. Er mag aber ſeyn, wie er will; ſo wird er doch bey denen Männlein auf das ſchönſte blau, ſo bald ſie in den Geſang gerathen. Das Weiblein iſt am ganzen Unterleibe dunkelweiß, als ob es kothig geworden wäre. Im übrigen hat es zwar einige Merkmaale von denen andern Federn, welche an dem Männlein ſind; ſie ſehen aber ganz abfärbig, und iſt weder etwas blaues, noch etwas weiſſes, wohl aber auf dem Bürzel etwas grünlichtes zu ſehen.

Dieſer Vogel nähret ſich ſowohl auf dem Felde mit allerhand Geſäme und Würmern, als auch auf den Bäumen mit allerhand Ungeziefer; wie er denn ſo gar die Fliegen, und Mücken, welche nahe bey den Bäumen vorbey fliegen, in der Luft hinweg ſchnappet. In dem Vogelbauer aber muß man ihn mit Leimdotter oder Rübeſaat, durchaus aber nicht mit Hanf ſpeiſen. Denn ob er gleich dieſen viel lieber frißt; ſo iſt er doch mit jenen viel mehrere Jahre fortzubringen, ſonderlich, wenn man ihm zuweilen etwas von gebackten Hünereyern, oder klein geſchnittenen Aepfeln vorgiebet; da er hingegen bey dem Hanffutter nicht lange dauret, ſondern bald umkommt. Sein Neſt ſetzet er, obgleich auf hohe Bäume, jedoch nur auf die unterſten Aeſte, und zwar jederzeit zwiſchen Zwieſel- oder Zwillingsäſte ſo veſt hinein, daß es kein Sturmwind in geringſten bewegen kann. Auswendig bereitet er ſolches von lauter grauem Baummoos; innwendig aber füttert er daſſelbe mit Wolle, Federn oder auch allerley Haaren, und bringt gemeiniglich darinnen 4 bis 5 Junge aus. Er wohnet zwar mitten in den tiefſten, und viele Meilen Weges langen Wäldern. Er brütet aber doch auch von denſelben entfernt in denen Gärten und ſolchen Orten, wo auf viele Meilen Weges kein Wald zu ſehen iſt. Auſſer der Brutzeit aber iſt ſein Auffenthalt meiſtentheils an denen Vorhölzern.

Im Herbſt ziehen die Finken ſowohl in geringen Hauffen, zu 20, 30 bis 40, als auch, und zwar öfters, in groſſen Schaaren bey etlich 1000, und zwar am ſtärkſten um Michaelis. Doch iſt dabey zu merken, daß ein ſolcher groſſer Hauffen, wenn er auf einen Vogelheerd, oder ſonſt auf einen Ort zutrift, der ſie einzufallen anreizt, niemals ganz, und miteinander auf einmal, ſich niederlaſſen, wie es wohl bey andern in Schaaren ſich verſammlenden Vögeln, als Hänflingen, Krametsvögeln u.d.g. zu geſchehen pfleget; ſondern wenn eine Schaar Finken über einen Vogelheerd, wo ſie die lockenden Finken ſingen höret, in hohen Lüften hingehet, laſſen ſich nur etliche wenige, bey 10, 20 oder höchſtens 50 auf die Bäume nieder; die übrigen ſtreichen fort, als hörten ſie die Locke nicht, und laſſen ſich von ihrem Zug nicht irre machen. Doch bleiben auch einige, wiewohl in geringerer Anzahl, hier zu Lande, welche im Winter mit den Emmerlingen auf die Miſtſtätten fallen, und daſelbſt, wo ſie keine Körner finden, den gefrornen Küh- und

Pferdemiſt zernagen, bis der Schnee hinweg iſt, ſie aber wiederum ihre Nahrung im Felde finden, oder nach Beſchaffenheit des Orts und der Jahreszeit des ausgefallenen Holzſaamens habhaft werden können.

Der Finkenfang wird von Bartholomäi bis gegen das Ende des Octobers angeſtellet, da ſie auf den ordentlichen Finkenheerden in ziemlicher Anzahl; auſſer dieſer Zeit aber mit Leimſpindeln und Vogelwänden, beſonders aber im April mit oder durch den Stich gefangen werden. Mithin können von dieſem Fang nachgeſchlagen werden die Artickel: **Vogelheerd, Leimſpindeln, Vogelwand, Stich.** Wenn ſie einmal ſitzen, laſſen ſie ſich ſo nahe kommen, daß man ſie auch mit einem Piſtol ſchieſſen kann. Ihr Fleiſch ſchmeckt zwar Anfangs etwas bitter, iſt aber ſehr geſund, und wenn ſie ſaftig gebraten werden, ſchwindſüchtigen und mit der Epilepſie behafteten Leuten nicht undienlich. Es führet viel flüchtiges Salz und Oel bey ſich. Man pflegt ſie auch in Paſteten zu ſchlagen, oder mit Aepfeln, desgleichen mit Zwiebeln, und gleich andern kleinen gemeinen Vögeln zuzurichten. Siehe *Onomatolog. oeconom. practica* oder **öconomiſches Wörterbuch** unter dem Artickel: **Vogel.**

Auſſer der jetztbeſchriebenen Art der Finken führen den Nahmen der **Finken** noch verſchiedene andere Vögel, wiewohl mit einem gewiſſen Beynahmen. Dahin gehöret zuförderſt der **Buchfinke**, der auch genennet wird: **Bergfinke, Baumfinke, Gögler, Quecker Nickawitz, Zehrling,** lat. Fringilla, Frigilla, franz. *Pinſon.* Es iſt dieß ein Vogel, der zwar den ordentlichen oder gemeinen Finken an der Gröſſe und Geſtalt ſehr nahe kommt, aber an der Farbe ungleich ſchöner iſt. Denn das **Männlein** iſt am Kopfe ſchwärzlicht, und ſcheinen die Federn mit Dunkelwelweiſſem eingefaßt zu ſeyn; wenn er aber alt wird, gehen die weißlichten Federn gar hinweg, und wird der Kopf kohlſchwarz, welche ſchwärzlichte Farbe ſich auch ein wenig über das Genicke am Halſe hinunter erſtrecket; hernach werden die Federn heller, daß ſie bräunlicht ausſehen. Sie ſind dabey mit Graulichtem eingefaßt, bis hinunter zu den Pürzeln, allwo dieſe braune Federn von den ſchönſten weiſſen Federn abgelöſet werden. Der Schwanz iſt ganz dunkelbraun und ſchwärzlicht, an den letzten Federn aber zu beyden Seiten mit etwas weiſſen Spiegeln gezieret. Am Unterleib, ſogleich von der Kehle an, iſt er hoch ziegel- oder auroragelb, und dieſe Farbe nimmt die ganze Bruſt ein; wo ſich aber dieſelbe endiget, folglich am halben Theil des Unterleibes, da wird das Gelbe wieder mit hellweiß verwechſelt, bis hinunter zum Schwanze. Die Flügel haben um die Schultern herum eben die ſchöne hoch ziegelgelbe Farbe; die langen Federn aber ſind dunkelbraun oder vielmehr ſchwärzlicht; gleichwie auch an den Flügeln quer über gelbe Striche ſind. Der Schnabel iſt meiſtens auch ziegelgelb, doch vor-

vornen etwas bräunlicht, und die Füſſe ſind erſtlich etwas ſchwarz, verändern ſich aber hernach in das weißlichte. Das Weiblein hat zwar auch alle dieſe Farben, wie das Männlein, jedoch viel blaſſer, und ſiehet der Kopf nur wie der Rücken aus. Auch haben ſie an den Schultern, da die Männlein innwendig und auswendig gelb ſind, nichts Gelbes, ſondern nur etwas weniges bräunlichtes, welche Farbe auch auf den Flügeln an ſtatt der gelben Querſtriche, ſo die Männlein auf denſelben haben, zu ſehen iſt. Dieſer Vogel bleibt den Sommer über nicht bey uns, ſondern nimmt im April ſeinen Abſchied, und läßt ſich nicht eher wieder ſehen, als bis in den October. Alsdann fällt er unter die Finken vermenget, in die Heerde, und wird, wenn es beginnet kalt zu werden, mit groſſen Hauffen gefangen, ſo, daß man etliche Schocke auf einen Zug bekommt. Man darf zu ſolcher Zeit, ſonderlich wenn der erſte Schnee fällt, nur ein Paar Lockvögel, wo man will, in einem Garten an einen Baum hängen, ſie den ganzen Tag, ohne hinzugehen, daſelbſt laſſen, und nahe dabey auf der Erden einen Platz mit Hanf und anderm Futter beſtreuen; ſo wird man den 3ten oder 4ten Tag, woſern anderſt dieſer Vogel in ſelbiger Gegend durchſtreichet, einen groſſen Zug thun können. Er iſt übrigens ein Vogel ohne Geſang, und von ſeiner Brut kann man deswegen nichts ſagen, weil er ſolche hier zu Lande nicht verrichtet. Das Weiblein pflegt ſich in der Wildniß zu Zeiten an unſere Finken zu gatten, und wenn man ein Finkenmännlein zu einem Queckerweiblein thut, bekommt man junge Vögel von ſehr ſchöner Farbe; aber ſie taugen nichts zum lernen, ſondern bloß zum Anſehen. Die übrigen, die mit einem Beynahmen den Nahmen der Finken führen, ſind folgende: Der **Blutfinke, Rothfinke** oder **Gimpel**, auch **Kernbeiſſer**; der **Diſtelfinke** oder **Stieglitz**; der **Erlenfinke** oder **Zeiſig**; der **Grünfinke** oder **Grünling**, ſonſt auch **Hirſefinke**, **Geelfinke** oder **Goldammer**; der **Hanffinke** oder **Hänfling** rc.; wovon dieſe Benennungen nachzuſchlagen ſind.

Finkenfang, ſ. **Finke.**

Finkenfang, ſ. **Vogelheerd.**

Finkenfang, ſ. **Leimſpindel.**

Finkenfang, ſ. **Vogelwand.**

Finkenfang, ſ. **Stich.**

Finkengarn, ſ. *Roccoli.*

Finkengarn, ſ. **Vogelherd.**

Finkenherd, ſ. **Vogelherd.**

Finkenherd, ſ. **Entenfang.**

Finkennetz, ſ. *Roccoli.*

Finkennetz, ſ. **Vogelherd.**

Finder, ſ. **Hund.**

Fines, franz. *Fins*, ſ. **Gränzen.**

Fiſcella, ſ. **Fiſchreuſſe.**

Fiſch, lat. Piſcis, franz. *Poiſſon*, wird insgemein, und in weitläuftigem Verſtande ein jedes Thier genennet, das im Waſſer lebet, alſo, daß auch diejenige, ſo Schalen und Häuslein tragen, z. Ex.

z. Ex. die Krebſe, Auſtern, und alle Arten von Muſcheln darunter begriffen werden. In einer engern Bedeutung und genauerm Verſtande aber werden nur diejenige Waſſergeſchöpfe dadurch gemeynet, die Blut haben, mit Floßfedern verſehen, und entweder mit Schuppen oder mit einer glatten ſchlüpferigen Haut ohne Haare bedecket ſind, und denen Menſchen zur Speiſe dienen. Es giebt der Fiſche demnach vielerley Arten, und kann man dieſelben am füglichſten ihren Wohnungen und Lagern nach in **Meerfiſche**, oder Fiſche, ſo in geſalzenen Waſſern wohnen, in **Fluß- Bach-** und **Teichfiſche**, oder ſolche, die ihren Aufenthalt in ſüſſen Waſſern haben, und in **Fiſchwerk mit Schalen** eintheilen.

Die **Meerfiſche** ſind entweder **Tieffiſche**, welche in der Tiefe oder im Grund des Meeres wohnen, und wegen Mangel der Sonnenſtrahlen und Härtigkeit des Fleiſches, die geringſten ſind; oder **Strandfiſche**, welche zwar von dem Auswurf des Meeres ſich nähren, aber doch, weil die Ufer oder der Strand von der Sonnen mehr erleuchtet, und ſie ſelbſt durch ſtete Bewegung die Unſauberkeit der Nahrung einiger maſſen wieder los werden, denen Tieffiſchen an Gütigkeit vorzuziehen ſind; oder auch **Klippenfiſche**, welche an Meerfelſen und Steinklippen, da das Meer durch den Trieb der Winde ſtets anſchlägt, ſich aufhalten, und wegen ſothaner ſtetigen Bewegung vor die beſten gehalten werden. Diejenigen Fiſche, die auſſer dem Meer und Salzwaſſer anzutreffen ſind, und in Flüſſen, Bächen, Seen, Teichen, auch Gräben, Pfühlen und Dimpfeln, und dergleichen ſüſſen Waſſern ihren Aufenthalt haben, auch daher Fluß- Bach- Teich- oder Seefiſche genennet werden, laſſen ſich wieder in ſchuppige und in glatte, die keine Schuppen haben, abtheilen, wovon dieſe vor weit nicht ſo geſund, als jene gehalten werden. So theilet man ſie auch ein in ſolche Fiſche, die ſich gerne in denen mit Kies und Steinen verſehenen Waſſern aufhalten, und die in Teichen oder Flüſſen, ſo einen ſchlammigten oder leimigten Boden haben, am beſten ſtehen, wachſen und fortkommen. **Fiſchwerk mit Schalen** oder **Schalenfiſche** ſind entweder dünnſchälige, als wie die Krebſe, oder dickſchälige, wie die Auſtern ꝛc.

Die meiſten **Fiſche** ſind zwar gut zu eſſen, aber nicht alle geſund, geben auch nicht alle gleich gleich gute Nahrung; auch haben ſie nicht alle zu jederzeit einen guten Geſchmack, daher iſt der **Aal** nur gut im Winter, und von Oſtern bis zu Anfang des Herbſts, am beſten. aber um die Erbſenzeit; die **Aſche** iſt am beſten im Auguſto und im Herbſt; der **Bärſch** iſt auſſer im Merz und April, als zu welcher Zeit er laichet, allezeit gut; die **Braſſen** oder **Naſſen** ſchmecken wohl im Februario und Merz; die **Gründlinge** vom Februario bis in May; der **Hecht** iſt im Julio und Auguſto am allerbeſten; der **Karpfe** im Herbſt und das ganze Jahr, ausgenammen von

Oſtern bis Pfingſten; die **Krebſe** dienen nur in den Monaten die kein R haben, als im May, Junio, Julio und Auguſt; die **Lampreten** ſind gut im May; die **Neunaugen** am beſten im Februar und Merz; die **Schleyen** im Merz und Brachmonat. Uberhaupt ſind alle Fiſche, wenn ſie laichen, am ungeſchmackteſten und ungeſundeſten. Ueber dieſes kann man annoch in Erwehlung derſelben ſich folgendes zur Hauptregel dienen laſſen: **Die ſo in ſteinigten, harten und friſchen Waſſern ſich aufhalten, ſind geſünder, als diejenigen, ſo in weichen, ſumpfigten oder ſalzigten Waſſern wohnen.** Jedoch können die Seefiſche denen an der See wohnenden Leuten nicht ſo viel ſchaden, als denen davon entferneten. Und weil manche wegen des üblen Bodens, und des darüber ſtehenden, auch nicht gnugſam abflieſſenden Waſſers, darinnen ſie ſtehen, ſchlammenzend und übelſchmeckend ſind; ſo können dieſelben, in den friſchen Fiſchhältern oder Fiſchkäſten auf folgende Art wiederum verbeſſert und ſchmackhaft gemachet werden: zuförderſt ſchmeißt man ihnen aus Letten oder Thon, darein klarer Sand vermenget, gemachte Klöſe oder Kugeln in dieſe Behältniſſe, wodurch ihnen Anfangs, wenn ſie ſolche als ihre Nahrung genieſſen, die Därmer gereiniget werden; wenn dieſes einige Tage geſchehen, macht man eben dergleichen Kugeln aus Thon, mit etwas geröſtetem Gerſtenmehl und Honig wohl untereinander gemenget, und wirft ihnen dieſes für, davon ſie alsdenn nicht nur ſchmackhafter, ſondern auch, wenn einige Zeit damit continuiret werden kann, recht fett werden.

Sonſten iſt die Speiſe der Fiſche mancherley. Einige Raubfiſche nähren ſich von den andern kleinern, die ihnen entgegen ſchwimmen, andere von Sand und Schlamm, noch andere von allerhand Kräutern, die im Waſſer wachſen, ingleichem von Fliegen, Mücken, Kröten, Fröſchen und anderm Ungeziefer, ja ſie freſſen auch wohl gar die Menſchen an, die in einem Strohm oder Teich ertrunken ſind.

Bey den Fiſchen überhaupt kommen unterſchiedene Theile zu betrachten vor, welche nach dem Unterſchied derſelben, und der Liebhaber von einander unterſchieden ſind. An den Karpfen, und Lachſen rühmet man inſonderheit die **Kopfſtückgen** und **Zungen**, als welche gar fett und delicat ſind; hingegen an den Hechten, Zandern und Lachsfohren, und allen nicht ſehr grätigen Fiſchen, werden die **Schwänze** vor die beſten Stücke gehalten. In Anſehung des Eingeweydes werden die **Lebern** von Hechten und von Aalraupen, als welche von ſehr ſüſſem und lieblichen Geſchmack ſind, ſehr hoch geſchätzt. So pfleget man auch die ſogenannte **Bündlein** von Karpfen, Jäſen, Bleyen u. d. g. gar gerne zu ſpeiſen. Die **Milch** von Hechten iſt ebenfalls nicht zu verachten. Einige wäſſern die Milch von Pöckelheringen aus, und wollen daraus falſche Auſtern in Schalen formiren; der Betrug iſt aber ſehr merklich. Der **Fiſchrogen** iſt durchgehends nicht

nicht gar geſund, jedoch immer einer beſſer, als der andere, und ſchmeckt der von geſalzenen Karpfen und von gebratenen Stockbarſchen am beſten; der von Barmen aber ſoll ſchädlich ſeyn, und Reiſſen im Leibe machen, worauf bey etlichen ein Erbrechen und Purgiren erfolget. Wenn die Fiſche anfangen zu faulen, welches gemeiniglich von dem Kopf an geſchiehet; ſo ſind ſie ſowohl, als ander verfault Fleiſch, über die maſſen ſchädlich, und können gar leicht anſteckende Krankheiten und Seuchen erregen. In Anſehung der Geſundheit hält man vornehmlich die Meerfiſche vor die geſündeſten, weil ſie ihre angebohrne Feuchtigkeit und Kälte etwas mäſſigen, und mit ihrer ſalzigten Bitterkeit zu einiger Proportion bringen. Die nächſten daran ſind, die ſich in gebürgichten und ſteinigten Flüſſen und Bächen aufhalten. Und weil ſie meiſtentheils gegen den Strohm gehen, und dadurch deſto mehr ge übet, und der Bewegung gewohnt ſind; ſo wird ihr Fleiſch noch vor geſünder und beſſer, als anderer, wie auch aller derjenigen ihres geachtet, welche in groſſen und ſtark lauffenden Ströhmen ihre Wohnung nehmen. Hingegen iſt leicht zu ſchlieſſen, daß, was in faulen und ſtehenden Waſſern ſich aufhält, der erſterwehnten Fiſchen an Güte weit nachzuſetzen ſeye. Diejenigen, die kalte und feuchte Magen haben, müſſen ſich des Fiſcheſſens enthalten, weil ſie gar leicht mit Fiebern befallen werden können. Die friſchgefangenen ſind beſſer, als die marinirten, geräucherten oder auf andere Art aufbehaltenen, als welche viel häter und ſchwerer zu verdauen ſind; und durch öſtern Genuß der geſalzenen und gedörrten Fiſche wird der ganze Leib verändert und verderbet. Daher insbeſondere die Aderläſſer ſich vor ſelbigen hüten ſollen, weil ſie ihnen leichtlich Milzſucht verurſachen. Thut man, nachdem man Fiſche geſpeiſet, einen guten Trunk Wein darauf; ſo werden ſie allemal beſſer bekommen. Und wiewohl gemeiniglich in allen Krankheiten die Fiſche überhaupt verbotten werden; ſo können doch diejenigen mit unter noch wohl erlaubet werden, welche ſich in lautern, felſichten Waſſern aufhalten, als die Gründlinge Forellen, Hechte, Berſiche, Rothäuglein, Kräßlein, und nach dieſen die Meerfiſche; welche aber in unreinen, faulen und ſumpfichten Waſſern wohnen, als die Schleyen, ſolche ſind allemal böſe. Einen guten geſunden Fiſch kennet man daran, daß er ein härtlich trocken Fleiſch habe, daß er ſchuppicht und nicht ſchleimicht ſeye, der ſich in der Luft nicht bald verändert, und eine dünne Haut hat. Solche Fiſche verdauen ſich wohl, geben gute Nahrung und Geblüte, und ſind den müſſigen und ſchwachen Menſchen, und die ſich von Krankheiten wiederum aufmachen, ſehr geſund. Alles Geblüte, ſo von Fiſchen zuwegen gebracht wird, iſt dünner, als das Geblüte, ſo vom Genuß der irrdiſchen Thiere her entſpringet. Beſonders ſind die Fiſche choleriſchen und gallreichen Menſchen eben ſo gut, wie ſie den phlegmatiſchen ſchädlich ſind. Ingleichem ſchaden ſie auch denen, ſo

weiche

weiche und ſchwache Nerven haben, und ſonderlich im Winter, wie gleichfalls denenjenigen, welche in kalten Ländern wohnen, und ſonſt auch der Fiſchſpeiſe nicht gewohnt ſind, ſowohl ſonderlich, wenn ſie einen kalten und feuchten Magen haben, als auch, wenn ſie einen hitzigen Magen haben (denn dieſe werden ſehr durſtig davon), ſich derſelben gänzlich enthalten ſollen. Ferner ſind die kleinen Fiſche, die ſich in lautern Waſſern, ſo über roth Erdreich flieſſen, aufhalten, beſſer, als die groſſen, welche ſchwerlich verdauet werden, und grobe Feuchtigkeiten bringen. Wenn man Fiſche und Fleiſch zugleich bey einer Mahlzeit hat, ſoll man die Fiſche eher, als das Fleiſch eſſen.

Die Fiſche ſind ſowohl, wie andere Thiere, mancherley **Krankheiten** unterworfen. Wenn giftige und ſchädliche Meelthaue fallen, die nicht allein die Waiden, ſondern auch Flüſſe und Teiche anſtecken, davon die Waſſer auf der Oberfläche ganz blau ſcheinen; ſo werden die Fiſche davon krank und ſterben. Man ſiehet auch manchmal, daß das Waſſer von kleinen Würmern, wie Sonnenſtäublein, ſtark wimmelt. Wenn nun die Fiſche in dieſem Unflath leben müſſen, und dieſes böſe Weſen in ſich ſchlucken; ſo können wohl nichts anders als Krankheiten, und zuletzt das Abſtehen und endliche Verderben der Fiſche daraus erfolgen. Rühret aber dieſe Seuche von faulen und ſtinkenden Waſſern her; ſo iſt dieſem Mangel bald abzuhelfen, wenn man friſches Waſſer in Teiche läſſet. Die ſchlimmſte Zeit haben die Fiſche unter dem Eis, wie man ſolches an den Karpfen wahrnehmen kann. Denn bey harter Winterszeit, wenn ſie unter dem dicken Eis keine Luft haben, werden ſie aus ihrem Lager wegen Mattigkeit in die Höhe getrieben, und eilen mit aufgeſperrten Mäulern nach den aufgeeiſeten Löchern zu. Dieſem Uebel abzuhelfen, muß man die matten Fiſche mit dem Hahmen heraus nehmen, und in friſches Waſſer ſetzen, da ſie ſich denn wiederum erholen. Die Mittel, welche einige zum Präſervativ vorſchlagen, ſind nicht alle bewährt, auch nicht aller Orten practicable. Etliche hängen in Branntenwein gebeitztes Waitzenbrod oder Kampher in die Teiche: Andere werfen Schaafmiſt, Erbſenſtroh und gebrannte Ziegelſteine hinein; wiederum andere mahlen etliche Kürbiskerner, und machen einen guten Teig daraus, und geben ſolchen den Fiſchen. Dieſes nun möchte zwar wohl in kleinen Teichen angehen, in groſſen aber will es die Probe nicht halten, und iſt hiebey kein beſſer Mittel, als das ſogenannte **Aufeiſen**. Die Waſſermäuſe ſind zwar die geringſten Feinde der Fiſche; jedoch thun ſie der jungen Brut groſſen Schaden. Hingegen iſt der Fiſchotter deſto gefährlicher, weil derſelbe die gröſten und beſten Fiſche todt beiſſet und verzehret. Nicht weniger ſchaden ihnen, zumal der jungen Brut, die Fröſche, und die ſogenannte Kaulärſche. Endlich hat man auch Exempel, daß bisweilen die Fiſche im Monat Junio, da ſie ohnedem alsdan oben mehrentheils im Seichten zu ſchwimmen pflegen, durch den Hagel und Schloſſen in Teichen erſchlagen werden.

Nicht

Nicht allein das Fleiſch von denen Fiſchen, ſondern auch das Schmalz oder der Thran iſt wohl zu gebrauchen, der auſſer ſeinem übrigen Gebrauch auch auf den Angel geſtecket wird, um damit wieder andere Fiſche zu fangen. Der von den Italienern ſo beliebte *Caviar* iſt nichts anders, als ein geſalzener Störrogen. Das Fiſchbein, welches dem Frauenzimmer zu denen Steifröcken dienet, kommt von dem Wallfiſche. Und wenn man noch weiter gehen wollte, ſo geben die Schildkröten ihr durchſichtiges Horn, die Purpurſchnecke den Purpur, die Auſtern die Perlen. Aus dem Schildkrötenhorne werden ſaubere Meſſerſchalen, und aus den Muſcheln der feinſte Kalk gemacht. Ja in einigen mitternächtlichen Gegenden, ſonderlich gegen Eisland zu, und in andern Provinzen, haben die Einwohner von den Fiſchen faſt alles, was zur Leibesnahrung und Nothdurft gehöret.

Wenn man Fiſche über Land führen will, muß ſolches bey kühlem Wetter, oder wo es zu heiß wäre, zur Nachtzeit geſchehen; die Fäſſer müſſen oben auf drey Querfingerbreit leer gelaſſen werden, damit die Fiſche ihre Köpfe nicht anſtoſſen mögen; die Spondlöcher müſſen mit Stroh verſtopft werden, damit die Fiſche dadurch immer friſche Luft bekommen können; und damit doch die Fiſche in den Fäſſern nicht abſtehen, ſondern im Fahren wohl halten, und ſtets friſch bleiben mögen, ſoll man oben in jedes Faß, wenn es gefüllt iſt, entweder vor einen Dreyer Pfeffer, oder ein wenig Peterſilien hineinſtreuen, oder auch in jedes Faß etwa drey Stück Schleyen thun. Sonſt ſoll auch bey dem Auf- und Abladen allezeit jemand an der Deichſel oder bey dem Faß ſtehen, und ſelbiges rütteln und bewegen, daß ſich das Waſſer rühre. Gleichergeſtalt muß man auch im Fortführen niemalen ohne Noth ſtille halten, indeſſen aber doch fleiſſig zuſehen, ob die Fiſche nicht mit den Mäulern in die Höhe gehen, als welches ein Zeichen iſt, daß ſie matt ſind, und friſches Waſſer nöthig haben. Wenn zur Winterszeit Fiſche über Land geführet werden müſſen, da ſie manchmalen ſo ſtark gefrieren, daß ſie wie ein Stück Holz ſtarren, und ſich nicht biegen laſſen, iſt das beſte Mittel, ſie nur alsbald in kaltes Waſſer zu legen; denn dieſes ziehet den Froſt dergeſtalt aus ihnen heraus, daß man das Eis oben von den Schuppen abſtreichen kann; oder man darf ſie auch nur in eine warme Stube bringen, ſo thauen ſie auf, und werden wieder lebendig; wiewohl dieſe weit nicht ſo gut ſchmecken ſollen, als diejenige, ſo auf die erſte Art wieder zurecht gebracht worden. ſ. a. **Aufſtehen der Fiſche.**

Von der **Zubereitung** der Fiſche ſ. *Onomatologia oeconomica practica*, oder **oeconom. Wörterbuch, 1ter Th.** p. 1094.

Fiſchaar, ſ. **Adler.**

Fiſchabſpühlungsbank, ſ. **Teichfiſcherey**, Nro. II. 2).

Fiſchadler, ſ. **Adler.**

Fiſchaehr, ſ. **Adler.**

Fiſchangel, ſ. **Angel.**

Fiſchangel, ſ. Fiſchfang.

Fiſchbeeren, ſ. Fiſchhahmen.

Fiſchbehälter, ſ. Fiſchhälter.

Fiſchbeitze, iſt ein gewiſſes Mittel, die Fiſche an einen Ort zu verſammlen, daß ſie leicht zu fangen ſind. Es beſtehet aus folgenden Ingredientien: Nimm Bibergeil und Kampher, jedes ein halb Loth, Theriac 1 Quintlein, Mumia oder Reigerſchmalz, jedes ein halb Loth, Safran 1 Quintlein, Honig ein halb Loth, mache Küchlein daraus, und thue es an die Reuſſen, ſo lauffen Fiſche und Krebſe herzu. Oder: Nimm Reigerſchmalz, Balſamöl, Baumöl und Kampher, ſo viel dich gut dünket, reibe es untereinander, vermiſche es mit Gerſtenmehl, und binde es in die Reuſſe.

Fiſchbrut, ſ. Brut.

Fiſchbrut, ſ. Strich.

Fiſchbuch, **Teichbuch**, heißt bey groſſen Wirthſchaften ein beſonderes Buch, worein eine Herrſchaft, welche viele und groſſe Teiche hat, um beſſerer Ordnung willen, alle Teiche eingezeichnet hat, und wobey deutlich und ausführlich mit angemerket iſt, wie ſie heiſſen, oder wo ſie liegen, wie viel Acker, Morgen oder Tagwerk ſie halten, ob ſie für die Brut, Streichkarpſen, Sätzlinge oder groſſe Fiſche gehören, d. i. ob ſie Streichteiche, Erſtreckteiche oder ſolche Teiche ſind, in welche der dreyjährige Satz zu ſeinem Wachsthum und zu künftiger Speiſe, oder Verkauffung eingeſetzet wird; mit wie viel Schocken, und zu welcher Zeit jedweder, auch mit was für Art von Fiſchen er beſetzt worden, wie groß der Satz geweſen, und wie lange beyläuffig derſelbe zu ſtehen und zu wachſen habe. Es ſoll auch bey jeglichem Teiche die Zeit, wie viel Tage derſelbe ablauffen müſſe, mit angemerket werden. Ein jeder Teich ſoll ferner in ſolchem Buch etliche leere Blätter haben, darinnen von Jahr zu Jahr, ſowohl die Beſetzung, als auch das Fiſchen nebſt dem Gewichte und der Gröſſe der Fiſche, eingezeichnet, nicht weniger, wenn Schleyen, Karauſchen und andere Fiſche mit in die Teiche geſetzt worden, ihre Zahl, Gröſſe und die Zeit mit angemerket ſeye. Denn wenn man ſiehet, wie wohl oder ſchlecht die Fiſche in einem oder dem andern Teiche zugenommen haben, und die Anzahl und Gröſſe der Sätzlinge mit dem Gewicht der Fiſche zuſammen gehalten wird; ſo wird man bald finden, ob der Teich zu wenig beſetzt, oder überſetzt worden, ob er fetten oder magern Grund und Weyde habe ꝛc. Hierauf kann man ein andermal ſeine Abſicht machen, nicht weniger, wenn ein Teich wohlgewächſige Fiſche gebraucht, die Urſache deſſen betrachten, und auf Befinden mit den andern gleichergeſtalt verfahren.

Fiſchcalender, iſt bey dem Nahmen eines jeden Monats nachzuſehen.

Fiſchdiebe, lat. Fures piſcium, ſind diejenigen, ſo aus Teichen Weyhern, Hältern und andern Waſſern, wo man nicht frey fiſchen darf, Fiſche ſtehlen, und verbottenen Fiſchfang treiben.

Von ſolchen boshaften Leuten wird auf verſchiedene Weiſe Schaden angerichtet, wenn ſie z. Ex. die Teiche ablaſſen, flieſſende Nacht- und Schmuckangel, und Reuſſen legen, ungelöſchten Kalk, Kugeln von faulem Käß, dürres Malz u. d. g. ins Waſſer werfen, um dadurch die Fiſche aus einem tiefen Tümpfel zu treiben, und ins Netz zu bringen; oder wenn ſie Oelkuchen, Lein- Hanf- Rüben- und andere Fiſchköder gebrauchen, um der Fiſche deſto leichter habhaft zu werden, wodurch die fiſchreicheſten Waſſer verdorben werden. Dieſen und andern dergleichen Fiſchdieben kann nicht beſſer Einhalt gethan werden, als wenn, wie an vielen Fürſtl. und andern Höfen üblich iſt, die Aufſicht und Beſorgung des Fiſchweſens, den Jagd- und Forſtbedienten mit anvertrauet wird. Denn weil dieſelbe nicht nur ohnedem in dem ihnen anvertrauten Revier, an, bey und über die Seen, Teiche, Weyher, Flüſſe und Bäche ſo Tags als Nachts wandeln müſſen; ſondern auch gewöhnlich mit einem geladenen Gewehr erſcheinen; ſo werden die Fiſchdiebe hiedurch in mehrere Furcht geſetzt, daß, wenn man ſie erwiſcht, und ſie die Flucht ergreiffen wollen, ihnen mit einem Schuß Hagel die Füſſe zum Entlauffen leicht gehemmet werden können, oder, wenn der Jäger zu Pferde iſt, er dergleichen Mausköpfe leicht einholen, und zur Haft und gebührenden Straffe zu bringen, im Stande iſt.

Was nun ihre Beſtraffung anbetrift; ſo wird dabey folgender Unterſchied beobachtet: Man ſiehet nämlich darauf, ob ſie die Fiſche aus einem flieſſenden und uneingefangenen Waſſer, welches einem andern zuſtehet, fangen; oder ob ſie dieſelben aus den **Weyhern** und **Behältniſſen** ſtehlen. Im erſten Fall ſind ſie an ihrem Leib oder Gut, nach Gelegenheit oder Geſtalt des Fiſchens, ingleichem der Perſon und Sache zu ſtraffen. Im andern Fall aber haben ſie die Straffe des Diebſtahls verdienet.

P. H. O. art. 169. ibique Rem. *Steph. Zieriz* & *Blumlach* Add. *Schneid.* ad §. 2. J. de R. D. *Berlich.* p. 5. concl. 51. num. 9. & 15. *Speid.* voc. **Fiſch.** verſ. *ex quo eodem* & ſeq. *Lundenſp.* ad Jus prov. Würtemb. f. 256. num. 5. *Carpz.* pr. Crim. pag. 2. quæſt. 84. nr. 77. ſeqq. atque *Caſp. Klock* conſ. adopt. 98. num. 30.

Die Urſache dieſes gemachten Unterſcheids beſtehet darinn, daß im erſten Fall die Fiſche ihrer natürlichen Freyheit überlaſſen ſind (l. 3. §. 14. ff. de A. A. P.) folglich an denſelben, als unbeſeſſenen Sachen, weder ein eigentlicher Diebſtahl begangen (l. 1. §. 15. ff. ſi quis in teſtam. liber), noch eine ordentliche Straffe appliciret werden kann (*Bocer.* cap. 2. de furt. n. 69); obgleich dieſes Verbrechen zu verſchiedenen malen wäre wiederholet worden (*Berlich.* p. 5. concl. 51. num. 13). Dahingegen in dem **andern Fall**, da die Fiſche uns eigenthümlich zuſtehen, ein wahrhaftiger Diebſtahl begangen

gangen wird, und dahero, nach bewandten Umſtänden, auch ſo gar die Lebensſtraffe appliciret werden kann.

V. l. 8. §. 1. ff. fam. erciſc. add. *Weſenb.* ad tit. pand. de A. R. D. nr. 7. *Petr. Gregor. Tholoſan.* S. J. U. Libr. 37. c. 5. nr. 14. *Coepoll* de S. P. R. c. 42. nr. 3. *Berlich.* de concl. 51. nr. 15. *Schneid.* ad §. 2. J. de R. D. nr. 11. *Speidel.* dict. voc. Fiſch. verſ. *ratio diverſitatis &c. Matth. Steph. Zieriz* & *Blumlach* ad art. 169. Ord. crim. & *Carpz.* pr. Crim. p. 2. queſt. 84. nr. 78.

Und dieß iſt auch in den Sächſiſchen Rechten alſo gebilliget worden. Denn obwohl das **Sächſiſche Landrecht** Libr. 2. Art. 28. verſ. **fiſchet er aber in Teichen** ꝛc., einen ſolchen Dieb frey ſpricht, wenn er 30 Schilling bezahlet;

Matth. Coler deciſ. 101. nr. 4. *Schneid.* ad §. 2. J. de R. D. nr. 11. *Speidel* voc. Fiſch. verſ. *de Jure Saxon.* & *Carpz.* d. qu. 84. nr. 79.

So iſt doch ſolche Verordnund durch eine anderweitige Sanction, nach dem Zeugniß *Carpz.* d. nr. 79, wieder abgeſchaffet, und in derſelben auch die Lebensſtraffe, nach geſtalten Sachen, auf ſolche Diebe geſetzt worden. Wie denn auch diejenige Straffe, da nach den Sächſiſchen Rechten ſolche Verbrecher, welche in fließenden gehegten Waſſern und Bächen gefiſchet, die Fiſche wieder hergeben, oder deren Werth bezahlen, und ſo oft ſie gefiſchet, jedesmalen zur Straffe 3 Schilling erlegen müſſen (v. **Landrecht**, Libr. 2. art. 28. verſ. **oder fiſchet eines andern** ꝛc.), in dem Churfürſtenthum wieder aufgehoben, und an ſtatt derſelben eine willkührliche Straffe, ſo entweder in der Landesverweiſung, oder in dem Staupenſchlag, oder auch in einer ewigen Gefängniß, beſtehet, eingeführet worden iſt (*Carpz.* d. qu. 84. nr. 84. ſeqq.) Und hiemit kommt auch die **Churbayeriſche Maleſizordnung** (Tit. 12. Art. XI. Rubr. von Fiſchdieben) überein, als worinnen hievon dergeſtalt conſtituiret iſt: **Welcher aus einem verſchloſſenen Behalter, oder beſetzten Weyher Fiſch ſtihlet, der iſt auch nach Größ und Vielfältigkeit ſeiner Verbrechung, als obſtehet, wie ein Dieb zu beſtraffen. Wenn aber ſolcher Diebſtahl in verbottenen und verbannten fließenden Waſſern und Bächen wiſſentlich und gefährlicher Weiß geſchiehet; ſo ſoll der Thäter, nach Größe und Viele ſeines Verbrechens, an Gut, Ehr, auch am Leib, mit dem Pranger, Verweiſung des Landes, ohne oder mit Ruthen ausgehauen, geſtraft werden.** Von gleichem Innhalt iſt auch die Reformat. der **Stadt Nürnberg** (tit. 24. libr. 2. rubr. **Straff derjenigen die Fiſche ſtehlen** ꝛc. ꝛc.); außer daß darinnen diejenigen, ſo aus einem fließenden uneingefangenen Waſſer, das einem andern zuſtände, Fiſche gefangen, dem

dem Herrn oder Innhaber des Waſſers zur Pön und Erſetzung ſeines Schadens, für jedesmal zween Gulden Rheiniſch bezahlen, und nichts deſto weniger eine willkührliche Straffe, an ihrem Leib oder Gut, nach Gelegenheit und der Perſon, ausſtehen müſſen.

Add. *Wurffbain* in different. Jur. Civ. & Reform. Noric pag. 203. ſeqq.

Was von den Fiſchen bishero geſagt worden, das hat auf gleiche Art auch bey den **Krebſen** Platz.

Vid. *Matth. Steph Zieriz* & *Blumlach* ad art. 169. Ord. Crim. in fin. *Speidel* voc. **Fiſch.** verſ. *notandum. Carpz.* d. qu. 84. nr. 92. ſeqq.

Fiſchen, latein. Piſcari, franz. *Peſcher*, *Pêcher*, heißt nichts anders, als Fiſche fahen; von deſſen mancherley Arten ſ. **Fiſchfang**, **Fiſchweyde.**

Fiſcher, latein. Piſcator, franz. *Peſcheur*, *Pêcheur*, heißt derjenige der die Kunſt gelernet hat, die Fiſche ſowohl in Teichen, Flüſſen und Bächen, als auch in Seen und in dem Meere, auf allerley Art zu fangen. Sie ſind alſo entweder **Land- Strohm- Fluß-** und **Teich-** oder **See-** und **Meerfiſcher**; zu welchen letztern auch die **Wallfiſchfänger** zu rechnen ſind. An einigen Orten haben ſie beſondere Zünfte, an andern aber iſt der Fiſchfang ein freyes Weſen. Wenn ſie im erſtern Fall gewiſſe Ordnungen und Geſetze unter ſich machen; ſo müſſen ſie der Landesobrigkeit zur Confirmation vorgeleget werden, wie bey allen Handwerkern, die Zünfte haben, damit ſie nichts unter ſich verordnen, was deu Landesgeſetzen oder den Rechten ihrer übrigen Mitbürger zum Nachtheil gereichen kann.

Was nun die **Eigenſchaften** eines rechtſchaffenen Fiſchers anbetrift; ſo muß derſelbe ein wachſamer und munterer Mann ſeyn, und ihm keinen Schlaf ſo lieb ſeyn laſſen, daß er darüber eine Gelegenheit zum Fiſchen verſäumen wollte. Er ſoll ein dauerhafter, geſunder und arbeitſamer Mann ſeyn, der Hitze, Kälte und alle Witterung wohl vertragen kann. Dabey muß er verſtändig, und vorſichtig, liſtig und verſchlagen ſeyn, daß er die Tücke und Behendigkeit der Fiſche, wie auch ihre Natur und Eigenſchaften gar eigentlich erkenne, und wiſſe, wann, wie und wo ein jeder Fiſch jährlich laiche, ſtehe, und gerne wohne, in flieſſenden oder ſtillen, in tiefen oder ſeichten, in rauſchenden oder gelindflieſſenden Waſſern. Denn etliche ſind gern, wo es ſehr rauſchet, und das Waſſer häuffig auf die Mühlräder fällt, als die Fohren, Kreſſen, Eltern ꝛc. Ferner muß er auch ſeinen Zeug reichlich haben, und recht zu halten wiſſen, als ſeinen Kahn, Ruder, Netze, Reuſſen, Hamen, u. d. g., und denſelben auch ſelbſt zu verfertigen im Stande ſeyn. Ueber dieſes muß er auch die Laichzeit der Fiſche eigentlich wiſſen, wie ſie da am beſten zu fangen ſind, indem ſie aus den Tiefen heraus tretten, und an denen Ufern oder in den Pfützen und Wäſſerlein, warme und laulichte Waſ-

Waſſer ſuchen. Da muß er, ſonderlich des Morgens, ehe die Sonne aufgehet, und des Abends, wenn ſie erſt untergangen iſt, auf ſie Achtung haben, als zu welcher Zeit ſie nicht ſehen können. Was ein jedes Geſchlechte der Fiſche iſſet, ingleichem was ein jeder Fiſch zu jeder Zeit des Jahres iſſet, das kann er leicht zu jeder Zeit im Jahre ſehen, wenn er Fiſche reiſſet; denn da kann er bemerken, was ein jeder Fiſch für Materie in den Gedärmen hat. So mag er auch ſonſt mit allerley Köder einen Verſuch machen, und aus der Gattung Fiſche, die er alsdann am meiſten fähet, den Schluß machen, daß ſie zur ſelbigen Speiſe am meiſten Luſt haben. Wiederum ſoll ein Fiſcher auch wiſſen, wo ſich der Fiſch im Winter und Sommer aufhält. Im Winter nämlich hält er ſich in der Tiefe, da ſich denn etliche im Schlamm, etliche im Sande, etliche unter den Steinen und Felſen verbergen. Im Frühling und Sommer begeben ſie ſich wieder hervor, wenn die Kräuter an den Ufern wiederum zu grünen anfangen, als welche ſie zu genieſſen pflegen.

Auſſer den Eigenſchaften der Fiſcher, müſſen wir auch ihrer **Betrügereyen**, die ſie zum Theil mit den Fiſchhändlern gemein haben, Erwähnung thun. Sie beſtehen in folgenden Griffen: 1) Wenn ſie des Nachs oder ſonſt heimlich Reuſſen und Angel in den Waſſern und Teichen, darüber ſie keine Macht haben, legen, und ſolche des Morgens, ehe es noch Licht worden, viſitiren, auch was ſie gefangen heimlich nach Hauſe ſchaffen und verkauffen. 2) Wenn ſie fremde Reuſſen heben, und was ſich darinnen gefangen, mit ſich fort nehmen. 3) Wenn ſie in verbottene Flüſſe und Teiche präparirte Küchlein werfen, davon die Fiſche ganz taub, und wie todt werden, daß ſie ſolche leicht auch wohl mit Händen fangen können. 4) Wenn ſie ſich beym Verkauffen groſſer Fiſche des leichten Gewichts, und bey Verkauffung der kleinen, des kleinen oder ſonſt unrichtigen Maaßes bedienen. 5) Wenn ſie unter die Gründel und Schmerling andere kleine Fiſche mengen, damit dieſe jenen gleich bezahlt werden mögen. 6) Wenn ſie in den Flüſſen um die Helfte, oder vor andere fiſchen, und die beſten Fiſche, welche ſie fangen, in die unter die Stauden verborgene Gefäſſe oder Behältniſſe verſtecken, und vor ſich behalten, die übrigen aber nur zum Vorſchein kommen laſſen. 7) Wenn ſie bey Verkauff der lebendigen Fiſche ſolche ſogleich in die über dem Waſſer hangende Wagſchale legen, damit das Waſſer, welches die Fiſche in ſich geſchlucket, auch mit gewogen werde. 8) Wenn ſie lang abgeſtandene Fiſche vor friſch abgeſchlagene verkauffen. Allen dieſen Betrügereyen kann nun nicht anderſt Einhalt geſchehen, als wenn in der Landespolicey und Marktordnung hinlängliche Straffen darauf geſetzet, und hie und da gewiſſe Auſſeher beſtellet werden.

Fiſcherey, lat. Piſcatio, Piſcatura, franz. *Poiſſonnerie*, iſt ein Wort, das in dreyerley Verſtande genommen wird. Man verſtehe darunter

1) aller-

1) allerley Fiſchwaſſer; da denn die Fiſcherey in die wilde und zahme eingetheilet wird. Die wilde Fiſcherey begreiſt alle Flüſſe, Bäche, Seen, Lachen und Dimpfel, welche keiner Beſetzung nöthig haben; die zahme aber beſtehet aus ordentlichen angelegten Teichen oder Canälen und Fiſchhältern, ſo in gewiſſen Zeiten beſetzt und gefiſchet werden müſſen. Wer im Stande iſt, dergleichen Fiſchereyen kauffen zu können, und welche zu kauffen Luſt und Gelegenheit hat, der erkundige ſich vorhero bey der wilden Fiſcherey: Ob er in denen Flüſſen und Bächen, die er kauffen will, die Fiſcherey unſtreitig allein, oder ob ein anderer neben ihm zugleich Theil daran habe? Ob er demnach an beyden Ufern, oder nur bis auf die Helfte fiſchen dörfe? Wie weit der Fluß oder Bach gehe, und ob die Gränzen vermarkt und unſtreitig? Was vor Sorten und Arten von Fiſchen in denen Waſſern? Ob Aale, Forellen, Hechte, Karpfen, Aalraupen und dergleichen, auch wie hoch ſich der Nutzen in mittelmäſſigen oder gemeinen Jahren belaufe? Ob auch Krebſe vorhanden? Ob die Bäche entlegen, oder in der Nähe? Ob ſie in Winterszeiten überfrieren oder offen bleiben? Wie hoch ſie verpachtet werden könnten, oder bereits verpachtet worden. Bey der zahmen Fiſcherey hat man zu fragen: Ob die Dämme, Rechen und Ablaſſe an denen Teichen in baulichem Stande? und ob ſie nicht mit Schilfgras bewachſen? Ob ſie weit oder nahe gelegen? Ob ſie nahe beyſammen liegen, daß die Fiſche in einem zuſammen gebracht, und nachmals mit deſto geringerer Mühe und Unkoſten gefiſchet und abgeführet werden können? Wie der Grund beſchaffen, ob er leimigt, kieſigt oder moraſtig iſt? Ob die Fiſche darinnen wohl wachſen? Ob die Fiſche auch Moſſenzen oder nach dem Moraſt ſchmecken? Ob das Vieh täglich, oder doch öfters zur Tränke dahin getrieben werde, als wovon die Fiſche guten Wachsthum und Nahrung haben? Ob ſie an der Sonnen und Sommerſeiten, oder im Schatten und Walde liegen, weilen ſie dorten beſſer wachſen, hier aber wegen der Kälte und denen Fiſchgeyern und andern Raubvögeln weggefangen zu werden, in Gefahr ſind, und wegen des darein gefallenen und nachhero verfaulten Baumlaubes, die Fiſche gerne abſtehen? Ob Brunnenflüſſe darein flieſſen, und ob ſie zu Forellen taugen? Ob ſie in dürren heiſſen Sommertagen ſtets Waſſer genug halten, oder aber nur vom Schnee- und Regenwaſſer gefüllet werden müſſen, und alſo bey lang anhaltender Dürre eintrocknen? denn unter allen Teichen liegen keine bequemer, als welche ohne Unterlaß mit einer guten friſchen Brunnenquelle, oder ſonſt flieſſendem Waſſer und Bächlein, ſo ſtets darein flieſſet, erfriſchet werden: denn ſolches flieſſende Waſſer treibet das andere ſtillſtehende oder erſte Waſſer hinweg, und läſſets nicht zu lange darinnen bleiben, als wovon die Fiſche deſto leichter, ſcheinbarer und gröſſer werden, denn ein faules immer ſtinkendes Waſſer, giebt den Fiſchen böſe Nahrung, machet auch derſelben Fleiſch ungeſchmackt

geſchmackt und ungeſund zu eſſen. Ob des Waſſers Art und Eigenſchaft leide, daß die Fiſche an andere Orte geführet, und in andern Waſſern erhalten werden mögen? Ob gute Winterung und Fiſchbälter, die im Winter nicht zufrieren, die Brut, Sätzlinge und Speiſefiſche zu erhalten, vorhanden? Ob die Fiſche um einen guten Werth in der Nachbarſchaft vertrieben werden können? Ob die Teiche wegen der dareinflieſſenden Gewäſſer ſich ſelbſt beſetzen, oder ob ſelbige beſetzet werden müſſen? denn es iſt kein geringer Vortheil, wenn ein Teich an einem fiſchreichen Waſſer alſo gelegen, daß man daſſelbe ſeines Gefallens in den Teich laſſen, oder auch abweiſen kann. Ob die wilden Güſſe und Flüſſe die Dämme auch durchreiſſen, oder ſonſt die Fiſche ausheben und andern Teichen und Waſſern zuführen? und was dergleichen mehr.

Was den Anſchlag ſowohl der zahmen als wilden Fiſcherey, bey einem Gut, anbetrift; ſo iſt in Anſehung deſſelben folgendes zu beobachten. Von der zahmen **Fiſcherey**, als bey Teichen, iſt zu merken, daß die Centnernutzung nicht gebräuchlich ſeye, weil 1) ſelbige nicht gerechnet werden kann, 2) die Fiſche im Waſſer oft erſticken, und 3) man auch vielmals unwichwichtigen Satz bekommt. Daher iſt vielmehr der Anſchlag nach den Schocken zu machen, und bey gutem gewächſigen Boden das Schock auf 15 Gr. 9 Pf. Nutzung, und 18, 19, 20 Gülden Erbkauff, nachdem das dazu gehörige Gut Erb- und Obergerichte hat, anzuſchlagen. Wo aber die Teiche wüſte liegen, und nicht zugerichtet ſind, wird nur die Helfte gerechnet, weil doch Grund und Boden noch etwas zu genieſſen. Bey der wilden **Fiſcherey** aber iſt zu betrachten 1) von welcher Güte ſie ſeye, 2) ob ſie fiſchreich, und 3) eines langen Umfangs; folglich im Ganzen jährlicher Nutzen 8, 9, 10, 12 Gülden, nachdem die Fiſcher groſſen Pacht geben, könne gerechnet werden. Jedoch iſt an ſelbigem ein Viertel abzuziehen, und alſo, wo 24 Gülden gegeben würden, vor 18 Gülden zu halten; zu Erbkauff aber à 16, 18, 20, 21 Gülden, alles inclusive der Gerichte. Einen ausführlichen Entwurf, wie die zahme Fiſcherey anzulegen, Teiche zu beſetzen, zu warten, und was für groſſer Nutzen daraus zu ziehen, davon ſ. **Teichfiſcherey.**

2) Wird das Wort **Fiſcherey** auch vor die Gerechtigkeit zu fiſchen, oder vor das Fiſchrecht genommen, welches heut zu Tage in groſſen Flüſſen mehrentheils ein hohes landesobrigkeitliches Regale iſt: doch iſt einem jeden erlaubt, auf ſeinem eigenen Grund und Boden, Teiche, Behälter, und andere beſchloſſene Waſſer zur Fiſcherey anzulegen, wiewohl auch manche Particulierperſonen und Gemeinden mit der Fiſcherey in denen an ihre Güter und Dörfer ſtoſſenden kleinen Flüſſen und Bächen von dem Landesfürſten beliehen ſind. ſ. **Fiſchordnung, Fiſchrecht, Fluß.**

3) Wird

3) Wird unter dem Wort **Fiſcherey** auch der **Fiſchfang**, d. i. die Art und Weiſe zu fiſchen, oder der Fang der Fiſche verſtanden. Davon ſ. **Fiſchfang**, **Fiſcherkünſte**, **Fiſchweyde**, **Fiſchjagd**.

Fiſcherfalcken, ſ. **Fiſchfalcken**.

Fiſchergabel, **Fiſchergerte**, lat. Fuſcina, Furca, franz. *Fourche de Pecheur*, nennet man die Gerten oder Gabeln, welche die Fiſcher zur Aufſtellung ihren Hahmen und Netze gebrauchen.

Fiſchergarn, ſ. **Fiſchgarn**.

Fiſchergeräthe. ſ. **Fiſchzeug**.

Fiſchergerte, ſ. **Fiſchergabel**.

Fiſcherkahn, ſ. **Kahn**.

Fiſcherkünſte, **Fiſchergeheimniſſe**, **Fiſchgeheimniſſe**, ſind beſondere Vortheile, die Fiſche auf bequeme Art, und in groſſer Anzahl zu fangen; wobey aber freylich viel ſchädliche und verbottene Griffe mit unterlauffen. Dahin gehören folgende Kunſtſtücke:

a) **Viele Fiſche im einem Teich zuſammen zu bringen.** Nimm Roggen, ſiede ihn im Waſſer, daß er wohl quelle, und lege ihn in ein dünn leinen Tüchlein oder geſtrickte Säcklein, auf reine Plätze ins Waſſer, da kein Schlamm iſt; ſo kommen viele Fiſche dazu. **Oder:** Nimm Hanfkörner, ſiede ſie ſo lange, bis ſie aufkäumen, zerreibe ſie mit Töpferstthon und ein wenig Kühmiſt, geſottenen Erbſen, geſtoſſenen Eberwurzel, Honig und Lakeritz; mache eine Maſſe daraus, beſtreiche die Reuſſen oder Garnſäcke in der Einkeule damit, thue auch etwas in den hinterſten Beutel.

b) **Fiſche aus der Tiefe zu bringen.** Nehmet Lohröl, Bilſenſaamen, gebrannten Wein, Honig, alten Käß, und allenfalls auch welſche Nüſſe, und miſchet dieſes alles durcheinander. Aus dieſer Maſſe machet kleine Küchlein, werfet ſie in die Tiefe; ſo ſchwimmen die Fiſche empor, darnach ſetzet ſie in ein anderes reines Waſſer, ſo vergehet ihnen das Aufſchwimmen wieder. **Oder:** Nimm Baldrian, und mache Küchlein daraus, und wirf ſie in die Tiefe; ſo ſchwimmen ſie ebenfalls empor.

c) **Durch das Greiffen, oder mit den Händen die Fiſche zu fangen.** Das iſt eine Fiſcherey für arme gemeine Leute, die bisweilen ein Gerichtlein Fiſche für ihr Haus fangen wollen, und geſchiehet allein in kleinen, wiewohl auch bisweilen in groſſen Waſſern oder Bächen, die man durchwaten kann, und darinnen es viel groſſe und kleine Steine oder Löcher in dem Ufer, oder Wurzeln von den Erlen am Rande hat. Denn dahinein oder darunter pflegen ſich bisweilen die Fiſche zu verkriechen, als Krebſe, Fohren, Grundeln, Barmen, Eltern u. d. g. Sie gehen ſodann, ohne ein ſtarkes Geräuſch zu machen, in das Waſſer, greiffen mit den Händen unter die Steine und Wurzeln, und in die Löcher, und holen ſie heraus. Oder ſie heben ganz langſam die Steine auf, darunter finden ſie Schmerlen, Kohlhäupte

häupte u. d. g., ſtechen oder greifſen flugs unter die Steine nach ihnen. Unter den groſſen bringet man bisweilen 1, 2, 3 oder mehrere Barmen hervor; desgleichen ſchöne groſſe Bratfiſche oder Elten, auch Fohren oder Forellen, die muß man fein unten an den Bäuchen krablen oder kräuen; ſo ſtehen ſie gar ſtille, bis man ihnen zum Kopf kommt, dabey man ſie beſſer halten kann; denn ſonſt iſt es ein ſchlüpfriger, und ſtarker Fiſch, der ſich leicht wieder aus den Händen windet. In groſſen Waſſern heißt man dieſe Art zu fiſchen **Pleuſchen**; denn da ſchlagen ſie zuvor mit den Stangen auf das Waſſer, ſo kriechen ſie alle zu Loch; darnach nimmt man mit der Hand immer einen nach dem andern wieder heraus; wenn aber ihrer mehr in einem Loch ſind, als einer; ſo muß man mit der Hand einen nach dem andern aus dem Loche nehmen, immer den erſten zuvor, darnach den andern, wenn ſie gleich klein ſind; denn wenn man die wollte bleiben laſſen, und allein nach den groſſen greifſen, und die zuvor wegnehmen; ſo würden ſich die andere alle davon machen. Hierzu aber brauchen nun etliche auch beſondere Künſte; denn wenn man gleich einen Fiſch unter einem groſſen Stein findet; ſo hat er doch ſeine Ausgänge und andere Löcher mehr. Damit ſie alſo bleiben mögen, ſo beſtreichen einige die Hände drey oder viermal mit Neſſelſaft und Garbenkraut. Etliche thun auch Baldrian, Nießwurzel oder Hauswurzel darzu, und thun auch etwas von dieſem Saft ins Waſſer. So man auch das Schmalz von einem Reiger, ſammt dem Mark aus den Beinen zu Oel machet, und die Hände und Füſſe damit beſchmieret; ſo ſchwimmen die Fiſche ſo häuffig zu, daß man ſie auch ohne Netze mit den Händen greiffen kann. **Oder**: Man nimmt Honig des erſten Bienenſchwarms, im May, ſo viel man will, ingleichen der rothen Schnecken aus den Häuslein, auch ſo viel man bedarf, leget ſie in eine ſaubere Schüſſel, thut Salz oder Sal Armoniac darzu; ſo zergehen die Schnecken. Man nimmt ferner der Nachtſcheinenden Würmlein ein halb Pfund; und wenn man eine Salbe machen will; ſo nimmt man des Schwarmenhonigs zweymal ſo viel, als der Schnecken ſind, auch ein halb Pfund Würmer, und macht eine Salbe in ein Büchslein, und ſo man fiſchen will, beſtreichet man die Hände damit.

d) **Fiſche, ſo in tiefen Seen oder Waſſern ſind, dahin zu bringen, daß man ſie mit Händen fangen kann.** Grabe im Brachmonat Ochſenzungen, ſtoß das Kraut und die Wurzel, und nimm des Pulvers ein wenig, miſche auch etwas Neptenſaft darunter, beſtreich die Hand damit, und ſtoß ſie in das Waſſer, da die Fiſche innen ſind; ſo kommen ſie dir zu Handen. **Oder**: Nimm ein halb Loth oder 16 Kuckelskörner, ein Loth Fenchel, Dilſaamen, etwas weniger, als der vorigen 2 Stücke, ſtoſſe ſie zuſammen, darnach nimm ungeſchmälzt Schäfen Unſchlitt in der Gröſſe eines Eyes, und eine halbe Eyerſchaale voller Honig, mit ein Viertel Pfund Schaafkäß, ſtoſſe und

menge

menge alles untereinander, thue auch ein wenig Kampher darzu; ſo wird ein Taig daraus. Mache Kügelein, etwa ſo groß, als die Kuckelskörner ſind, und wirf ſie in die Tiefe des Waſſers. Wenn die Fiſche anfangen, zu blicken, ſo iſt es ein Anzeigen, daß ſie das Aas gegeſſen haben. Warte darnach noch eine halbe Stunde; ſo fahren ſie ſelber an das Land, und kehren das Weiſſe über ſich; ſo kannſt du ſie mit kleinen Hämlein fein heraus fangen. So der übrige Taig hart wird; ſo erweiche ihn wieder mit gebrannten, oder ſonſt mit ſtarkem Wein, ſo du ihn brauchen willt.

e) **Mit lebendigem Kalch, vornemlich in ſtillſtehenden Waſſern, Fiſche zu fangen.** Zwey Menſchen ziehen einen Sack mit Kalch in dem Waſſer hin und her; ſo werden die Fiſche alle blind, und kommen auf das Waſſer, daß man ſie mit Händen fangen kann.

f) **Fiſche toll zu machen, daß ſie das Weiſſe über ſich kehren, und ſelber an das Land fahren.** Nimm ein halb Loth oder 16 Cocle, ein halb Loth Fenchel, Dilſaamen etwas weniger, denn vorige 2 Stücke, ſtoß ſie zuſammen; darnach nimm ungeſchmelzt Schaafunſchlitt, ſo groß, als ein Ey, und eine halbe Eyerſchale voll Honig, mit einem Viertel Pfund Schaafkäß; ſtoſſe und menge es durcheinander, thue auch ein wenig Kampher dazu, mache einen Taig daraus, verfertige davon ſolche Kügelgen, wie die Cocle geweſen ſind; wirf ſie in das Waſſer; ſo ſie anfangen zu blitzen, iſt es ein Zeichen, daß ſie das Aas gegeſſen haben. Warte ſodann nur eine halbe Stunde; ſo fahren ſie ſelber an das Land, und kehren das Weiſſe über ſich; alsdann ſind ſie mit einem Hämlein zu bekommen. Der übrige Taig wird bey wiederholtem Gebrauch mit Wein oder Brannteweiu weich gemachet.

Fiſcherleine, ſ. **Fiſcherſchnur.**

Fiſchernetze, ſ. **Fiſchgarn.**

Fiſcherordnung, ſ. **Fiſchordnung.**

Fiſcherrohr, ſ. **Fiſcherruthe.**

Fiſcherruthe, **Fiſcherrohr**, lat. Arundo piſcatoria, franz. *Canne à pecher*, nennet man die Ruthen oder das Schilfrohr, dergleichen die Fiſcher bey dem Fiſchfang zu ihren Netzen und Garnen brauchen.

Fiſcherſchnur, **Fiſcherleine**, lat. Funiculus piſcatorius, franz. *Ligne de pecher*, heiſſen die Schnüren und Leinen, welche die Fiſcher beſonders zu ihren Zuggarnen, oder ſonſt bey dem Fiſchfange gebrauchen.

Fiſcherzeug, ſ. **Fiſchzeug.**

Fiſchfalcken, **Fiſcherfalcken**, ſind eine gewiſſe Art von Falcken in Indien, die an Farbe und Geſtalt den kleinen Europäiſchen Falcken ähnlich ſehen, wie ſie denn auch dergleichen Waffen und Schnäbel haben. Sie ſetzen ſich auf die Bäume, die am Ufer der Flüſſe ſtehen, und ſo bald ſie einen Fiſch erblicken, fliegen ſie hart am Waſſer hin, faſſen den Fiſch mit ihren Klauen, und ſchwin-

ſchwingen ſich ſofort in die Luft, ohne daß ſie die Flügel im Waſſer benetzet haben. Den gefangenen Fiſch verſchlucken ſie nicht ganz, ſondern zerfleiſchen ihn mit dem Schnabel, und verzehren ihn ſtückweiſe.

Fiſchfang, Fiſcherey, lat. Piſcatio, Piſcatura, franz. *Poiſſonnerie*, bedeutet die Art und Weiſe zu fiſchen, welche ſehr verſchieden iſt, nach Art und Gelegenheit des Orts und der Fiſche, die gefangen werden. In **groſſen Waſſern**, ſo flache Ufer haben, fiſchet man mit langen und breiten Netzen oder Fiſchwathen, welche mit unten anhangenden Bleyſtücken oder Eiſengewichten beſchweret, und oben mit vielen eine Elle weit von einander an den Oberſaum angehefteten, von Pantoffelholz, dürren Weiden- oder Birkenholz, oder Pappelweidenen Rinden gemachten Flöſſen, welche das Garn in die Höhe halten, verſehen ſind, dieſe Netze werden an lange Stricke gemacht, an beyden Seiten von Fiſchern gezogen, und wenn man die Fiſche beſchloſſen, heraus ans Land geſchaffet. An tiefen Orten werden die Wurfgarne gebraucht, welche unten bleyerne Kugeln haben, und ſich oben enge mit einem Seil zuſammen ziehen laſſen; dieſe werden alſo in das Waſſer geworfen, daß ſich das Netz in der Runde auf demſelben ausbreite, und mit dem Bley ſchnell zu Boden ſinke. Wenn man es nun in die Höhe ziehet, und zuſammendrehet, ſo fället es wegen des anhangenden Bleyes auch unten zuſammen, und beſchlieſſet alſo alles, was von Fiſchen darinnen iſt, welche damit herausgezogen, und aus dem Garne an behörige Orte geſchaft werden.

Bey **kleinen Flüſſen und Bächen**, bedienet man ſich der ſogenannten Garnſäcke und Netze, welche von einem Rand des Fluſſes bis an den andern reichen, und alſo den ganzen Fluß in der Breite mit überſtellen, da denn vor dem Netze den Fluß aufwerts, etliche in einem Kahn die Fiſche mit denen Trampen, Strudeln oder Störſtangen, aus ihren Löchern und Höhlen in das Garn jagen, in welchem ſie ſich verwickeln und gefangen werden. Man fiſchet auch in denen kleinen Flüſſen und Waldbächen mit groſſen und kleinen Fiſchbeeren oder Fiſchhamen; wo nun die Fiſcher meynen, es ſeye etwas vorhanden, ſetzen ſie die Beeren vor; einer ſtöhret mit der Fiſchtrampe unter die Wurzeln der an dem Ufer ſtehenden Bäume, erſchreckt alſo die darunter verborgene Fiſche, und jaget ſie hervor, daß ſie mit groſſer Furcht entfliehen, und in den Beeren fallen; ſo bald derjenige, der denſelben hält, dieſes vermerkt, hebt er den Beeren empor, und ſchaft die Gefangenen heraus in einen Fiſchkaſten, oder in das am Ufer mit Waſſer angefüllte Fiſchwännlein. **Oder:** die Breite des Fluſſes wird mit dicht an einander gefügten Beeren wohl verſetzt, daß ſie von einer Seiten, oder von einem Ufer des Waſſers bis zum andern reichen, hernach gehen die andern mit Strudeln oder Trampen, treiben und jagen die Fiſche, ſtieren auch unter alle groſſe im Fluß liegende Steine, weil die Forellen gerne darunter raſten, bis

biſ ſie ſolche in die Hamen oder Fiſchbeeren jagen. Hieher gehöret auch das Fiſchen mit denen Reuſſen, die an ſolchen Orten in den Flüſſen auf den Grund geſenket werden, wo man weiß, daß die Fiſche ihren Strich hin zu nehmen pflegen. Man muß ſie jederzeit mit dem Mundloch nach dem Strohm richten, weil die Fiſche gegen und nicht nach dem Waſſer ihren meiſten Gang haben: Damit ſie aber deſto lieber eingehen, werden dieſelben mit allerley Ködern oder Querdern angelockt, die man hinten bey dem kleinen Thürlein, dadurch man die gefangenen Fiſche heraus nimmt, hineinzulegen pfleget. Die Reuſſen werden von den Fiſchern auf den Abend gelegt, und des Morgens wird wieder dazu geſehen. So lange die Laichzeit der Fiſche währet, nämlich von dem April und May an bis in den Auguſtum, iſt das Reuſſenlegen verbotten; es fangen ſich aber die Fiſche lieber im Frühling, als im Herbſt.

Die Fiſcherey in den Teichen, wird beydes im Frühling und Herbſt vorgenommen, nachdem nämlich die Teiche in einer Landesart liegen, da man ſie zu einer von gedachten beyden Jahrszeiten am nützlichſten verkauffen und an den Mann bringen kann. Als im Catholiſchen werden die Fiſche am meiſten zur Faſtenzeit geſucht, um Leipzig gegen die Meßzeiten nach Oſtern und vor Michaelis, u. ſ. w. Nachdem nun der Teich groß oder klein iſt, und nachdem er viel oder wenig Waſſer hat, darnach muß man auch vorher den Schlegel, Zapfen oder die Brettlein am Ständer ziehen, damit der Teich zu der Zeit, wenn man fiſchen will, recht bequem dazu ſeye. Solches Fiſchen geſchiehet früh Morgens in der Kühle am beſten, denn da bleiben die Fiſche lieber, laſſen ſich auch lieber führen. Wenn man nun mit der Wathe oder dem Fiſchnetze ziehet, pflegt man im erſten Zug meiſtentheils Hechte zu bekommen, weil dieſelbe nicht gerne im trüben Waſſer bleiben; im andern und dritten Zuge aber, wenn das Waſſer ganz ausgetrübt worden, werden erſt Karpfen gefangen. Bey jedem Zuge werden die Fiſche von dem Fiſcher ſortiret, die Hechte alleine, die groſſen und kleinen Karpfen, jede Sorte alleine, und die Speiſefiſche alleine, in die beym Auszug ſtehende und mit friſchem Waſſer gefüllte Fiſchwannen gethan, hierauf gewogen, und wenn ſie von jemanden behandelt, demſelben ſogleich übergeben, oder aber, wo man ſie nicht gleich verkauffen kann, in die nächſtgelegene Behälter oder Einſätze eingelaſſen. Bey Teichen, welche Ständer mit Vorſetzbretlein haben, kann man das Ausreiſſen der Fiſche mit einem vorgeſetzten Dratgitter, welches ſo eng ſeyn muß, daß kein kleiner Fiſch mit durchgehen kann, bey Schlegeln oder Zapfenſtändern aber damit verhüten, daß Anfangs der Zapfen nur ein wenig gelüftet, hernach aber auf die Helfte gezogen wird, damit das Waſſer fein ſachte ablauffe, ſo bleiben nicht viel Fiſche im Schlamm ſtecken, dabey denn die Fiſcher wohl Achtung geben müſſen, daß ſie die im Schlamm liegende Karpfen nicht gar vertretten.

Man ſoll auch dieſe Fiſche beym Herauslangen nicht grob drücken, ſtoſſen oder werfen, ſondern fein gelinde und ſittſam mit ihnen umgehen, ſonſt werden ſie matt und ſchwach davon, dauren nicht gerne, und ſind weder in den Fiſchbehältern lange zu behalten, vielweniger über Land zu führen. Wenn etwan bey dem Ablaſſen etliche Fiſchlein durch das Zapfenloch möchten in die Ablaßrinne gekommen ſeyn, alſo daß ſie darinnen bleiben und verderben müßten, ſo verſtopfet man den Ablaß, bis ſich dabey wiederum eines halben Knies tief Waſſer geſammlet hat, alsdenn ziehet man den Zapfen wieder jähling heraus, und ſetzet am Ausgang der Ablaßrinne einen Fiſchhamen oder Beeren vor, oder verwahret den Abfall auſſerhalb des Dammes mit einem Zaun, ſo ſtoſſet das ſtarkflieſſende Waſſer die Fiſche durch die Ablaßrinnen heraus, welche ſodenn entweder ſich ſelbſten in dem vorgeſetzten Hamen fangen, oder vor dem Zaun ſtehen bleiben, und allda heraus gelanget werden können.

Die Fiſcherey in Seen, die in ihrer Gröſſe und Weite auf etliche Stunden oder Meil Wegs weit ſich erſtrecken, und ſehr tief ſind, erfordert einen unverdroſſenen, wachſamen und hurtigen, mit allerhand nothwendigen Fiſchzeuge und Kahnen gerüſtetem Fiſcher, welcher der Strich- und Laichzeit aller, oder doch der meiſten und beſten Seefiſche, kundig ſey, weil ſie zu ſolcher Zeit am leichteſten zu fangen, ſonſten aber alle Mühe und Arbeit vergeblich fallen würde. Hiernächſt muß dergleichen Fiſcherey, frühe ehe die Sonne aufgegangen, und Abends nach ihrem Niedergang, bey ſtillem Wetter, auch beſſer bey trübem und mittelmäſſigem, als klarem und groſſem Waſſer, ingleichem mit Beobachtung des Windes, angeſtellet werden, dergeſtalt, daß, was das letztere anbelangt, der Fiſcher, wenn der Südwind wehet, die Netze gegen Norden, und wenn man Nordwind hat, gegen Süden ziehe, und eben dieſes auch mit Oſten und Weſten in Acht nehme. Man kann vorhero durch eingeworfene Speiſen die Fiſche an einen Ort, wo man fiſchen will, hingewöhnen. Vom **Fiſchfang mit Netzen, Garnen, Bähren, Fiſchhahmen** ſiehe unter dieſen Artikeln. ſ. a. **Angeln, Eisfiſcherey, Fiſchjagd, Fiſcherkünſte, Fiſchweyde, Schwädericht.**

Die Nachtfiſcherey, oder das **Fiſchen bey der Nacht** iſt, auſſer wo eine Herrſchaft ſelbſten zu Zeiten dergleichen zur Luſt vornimmt, billig eine in allen Fiſchordnungen verbottene Fiſcherey, durch welche, weil ſie gemeiniglich nur von eigennützigen Leuten und böſen Buben vorgenommen wird, auch das beſte Fiſchwaſſer in kurzer Zeit völlig ausgeödet werden kann. Es pflegen aber dergleichen Mauſeköpfe bey der Nacht an den Flüſſen auf Kähnen zu fahren, oder bey den Bächen am Geſtade mit Strohfackeln und angezündeten Spänen zu gehen, und ſowohl die dem Schein des Lichtes zueilende Fiſche, mit alten ſtumpfen Plempen und Degen auf

auf die Köpfe zu ſchlagen, und folglich wegzufangen, als auch die Krebſe, die gleicher Geſtalt aus ihren Löchern dem Lichte zueilen, heraus zu langen. Endlich iſt noch eine, wiewohl unzuläſſige und höchſt ſtrafwürdige Art von einer Fiſcherey, da böſe und ungewiſſenhafte Leute durch allerhand verbottene Stücklein, z. Ex. aus gewiſſen Sachen verfertigte Küglein ins Waſſer werfen, die Fiſche betäuben, und über ſich zu ſchwimmen nöthigen, wodurch ſie nicht allein die Fiſche ausöden, ſondern auch die Waſſer ſelbſt, ſonderlich wenn es ſtehende Waſſer ſind, mit einem giftigen Geſchmack verwüſten, inficiren, und in Grund verderben, dergleichen Leute billig auf Betretten mit ſtarker und unnachläßlicher Leibesſtrafe angeſehen, auch allen Apotheckern und Materialiſten verbotten werden ſollte, die darzu dienlichen Körner und andere dergleichen verdächtige Waaren gar nicht, oder doch wenigſtens nicht jedermann ſo gar gemein zu verkaufen.

Fiſchfeinde, ſ. **Fiſch.**

Fiſchgarn, **Fiſchnetze**, **Fiſchergarn**, **Fiſchernetze**, lat. Rete, Sagena, franz. *Rets*, *Seine*, *Filet a pecher*, iſt ein groſſes Netz, welches von hänfenem ſtarken Zwirn geſtrickt wird. Es beſtehet aus 2 Wänden, welche ſo hoch ſeyn müſſen, daß ſie auf dem Grunde anſtreichen, am obern Theil aber auf dem Waſſer ſchwimmen. In der Mitten iſt etwa eine 2 Klaftern lange tiefe, welche man den Sack oder Küttel nennet, und worinnen ſich die Fiſche fangen. An dem obern Saume werden von dürren Weiden oder Birken gemachte Floſſen, eine halbe Elle weit voneinander, angeheftet, welche das Garn in die Höhe halten; der Unterſaum aber wird mit Eiſen und Bleygewichte beſchweret. Man hat verſchiedene Arten derſelben, deren jede ihren beſondern Nahmen führet, als: **Fiſchwathe**, **Streichwathe**, **Eisnetze**, **Treibgarn** oder **Reutelnetze**, **Wurfgarn**, **Koffer**- oder **Sackgarn**, **Fiſch**-*Raſle*, **Fünfporte**, **Taupel** oder **Tauchpeerngarn**, ſo auch **Quadernetze** genennet wird, *Eprevies* oder **Sperbergarn.** Weiter können hieher gerechnet werden die **Garnſäcke**, **Fallſäcke**, **Schleppſäcke**, **Gründlingsſäcke**, **Hahmen**, **Kratzhahmen**, **Kötſcher**, **Krebskötſchergen** 2c., wovon unter dieſen ihren Nahmen nachzuſchlagen. ſ. a. **Fiſchzeug.**

Fiſchgeheimniſſe, ſ. **Fiſcherkünſte.**

Fiſchgeräthe, ſ. **Fiſchzeug.**

Fiſchgerechtigkeit, ſ. **Fiſchrecht.**

Fiſchgeyer, ſ. **Geyer.**

Fiſchhaacken, iſt ein mäſſiger eiſerner Haacken, der an einer langen und leichten Stange beveſtiget iſt, und deſſen ſich die Fiſcher bey Hebung der Reuſſen, Garnſäcke u. d. g. zu bedienen pflegen.

Fiſchhälter, **Fiſchbehälter**, lat. Piſcina, Vivarium, franz. *Vivier*, ſind kleine Teiche, worinnen die in der Haushaltung nöthige, und zur Verſpeiſung beſtimmte Fiſche geſetzet werden, daß man ſie, wo es die Noth erfor-

erfordert, ohne groſſe Mühe fangen und heraus langen kann. Bey Anlegung derſelben hat man vornemlich auf die Beſchaffenheit des Bodens der Fiſche zu ſehen, welche man in ſelbigem aufbehalten will. Denn die Behälter vor die Karpfen müſſen einen leimichten Grund haben; iſt er nun von Natur ſchon ſo beſchaffen, ſo iſt es deſto beſſer vor die Fiſche; wo nicht, ſo muß man die Erde bis auf den harten Grund ausgraben, und hingegen wohl Ellen hoch mit Leimen anfüllen laſſen. Kann man warmes leimichtes Bachwaſſer haben, iſt es um ſo viel beſſer, und wird der Nutzen davon gröſſer ſeyn, als der, den man von andern Quellen zu gewarten hat. Bey Hechten und Forellen iſt es juſt umgewandt; denn dieſen muß man friſches und ſpringendes Quellwaſſer in die Behälter ſchaffen; doch muß jeder Gattung ihr beſonderer Platz eingeräumet werden, damit ſie nicht ungetreue Nachbarſchaft mit einander halten mögen. Die Forellen, ſo in Behälter verwahret werden, kann man mit Lebern ſpeiſen, oder man unterhält ſie auch ſonſt wohl, ſo wie auch die Hechte, mit andern kleinen ſchlechten Fiſchen, oder derſelben Brut. Eine gute Forellenſpeiſe giebt auch, wenn man ein Maas geſchrotener Gerſten in einem groſſen Topf mit Waſſer ſo lange kochet, bis ſie ſchier zu einem Mus worden, nach dieſem aber das Waſſer von der Gerſte abſeihet, und wenn dieſe kalt genug, ſodenn ein halb Maas Rindsblut darauf gieſſet, und beedes zuſammen ein wenig ſieden läßt, und ſolches letztlich auf eine mit Leiſten verſehene Tafel gieſſet, daß gleichſam ein Kuchen daraus wird, welchen man nach Belieben in groſſe und kleine Stücke ſchneiden, und den Forellen in den Behälter geben kann. Denen Karpfen muß in denen Behältern gleicher Geſtalt ihr Unterhalt verſchaft, und ihnen Brod, Malzträber, oder aus Leimen, Kleyen und Schaafmiſt geknetete und gebackene Kugeln zu Zeiten vorgeworfen werden.

Fiſchhahmen, Fiſchhame, Fiſchbeeren, lat. Tragula, Everricula, iſt ein tiefes, rundlicht geſtricktes, und an einer weiten hölzernen Gabel mit einem Bügel beveſtigtes Netze, wovon man groſſe und kleine Sorten hat. Die groſſen, womit man in flieſſenden Waſſern oder Teichen fiſchet, müſſen etwas weitläuftig und mit groſſen Maſchen geſtrickt ſeyn, damit die kleine Fiſchbrut dadurch fahren, und im Waſſer zurücke bleiben möge. Mit den kleinen aber, welche auch kleinere Maſchen haben, pfleget man meiſtentheils nur die bereits gefangene Fiſche aus dem Fiſchkaſten oder andern Fiſchbehältniſſen heraus zu fiſchen. Eine beſondere Art aber ſind die ſogenannten **Tauchhahmen** oder **Tauchnetze**, wovon unter dieſer Benennung nachzuſchlagen.

Fiſchhaus, iſt ein Gebäude, welches an einem Fluß, Bach, oder anderm waſſerreichen Orte alſo angeleget iſt, daß man darinnen allerhand zum täglichen Gebrauch benöthigte Fiſche friſch erhalten, und mit gehöriger Speiſung verſehen kann. Die Länge und Weite deſſelben ſtehet in dem Belieben eines jeden, der

der dergleichen anlegen will. Die Tieſe der mit kiefernen Pfoſten ausgeſetzten Fiſchkäſten, oder voneinander abgeſonderten Fiſchbehältniſſe aber muß wenigſtens 3 eine halbe bis 4 Ellen ſeyn, damit ſich dieſelbe bey groſſen Waſſern nicht übergeben, und die verſchiedene Sorten Fiſche nicht untereinander kommen mögen. An einem flieſſenden Waſſer iſt die beſte Gelegenheit dazu, weil die Fiſche daſelbſt immer friſches Waſſer haben können, welches durch die in die Pfoſten gebohrten Löcher oben eindringet, unten aber wieder ſeinen Ausfluß hat. Iſt aber dergleichen Gelegenheit nicht vorhanden; ſo muß man wenigſtens lebendiges Waſſer von einem Brunnen oder einer andern etwas höher gelegenen Quelle hineinzubringen trachten, und in das Fiſchhaus einen Zapfen machen, damit das Waſſer, wo nicht ganz, doch gröſtentheils zu gewiſſen Zeiten abgelaſſen werden könne. Kann man es ganz ablaſſen; ſo ſoll man im Frühling und Herbſt, wenn keine Fiſche darinnen ſind, und das Waſſer abgelauffen iſt, die Kaſten auf eben ſolche Art zu reinigen ſuchen.

Fiſchjagd, Fiſchjagen. Obwohl das Jagen eigentlich nur mit dem Wildpret zu thun hat; ſo geſchiehet es doch, daß die Fiſcher auch bisweilen eine Fiſchjagd im Waſſer anſtellen, und zwar auf folgende Art: Etliche Perſonen nehmen groſſe Hamen, und ſetzen ſie nebeneinander, alſo, daß ſie den ganzen Fluß, von einem Ufer zum andern, mit Hamen beſetzen, und gehen etliche hinauf und ſchlagen mit den Stürben oder Störſtangen, daß ſie die Fiſche aus ihren Löchern auf das Waſſer, und denn alleſammt herunter in die Hamen jagen. Wenn ſie mit dem Schlagen zu ihnen kommen, ſo heben ſie alle ihre Hamen auf, und ſehen, was gefangen worden. In den Seen aber, die nicht gar zu tief ſind, und unten einen gleichen Grund haben, wird das Jagen alſo angeſtellet: Man ſtellet ein Jagdnetze oder etliche nebeneinander, darauf begiebt ſich eine Parthie auf die kleine Schiffgen oder Kähne, und jagt alsdann die Fiſche ſolchergeſtalt ins Netze. Es giebt auch an einigen Orten **Triebvögel** (denn alſo nennen ſie die Fiſcher), welche gröſſer, als eine Ente ſind, und alſo genennet werden, weil ſie die Fiſche im Herbſt, etwa um Martini, häuffig vor ſich treiben, bis ſie zu Lande oder an das Ufer kommen, und ſie alſo entſteigen, daß ſie oft aus Furcht vor ihnen heraus auf das Land ſpringen. Darauf lauren die Fiſcher mit ihren Netzen, und fangen alſo die zuſammen getriebene Fiſche häuffig hinweg. Dieſer Triebvögel Feind iſt der Gänſerich, der oft unter ſie ſchießt, und ſie verſcheucht und auseinander ſtöbert. Darum bemühen ſich die Fiſcher gar ſehr, daß der Gänſerich erſchoſſen, und aus dem Wege geräumet werde.

Fiſchkaſten, lat. Vivarium, franz. *Reſervoir à Poiſſons*, iſt ein hölzernes Behältniß, welches an den Seiten mit Löchern, oben aber mit einem Deckel und Schloſſe verſehen, und zu Verwahrung der Fiſche dienlich iſt. Man

Man macht ſie von verſchiedener Form und Gröſſe, klein, länglicht, in Geſtalt eines Kahnes, oder ablangviereckigt, da ſie an der vordern ſchmalen Seite, womit ſie aus dem Waſſer gezogen werden, ebenfalls wie ein Kahn zugeſchärft, und nach Gefallen groß, klein oder mittelmäßig ſind. Sie werden mit einer Kette oder mit einem Strick an einem in das Waſſer geſchlagenen Pfahl angehängt. Sind aber, wo ſie nicht einen ſichern Ort haben, den Nachſtellungen böſer Leute und den Fiſchdieben zum öftern unterworfen. Es giebt auch unbewegliche Fiſchkäſten, welche in Flüſſen, Bächen, Röhrbrunnen, und andern Waſſerreichen Orten gebauet ſind; wovon die zum täglichen Gebrauch nöthigen Fiſche, in Ermanglung eines Fiſchhauſes, gebracht, und verwahrlich aufbehalten werden.

Fiſchkeſſel, ſ. **Fiſchloch**.

Fiſchköder, ſ. **Köder**.

Fiſchkörrung, ſ. **Köder**.

Fiſchkorb, iſt eine beſondere Art geflochtener Körbe, welche in das Waſſer geleget werden, um die Fiſche darinnen zu fangen. Sie werden aber auch bloß dazu gebrauchet, die Fiſche in das Waſſer zu ſetzen, wenn man ſie eine Zeitlang aufbehalten will.

Fiſchkrankheiten, ſ. **Fiſch**.

Fiſchlaich, **Laich**, **Leich**, lat. Semen piſcium, franz. *Fraye*, *Glaire*, *Semence des Poiſſons*, heiſſet der von denen Fiſchen weiblichen Geſchlechts zu gewiſſen Zeiten ausgelaſſene Rogen, woraus hernachmals die kleinen Fiſchlein entſtehen. Wenn man ſolchen Laich geſchickt fangen, und andere Teiche damit beſetzen will; ſo hat man folgendes zu beobachten: Man nehme die Wurzel von einer Weide, ſo am Waſſer geſtanden, und die recht faſicht, waſche die Erde mit Waſſer rein davon ab, und binde ſelbige an einen Pfahl in einem Teich, ſo werden die Fiſche ſogleich daran ſtreichen, und ihren Saamen in Form der Krebseyer, nur daß ſie ſo roth nicht ſind, daran hängen laſſen. Hierauf aber muß man alle Tage gute Acht haben; denn wo die Sonnenhitze ſelbigen ergreiffet, ſo werden ſofort in Zeit von 14 Tagen lebendige Fiſche daraus, und gehen alſo davon ab; daher, ſo bald man ſiehet, daß ſie daran geſtrichen, muß man den Pfahl mit der daran gebundenen Weiden ausheben, und den Saamen in einen andern Teich bringen; ſo wird, wenn man den Pfahl ſo tief hinein ſchlägt, daß die daran gebundene Weidenwurzel, woran der Saame iſt, etwan eine Querhand tief unter das Waſſer kommt, in Zeit von 14 Tagen eine ziemliche Menge Fiſche in ſelbigem Teich zu ſehen ſeyn. Einige rathen, man ſolle dieſe Beſetzung um Georgi Tag vornehmen; ob aber nothwendig ſeye, ſich an die Zeit ſo genau zu binden, läßt man dahin geſtellt ſeyn.

Fiſchloch, **Fiſchkeſſel**, heißt der tieſeſte Ort in einem Teich, wo der Schlegel, Zapfen oder Ständer, und der Ablaß deſſelben ſich befindet. Wenn dieſer Keſſel aufs höchſte 3 Ellen ordentliche Waſſer

Waſſertiefe hat; ſo wird er auch in dem härteſten Winter nicht ausfrieren, welches die vornehmſte Eigenſchaft eines ſolchen Fiſchlochs iſt.

Fiſchmeiſter, wird derjenige genennet, der bey groſſen Landwirthſchaften die Aufſicht über die Fiſcherey hat. Vermöge ſeines Amtes muß er demnach ſo viel möglich den Schaden ſeines Herrn zu verhüten und deſſen Nutzen zu befördern ſuchen. Insbeſondere muß er das ganze Jahr hindurch, ſo viel an ihm iſt, mit Reuſſen legen, Netzen, Hahmen, Garnſäcken, Wathen, Wurfgarnen, und auf andere Art, ſowohl im Winter unter dem Eis, als auch zu andern Zeiten, auf denen Ströhmen, in denen Bächen, Seen, Lachen, und Tümpeln, bey ſtillem Wetter ſich der Fiſcherey befleiſſen, und ſo viel möglich die Intraden ſeiner Herrſchaft zu vermehren ſuchen. Wenn er ſich auf das Waſſer begiebt, muß er allzeit ehrliche, erfahrne und tüchtige Männer zu ſeinen Gehülfen haben, welche nicht allein Stärke beſitzen; ſondern denen er auch trauen, und nicht beſorgen darf, daß ſie ihn, wenn er ihnen den Rücken zukehret, beſtehlen, und die Fiſche einſtecken werden. Was er von Fiſchen und Krebſen gefangen, muß er der Herrſchaft anzeigen, und auch von der Anzahl und den Sorten der Fiſche dem Verwalter Nachricht geben, nebſt Ausdrückung der Pfunde und Taxirung ihres Werthes, damit der Verwalter ſolche in ſeiner Rechnung unter die Fiſcheinnahme ſetzen könne. Er muß ohne Vergünſtigung der Herrſchaft keinem Menſchen Fiſche geben, ſie mögen lebend, oder abgeſtanden ſeyn. Er muß eine jede Gattung von Fiſchen, als Barmen, Karpfen, Hechte, Aale, und andere Speiſefiſche, in beſondern Behältniſſen und Käſten bewahren, damit er eine jede Sorte Fiſche, die von der Herrſchaft verlanget wird, alſobald finden möge. Kommt er von der Fiſcherey wieder zurücke; ſo muß er allezeit die Netze, Garnſäcke und Wathen, da ſie bisweilen in ſchlammigtem Waſſer übel zugerichtet werden, rein auswaſchen, aufhängen, treugen, und an gehörigen Orten verwahren, auch alle zur Fiſcherey gehörige Werkzeuge, wie ſie ihm nach dem Inventario überantwortet worden, allezeit in gutem Stande erhalten, damit er zu keiner Zeit in der Fiſcherey gehindert werde. Fället irgendwo ein Mangel vor; ſo muß er zur Ausbeſſerung bey Zeiten Anſtalt machen. Iſt aber etwas ſo beſchaffen, daß es zum Gebrauch gar nicht mehr tüchtig iſt, und keine Ausbeſſerung mehr hilft; ſo muß er bey der Herrſchaft anhalten, daß es neu angeſchaft werde. Im Winter, oder auch zu andern Zeiten, wenn es bey der Fiſcherey ſo gar viel nicht zu thun giebt, muß er entweder die alten Fiſchnetze, Garnſäcke, Wathen, Hahmen und Reuſſen ausbeſſern, oder neue verfertigen. Er muß bisweilen die Fiſchbehältniſſe des Nachts viſitiren, damit er durch ſeine Vorſichtigkeit die Diebe abhalten möge. Er muß alle Tage etliche mal nach den Fiſchen ſehen, ob ſie noch alle munter und friſch ſind. Wenn er ſiehet, daß einige wirk-

wirklich abgeſtanden, oder ſonſt gar matt ſind, muß er ſolche alſobald von den andern abſondern, und in die Küche liefern, damit ſie von dem Geſinde geſpeiſet werden. Er muß wohl Acht haben, daß in den fließenden Bächen, und kleinen Mühlgräben kein Flachs noch Hanf geröſtet, und keine Sägſpäne, Schalen, Staub von gebrannten Kohlen, noch anderes, was zu Verhinderung der Fiſchereyen, und Verſchlemmung der Ufer gereichet, geſchüttet, oder die Waſſer in trockenem Sommer nicht gänzlich aus Noth abgeſchlagen werden. Er muß allezeit dasjenige, wodurch der Herrſchaftlichen Fiſcherey Schaden zugefüget wird, anzeigen, z. Ex. wenn die Bäche auſſerhalb der Fluthzeit zur Wäſſerung und Aufbehaltung der Waſſer ausgeleitet, oder gewiſſe Wehre, dadurch den Fiſchen der Gang gänzlich verhindert wird, aufgerichtet werden; auch allezeit Acht haben, wenn ſich einige, auf den Herrſchaftlichen Hegewaſſern im Fiſchen betretten laſſen.

Fiſchmeve, ſ. **Meve**.

Fiſchnetze, ſ. **Fiſchgarn**.

Fiſchordnung, iſt ein gemeſſener Befehl und Vorſchrift einer Landesherrſchaft ſowohl gegen ihre Unterthanen, als auch andere, ſo ſich in ihrem Gebiete aufhalten, wie es mit den Fiſchereyen gehalten, und aller Schaden und Verderb der Fiſchwaſſer verhütet werden ſolle. Vor dieſem war jedem erlaubet, im Meere oder in andern Waſſern, welche Strohmweiſe flieſſen, nach Belieben zu fiſchen. Heutiges Tages aber iſt dieſe Freyheit dergeſtalt eingeſchränkt worden, daß niemand ohne ſonderbare Erlaubniß fiſchen darf; indem ſich Fürſten und Landesherren eben desjenigen Rechts über die Fiſcherey angemaſſet, deſſen ſie ſich im Jagen bedienen. In öffentlichen groſſen Flüſſen iſt die Fiſcherey dermaſſen verzäunet und beſchnitten worden, daß niemand darinnen fiſchen darf, er habe dann ſolch Recht von der Obrigkeit gegen die Gebühr erlanget. Die verſchiedene Arten, wie man dieſes Rechts theilhaftig werde, ſ. **Fiſchrecht**.

Wir bleiben jetzo bey dem, was zur **Fiſchordnung** gehöret, und wollen zur Probe einer guten Fiſchordnung aus dem **Churfürſtl. Sächſiſchen Fiſchmandat** vom Jahr 1711 folgendes hieher ſetzen: **Erſtlich** iſt anbefohlen, alle Gehege und verbottene Fiſchwaſſer gänzlich zu meiden. Zu Nachtlägern und Auslöſungen aber ſollen die Fiſche um den gewöhnlichen Werth geliefert werden. In gemeinen Waſſern ſoll niemand fiſchen, er ſeye denn des Orts und Dorfes Einwohner. Wo eine Gemeine über eine Communfiſcherey berechtiget iſt, da ſoll einem jeden, der Nachbarrecht hat, zweymal in der Woche, und zwar Mittwochs und Freytags, jedoch mit dieſem ausdrücklichen Beding, zu fiſchen erlaubet ſeyn, daß ſolches des Morgens von Aufgang der Sonne bis Mittags um 11 Uhr geſchehe; und ſollen dieſe Leute nicht allein die Hahmen im Waſſer aufheben; ſondern auch ihre Fiſchzeuge nach dem Gebrauch, und nach verrichteter Fiſcherey, in die Gerichte

zur

zur Verwahrung übergeben, und nicht in ihren Häuſern behalten; alles bey Verluſt des Fiſchzeuges und 20 Gr. Straffe. Hausgenoſſen, Geſellen, und ander müſſiges Geſinde aber, ſo ſich darüber antreffen läßt, iſt vor jede Perſon, nebſt dem Verluſt des Fiſchzeuges, auch mit 2 Silberſchock Straffe zu belegen. Die Fache oder Fiſchreuſſen, Körbe, Semlein u. d. g. ſollen nur vom Frühling bis auf Johannis zu ſtellen vergönnet ſeyn; und zwar in ſolcher Maaß, daß dieſe nicht über den ganzen Strohm geſchlagen, ſondern ſowohl auf der Seiten, als noch in der Mitten in etwas, ja wo der ſtärkſte Strohm gehet, wenigſtens 12 Ellen offen gelaſſen werden, damit einestheils doch einige Fiſche vorbey gehen, und anderntheils auch die Flöſſe durchkommen können. Die Garnſäcke, Wathen und Reuſſen, wo ſie einmal an einem Orte eingeführet ſind, ſollen auch daſelbſt beybehalten werden, und iſt hierzu ein gewiſſes Maaß und Weite, welches dieſe halten ſollen, angeſetzt. Daher derjenige, ſo ſich neues Fiſchzeug hat machen laſſen, ſolches durch die Obrigkeit beſichtigen laſſen ſoll, ehe und bevor er ſolches brauchet. Alles andere verbottene Fiſchzeug aber, iſt bey 5 Thlr. Straffe zu führen unterſaget. Den Müllern iſt auch vor ihre Hälter und kleine Teiche kein beſonderes Fiſchzeug zu geſtatten. Deswegen ſoll auch jährlich 2 mal Hausſuchung gethan, und ſich mit den Nachbarn darüber verglichen werden. Ueber dieſes ſind die Fluß- und Treibegarne oder Klebenetze, und ander Gezeuge, neben denen Schwederchen, ſo die Müller bey Nacht einzuhängen pflegen, die Einlegung der Gebündel, der Gebrauch der Streich- und Kratzhahmen, ingleichem alle Querder, und Einwerfung der Gekörne, wie auch das Nachtfiſchen mit Leuchten, Schalen oder Schieffern, bey Leibes- und Geldſtraffe gänzlich verbotten. Die Lachen und Tümpfel, ſo im Sommer austrocknen, ſollen in Beyſeyn der Gerichte ausgeſchöpfet, auch nach dem geordneten Maas Röhren und Löcher in die Wehre geleget, in flieſſenden Waſſern keine Flachs- noch Hanfröſten geduldet, auch keine Sägſpäne, Schalen, Kohlen, Geſtäube von gebrannten Kohlen, oder Miltern, zur Verhinderung der Fiſcherey, und Verſchlemmung der Ufer, in das Waſſer geſchüttet, wie auch keine neue Oelkörbe angebauet werden. Weiter ſollen keine Fiſche unter dem geordneten Maaße aus dem Waſſer genommen, und abſonderlich die Forellen, Aſchen, Dübel, Jeſſen, Weißfiſche, Hechte, Barmen, Perſken, Aalraupen, Rothäuglein, Karauſchen, Keßlinge, Schleyen, Rappen, Bleyen und Krebſe unter dem einmal geſetzten Maaß nicht gefangen behalten, vielweniger verkauft, ſondern alle dergleichen aus dem Fiſchzeuge wieder in die Waſſer, darinnen ſie gefangen worden, geworfen werden. Zu dieſem Ende ſollen die Modellen des Fiſchzeuges und der Fiſche, ihre Maaß in den Städten und auf den Fiſchmärkten allenthalben, wie auch in den Dörfern, bey den Gerichten an gelegenen Orten angehänget, und ſolches bey nahmhafter Straffe nicht unterlaſſen werden. Und ſo jemand kleinere

kleinere Fiſche, als die Maaße ausweiſen, zum Verkauf bringen würde, demſelben ſollen die Fiſche ohne Bezahlung genommen werden, und die Räthe in den Städten ſchuldig ſeyn, an dieſer Leute Obrigkeit, unter welcher ſie geſeſſen ſind, davon Bericht zu thun. Groſſe Fiſche, als Karpfen, Hechte, Barmen, Rappen, Dübel, Bleyen oder Pleen, Jeſſen, Bratfiſche, grüne Aale, Preſſen, Karauſchen, Schleyen, oder andere Bratfiſche, dürfen anderſt nicht, als nach den Pfunden, und nach Fleiſchergewicht; Schmerlen, Ellriſſen, Kohlhäupte, Gründlinge, Steinbeiſſer, Kaulpersken ꝛc., bloß nach der Kanne verkauft werden, und nicht nach dem Schock, bey Verluſt der Fiſche, und 5 Gülden Straffe, worzu nach Gelegenheit jede Obrigkeit eine gewieſſe Taxe ſetzen ſolle. Vornemlich ſoll kein Fiſcher ſich unterſtehen, die Brutkrebſe mit heim zu nehmen, es ſeye denn ein ſolcher mit Kopf und Schwanz eines Fingers lang. Ingleichem ſoll auch nicht zugelaſſen ſeyn, von Martini bis Oſtern Krebſe zu fangen. Wiederum iſt auch verbothen, die Krebſe mit den Händen aus den Ufern und hohlen Löchern zu ſcharren. Von den Fiſchhändlern ſoll Zeugniß von ihrer Obrigkeit gefordert werden, daß ihnen der Fiſchhandel nachgelaſſen ſeye. Das Ausleiten der Bäche auſſerhalb der Flutzeit, und ſonderlich in der Laichzeit, und wenn die Waſſer klein ſind, ſoll ſo wenig, als auf den Bächen, unter dem Schein der Wäſſerung, Wehre zu haben, verſtattet ſeyn. Auch ſoll niemand neue Striche, und Fallgänge machen; wie hingegen auch ein jeder, ſeine gefangene Fiſche ſehen zu laſſen, ſchuldig ſeyn ſolle. Das Fiſchen ſelbſt ſolle am Sonnabend zu Mittag geendiget, und des Sonntags gegen Abend nach 3 Uhr wieder angefangen werden. Man ſoll auch keine Oelkuchen, Leim, Hanf, Rüben, Mahn und andere Fiſchköder oder Etzen brauchen, keine verbothene kleine Fiſche oder Krebſe kauffen, bey Abſchlagung des Mühlgrabens es dem Eigenthumsherrn der Fiſcherey, wie auch den Nachbarn, um ſich darnach zu richten, anmelden; in und an den Bächen, wie auch im An- und Auflauffen der Waſſer im Winkel oder Graben nicht fürſetzen; kein Geſellenfiſchen verſtatten, noch auch die Müller durch Erweiterung der Mühlgräben, und Erhöhung der Dämme die Bäche austrocknen, und die Fiſche verderben laſſen. ſ. a. **Fiſcher, Fiſcherey, Fiſchrecht.**

Fiſchotter, Otter, lat. Lutra, Lutris, Lytra, Canis fluviatilis, franz. *Loutre*, iſt ein vierfüſſiges ſchädliches Raubthier, welches ſich ſowohl auf der Erde als im Waſſer aufhält. Es iſt ſehr ſchmal und lang; etliche ſind über 3 Ellen lang, andere aber etwas kürzer und kleiner, nachdem ſie alt ſind. Ihr Fell iſt ſchwarzbraun, ſehr glatt und glänzend. Sie können nicht wohl lauffen, haben einen langen Schwanz, wie ein Windſpiel, ohne daß dieſer ſehr langhaarig iſt. Die Ohren ſind ſpitzig, wie bey den Füchſen. Wenn ſie im Sand gehen, haben ſie die Art an ſich, daß ſie die Spur, wie die Füchſe, mit ihren Schwänzen

zen wieder zuſtreichen. Des Nachts ſpüret man ſie am eheſten, wenn ſie Fingersbreit die Naſen aus dem Waſſer ſtecken, und mit einem ſtarken Brauſen Athem hohlen, dahin man ſich denn des Tages in ſolche Gegend verfügen, und ihnen am Rand nachſpüren kann. Wenn man die Fiſchotter geſpüret, muß man ſich mit guten Otterhunden verſehen, die ſie aus ihren Schlupfwinkeln heraus-ſuchen müſſen. So nun der Hund laut wird, und mit den Füſſen ſcharret, iſt es ein Zeichen, daß er die Otter angetroffen. Iſt man aber nicht wohl auf ſeiner Hut, ſo ſetzt die Otter ins Waſſer. Inzwiſchen müſſen Männer am Ufer ſtehen mit langen Gabeln, Stangen und Prügeln, die, wenn die Hunde ermüdet, in dem Waſſer beſtändig auf die Otter zuſchlagen, und ihr, wo möglich, einen tödtlichen Streich beybringen. Wenn die Hunde des Nachts die Otter fein ſtille ſuchen, iſt es ein Merkmaal eines guten Hundes. Iſt eine Otter wegen Breite des Fluſſes nicht zu finden, ſo müſſen die Jäger Netze nehmen, dieſelbe, ſo weit als ſie vermeynen, daß ſich die Otter aufhalte, an dem Ufer aufſtellen, und hernach zu beyden Seiten mit langen Stangen ſterlen und ſchmeiſſen; ſo wird die Otter hierdurch nebſt den Otterhunden in das Netz getrieben werden.

Es giebt beſondere **Otterfänger**, welche recht beiſſigte, kleine und beherzte Otterhunde haben, etwas gröſſer als die Dachskriecher, braun von Haaren, und mit ſteiffen Ohren zu beyden Seiten verſehen, um ihre Löcher auszuſtöbern. Sie ſtellen auch dazu beſondere Hahmen oder Netze vor, deren Geſenke auf dem Boden von Bley, das oberſte aber Kork oder Pantoffelholz iſt, ſo ſchwimmen muß. Wenn nun die Fiſchottern bey dem Zipfel hineinſchlupfen, und ſich in die Höhe werfen, werden ſie durch eine dreyzackigte Gabel geſtochen, zum Theil auch durch ihr Pfeiffen verrathen und geſchoſſen. Sie ſpüren ſich faſt wie ein Dachs, ohne daß die Ballen in ihrer Fehrte nicht ſo vollkommen, als bey dem Dachs zu ſehen, ſetzen ſonſt meiſtens ihre Tritte zwey und zwey zuſammen, wie die Marder, haben ihre Krallen, wie die Hunde, hinten aber wie Entenfüſſe, ſind ſo hart von Haut, daß ſie kaum das drittemal durchſtochen werden, es müſſen auch die Hunde oft lange zubringen, ehe ſie dieſelbe erwürgen, und ihnen ein Loch in den Balg reiſſen. Den langen Schwanz, den ſie haben, gebrauchen ſie zu ihrer Wendung im Waſſer, welchen ſie ſtark bewegen können, die Läufte aber müſſen ihnen die Farth machen. Sie haben ſcharfe Fangzähne, wie die Hunde und können ſich gegen dieſelbe brav wehren.

An den **Forellenwaſſern** halten ſie ſich am liebſten auf, und wenn Wehre auf denſelben ſind, machen ſie ihr Quartier gerne darunter. Sie ſetzen ſich an die Sonne, trocknen ſich auf Stämmen, und wiſſen die offenen Löcher im Eiß ſo wahrzunehmen, daß ſie da herausgefahren kommen, wo eine Wuhne im Waſſer, die nicht gar zu weit

davon entfernet iſt. Sie haben ihren Waſſerbau unter den Ufern, ſo, daß man daſelbſt keinen Aus- noch Eingang, vielweniger eine Röhre ſiehet, ſondern ſie müſſen unter dem Waſſer unter das Ufer fahren, und graben ſie von unten auf in die Erde, daß ſie daſelbſt nach Begehren trocken liegen können. Sie fangen die Fiſche meiſtens des Nachts, wenn ſie die Tieffen der Waſſer beſichtigen, und unter dem Waſſer ſo lange bleiben, als ſie Othem halten können; will ihnen aber derſelbe zu kurz werden, ſtecken ſie die Naſe heraus, holen wieder Luſt, und fiſchen immer weiter fort. Wenn ſie einen ſtarken Fiſch gefangen haben, ſo genieſſen ſie von demſelben nichts als den Kopf, das übrige laſſen ſie liegen. Sie thun in einer Nacht ſehr weite Gänge auf den Teichen und Fiſchbächen, um neue Fiſchwaſſer aufzuſuchen, und iſt ihnen ſehr luſtig zuzuſehen, wenn wenn ſie fiſchen, da ſie unter dem Waſſer öfters ſo geſchwinde ſind, als ein Fiſch. Ihre angenehmſte Speiſe ſind die Krebſe; wenn ſie ſolche in den Fiſchreiſen merken, kriechen ſie mit ſolcher Begierde hinein, daß ſie nicht wieder heraus können, und aus Mangel der Luft erſticken müſſen, wiewohl ſie ſonſt ein ſehr Zähes Leben haben. An ſtatt der Fiſche müſſen ſich ihnen auch öfters die Fröſche ergeben.

Sie ranzen meiſtens um die Faſtenzeit, da ſie des Nachts mit ſonderlich helllautendem Pfeiffen ſich zuſammen ruffen. Sie gehen 9 Wochen dicke, und bekommen meiſtentheils 3 bis 4 Junge, welche ſie an den Rändern behalten, und dieſelbe, wie andere Thiere, zu gewiſſen Zeiten ſäugen. So bald ſie 3 oder 4 Wochen alt, gehen die Jungen mit ein und aus dem Waſſer. Ihr Wildprett wird nicht gegeſſen; aus ihren Bälgen aber werden von den Kirſchnern ſchöne Müffe und Mützen zubereitet. Es werden auch aus denſelben Strümpfe verfertiget, welche den Podagriſchen in ihren Schmerzen groſſe Linderung verſchäffen. Der aufgelegte Balg aber iſt gut vor den Schlag, Schwindel und Hauptſchmerzen, und aus den Haaren laſſen ſich ſeine Hüte verfertigen, welche noch weit beſſer, als die Caſtorhüte, gehalten werden. Das Fett zertheilet und macht zeitig, ſtärket die Nerven, und ſoll gut ſeyn, die verletzte Glieder zu ſchmieren. Die Geilen aber gedörret und gepülvert dienen wider das böſe Weſen; doch ſind ſie nicht ſo kräftig, als die Bibergeilen; man nimmt ſie von einem Scrupel bis auf ein Quintlein ein. Das Blut, mit Eſſig und Waſſer vermiſcht, lindert das aufgelauffene weiſſe Geäder. So ſoll auch die im Backofen gedörrte Leber, gepülvert und eingenommen, die rothe Ruhr vertreiben.

Seine Fehrte macht er auf die Art, wie der Dachs, auſſer daß die Ballen nicht ſo ſtark zu ſehen ſeyn. Er ſetzt zwey und zwey Tritte bey einander. Wenn er in etwas tiefem Schnee geſpühret wird; ſo ſchleppt er die Ruthe mit auf. Solches macht, daß er niedrige und kurze Läufte hat. Es wird von ihm weydmänniſch alſo geſprochen: Er fiſchet; ſteiget aus dem Waſſer; geht

gebt über Land nach andern Fiſchereyen; hat Baue; pfeiffet; ranzet, d. i. die Zeit der Vermiſchung; bringet Junge; wird todt geſchlagen; hat einem Balg; wird geſtreift. ſ. a. Fiſchotterfang.

Fiſchotterfalle, ſ. **Fiſchotterfang.**

Fiſchotterfang, iſt die Art und Weiſe, wie die Fiſchotter gefangen werden. Die gewöhnlichſte Arten ſind folgende:

1) Mit einem **Tellereiſen**, welches recht veſt, und mit guten ſtarken Federn und Schrauben verſehen iſt. Dieſer Fang geſchiehet theils im Waſſer, theils auf trockenem Lande, theils auf den Kaupen und Sandhügeln, ſo aus dem Waſſer hervorragen. Man nimmt nämlich vorbemeldtes Tellereiſen, ſchläget zuvor ins Waſſer 4 Stützen oder Rücken, leget auf ſelbige Stangen, und ſodenn das Eiſen darauf an dem Orte, wo er ein- und ausſteiget, und vor den Bau, doch ſo, daß das Waſſer über das Eiſen gehe. Hierzu braucht man zwar eben keine Witterung; doch iſt es beſſer, wenn man darauf die Witterung, die wir gleich beſchreiben wollen, auf ein Rohrblatt ſtreichet, und ſie mit einem Stückgen Rohr auf das Eiſen ſtecket, ſo daß das Rohrblatt aus und über das Waſſer heraus zu ſtehen komme. Denn ſodenn wird der Otter, wenn er unter dem Waſſer, mit der Naſe Luft zu ſchöpfen, hervor kommt, Wind von der Witterung empfinden, und gleich darauf zugehen, und ſich fahen, indem er nicht länger unter dem Waſſer dauren kann, als ſein Othem währet. Oder man legt ſothanes Tellereiſen auf das Land, wo er ſeinen ordentlichen Ein- und Ausgang hat. Denn wo er einmal ausſteiget, kommt er gemeiniglich wieder. Man ſchneidet es in die Erde ſo tief ein, daß es nicht zu ſehen iſt, beſtreichet das Eiſen mit ſchon gedachter Witterung, leget auf die Schrauben und Wärbel entweder Papier oder Laubblätter, damit der Sand nicht darzwiſchen komme, ſtreichet von dem Seitengemach den Sand darauf, und bedecket damit das Eiſen ganz dünne; ſo iſt die Stellung fertig. Dabey iſt zu merken, daß man das Eiſen ſowohl im Waſſer, mit einer Ketten, als auf dem Lande mit einer Ketten und Leine, die ſo lang ſey, daß der Otter ins Waſſer reichen, und ſich erſäuffen kann, anlegen muß. Denn ſonſt macht er leicht das Eiſen zu Schanden; ſo aber erſäuft er gar bald im Waſſer. **Die Witterung** auf den Fiſchotter wird alſo zubereitet: Man nimmt ein Viertel Pfund reines Schweinefett, oder ungeſalzene Butter, läßt es in einem neuen und reinen Tiegel zergehen, hernach eine gute Handvoll Baldrian, drey Erbſen groß Bibergeil, zwey Erbſen groß Kampher, gröblich zerſtoſſen, hineingethan, es miteinander braten laſſen, und umgerühret, daß es nicht anbrenne. Wenn es nun gelblicht wird, nimmt man es vom Feuer, ſäuget es durch ein reines Tüchlein, und hebet es in einem glaſirten Geſchirre zum Gebrauch auf. Dieſe Witterung kann auf ein Jahr dauren. Oder man nimmt auch

nur wilde Krauſemünze, und reibet das Eiſen damit.

2) Mit Stangeneiſen, welches alſo vorgenommen wird: Man nimmt das Stangeneiſen, ſtellet es gleichfalls auf Rücken in den Flüſſen Bächen und Waſſern, an die Dämme und Mühlengerenne, wo der Otter ſtreichet, fiſchet, und nach den Fröſchen gehet, auch in die Teiche an einem Drat auf. Wenn nun der Otter kommt und ſtreichet; ſo trift er an den Drat oder Saite, er mag von einer Seite kommen, von welcher er will, und fänget ſich. Dieſes Eiſen iſt ſehr gut, und läßt ſich recht wohl prakticiren. Es fängt auch beſſer, als die Tellereiſen, und wird nicht leicht einer, wenn er an die Saiten trift, entgehen. Man braucht ſie auch vor die Biber. ſ. **Biberfang.**

3) Mit einer **Fiſchotterfalle**, welche alſo zubereitet wird: Man nimmt dazu 2 Säulen, dritthalb Ellen hoch, und falzet in beyde auf einer Seite einen recht gleichen und glatten Falz, machet ein Querholz oben von 2 Ellen breit darauf, und zapfet es oben ein. Durch dieſes kommt ein Loch, ſodann 2 Kloben darauf; in die Falze leget man einen Kloz, in welchem eiſerne Spitzen ſeyn, ſo nahe, daß zwey den Otter treffen können. Unten ten wird gleichfalls ein Querriegel gemacht, womit die Säulen unten zuſammen halten müſſen. Jedoch muß dieſer Riegel in der Mitten unten einen Falz haben, welcher ganz durchgehet, auf daß die eiſerne Spitzen durchfallen können, immaſſen, wenn die Falle etwa leer abfiele, und mit den Spitzen in die Riegel träffe, ſelbige wieder ſchwer heraus zu bringen ſeyn würde. Vom Kloz gehet ein Leingen von Haaren oder Drat durch das Loch über die beyde Kloben, und von dar an die Säule herunter, bis an das Schnellholz. In dieſer Säule iſt ein Kerb, an der andern Säule aber wird ein Drat oder Saite angemacht, welche über zwey Querfinger breit über das unterſte Querholz nicht gehen darf. An der Saite iſt ein glatter Ring, woran ein Bändgen gebunden iſt, und unten an das unterſte Querholz gehet. Die Spitzen aber von den Säulen müſſen mit eiſernen Schuhen beſchlagen ſeyn, daß man ſie bey denen Stellungen gut und wohl unten im Waſſer einbringen kann. Dieſe Falle ſtellet man in die Fluthrennen der Teiche, kleinen Bäche und Flüſſe, eine, zwey oder drey derſelben, nach der Gröſſe der Bäche und Flüſſe, nebeneinander, damit der Otter nicht vorbeyſtreichen kann, an die Orte, wo er zu fiſchen pfleget, ſolchergeſtalt auf: Man nimmt das Leingen, ziehet den Kloz in die Höhe, und das daran gebundene Stellholz in den Kerb, faſſet den Ring an dem Querdrate, und ſtecket ihn an das Stellholz, ſo genau und knap, als es nur möglich. Man kann auch an die Säulen alte Stücke Holz lehnen, doch ſo, daß ſie nicht in die Falle fallen können. Dadurch wird dieſelbe etwas verwildert. In groſſe Flüſſe kann man ſie nicht gebrauchen.

4) Mit **Netzen und Hunden.** Auſſer den Bibernetzen, die

die an ihrem Orte beſchrieben worden, kann auch folgende Art gebrauchet werden: Man ſtricket eine Wathe von Bindfaden, wie zu Rehenetzen genommen wird, 24 Maſchen hoch, da jede Maſche von einem Knoten zum andern 4 Zoll hält. Die Länge richtet man nach der Breite des Fluſſes oder Baches ein; unten aber kommt Bley und Geſenke, wie an den Fiſcherwathen. Man ſtellet ſie auf Forcheln, wie die Rehe- oder Haaſennetze geſtellet werden, quer über den Fluß, und wenn er breit iſt, zuweilen 2 oder 3 nebeneinander. An den Netzen bleiben 2 Mann bey den Leinen, die Achtung geben, wenn der Otter kommt, rücken ſodann, wenn derſelbe in der Wathe iſt, die Unterleine in die Höhe, und ziehen die Wathe geſchwinde heraus, damit ſich der Otter nicht durchbeiſſe. Wenn die Wathe geſtellet iſt, gehet der Otterfänger mit den Hunden, und ſuchet den Otter auf, ſo bald er denſelben findet, will er im Waſſer weiter durchgehen, und geräth darüber in die Netze.

5) Durch den Schuß, welches gar leichte angehet. Denn zur Winterszeit, wenn die Bäche, Teiche und Flüſſe zugefroren ſind, ſuchet der Fiſchotter Löcher, und ſiehet, wie er in die Flüſſe, Bäche, oder Teiche kommen möge, gehet ſeiner Nahrung nach, indem er von Fiſchen lebet, und weißt auch die Löcher und Wuhnen ſehr genau. Wenn ihn nun der Weydmann ſpühret, ſo gehet er hin an die Oefnung oder das Loch, ſtellet ſich an ſelbiges hin und wartet, bis er wieder heraus komme, maſſen er nicht lange darinnen bleibet, ſondern bald wieder heraus kommt, und den gefangenen Fiſch auf dem Eiſe verzehret. So bald er nun auf das Eis heraus iſt, ſo bald muß ihn auch der Weydmann ſchieſſen; dabey aber, wo er ihn nicht recht getroffen, daß er auf der Stelle liegen bleibt, ſondern vielmehr wieder ins Waſſer gehet, geſchwinde zueilen, daß er ihn, wenn er wieder in die Höhe gehet, ergreiffe, oder durch gute Hunde herauslangen laſſe. Sonſt ſinkt er unter, und kommt nicht wieder in die Höhe, ſondern frieret unten am Eiſe, an, und gehet alſo der Balg verlohren.

Uebrigens iſt zu merken, daß der Fiſchotterfang ein Regale ſeye; ob er aber zur forſtlichen Obrigkeit oder zur Fiſcherey gehöre, darüber ſtreiten die Rechtslehrer. ſ. Biberfang.

Fiſchotterhunde, ſ. **Biberhunde**.

Fiſchotternetze, ſ. **Fiſchotterfang**, *nr.* 4.

Fiſchporte, ſ. **Fiſchweyde**.

Fiſchqueder, ſ. **Köder**.

Fiſchräuber, ſ. **Fiſch**.

Fiſchrecht, **Fiſchgerechtigkeit**, iſt das Recht oder die Befugniß zu fiſchen, welches, wie ſchon bemerket worden (ſ. **Fiſchordnung**), von Fürſten und Landesherren ſehr eingeſchränket worden, da es ſonſt einem jeden frey ſtunde. Ob dieſe Einſchränkung der natürlichen Freyheit mit Recht geſchehen ſeye, oder nicht, darüber wird von den Rechtslehrern geſtritten.

Vid. *Ziegler* de Jur. majeſt. Lib. II. cap. 15. §. 23. *Hippolit.* à *Collib.* de Increm. urb. p. 37. & *Noe* **Meurer** Tract. **vom Waſſerrecht**, qu. 10. nr. 4.

Inzwiſchen ob gleich niemand in öffentlichen Flüſſen ohne Erlaubniß der Obrigkeit fiſchen darf; ſo können doch Privatperſonen dieſer Conceſſion auf verſchiedene Weiſe theilhaſtig werden. Denn ſo wird a) die **Fiſchergerechtigkeit** von den Landesherren zu zu Lehen verliehen.

Vid. *Modeſtin. Piſtor.* V. 2. Conſ. 14. num. 22. 24. & Conſ. 70. num. 11. Add. *Sixtin.* de Regal. Lib. 2. cap. 18. *Stypmann* de Jur. marit. part. 5. cap 4. num. 11. *Stryck.* in uſ. modern. Pand. Lib. 1. tit. 8. §. 14.

b) Kann die **Fiſchgerechtigkeit** durch die Præſcription oder **Verjährung** erworben werden; worzu aber eine ſolche Zeit erfordert wird, daß man ſich des Anfanges der gebrauchten Fiſcherey nicht mehr zu erinnnern weiß, und niemand denſelben anzugeben im Stande iſt.

Vid. *Coepoll.* de S. P. R. cap. 24. num. 3. in f. *Sebaſt. Medices* de venat. piſcat. & aucup. pag. 2. quæſt. 21. num. 12. *Juſt. Hahn* Tract. de Jure Colon. th. 300.

Denn obgleich ſonſt diejenige Sachen, welche durch das Völkerrecht gemein gemachet worden, ſich nicht præſcribiren oder verjähren laſſen;

l. 45. ff. de uſucap. & *Beſold.* Th. Pr. voce: **Fiſchfang.**

So iſt doch ſolches nur von einer 10, 20 oder 30jährigen Zeit zu verſtehen, keinesweges aber von einem ſolchen Verlauf anzunehmen, deſſen Anfang das menſchliche Gedenken überſteiget.

l. 3. §. ductus aquæ ff. de aqu. quot. & æſtiv. *Schneidew.* ad §. flumina. 2. num. 9. J. de R. D.

Angeſehen dieſelbe bekanntlich eine ſolche Kraft hat, daß ſie einer Specialconceſſion oder Freyheit gleichgeachtet wird.

v. l. 1. §. f. & l. 2. pr. ff. de aqu. plur. arc. & *Mynſ.* 1. O. 30.

Dieſe Verjährung hebet alsdann ihren Lauf an, wenn einer an einem gewiſſen Orte in dem Fluß ganz alleine gefiſchet, und die andere, ſo neben ihm fiſchen wollen, davon abgehalten hat; denn wenn dieſelbe ſich davon abtreiben laſſen, hat ſich jener hierdurch in den Beſitz dieſes Rechtens geſezet, welches er demnach, wenn die bemeldte Zeit erfüllet iſt, verjähren kann.

Schneidew. ad §. flumina. num. 9. & *Hahn* d. tr. th. 301. Add. *Caſpar. Klock* tom. 1. Conſ. 29. num. 198. ſeq. Conſ. *Rol.* à *Valle* Conſ. 9. uum. 68. ſeqq.

c) Kann die **Fiſchgerechtigkeit** in **Beſtand** genommen werden; in welchem Fall ſodann ein gewiſſer Zinß, ſo man Fiſchzinß

zinß nennet, dafür zu geben; und beſtehet ſelbiger entweder in Geld, oder in Fiſchen ſelbſt; immaſſen dann zuweilen geſchiehet, daß die Obrigkeit, ſo dieſe Gerechtigkeit verleyhet, ſich die gröſſere Gattung, nämlich den Hauptfiſch vorbehält, und dabey einige andere, als **Dienſtfiſche**, ausdinget.

Klock. Lib. 2. de ærar. cap. 5. num. 95. *Knipſchilt* de Civit. Imp. L. 2. cap. 16. num. 66. in fin. *Modeſtin*. *Piſtor*. V. 1. conſ. 70. num. 16.

d) Endlich kann die **Fiſchgerechtigkeit auch erkauft werden.**

vid. *Bartholom Coepolla*. Tract. de S. P. R. cap. 42. num. 3.

Wenn nun jemand die Fiſchgerechtigkeit vorbedachter maſſen erworben, kann er ſich zwar derſelben gebrauchen; allein er muß ſich dabey wohl in Acht nehmen, daß er dieſelbe nicht anderſt, als er ſie entweder erſeſſen, oder als ſie ihm verliehen worden, gebrauche (*Modeſtin*. *Piſtor*. Conſ. 70. num. 10). Weswegen er dann, ſo er vielleicht nur das Fiſchen bey Tag hergebracht, ſich nicht unterfangen ſoll, ſelbiges bey Licht oder bey der Nacht anzuſtellen; oder wenn er nur an einem gewiſſen Ort daſſelbe erſeſſen, ſolches auch ohne Unterſcheid an andern zu verrichten; oder endlich, wenn er bisher nur ein gewiſſes Inſtrument gebrauchet, und entweder allein mit dem Angel, oder mit dem Wurfgarn, Klippern, Reuſſen, Körben, zu fiſchen berechtiget geweſen, künftighin ſich andereu neuer Inſtrumenten zu bedienen, und was dergleichen mehr ſeyn mag, eingedenk, daß die Verjährung ſowohl, als die Verträge eines ſehr engen und eingeſchränkten Verſtandes ſind; mithin von einem auf das andere, obgleich eine Gleichheit darinnen zu befinden wäre, ſich nicht ausdehnen laſſen.

vid. l. 99. ff. de V. O. *Piſtor*. d. conſ. 70. V. 1. *Caſp*. *Klock*. tom. 1. conſ. 29. num. 184. & *Hahn* d. tr. th. 307. 308.

Wie nun ein jeder nach der Art und Weiſe, als er die Fiſchgerechtigkeit erſeſſen, ſelbige gebrauchen ſoll; alſo hat auch dieſer, dem in andere Wege dieſelbe vergönnet worden, ſo viel zu beobachten, daß er diejenige Geding, unter welchen er ſolche Gerechtigkeit erworben, nicht überſchreite. Denn da bemeldte Gerechtigkeit ganz und gar benommen werden kann, warum ſolle ſie nicht gleicher maſſen bey vorſeyender Verleyhung von der Landesobrigkeit eingeſchränket, und ihr Ziel und Maaß geſetzet werden können? Daher denn in den Fiſchordnungen hin und wieder gewiſſe Geding anzutreffen, unter welchen die Fiſchereyen vergünſtiget ſind; welche denn ſowohl auf die Zeit, und auf den Fiſchzeug, als auch auf die Fiſche ſelbſten, desgleichen auf die nahe an den Waſſern und Seen gelegene Güter, und endlich auf die Perſonen gerichtet ſind. Was die Zeit anbetrift, ſo iſt nicht allein hier und dar das Nachtfiſchen verbotten; ſondern auch

noch über dieß eine gewiſſe Zeit benamſet, in welcher in gemeinen Bächen und Waſſerflüſſen zu fiſchen erlaubet iſt. In Abſicht auf den **Fiſchzeug** drückt ſich die **Churbayeriſche Landesordnung** alſo aus: Man ſoll keinen andern Fiſchzeug, als Angel, Setzſchragen und Pern, (doch daß die Pern am Satz über 3 einen halben Stadtſchuh nicht weit ſeyen), gebrauchen. Von dem **Fiſchen** ſelbſt iſt hin und wieder verordnet, daß die Fiſcherey der Brut nicht zum Nachtheil geſchehe. Was ferner die **nahe an den Waſſern und Seen** gelegene Güter anbetrift; ſo iſt eben deswegen einiger Orten den Fiſchereyen auch eine gewiſſe Zeit benamſet worden, damit den Wieſen und Feldern, ſo daran ſtoſſen, durch die, ſo Fiſchens halber darüber gehen, auch neben hin und wieder lauffen, kein Schaden geſchehe, noch durch das Auswerfen des Koths daß Gras verderbet werde. Was endlich die **Perſonen** anbelangt, welchen von der Landesobrigkeit die Fiſchgerechtigkeit in den gemeinen Waſſern vergönnet worden; ſo ſind ſolche in vorbemeldter Churbayer. Landesord. alſo beſchrieben: **Niemand, als denjenigen, ſo beweißliche Gerechtigkeit haben, oder an die gemeinen Waſſergründ und Boden ſtoſſen, oder aufs wenigſte mit den Anſtoſſer Wunn, Wäyd, Trieb und Trab beſuchen, ſoll das Fiſchen in gemeinen Bächen oder Waſſern zugelaſſen ſeyn. Aber den müſſiggehenden Umſchliefern, auch allem Herrnloſen Geſinde ſoll es allerdings verbotten ſeyn.**

Mehrere nützliche Erinnerungen hievon ſ. *Noe* **Meurer** Tract. **vom Waſſerrecht** qu. 10. num. 7. ſ. a. **Fiſchordnung.**

Im Gegentheil kann in einem **Privatwaſſer**, welches jemand eigenthümlich zugehöret, demjenigen, auf deſſen Gut ſich ſolches Waſſer befindet, das Fiſchen eigentlich nicht verwehret werden.

> arg. l. 21. C. Mandat. Add. *Noe* **Meurer** Tr. **vom Waſſerrecht** qu. 10. num. 5.

Wie dann eben zu dem Ende auch einem jedweden erlaubt iſt, auf dem Seinigen einen Weyher zu bauen, woferne nur daſſelbe den Benachbarten auf ihren daran ſtoſſenden Gütern keinen Schaden bringet (*Noe* **Meurer** quæſt. 11. num. 2.); mithin der Weyher mit guten Dämmen und Ausfällen dergeſtalt verſehen wird, daß das Waſſer bey befahrender Ergieſſung ſolchen anliegenden Gründen keinen Schaden zufügen kann. Dieſes zu vermeiden iſt in vorbemeldter Churbayer. Landesordnung tit. 18. §. 2. weißlich verordnet, daß, **weilen durch Schüttung und Machung der neuen Weyher, bisweilen den anſtoſſenden und andern groſſer Schaden geſchiehet, künftighin ohne obrigkeitliches Vorwiſſen niemand einigen Weyher zu ſchütten oder machen zu laſſen, erlaubt ſeyn ſolle. Wo aber ein Landſaß auf ſeinen eigenen Gründen, ohn ſolches Vorwiſſen, auch anderer und ſeiner eigenen Unterthanen Nachtheil und Schaden,**

Schaden, eine neue Weyherſtätt machen und ſchütten könnte, iſt ſolches demſelben in keine Wege benommen und verwehret.

Wenn nun jemand auf ſeinem eigenthümlichen Grund und Boden ein Fiſchwaſſer hat; ſo kann er ſich deſſen zu ſeinem Nutzen gebrauchen; mithin alle diejenigen, ſo ſich des Fiſchens darinnen anmaſſen wollen, durch Rechtserlaubte Mittel davon abhalten, ja ſo gar, wenn der Weyher ausgelauffen, den Fiſchen, ſo daraus gekommen, nachfolgen, und ſelbige wiederum in ihr Gewahrſam bringen (vid. l. naturalem 5. §. Gallinarum 6. ff. d. A. R. D.); angeſehen nicht gleich dafür zu halten, daß dergleichen eigene Fiſche denenjenigen, ſo ſie am erſten ſahen, eigen werden.

> vid. l. *Pomponius* 8. §. Idem *Pomponius* 1. ff. famil. erciſc. Add. *Noe* Meurer vom Waſſerrecht quæſt. xi. num. 3.

Daher dann diejenigen, ſo bey dergleichen Begebenheiten auf ihren Gründen, die ſie an den Fiſchwaſſern liegend haben, Weyher, Behalter, Gruben und Graben machen, und, wenn die Waſſer groß werden, und auslauffen, ſelbige einnehmen, hingegen aber die Gräben, ſo das Waſſer wieder fällt und kleiner wird, mit Hürten, Flechten, oder in andere Wege zu dem Ende beſetzen und verſchlagen, damit die Fiſche, ſo aus den Waſſern darein gekommen, nicht mehr heraus kommen mögen, hernach aber ſolche Gräben und Gruben ausſchöpfen, und die Fiſche und Brut, ſo darein gewichen, fangen, ſehr unrecht thun, und nicht anderſt als ſolche Leute, die ihrem Nächſten das Seinige vorſätzlich zu entwenden ſuchen, angeſehen werden können, welches verbottene Fiſchen demnach bey Straffe verbotten iſt.

> vid. Chürbayer. Landesordn. tit. 28. §. 2. verſ. Als ſich auch ꝛc. Add. *Weizenegger* de ſervitut. perſon. & real. Diſſert. V. cap. 6.

Wenn aber ein Acker oder Wieſe von einem Fluß überſchwemmet worden, und Fiſche mit ſich geführet hätte, ſo könnte in dieſem Fall das Fiſchen nicht wohl verwehret werden.

> *Angel.* ad §. 12. J. de R. D. *Hartm.* tit. 24. obſ. 3. n. 12. & *Weizenegger*. c. l. n. 14. Nürnb. *Reform.* tit. 34. L. 1. Rubr. Wie man in Süßwaſſern fiſchen möge; allwo hievon inſonderheit alſo verſehen iſt: Wenn flieſſende Waſſer oder Weyher über ihren gewöhnlichen Fluß ausſteigen, und auf eines andern Grund auslauffen, alſo, daß die Herren oder Beſtändtner derſelben Waſſer mit ihren Schifflein und Fiſchzeug darauf frey fahren und fiſchen mögen; So ſoll der Herr des Grundes ihnen ſolches zu geſtatten, und die Fiſche folgen zu laſſen, ſchuldig ſeyn. So aber die Inn-

Innhaber und Beſtändtner des Waſſers in ihren Schifflein, daraus ſie nicht tretten oder ſteigen ſollen, mit ihrem Fiſchzeug nicht frey fahren können; alsdann mögen die Herren des Grundes ſich des Fiſchens daſelbſt, unverhindert, wem das Waſſer zuſtände, annehmen, auch nach verlauffenem Gußwaſſer, ihre Gründe wieder einfahen und verwahren.

Das iſt gewiß, daß in ſolchen Weyhern das Fiſchen entweder als eine Gerechtigkeit (v. §. f. l. de ſervitut.), oder in Kraſt der **Nutznieſſung** zugeſtanden werden könne.

> vid. l 9. §. 5. & l. 62. ff. de uſufr. Add. *Struv.* Exerc. ad pand. 12. th. 16.

In welchem letztern Fall der Nutznieſſer, die Fiſche zu verbrauchen, ebenermaſſen berechtiget iſt, wenn er nur an deren Stelle andere wiederum in den Weyher hinein thun läßt.

> vid. l. uſufruct. 62. §. ſi in vivariis 1. ff. de uſufr. Add. *Coepoll.* de S. P. R. cap. 42. num. 6.

Unterweilen kann auch das Fiſchen nur zur Luſt erlaubet werden (arg. l. 8. ff de ſervit.), ſo, daß in dieſen und andern Fällen genau darauf zu ſehen, was unter den Contrahenten bedungen, und ob das Fiſchen als eine Gerechtigkeit, item mit was Maaß (angeſehen die vorgeſchriebene und bedingte Maaß keineswegs zu überſchreiten, (vid. l. 10. §. 1. ff. quemadm. ſervit. amitt. & l. 24. ff. de S. P. R.), oder ob es nur aus guter Nachbar- und Freundſchaft erlaubet worden (arg. l. 41. ff. de A. A. P.); in welchem Fall es zu Vermeidung alles künftigen Haders und Zankes, räthlich, daß man ſich einen Revers geben laſſe (vid. *Noe* **Meurer im Forſtrecht**, tit **von aus Gnaden und durch einen Revers zugelaſſenen und bewilligten Jagensgebrauch** ꝛc.)

Endlich kann auch ein ſolcher Teich oder Weyher zu Lehen verliehen werden.

> vid. 2. F. 3. in f. & *Stryck.* Exam. Jur. Feud. Cap. 5. quæſt. 1. & 22.

In dieſem Fall aber entſtehet nun die Frage: **Ob die nach dem Tod des Vaſallen oder Lehenmannes in einem ſolchen lehnbarn Weyher gefundene Fiſche, von denen Erben des Vaſallen gefordert werden können, oder ob ſich derſelben der Lehenherr, dem das Lehen heimfällt, oder auch der Lehensfolger, anzumaſſen?** Dieſe Frage pflegt alſo aufgelößt zu werden: daß die Fiſche, nach **Maaßgebung der Kayſerl. Rechten**, nach Proportion der zwiſchen denen Erben des Lehenmanns und des Lehenherrns, oder Lehenfolgers verfloſſenen Zeit, zu theilen ſeyen (l. 7. §. divortio facto 1. ff. Sol. matr.). Und dieſes um ſo viel deſto mehr, als in denen Lehenrechten von den

Fiſchen

Fiſchen nichts ausdrückliches diſponirt zu finden, wohl folglich es dießfalls bey der Verordnung der Kayſerl. Rechte gelaſſen worden.

Hartm. Piſtor. p. 1. quæſt. 24. num. 68. *Ludolph. Schrad.* de feud. p. 2. part. 9. princip. ſect. 3. num. 71. 72. *Carpz.* Ipr. for. p. 3. c. 35. def. 26. num. 5. 6. 7.

Es hegen zwar andere eine widrige Meynung, und halten davor, daß ſolche Fiſche mit dem Weyher, als ein Theil deſſelben, dem neuen Beſitzer oder auch dem Lehensherrn zugehen;

per l. 44. ff. de R. V. vid. *Carol. Molinæ* ad Conſuetud. Pariſ. tit. 1. §. 1. gl. 8. num. 17. & *Zaſ.* in epit. feud. part. 4. pr.

Weil aber jedoch das Fiſchen insgemein erſt nach Verflieſſung 3 Jahre angeſtellet wird, als wäre es höchſt unbillig, wenn man die Erben des Vaſallen der Fiſche, ſo ſie in den Weyher geſetzet, und auf deren Vermehrung ſie bereits ſchon eine lange Zeit her groſſe Mühe und Fleiß angewendet, miteinander berauben ſollte (*Hartmann. Piſtor.* d. quæſt. 24. num. 67.). Weswegen die vorige Meynung der Billigkeit ähnlicher iſt. In den Sächſiſchen Gerichten aber hat man ſchon von langen Zeiten her alſo geſprochen: daß, wann die Zeit, da der Vaſall geſtorben, der vorſeyenden Fiſcherey näher, als derjenigen Zeit iſt, da die Fiſche eingeſetzet worden, ſelbige den Erben des Vaſaſſen um dieſer Urſache willen zuzueignen, weil der bereits herangenaheten Fiſchzeit halber, es alſo anzuſehen ſeye, als wenn der Weyher bereits gefiſchet worden.

arg. l. pen. ff. de milit. teſtam. *Hartm. Piſtor.* d. quæſt. 24. num. 69. *Coler.* de Proceſſ. execut. p. 2. cap. 3. num. 316. *Roſenthal* de feud. cap. 10. concl. 42. num. 61. *Berlich.* p. 3. concl. 45. num. 25. *Richt.* p. 1. deciſ. 56. num. 8. ſeqq. *Carpz.* p. 3. c. 35. def. 26. ibique præjudic. num. 10. in verbis: Hat gedachter euer Vater und Ehemann in bemeldtem ſeinem Lehengut auch einen groſſen Teich, ſo mit Karpfen beſetzt, deswegen zwiſchen euch und dem Lehensfolger Strittigkeit vorfällt, wem die darinnen vorhandene Fiſche gehören; Da nun allbereit zwey Jahr, vor berührtes eures Vatern und Ehemañs Abſterben, ſelbiger Teich mit junger Brut von ihm Beſetzt geweſen, und alſo, die Zeit zu fiſchen, dieſes Jahr vorhanden wäre, dafür ſichs aus euer Frag anſehen läſſet; ſo gehörten obangeregte Karpfen im Teich euch, den Landerben billich. V. R. W.

Gleichwie im Gegentheil, wenn die Zeit, da der Vaſall geſtor-

geſtorben, näher bey der Einſe-tzung der Fiſche, als bey dem Fiſchen iſt, die Fiſche entweder dem Lehensfolger, oder (wenn das Lehen dem Lehenherrn heimgefallen) dem Lehensherrn in vorgedachten Sächſiſchen Gerichten zugeſprochen werden.

Hartm. Piſtor. d. num. 69. *Richt.* c. l. & *Carpz.* d. conſt. 35. def. 27. ubi præjudic. in verbis: **Im Fall aber erſt neulicher Zeit, etwa vor einem Jahr, der Teich beſetzt worden, und alſo nach geraumer Zeit, und wohl nach zwey Jahren allererſt zu fiſchen wäre; ſo verbleiben mehrgedachte Karpfen, zuſammt dem Teich, den Lehenserben, und ihr hättet euch, derſelben anzumaſſen, nicht fug.** V. R. W. Welche Diſtinction ſich faſt auf den text. Jur. feud. 2. f. 28. §. his conſequenter zu gründen ſcheinet. Vid. *Hartm. Piſtor.* c. l. num. 7. & *Carpzov.* d. def. 27. num. 5. 6.

Gleichwie aber hier nur ſolche Fiſche verſtanden werden, welche zur Vermehrung in den Weyher geſetzt worden; alſo hat es mit denen, die man nur zur Verwahrung in den Fiſchteich gethan, eine ganz andere Bewandniß, immaſſen dieſe ohne allen Unterſcheid den erblichen Sachen beygezehlet werden, folglich den Erben des verſtorbenen Vaſallen zugehen.

vid. DD. add. l. 15. ff. de A. E. V. *Hartm. Piſtor.* p. 1. quæſt. 24. num. 63. *Roſenthal* de feud. c. 10. concl. 42. num. 61. & *Carpz.* d. conſt. 35. def. 26. num. 1.

Woraus denn zu ſchlieſſen, daß gemeiniglich ein ſolcher Eigenthumsherr mit ſeinen Teichen und Weyhern nach Gefallen ſchalten und walten, auch jemand bald auf dieſe, bald auf jene Weiſe das Fiſchen in denſelben erlauben könne. Wie ihm denn auch unverwehret iſt, aus ſeinem Bach oder Fiſchwaſſer einem andern die Wäſſerung zu geſtatten; deren ſich aber der andere dergeſtalt gebrauchen muß, daß es der Fiſcherey unſchädlich iſt.

vid. *Weſenbec.* conſ. 58. num. 5. & *Klock.* V. 1. conſ. 33. num. 27. **Churbayr. Landesordnung** tit. 18. §. 2. Wo es alſo heiſſet: **Ob jemand aus einem Bach oder Fiſchwaſſer, deſſen er nicht Eigenherr iſt, Wäſſerung auf ſeine Gründ auszuführen von Alters hergebracht, der ſolle die Gräben dermaſſen machen und führen, damit die Fiſche darein nicht kommen mögen, und alſo der Fiſcherey, auch Brut, kein Abbruch beſchehe, bey Vermeydung 2 Gulden Straf, und ſolle nichts deſtoweniger ſchuldig ſeyn, die Gräben jetzt gehörter Geſtalt zuzurichten.**

Ebener-

Ebenermaſſen iſt ihm unverbotten, ſolchen Weyher gar zu veräuſſern (*Coepoll.* de S. P. R. c. 42. num. 3.). Wobey denn gefragt wird: **Ob bey Verkauffung der Weyher und Fiſchgruben auch die darinn befindliche Fiſche, jederweilen für verkauft zu achten?** Welche Frage mit dieſem Unterſcheid aufzulöſen, daß, im Fall die Fiſche als Säzlinge ſich zu mehren oder zu wachſen in die Weyher gethan worden, ſelbige als ein Zugehör nicht anderſt als andere Früchte, die noch auf dem Felde oder an dem Baum ſind, für verkauft zu achten (arg. l. 44. ff. de R. V.). Im Fall ſie aber in Behälter eingeſchloſſen, und zur Verwahrung aufgehalten worden, alsdann nicht für verkauft zu achten ſeyen.

Vid. *Conſil. Argent.* V. 2. conſ. 11. num. 64. *Zaſ.* de feud. p. 4. num. 2. *Berlich.* p. 3. concl. 45. num. 18. &c. *Beſold.* Theſ. pract. v. **fahrende und bewegliche Güter.** *Noe* **Meurer, vom Waſſerrecht,** quæſt. 10. num. 6. *Mantic.* de tacit. & ambig. Convent. Lib. 4. tit. 15. num. 6. & *Hahn* ad *Weſenb.* tit. de R. D. in fine.

Gleichwie aber jeztерwehnter maſſen die Weyher und Fiſchteiche ſelbſt verkauft werden können; alſo hat es eine gleiche Bewandniß mit denen darinn befindlichen Fiſchen, welche man entweder alſo verhandelt, daß man einem den künftigen Fiſchfang verkauft, oder daß man die bereits gefangene Fiſche käuflich überläßt. Worauf man aber hiebey Acht haben müſſe, davon ſ. **Fiſchordnung.**

Wie nun den Eigenherren ihrer innhabenden Weyher, und der darinnen befindlicher Fiſche halber, jezt gedachter maſſen in den Fiſchordnungen hin und wieder gewiſſe Geſetze vorgeſchrieben ſind, nach welchen ſie ſich richten müſſen; alſo ſoll ihnen auch in ihrem Eigenthum oder habender Gerechtigkeit kein Eintrag geſchehen, noch weniger aber der Nutzen, ſo ſie daraus hoffen, muthwilliger und gefliſſener Weiſe entzogen werden. Die Ränke boshafter Menſchen, die ſolches thun, und ihre Straffe. ſ. **Fiſchdieb.** Wegen dem Fiſchrecht überhaupt aber ſ. a. **Fiſcherey, Fiſchfang, Fiſchordnung, Fluß.** Die Entſcheidung der Frage: **Ob derjenige, dem die Jagd ſchlechterdings concediret worden, auch das Recht, zu fiſchen habe?** ſ. **Vogelfang.**

Fiſchreiger, ſ. **Reiger.**

Fiſchreicher, ſ. **Reiger.**

Fiſchreuſſe, Reuſe, Reuſſe, lat. Naſſa, Fiſcella, franz. *Naſſe,* iſt ein aus zähen Weyden geflochtener Korb, nicht gar weit, aber tief, welcher vorne am Mundloch die weiteſte Oefnung hat, am Hals aber enge, und in der Mitten noch enger, auch daſelbſt gleichſam wie ein Trichter geſtaltet iſt, der nur einen kleinen Durchgang hat, wodurch der Fiſch wohl hinein, aber nicht nieder heraus kann. Zulezt kommt ein Bauch, worinnen die gefangenene Fiſche bleiben müſſen, welcher endlich ganz zugeſpizt

ſpitzt hinaus lauft. Sie werden in den Flüſſen an vorgeſchlagene Fache geleget, und an Pfähle beveſtiget, oder man ſenket ſie in Seen, Teiche, Flüſſe und Tümpel an ſolchen Orten, wo man mit Netzen oder Garnſäcken nicht füglich zukommen kann. Jene heiſſen daher **Fachreuſſen**, und dieſe werden **Senkreuſſen** genennet. Die **Krebsreuſſen**, welche auf die Krebse, und die **Gründlingsreuſſen**, welche eigentlich nur auf die Gründlinge geleget werden, ſind von dünnern Weyden und auch kleiner gemacht. Damit aber die Fiſche deſto leichter hinein gehen, ſo legt man Aas oder Querder in die Körbe, oder bindet ſie in Tüchlen hinein, und zwar hinten bey dem kleinen Thürlein, dadurch man die gefangene Fiſche heraus nimmt. Die Reuſſen werden mit dem Mundloch nach dem Strohm gelegt, weil die Fiſche gegen dem Waſſer, und nicht nach demſelben ihren meiſten Gang haben. Es werden aber alle Reuſſen des Abends geleget, und liegen alſo die Nacht durch; des Morgens hebt man ſie, und ſiehet, was ſich gefangen habe. Dieß Fiſchwerk mit den Reuſſen währet aber nur bis aufs Vorjahr, wenn man Gerſten zu ſäen pfleget, auf Waldpurgis, weil bis dorthin die Fiſche laichen. Im Herbſt mag man wieder damit ſtellen. Sie gehen aber nicht ſo gut ein, als im Vorjahr. Kleine Backfiſchlein fängt man auch in kleinen, leichten, rauſchenden, ſteinichten Bächlein, mit kleinen Körblein aus Semden gemacht, item mit Reiß gebunden, ſonderlich die Schmerlen, da verlegt man den kleinen Fiſchen auch den Weg, und hindert ihnen ihre Reyſe mit Steinen, die man aufeinander die Quer über den ganzen Bach legt, daß ſie nicht hinauf wandern können, und läßt auch etliche Löcher, da man die Reuſſen hinein leget. Bisweilen pflöcket man ſie auch hinten an, daß ſie das Waſſer nicht wegführet, oder leget einen Stein darauf, weil ſie ſonſt gar zu leicht ſind.

Fiſchreyher, ſ. **Reiger.**

Fiſchſatz, ſ. **Strich.**

Fiſchſpeiſe, oder Nahrung der Fiſche, ſ. **Fiſch.**

Fiſchſtange, ſ. **Fiſchtrampe.**

Fiſchſtöſſer, ſ. **Adler**, **Entenſtöſſer**, **Fiſchfalcken**, **Geyer.**

Fiſchſtrich, ſ. **Strich.**

Fiſchteich, ſ. **Teich.**

Fiſchtrampe, **Fiſchſtange**, **Störſtange**, **Stürbe**, iſt eine 5 bis 7 Ellen lange Stange von Weyden, an deren Spitze 2 oder 3 Filzſtücke von einem Hut oder Sohlen von alten Schuhen aufeinander angenagelt werden, um damit hin und her auf den Grund, und an dem Ufer des Waſſers zu ſtöhren, und die in ihren Löchern verborgene Fiſche hervorzutreiben. In flieſſenden Waſſern geſchiehet dieſes Stoſſen und Stöhren wider den Strohm, gegen die oberhalb des Orts, da man fiſchen will, vorgeſtellte Reuſſen, geſteckte Netze und Garnſäcke.

Fiſchwannen, ſind groſſe hölzerne Wannen, worein vornemlich bey Ausfiſchung groſſer Teiche die

die gefangene Fiſche geworfen werden.

Fiſchwaſſer, iſt ein Ausdruck, worunter alle fiſchreiche Flüſſe und Bäche, Seen, Teiche, Canäle, Lachen und Tümpfel verſtanden werden. Was bey deren Anſchlag und Erkauffung zu beobachten, davon ſ. **Fiſcherey.**

Fiſchweide, ſ. **Fiſchweyde.**

Fiſchweyde, **Fiſchweide**, franz. *Garenne*, iſt ein in flieſſenden oder ſtehenden Waſſern alſo zugerichteter Ort, daß ſich die Fiſche häuffig dahin retiriren, und nachgehends in groſſer Anzahl herausgefangen werden können. Es wird aber dieſer Fiſchfang alſo angeleget: Man ſuchet ſich hierzu einen bequemen, und von Gras, Schilf und groſſen Steinen wohl gereinigten Platz in einem Teiche, See oder Fluß, da ein ebener Grund, und eine ſolche Weite iſt, daß man dieſen zur Fiſchweyde beſtellten Platz mit einem Netz oder Waade von 40 bis 60 Ellen lang völlig umſtellen könne; es ſeye gleich ſolcher Platz mitten in einem Fluß, See oder Teiche, wo man nämlich mit einem Kahne verſehen iſt, und vermittelſt deſſelben dazu kommen kann, oder in Ermanglung deſſen, am Ufer des Fluſſes ꝛc. befindlich. Wenn man nun einen ſolchen Ort erwählet hat; ſo läßt man etliche 20 bis 30 Faſchinen, oder 3 bis vierthalb Ellen lange und Mannsdicke Reisbündel machen, ſolche an beyden Enden ſtark mit Weiden zuſammen binden, und an denjenigen Ort bringen, wo man die Fiſchweyde anlegen will. Geſetzt nun der Bezirk A B C, wenn man nämlich vorher nach Fig: 6. einen Riß auf das Papier verzeichnen will, ſeye der zu dieſem Fiſchfang beſtimmte Ort; ſo legt man eine Reyhe Faſchinen nacheinander in das Waſſer, dergeſtalt, daß zwiſchen zweyen derſelben jederzeit ſo viel Raum bleibe, als die Dicke einer Faſchine ausmacht. Auf dieſe Schicht, welche auf dem Kupfer mit D. E. angezeiget iſt, wird quer über die andere Lage F. G. mit gleich ſo viel Faſchinen, und auf eben ſolche Art gemacht. Ferner wird auf die andere Reyhe die dritte H. I. gelegt, und mit dieſen Creutzweiſe gemachten Lagen ſo lange fortgefahren, bis das Waſſer etwa noch einen halben Schuh oder ein Viertel Elle hoch über dieſe Faſchinen oder Reißbündel gehe. Damit aber die Sonne nicht hindurch ſcheinen möge; ſo muß man auf die oberſte Schicht noch allerhand Geſträuchwerke, kleines Gebüſche und Gras legen, und endlich dieſe ganze Maſchine mit Steinen beſchweren, damit alles deſto veſter aufeinander haften und bleiben möge. Im flieſſenden Waſſer aber muß man mitten durch dieſe Bündel einen ſtarken hölzernen, unten mit einem ſpitzigen Eiſen beſchlagenen Pfahl in den Grund veſt einſchlagen, damit dieſe Fiſchweyde unbeweglich an ihrem Orte ſtehen bleiben, und von dem Waſſer nicht fortgeſchwemmet werden möge. Dieſe Maſchine kann nun in ſolcher Stellung bey 14 Tage lang in Ruhe gelaſſen werden, ohne darnach zu ſehen. Denn es fürchten ſich, wie leicht zu erachten, die Fiſche anfänglich vor dergleichen nicht gewohnten Verände-

rung, und ſtreichen nur von weitem um dieſen Ort herum, bis ſie ihn endlich gewohnen, und ſich darunter zu verbergen ſuchen. Nach Verflieſſung dieſer Zeit kann man erſtlich von weitem, und nach und nach in der Nähe dieſer Fiſchweyde fiſchen, damit die Fiſche bey Vernehmung eines Geräuſches ſich in dieſelbe retiriren, und ihren Auffenthalt darinnen ſuchen mögen. Wenn nun das Werk 3 bis 4 Wochen ſo geſtanden, und die Fiſche ſich dahin gewöhnet haben; ſo kann man den Fiſchfang mit der Wathe anſtellen, und dieſelbe nebſt 2 Fiſchtrampen, und dem Fiſchhaacken zu ſich in den Kahn nehmen, folglich rings um dieſe Fiſchweyde mit den Trampen auf das Waſſer ſchlagen, und immer näher an dieſelbe rücken, damit die Fiſche gezwungen werden, ſich darunter zu verſtecken. Wenn man noch 2 Ruthen lang davon entfernet iſt; ſo wird das Garn ringsherum in gleicher Weite davon gerichtet. Man fängt nämlich, wenn dieſe Maſchine nahe an einem Ufer angelegt iſt, bey dem Buchſtaben A an, gehet hernach weiter fort bis an B, und endlich an C. Denn A und C iſt das Ufer. Iſt aber dieſe Fiſchweyde weit vom Ufer abgelegen; ſo werden die beyden Enden der Wathe (wie in dem Fig. 7. befindlichen, und bald weiter zu erklärenden Kupfer angezeigt wird) hinter K dergeſtalt übereinander gezogen, daß keine Oefnung mehr zu finden iſt. Wenn nun alles dermaſſen umzogen iſt, daß kein Fiſch mehr entweichen kann; ſo ergreift man die Stange, und ziehet mit dem eiſernen Fiſchhaacken erſtlich die zur Bedeckung gebrauchte Sträucher, und ſodenn eine Faſchine nach der andern heraus, und ſchaft ſie über die Wathe hinaus auf die Seite. Hernach ſtöhret man den Trampen hin und wieder, innerhalb der Wathe, auf dem Grunde des Waſſers ſo lange herum, bis man vermerket, daß ſich alle mit dem Garne beſchloſſene Fiſche verſtrickt haben, und ziehet endlich die Wathe, wie gewöhnlich, an dem Ufer oder in den Kahn aus dem Waſſer, nimmt heraus, was darinnen befindlich iſt, und richtet die Faſchinen ſo, wie ſie vormals geſtanden haben, wieder auf; da denn alle 14 Tage, oder alle 4 Wochen, dieſer Fiſchfang auf beſchriebene Art wiederholet werden kann, weil der Fiſch immerzu ſeine Retirade dahin nehmen wird.

Eine andere Art einer **Fiſchweyde**, welche in ſandigen, aber doch fiſchreichen Flüſſen, und zwar an ſolchen Orten, wohin die Sonne ihre Strahlen in der gröſten Hitze ganz ungehindert werfen kann, angeleget, und eigentlich eine **Fiſchporte** genennet wird, iſt folgende: Man muß ſich einen ebenen, und von Schilf und Hechtgras wohl geſäuberten Ort ausſuchen, und ſolchen mit einer guten Anzahl Steine, wie ſie Fig. 7. mit L bezeichnet ſind, belegen, welche die Gröſſe eines Menſchenkopfs haben, und ſo weit voneinander liegen ſollen, als ſonſt ein ſolcher Stein Raum einnimmt. Auf dieſe eingeſenkten Steine leget man etliche zuſammengelegte Bretter M, welche wie ein Thor, oder eine Thüre ausſehen, und in die Länge 6 bis 8, in der Breite ader

der 4 bis 4 eine halbe Ellen austragen, und an denen Enden 2 oder 3 Löcher N haben, daß man ſie mit einem eiſernen Haacken, wenn man fiſchen will, aufheben könne. Damit aber dieſe Porte oder Pforte von dem Waſſer nicht hinweggeführet, noch von den Fiſchdieben geſehen werden möge; ſo bedecket man ſie mit Steinen und Sand, wodurch die Fiſche in währender groſſer Hitze deſto mehr angelocket werden, ſich zwiſchen die unter den Brettern befindliche leere Plätze im Schatten, und in der Kühle zu verbergen. Der Ort, wo man dieſe Fiſchporte einſetzen will, muß bey der dürreſten und trockenſten Zeit wenigſtens noch 4 Schuh tief Waſſer haben, und kann man dergleichen Fiſchgänge auch mehr, und an unterſchiedenen Orten anrichten, damit man von Zeit zu Zeit, als von 14 Tagen zu 14 Tagen, oder von Monat zu Monat, etwas austrägliches zu fiſchen habe. Wenn man nun gerne wiſſen möchte, ob Fiſche vorhanden ſind; ſo darf man nur mit dem Kahne hinzu fahren, und ringsherum mit den Fiſchtrampen ein wenig aufſtöhren. Wirft alsdann das Waſſer kleine Wellen, oder fahren Bläßgen auf; ſo iſt es ein gewiſſes Anzeigen, daß man keinen vergeblichen Fiſchzug thun werde. Es wird aber dieſer alſo verrichtet: Man nimmt eine ziemlich groſſe Fiſchwathe A B C, und richtet ſolche rings um die Porte herum, etwa 3 oder 4 Ellen weit davon. Das eine Ende von der Wathe aber muß über das andere Ende eine Elle lang übergehen, damit es nicht davon kommen könne. Nach dieſem nimmt man einen ſtarken eichenen Pfahl O, welcher unten mit einem eiſernen Schuh beſchlagen iſt, und ſtöſſet denſelben mitten an der einen langen Seite der Porte ſtark in den Grund, hebet hierauf die Bedeckung mit dem eiſernen Fiſchhaacken, vermittelſt der obengedachten Löcher N ganz gerade in die Höhe, richtet ſolche nicht anderſt, als eine Fallthüre, an den in den Grund eingeſchlagenen Pfahl an, und beveſtiget ſelbige mit einem durch ein ſolches Loch gezogenen Strick an denſelben, daß ſie nicht umfallen kann. Endlich gehet man mit den zwey Enden der Wathe fort bis zu der aufwärts gerichteten und gleichſam verſchloſſenen Porte, ſtöſſet hierauf mit den Trampen bey den Steinen auf dem Waſſergrunde herum, treibet alſo die Fiſche in die Garnmaſchen ein, hebet alsdann, wenn man meynet, daß alle Fiſche in das Garn gejagt ſind, die Wathe in die Höhe, langet die darein verwickelte Fiſche heraus, und richtet letzlich die Fiſchporte wieder auf vorige Manier auf, damit man ſie zu gelegener Zeit von neuem ausfiſchen könne.

Fiſchwolf, ſ. Hecht.

Fiſchzehenden, nennet man entweder den wirklichen Zehenden von allerhand Fiſchen in Natur, oder welcher auch ſonſt, wenn zuweilen zehendbare Aecker und Wieſen in Teiche verwandelt werden, davon an die Grund- und Gerichtsherrſchaft abgegeben werden muß.

Fiſchzeug, Fiſchgeräthe, heißt alles Geräthe, ſo man bey dem Fiſchen in flieſſenden und ſtehenden

den Waſſern nöthig hat. Dahin gehören allerley **Garn** und **Netze**, als **Fiſchwathen** oder **Zugnetze**, **Streichwathen**, **Eisnetze**, **lichte Treibgarne** oder **Keutelnetze**, **Wurfgarne**, allerley **Garnſäcke**, **Fallſäcke**, **lichte Säcke**, **Mittelſäcke**, **Schleppſäcke**, **Gründlingsſäcke**, **Fiſchhahmen**, **Kronhahmen** oder **Beeren**; allerhand groſſe **Ketſcher**, **Krebsketſchergen**, **kleine Ketſchergen**, die Fiſche damit aus den Bottichen oder Fiſchwannen zu heben, weil es nicht gut iſt, viel mit den Händen darinn umzugehen, indem die Fiſche davon gern matt werden; allerley kleine und groſſe **Keuſſen**, **Sachreuſſen**, **Senkreuſſen**, **Gründlingsreuſſen**; allerley kleine und groſſe **Angeln**, **Nachtangeln**, **Klitſchangeln**, **Grundangeln**; allerley groſſe und kleine **Fiſchkäſten** mit Löchern, ſolche in das Waſſer zu hängen, und die gefangene Fiſche darein zu thun; **Fiſchkörbe**, die Fiſche darinnen auszutragen, und zu wägen; **Flechten**, die Fiſche darein zu ſammeln; **Siebe** zum Fiſchſatz und die Brut, damit man dieſelben deſto trockener angreiffen, abſondern und zählen könne; groſſe und kleine **Waagen**, die Fiſche Zentner- und Pfundweiſe damit wegzuwägen; gute und kein Waſſer einlaſſende **Kähne**, die auf flieſſenden Waſſern, Seen und groſſen Teichen zum Fiſchen zu gebrauchen; **Senſen** an langen Stangen, und **Sicheln**, das Gras und Geröhricht aus denen Teichen zu hauen; **Fiſchhaacken**, **Trampen** oder **Störſtangen**; **Hahmen**, **Gabeln**, **Keulen** an die Wathen, und andere Garne; **Stricknadeln** und **Stiffelhölzer** von verſchiedener Gröſſe; allerhand Arten von **Fiſchgarnen** damit zu ſtricken; und endlich das benöthigte **Böttgerzeug** an **Wannen**, **Kannen**, groſſen und kleinen **Fiſchfaſſen**, in jene die Fiſche bey dem Fiſchen zu ſetzen, und darinnen zu ſortiren, in dieſe aber ſolche über Land zu führen. Dieſes Fiſchzeug muß alles reinlich gehalten, inſonderheit aber die Netze und alles Garnzeug, nach vollendetem Fiſchen fleiſſig und ſauber gewaſchen, auf Pfähle und Zäune zum Abtrocknen aufgehänget, auch was etwa bey dem Fiſchen zerriſſen, wieder ausgeflicket; die Körbe und Siebe mit Waſſer fleiſſig ausgeſpühlet, das hölzerne Gefäſſe rein ausgeſcheuret, und endlich ein jedes an ſeinem gehörigen Orte aufgehoben werden. Wie der Gebrauch dieſes Fiſchzeuges hie und da beſtimmet, und auf verſchiedene Weiſe eingeſchränket ſeye, davon ſ. **Fiſchordnung.**

Fiſchzinß, ſ. **Fiſchrecht** lit. c).

Fiſchzug, heißt die Art und Weiſe zu fiſchen, wo man mit einer Wathe einen Fluß, Teich oder dergleichen durchziehet.

Fiſtula Aucipis, ſ. **Lockpfeiffe.**

Flachgarn, **Steckgarn**, **Stockgarn**, iſt ein Netze, welches zur Haaſen- Küllen- und Caninigenjagd gehöret, und an Orten, wo dergleichen Gehäge anzutreffen, auf eben ſolche Art, wie die Haaſengarne, von ziemlich ſtarkem Bindfaden verfertiget wird, daß die Schmaſen oder Maſchen 6 bis

6 bis 7 Zoll weit ſeyn. Die Höhe dieſes Garns beläuft ſich auf 3 bis 4 Schuh; die Länge aber ſtehet in eines jeden ſelbſt eigenem Gutbefinden. Hierzu gehöret noch ein Inngarn von gleich ſtarkem Bindfaden, welches aber wenigſtens zweymal ſo lang und breit ſeyn muß, als jenes. So dürfen auch die Schmaſen über anderthalb oder höchſtens 2 Zoll nicht weit ſeyn. Die Ringe und Heftel, ſo man dazu brauchet, werden von 4 zu 4 Schuh weit von einander gemacht, und darein gezogen.

Flache Hand, heißt bey den Jägern, wenn ſich am obern Theil der Stange eines Hirſchgeweyhes 5 in Form einer Hand ausgebreitete Enden befinden.

Flachsfinke, ſ. **Hänfling**.

Fladerholz, ſ. **Maſer**.

Flanken, ſ. **Eisbeine**.

Flatrer, wird bey den franzöſiſchen Jägern von einem Haaſen geſagt, welcher ſich, wenn er verfolgt wird, von Zeit zu Zeit niederbücket. Daher heißt auch der Ort, da ein Haaſe oder ein Wolf, oder auch ein anderes Thier, wenn es von den Hunden gejagt wird, ſtille ſtehet, und ſich auf den Bauch niederleget oder bücket, im Franzöſiſchen *Flatrure*. ſ. **Drücken**, welches der Ausdruck iſt, den die deutſchen Jäger gebrauchen.

Flatrure, ſ. *Flatrer*.

Fledermaus, **Speckmaus**, lat. Veſpertilio, Avis ſorex, franz. *Chauve-Souris*, *Rât pennade*, eine ſeltſame Creatur, die man nicht wohl unter die Vögel, und auch nicht unter das vierfüßige Ungeziefer, die Mäuſe, rechnen kann. Unter dieſe nicht, weil ſie gleichwohl vermittelſt ihrer Flügel fliegen kann, ob ſie wohl ſonſt am Kopf und Leibe, wie auch an der Farbe einer Maus gleich iſt, auch 4 Krallen hat, deren 2 an den knorplichten Flügel oben hervor gehen, die andern beyden aber unten ſich befinden, womit ſie ſich an die Mauren, Wände, und andere Orte anhäckeln kann. Unter jene aber, die Vögel, kann ſie nicht wohl gezehlet werden, weil ſie keine Federn, ſondern Haare hat, und ihre Flügel von einer dünnen zarten Haut, die in 5 Zehen abgetheilte Füſſe aber mit den Flügeln vereiniget ſind. Sie haben 2, manchmal auch 4 kleine Ohren, und ihre Kinnbacken ſind mit etwas langen und eingekerbten Zähnen beſetzt. Dieſe Thiere thun an fettem Fleiſch, Speck und Oel groſſen Schaden, wenn ſie dazu kommen können. Sie fliegen allein in der Abenddämmerung, und zwar nicht beſonders hoch von der Erden, aber ſehr geſchwind in der Luft herum. Des Tages halten ſie ſich in Höhlen, Löchern, in eingefallenen Gebäuden, und an andern dunkeln und verborgenen Orten auf. Aus allen Vögeln, wenn man ſie dahin rechnet, harnet dieſer allein. Er gebieret auch allein ein fliegend Thier, da die andern alle Eyer legen, und hat auch Dütlein, daran ſie die Jungen ſäugen, welche ſie, wenn ſie ihrer 2 genommen hat, umfähet, und mit ſich im Fliegen umher trägt, und alſo auch im Fliegen ſäuget. Sie leben von Fliegen, Würmern, und anderm derglei-

chen Geſchmeiſſe. Sie führen viel flüchtiges Salz und Oel bey ſich. Sie zertheilen und ſind gut wider die Schmerzen des Zipperleins, wenn ſie zerquetſcht und aufgeleget werden. Das Herze wird von abergläubiſchen Leuten beym Kugelgieſſen gebraucht, in der Meynung, ſicherer damit zu treffen. Wenn dieſer Umſtand wahr wäre, ſo hätten ſie einigen Nutzen bey der Jägerey, da es aber ein leerer Aberglaube iſt; ſo ſind ſie gar kein Gegenſtand derſelben. Die Beſchreibung ihrer Natur hat alſo hier weiter keinen Nutzen, als etwa dieſen, einen nach Remunerationen dürſtenden Cameraliſten vor dem Einfall, ſie unter das hohe Federwildpret zu verſetzen, zu verwahren.

Fleuve, ſ. Fluß.

Flieder, ſ. **Hollunder.**

Fliederbaum, ſ. **Hollunder.**

Fliege, ſ. **Korn.**

Fliegenbaum, ſ. **Leimbaum.**

Fliegender Holzbock, ſ. **Fliegender Steinbock.**

Fliegender Steinbock, fliegender **Holzbock**, iſt eine Art von Käfern, die ſich hie und da in Deutſchland aufhalten, ja faſt in allen Theilen von Europa angetroffen werden. Es iſt dieſes Ungeziefer faſt 3 Zoll lang, hat einen breiten Kopf, und 2 groſſe hellglänzende Augen. Der Mund ſteht ihm jederzeit wie eine Gabel voneinander, in welchem ſich 2 greuliche krumme und ſcharfe Zähne zeigen, mit welchen es das Holz nicht anderſt, als wie mit einer Säge ſchrotet, und einen Schall oder Thon eines jungen Schweinleins unter beſagtem Holzſchroten von ſich giebet. Der halbe Rücken und die Schulterblätter ſind unterſchiedlich gezieret, daß es nicht anderſt ausſiehet, als wenn es mit Helffenbein ausgelegt wäre. Die Anzahl der Füſſe iſt faſt wie bey allen Käfern, nämlich 6; jedoch hat jeder Fuß wieder 3 Gelenke, welche aber ſo ſchwach und hinfällig ſind, daß ſie kaum den Leib fortſchleppen können. Hingegen iſt die gütige Natur dieſer Schwachheit damit zu Hülfe gekommen, daß ſie dieſem Ungeziefer zwey Antemnos oder Hörnlein, welche mit unterſchiedenen Knoten, Articulis oder Gelenken verſehen ſind, und hin und her gebogen werden können, auch zweymal länger, als der ganze Leib ſind, gleich über den Augen gegeben, mit welchen es ſich, wenn es matt und ſchläfrig iſt, um die dünne Zweiglein der Bäume ſchlinget, und alſo hangend, wie die Paradießvögel ſeine Ruhe ſuchet. Es hält ſich gemeiniglich in Gärten und Wäldern auf, da es in den ausgehölten Bäumen, oder zwiſchen den Rinden lieget, und wenn die Sonne ſcheinet, hervor kriechet. Es thut mancherley Schaden, ſonderlich aber an dem Holz. Indeſſen iſt es in Gärten und Wäldern nicht wohl zu vertreiben. Man macht zwar zu dieſem Ende einen Rauch von einer Rindsleber, mit Wermuth vermiſcht, nachdem man diejenige Bäume bemerket, an und um welche bey heiſſen Sonnenblicken daſſelbe wahrgenommen wird. Und man kann ſie auch hiermit auf eine Zeitlang tödten und hinfallend machen, ja auſſerhalb des Baums auch gänzlich tödten. Weil aber

der

meiſte Hauffe ſich innwendig tief einfrißt und vergräbet; ſo erſticken zwar viele bey Empfindung dieſes Rauchs, welchen ſie nicht leiden können. Allein die Wärme und Hitze der Sonne macht ſie nach und nach wieder lebendig. Das beſte Mittel iſt alſo, daß man die angeſteckten Bäume umhaue und verbrenne.

Fliegender Wurm, iſt eine Art von Baumfeinden, und eine Ursache der Verdorrung der Bäume, beſonders der Fichten und Tannen. Er ſiehet ſonſt wie eine Pferdhorniſſe aus, braun und gelbe, hinten mit einem harten ſpitzigen Stachel, womit er die Fichten und Tannen anſticht, und welcher gleichſam als ein Gift des Baumes anzuſehen iſt. Ueber den Urſprung dieſes Ungeziefers ſind die Meynungen getheilt. Einige behaupten, daß ſich dieſer Wurm an und in den alten Stöcken und Lagerholz erzeuge, davon fliege, ſich häuffig an die Bäume lege, und durch ſein giftiges Stechen verderbe. Andere ſind der Meynung, daß ſich der Wurm innwendig aus dem Baum ſelbſt heraus erzeuge, und ſolchen alsdenn von auſſen anfalle, und die Bäume vollends verderbe. Noch andere halten davor, daß dieſelben Bäume, worauf der Wurm falle, der Verdorrung und Stockung des Saftes ſchon vorhero unterworfen wären, die Würmer aber ſolches wegen des Geruchs, ſo bey dieſer Verdorrung zu empfinden, merken; daher auf dieſelbe häuſfig fielen, und ſie vollends verderbeten. Doch hat man die erſtere Meynung der Erfahrung am gemäſſeſten gefunden. Dem harten Holze thun ſie wenig oder keinen Schaden, deſto mehr aber, wie gedacht, dem weichen. Wenn da der Wind nach dem ſtehenden Holze beſtändig gewehet; ſo hat man wahrgenommen, daß ſich der Wurm weiter von einem Baum zum andern fortgezogen. Solcher Verwüſtung zu begegnen, muß man eine Ecke vorwärts, und quer vor, einen Strich Holz glatt weghauen und abraumen, auch die an ſolchem abgeraumten Striche Holz ſtehende, und mit dem Wurm entzündete Bäume mit Feuer bebrennen. Das hat hernach die Wirkung, daß der verderbliche Wurm weiter keinen Schaden thut. Man kann aber auch dieſen Weg einſchlagen, daß man mit dem verderbten Holze forteilet, daſſelbe ſogleich zum Kohlen, oder wozu es am erſten zu brauchen iſt, wegſchaffet, und die Stöcke ſofort mit ausrottet; ſo wird das dabey ſtehende Holz auch ohne Schaden bleiben. Sonſt iſt zu merken, daß dieſe Art der Verdorrung eine der ſchädlichſten ſeye, und zuweilen groſſe Stücke Waldungen zu Grunde richte.

Fliegenſchnäpfer, **Fliegenſchnepper**, lat. Muſcipeta, Muſcicapa, franz. *Moucherole*, iſt ein kleines Vögelein, eben ſo groß und grau, wie eine Meiſe, welches in den Hecken und Gebüſchen herum kriechet, und ſeine Nahrung darinnen ſuchet; ſehr oft aber auch um das Vieh herum fleucht, damit es die Fliegen erhaſchen möge, welche ſich um daſſelbe aufhalten. Es ziehet alle Herbſtzeit, und zwar gleich anfangs mit andern Vögeln hinweg, brütet aber doch ſeine Junge

ge, deren es meiſtens 4 bis 5 hat, hier zu Lande auf denen Büſchen und Zweigen in den Hecken aus. Es hat ein friſches wohlſchmeckendes Fleiſch, welches eröfnet und zertheilet.

Fliegenſchnepper, ſ. **Fliegenſchnäpfer**.

Fliehen, Flühen, wird von dem Hirſch geſagt, wenn er ſpringt oder rennt.

Flinte, ſ. **Büchſe, Gewehr**.

Flintenſchloß, ſ. **Feuerſchloß**.

Flintenſteine, ſind harte, ſchwarze, graue und bräunlichte **Marcaſit**- und **Hornſteine**, daran wir in Deutſchland ſehr Mangel leiden. Denn die guten werden in Italien, ſonderlich aber auch in dem lettichten Boden bey **Paſſi**, nicht weit von Paris, gefunden, zerſchlagen, und zu Steinen auf die franzöſiſchen Flinten- und Piſtolenſchlöſſer ausgeſucht, und in ihre gehörige Keilforme geſchnitten. Die ſchwarzen ſind die beſten, und den grauen und weißlichten weit vorzuziehen.

Flitten, ſ. **Hollunder**.

Flöſſe, Holzflöſſe, lat. Ratis, franz. *Rateau*, *Radeau*, nennet man, wenn vermittelſt des Waſſers auf einem Fluß oder Floßgraben das Holz von einem Orte zu dem andern gebracht wird. Es wird aber bey der Flöſſe eine Menge Holz entweder in einander gefüget, welches eine **Tragflöſſe** heißt; oder es werden Zimmern, Bäume, Balken, welches jedoch ſchwerlich angehen wird, an einen beſtimmten Ort fortgebracht; gewöhnlicher Weiſe geſchiehet dieſes letztere nur mit Blöchern, Brettern, Weinpfählen, Scheithölzern (S. **Cothmann** Vol. 4. Conſ. I. *Beſold*. P. V. conſ. 239.). Es iſt aber auch in Anſehung des **Flößholzes** die Flöſſe zweyerley, nämlich die **Scheitflöſſe**, da etlich 100 oder 1000 Klaftern oder Schragen Brennholzes in Fluß geworfen, und alſo die ledigen Scheite frey gelaſſen und hingetrieben werden; und die **Zimmerflöſſe**, da das Bauholz zu Tragflöſſen verbunden fortgeflößet wird. Zu dieſem Ende pfleget eine Landesherrſchaft, von welcher das Floßwerk als ein ſonderbares Regale reſerviret, und folglich daſſelbe ohne ihren Willen und beſondere Erlaubniß von niemand zu exerciren iſt, ihre **Floßmeiſter** und **Floßſchreiber** oder **Floßverwalter** zu haben, unter welchen ſodann die **Floßknechte** und **Flöſſer** ſtehen, welche an den Ufern zu beyden Seiten des Floßgrabens das aufgehaltene Hol mit eiſernen, an langen hölzernen Stangen veſtgemachten Haacken, welche wie die Feuerhaacken gemacht, aber kleiner ſind, und **Flößhaacken** genennet werden, abſtoſſen, und wo es ſich geſetzet, abſchwemmen, bis es an denen dazu beſtimmten Orten und Holzplätzen ausgezogen, und ordentlich in die Stöſſe geſetzet wird, davon ſowohl der Floßknecht, als die Flöſſer ihr Taglohn, die **Auszieher** und **Setzer** aber, der 3 einer halben Ellen hohen Klafter nach, etwas gewiſſes bekommen, welches ihnen von dem Floßſchreiber oder Floßverwalter, ſo die Einnahme und Ausgabe der Floß-

Floßrechnung führen muß, bezahlet wird.

Der Floßmeiſter hat zwar die Aufſicht über ſeine Flöſſe; es iſt aber demſelben noch ein Oberaufſeher, welcher das Directorium führet, vorgeſetzet. Die Flöſſe pfleget gemeiniglich im Frühling, wenn keine Ergieſſung mehr wegen des auf den Gebürgen geſchmolzenen Schnees zu beſorgen, ihren Anfang zu nehmen, und kann ſolche nicht zu allen Zeiten vorgenommen werden, weil das Waſſer weder gar zu ſtark angelauffen, noch zu ſchwach und allzu ſeichte ſeyn darf. Da auch durch die Flöſſe an den Ufern, Mühlen und andern Waſſergebäuden, Fiſchereyen und ſonſten Schaden verurſachet wird; ſo kann derjenige, welcher das Floßregale beſitzt, den Eigenthümern derſelben den Schaden zu erſetzen, ſich nicht entbrechen. Durch die Flöſſe können zwar die groſſe Wälder ziemlich zu Nutz gebracht werden; es iſt aber einer Herrſchaft dabey ſo rühmlich, als dem Lande vorträglich, wenn ſie, wie in allen Dingen, alſo auch hierinn die Mittelmaſſe beobachten läßt, damit man nicht allzu viel Holz, um nur Geld zu machen, liederlich verſchwende, mit der Zeit aber ſelbſten aus andern Ländern Holz anzuſchaffen, und theuer zu bezahlen, genöthiget werde. Wenn die Unterthanen zu Floßdienſten, wie in Sachſen, pflichtig ſind, müſſen ſie ſich ordentlicher Weiſe ſelbſt dabey verköſten. Doch pflegt man ihnen auch an einigen Orten, weil das Waſſer zu ſehr zehret, der Gewohnheit nach etwas zu reichen. ſ. a. Flößordnung, Flößrecht.

Flößgraben, ſ. Flöſſe.

Flößhaacken, ſ. Flöſſe.

Flößholz, ſ. Flöſſe.

Flößholzdiebe, ſ. Flößrecht.

Flößmeiſter, ſ. Floßmeiſter.

Flößordnung, Floßordnung, iſt eine von der Landesobrigkeit abgefaßte Vorſchrift, wie es mit dem Floßweſen gehalten werden ſolle. Es iſt unſtreitig, daß die Holzflöſſe einer Republique groſſen Nutzen verſchaffen kann, theils in Anſehung der Zölle, theils in Anſehung der Käuffer und Verkäuffer. Jene bekommen durch dieſen Weg das benöthigte Holz in annehmlichen Preiſen. Dieſe aber haben Gelegenheit, ihre Waldungen deſto beſſer zu nutzen, wo ohne dieſen Vortheil eine Menge Holz verderben müßte. Exempel von dieſem Vorfall ſind genug vorhanden. Wir bemerken ganze Diſtrikte, deren Bewohner faſt durchgehends von dem Flozhandel ihre Nahrung haben. Die Väter ſorgen gar früh dafür, daß ihre Söhne nicht Luſt bekommen, ein und ander Gewerbe zu treiben. Die Urſache einer ſolchen Geſinnung iſt bey vielen der groſſe Gewinnſt, den ſie ſich durch dieſe Handthierung verſchaffet haben. Dieß reitzet viele zur Nachfolge. Allein mancher Waldeigenthumsherr wird uns recht geben, und aus eigener Erfahrung bekennen müſſen, daß das Floßweſen den Wäldern zugleich überaus nachtheilig werden könne, woferne nicht beſagtem Handel und Gewerbe

werbe gewiſſe Schranken geſetzet werden. Wie viele Seufzer wird ſonſten dieſe tadelswürdige Sorgloßigkeit der Väter denen Enkeln auspreſſen, wenn man auf deren Wohlfarth ſo wenig bedacht geweſen. Das gegenwärtige reitzet uns mehr, und die Beyſpiele derjenigen, welche durch dieſes Gewerbe ein anſehnliches Vermögen geſammelt haben, ermuntern ſtets andere zu ähnlichen Unternehmungen.

Aus dieſem Grunde ſoll man die Flösſerſchaften in keinem Lande zu ſtark anwachſen laſſen, ſondern ſo, wie es bereits in verſchiedenen Landen geſchehen, ihrem Handel überall gewieſſe Grenzen ſetzen. Wir wollen hier z. B. die **Churbayr. Forſtordnung** anführen, wo es

Art. 45. heißt: Es begiebt ſich bey den ſchönſten Gebürgen und Waſſerſtröhmen, als an der Lech, der Yſer, in der Riß, der Jachna, Loyſach und andern Orten vielmehr, auch meiſtentheils um der Clöſter Gehölze, die den Bauren verleibt, daß ſich viel Bauren, Tagwerker, Häußler oder Innwohner zum gewaltigſten auf das Floßwerk legen, ihre Güter in Abſchleiffung bringen, dieſelbe nicht zu affen noch bauen, fragen nach mehrerem nicht, denn was ſie zur Nothdurſt ins Haus erbauen, und muß um die Herrengült das Gehölze herhalten, welches meiſtentheils von der Bauchfülle und des Geſchlecks wegen, damit ſie oft zu Städt und Märkten kommen, beſchiehet; derohalben hoch vonnöthen iſt, hierinn Einſehung und Wendung zu thun.

Art. 46. Die gemeldte Tagwerker, Häußler und ledige Geſellen, desgleichen die in den Hämmern wohnen, kann kein ährlicher Mann, auch Bauersleut und andere, um das gebührliche Taglohn bekommen, ſondern die gebrauchen ſich faſt alle des Floßwerks, damit das Gehölz allenthalben abgeſchwendet, und durch dieſe Leute gar aus dem Lande geführet wird. Und thut ein ſolcher Häußler oder Innwohner in einem Jahr durch ſein Verſchwendung des Gehölzes mehr Schaden, denn er in 10 Jahren nutzet oder ſteuret. Derohalben ſoll man den Tagwerkern und Innwohnern, ſo in Nahrungshäußlein ſitzen, das Floßwerk meiſtentheils niederlegen, damit ſie für ſich ſelbſt nicht ſo viel Holz niederſchlagen oder verführen; ſondern dem Mad, Treſchen, und andern Tagwerken auswarten; es wäre denn Sache, daß einer einem rechten Floßmann bey Märkt und Städten auf dem Floßwerk um einen zimmlichen Taglohn arbeiten wollte.

Art. 47. Es ſollen aber die angenommene Floßleute durch die Pfleger oder Gerichtsſchreiber in ein ordentlich Regiſter geſchrieben, und ob ſich auſſer derſelben einer oder mehr, das Floßwerk zu treiben, unterſtünden, dem oder demſelben die Geſtrick und Geſäß zur Strafe genommen werden. Nicht weniger ſollen es unſere Landſtände in ihren Hofmarken und Gerichten auch alſo halten, und eine gewiſſe Anzahl Floßleute beſtimmen. Es ſollen auch ſolche Floßleute in Landgerichten und Hofmarken

dahin

dahin mit ernſt angehalten werden, wenn auf denen Waſſern zu fahren nicht wetterliche Zeit, und ſie alſo dem Floßwerk nicht nachkommen könnten, daß ſie ſich um gebührlichen Lohn, zu anderer Arbeit gebrauchen laſſen, bey Abſchaffung des Floßwerks, oder gar Ausſchaffung aus dem Gericht oder Hofmark. Es ſollen auch ſowohl die Hofmarksherren, als unſere Landgericht daran und darob ſeyn, daß keine Floßleut zu Regierung eines Floſſes auf die Flöſſe geſetzet werden, ſie ſeyen dann des Fahrens zuvor wohl kundig und erfahren.

Art. 48. Es ſoll auch inſonderheit allen Bauersleuten, ſo um die Waſſerflüſſe ſitzen, welche Höf, Hieben, Lehen, oder andere Güter mit Bauwerk, auch Roß und Wagen haben, das Floßwerk hiemit im Land verbotten ſeyn, dergeſtalt, daß ſie ihren Bau und Viehzügel dafür auswarten, auf daß mitteler Zeit mehr Getreyde und Fleiſch, als bisher, gefunden, und erhalten werde. Doch wo das Holz über die Gebürge in denen Riſen heraus zum Waſſer gebracht werden muß, an denſelben Orten ſoll den Bauersleuten, welche Roß und Wagen haben, das Floßwerk zu gebrauchen, ohnverwehret ſeyn.

Art. 47. Jedoch, wo der Bauren einer oder mehr die ganze Geſtrick und Flöß, ſo gar beyeinander ſeyn, auſſer Lands von Fremden, die das Floßwerk aus andern anſtoſſenden Fürſtenthumen und Herrſchaften auf die Waſſerſtröhme brächten, erkauffen, und deswegen glaubwürdige Urkunden fürlegten, denſelben Bauren ſoll das Floßwerk jetzt gehörter maſſen, ohnverwehret ſeyn.

Art. 50. So begiebt ſich auch, daß unſere Landſaſſen vom Adel und andere, welche um die Waſſerſtröhme eigene Gehölze haben, Flöſſe und ander Holz zu ihrer Nothdurft, zu Städten, Märkten und ihren Anſitzen, jährlich verführen laſſen; denſelben ſoll ohnverwehrt ſeyn, durch wen ſie es zu verführen beſtellen oder andingen, es ſeyen Bauren oder Floßleut, in Bedenkung, daß ſich mehrentheils zuträgt, ſie ihnen ſolch Holz durch ihre Unterthanen und Bauren arbeiten laſſen.„

Eben ſo will auch die **Herzogl. Würtembergiſche Forſtordnung** nicht jedem Unterthanen das Flöſſen geſtatten. Seit. 57. heißt es: „Es ſoll auch denjenigen in unſerer Obrigkeit und Schirm geſeſſen, ſo Höf und Leben, Ackerbau und Güter haben, die gänzlich verlaſſen, und ſich des Holzgewerbs oder Flöſſens, allein um des Schlambs und Faullenzens willen, gebrauchen, und doch den Wäldern ungelegen geſeſſen, ſolches Holzgewerb und Flöſſen, fürterhin nicht mehr alſo geſtattet, ſondern aus dero und allerhand bewegender Urſach, ihr Leben und Hofgüter zu bauen, von unſern Ammtleuten gewieſen werden. Jngleichem ſolle keiner unſerer Unterthanen und Schirmsverwandten, der eigene oder Lehenwäld hat und beſitzt, füro hin keinem Ausländiſchen, einig Holz aus ſolchen ſeinen eigenen Wäldern zu verflöſſen, zu kauffen

fen geben. Und ob ſchon ſolches bishero beſchehen, und noch etliche Jahre verkauft wäre, ſollen dieſelbe Conträckte und Käuf hiemit todt, ab und nichtig ſeyn. Ein jeder unſer Unterthan und Schirmsverwandter ſoll aus ſeinen eigenen oder Lehenwäldern weiter zu flößen, oder ſonſten zu hauen, nicht Macht haben, dann ſo viel einem jeden Jahrs von den ordentlichen Ammtleuten, und Vorſtmeiſtern ſelbigen Orts, auf Beſichtigung der Gelegenheit ſolcher Wälder, erlaubt und zugelaſſen wird. Alles bey Straffe eines groſſen Frevels, 13 Pf. Heller unſerer Münze. Es wäre denn, daß ein Unterthan, dem aus ſeinem Lehen oder eigenen Wäldern, eine Anzahl Holz alſo Jahres zu hauen, zugelaſſen, den er ſelbſt nicht hauen oder flößen wollt oder möchte; der oder dieſelbigen mögen alsdann ihre Anzahl, doch gegen den Einländiſchen, und ſonſt nichts verkauffen. Es ſoll auch kein Bau- noch Floßholz, Säg- oder Pfahlbaum im freyen Verkauf, im Waldgeding oder Forſtmieth, ohne unſer Waldzeichen, auch weiter, noch mehr nicht, dann einem jeden von unſern Waldvögten, Vorſtmeiſtern, oder Waldgedingsverordneten, Unſerer Ordnung, und der Vergleichung gemäß urkundlich erlaubt und bezeichnet, hauen, fällen, noch alſo gefällt, ohne vor abgezehlt des Wald- oder Vorſtknechts, hinwegführen, bey Straffe von jedem Stamm Holz, ſo einer hierüber alſo gehauen, oder hinweggeführet, ein Pfund Heller Uns zu geben und zu zahlen."

Zu ununterbrochener Fortſetzung des Floßweſens, zu Beziehung des daher folgenden Nutzens vor den Herrn und Unterthanen, zu Abwendung des zu gleicher Zeit daraus entſpringen zu könnenden Nachtheils und Erödung der Waldungen, ſeynd bey dem Floßweſen noch mancherley Vorſichtigkeitsregeln nöthig. Wir wollen auch dieſe aus einigen Forſtordnungen hinzufügen.

1) Nach der **Braunſchw. Lüneb. Forſtord. Cap. 7.** ſollen die Forſtbediente bedacht ſeyn, daß zu Behuf der Holzflöſſe die Berge und Thäler, die Einhänge oder Gebirge, ſo an denen Waſſerflüſſen gelegen, und wo das Holz nützlicher nicht, als zu ſolchen Flöſſen zu gebrauchen, wohl geſchonet werden, damit ein Ort nach dem andern dieſe Flöſſe ſecundiren könne.

2) Die **Churfürſtl. Maynziſche** d. a. 1744. verlangt cap. 4. §. 8: Es ſollen die Gehaue zu denen Flöſſen durch die Forſtbeamte alſo angeſtellet werden, daß die Floßmeiſter und Flöſſer, und die Holzhauer nicht allein das nahe am Waſſer, ſondern auch das abgelegene Holz, und alſo eines mit dem andern zugleich hauen laſſen, damit der herrſchaftliche Nutzen in allem getreulich geſucht, und Schaden und Nachtheil verhütet werde. Auch ſollen die Strich nach der Waſſer Beſchaffenheit auf beyden Seiten alſo eingetheilet werden, damit dem Einwerffen und Abflöſſung keine Hinderung vorfalle, welches denn die Forſtbeammten allezeit ſelber beſehen, und die Abtheilung darauf machen ſollen. Und

Und *Cap.* 8. §. 1. wird befohlen: Die Hölzer, ſo am Waſſer gelegen, und zur Flöſſe zu gebrauchen, ſollen geſchonet werden.

3) Endlich heißt es in der **Herzogl. Würtembergiſchen Forſtord.** Seite 46: Fürterhin ſoll keiner, er ſey, wer er wolle, einig Holz, welcherley das iſt, das zu denen Gebäuden tauglich und nutzlich, und an denen Waſſern und Thälern gelegen, oder nahe geſtanden, gar nicht abhauen oder fällen, ohne Erlaubniß der Obrigkeit. Damit ob künftiglichen Wir oder Unſer Landſchaft, etwas zu hauen nothdürftig ſeyn würden, daß wir deſſelbigen alſo mit ringen Koſten, bey denen Waſſern auch nahe gelegen, deſto füglicher haben und bekommen mögen."

Flößrecht, Floßrecht, Floßgerechtigkeit, lat. Jus Ratium, Jus Grutiæ, iſt dasjenige Recht, nach welchem man befugt iſt, Holzflöſſen anzulegen, und ſich derſelben zu bedienen. Insgemein wird dieß zu den landesherrlichen Rechten und Regalien gezogen, und dahero auch das **Floßregale** genennet. Denn wie die Flüſſe einem Landesherrn gänzlich zugehören, und alle darauf vorkommende Rechte ſeiner Diſpoſition unterworfen ſind; ſo iſt das Floßrecht billich unter die Regalien mit zu zehlen, welches ſeinen Grund ſowohl in denen Forſt- als Waſſerregalien hat. Jenes kommt vornemlich darauf an, daß der Landesherr die hohe Gerichtbarkeit und geſetzgebende Macht in allen Wald- und Forſtſachen ausübet, z. Ex. die Holzſchlagung und deren Zeit anordnet, den wirthſchaftlichen Gebrauch der Waldungen und den künftigen Zuwachs den Privatperſonen vorſchreibet, Holzmärkte, Flöſſe u. d. g. zum Vertrieb des Holzes bewilliget, und anordnet, Huth und Trift in denen Waldungen concediret, verbietet, oder zu Schonung des Holzes einſchränket; kurz, alles dasjenige beſorget, was die Wohlfarth des Landes bey dem Forſtweſen erfordert. Die Waſſerregalien hingegen beſtehen in der Befugniß des Landesherrn, den Gebrauch der Meere, Seen und Flüſſe, die in dem Gebiete des Staats ſind, zur Wohlfarth des Landes einzurichten, und dabey durch einen Nebenzweck Einkünfte zu ziehen, unter andern auch Holzflöſſe anlegen zu laſſen, und Abgaben davon zu nehmen. Ja es kann ſich ſo gar ein Landesherr obigen Rechtes anmaſſen in dem Holzfloßgraben, durch welchen der Strohm fället (*Stypmann.* de jur. mar.). Zudeme, ſo werden die Fürſten in Deutſchland insgemein von den Kayſern mit Flüſſen, Waſſern und Waſſerläuften belehnet, und ſolch Recht iſt denen Reichsfürſten ſo eigenthümlich, daß ſie es andern verwehren können, wenn ſie ohne ihre Vergünſtigung durch ihr Gebiete Holz führen oder bringen wollen.

Vid. *Conſil. Argent.* Vol. 2. conſ. 8. *Beſold.* P. 5. conſ. 239. *Cothmann.* Vol. 4. conſ. 1. Seckendorf im Fürſtenſtaat, Tit. von der Forſtbann und Waldnutzung, nr. 4. in den Worten: Die Flöſſe

Flöſſe iſt ein ſolch Recht, welches niemand, als der Landesfürſt, und dem er es vergünſtigen will, *exerciren* kann. *Jo. Chriſt. Leipold.* vom Forſtrecht. *Struv.* S. I. F. 6. Aph. 22.

Noch mehr, ein Landesfürſt kann ſolches Recht ſo frey ausüben, daß auch nicht einmal die Eigenthumsherren, und denen das Recht der Fiſcherey auf dem Strohme zuſtehet, ſolches verwehren können, dafern nur der hiedurch entzogene Nutzen und verurſachte Schaden nach der Billigkeit wiederum erſetzet wird (*Fritſch.* de Jur. Grut. 3. nr. 5.). Wird aber niemand Schaden zugefügt, und die Schiffarth nicht verſchlimmert, der Landesfürſt auch die Abführung ſolcher Flöſſen nicht ausdrücklich verbotten; ſo ſcheinet er dieſelbe den Privatperſonen heimlicher Weiſe vergünſtiget zu haben, wie *Stryck* in V. M. Pandect. l. 2. tit. 8. §. 13. ſolches von den Anwohnern der Elb- oder Oderſtrohms atteſtiret.

Es pflegen aber die Landesfürſten dieſes Recht nicht nur ſelbſt, durch gewiſſe dazu beſtellte Leute, zu exerciren, ſondern es auch ihren Unterthanen und Vaſallen, ja auch den Auswärtigen zu concediren. Täglich ſiehet man, daß die Edelleute ſowohl von dem Kayſer, als auch von andern Reichsfürſten mit Waſſern, Flüſſen, Waſſerläuften, Bächen, allen Nutzungen u. ſ. w. belehnet werden. Leipold, vom Waſſerrecht, §. 6. Und daß dieſe Worte allen und jeden Gebrauch der Flüſſe dem Vaſallen zuwegen bringen, meynet *Schepliz* ad Conſuetud. March. 4. §. 2; daß nämlich ſolchen Belehnten alles dasjenige zuſtehe, was dem Fürſten ſelbſt erlaubt iſt; denn wer aus Landesfürſtl. Vergünſtigung die öffentliche Ströhme inne hat, ſcheinet ſelbige ſowohl zu beſitzen, als der Fürſt ſelbſt (*Heig.* P. 2. illuſtr. quæſt. 40. num. 18. *Stypmann.* de Jur. marit. P. 1. §. 8.). Allein dieſes einem Vaſallen oder jemand anders von dem Fürſten concedirte Regale, kommt ihm nicht als ein Landesherrliches Recht, ſondern als eine Begnadigung und vergönnte Nutzbarkeit zu.

Dergleichen Recht nun wird auf verſchiedene Wege auf einen transferiret; denn man bekommt das Holzflößrecht, oder eine andere auf einem Strohm einem zuſtehende Gerechtigkeit: 1) durch Belehnung, 2) durch den Kauf, 3) durch den Pacht, 4) durch das Bittweiſe einem zu Gefallen erlaubte Freundſchaftsrecht, *Carpz.* P. 3. Deciſ. 258. 5) durch eine reciproque Verſtattung dieſer oder einer andern Gerechtigkeit auf ſeinen eigenen Ströhmen. Und dieſe letztere Art, der Conceſſion iſt heutiges Tages unter denen benachbarten Fürſten gar ſehr gebräuchlich, durch deren Gebiete die Flüſſe gehen, indem ſie ſich dieſes Rechts nicht anderſt bequem gebrauchen können. ſ. a. Fiſchrecht. Es behaupten auch einige, daß dieſes Recht durch eine Verjährung von undenklichen Zeiten erlanget werden könne, und zwar von einer Privatperſon (*Richter* Deciſ. 21. num. 51.

ſ. a.

ſ. a. Fiſchrecht). Gehet aber die Præſcription wider einen Geringen, daß nämlich das Recht des Fluſſes, kraft eines Privilegii, zukommt; ſo iſt auch eine Zeit von 30 oder 40 Jahren ſchon genug; ſintemalen die Regalien ihre Natur und Eigenſchaften alsdann ſcheinen verlohren zu haben (*Klock*. Vol. 1. conſ. 28. num. 253.).

Damit aber auch der Obere, der dem Untern auf ſeinem Strohm die Floßgerechtigkeit verſtattet, an ſeiner Freyheit und Landesherrlichen Rechte keine Präjuditz leide; ſo pflegen insgemein Reverſe verlangt zu werden, deren Innhalt vornemlich in folgendem beſtehet: a) daß die Conceſſion aus gutem Willen geſchehen, b) der Floßſchaden erſetzet, c) die Flöſſe dem Packto gemäß exerciret, und d) an der Jurisdiction und Gerichtsbarkeit des Orts nicht präjudicirt werden ſolle. Wird jemand eine Scheitflöſſe erlaubt; ſo kann er keine Zimmer-Schnitt-Trage- oder Langholzflöſſe anlegen, und ſo wechſelsweiſe. Denn dieſes Recht kommt nicht denen Dienſtbarkeiten bey. Es kann auch ein Landesfürſt dieſem oder jenem Unterthanen auf ſeinem Strohme verſtatten, daß er mit der Holzflöſſe ein Monopolium oder Handthierung treiben, und das Holz auf Gewinnſt verkauffen dürfe, vornemlich wenn der Privilegirte gezwungen wird, auf dieſelbe Sache groſſe Unkoſten zu wenden, und es dem Intereſſe des Landes nicht zuwider iſt, welches geſchiehet, wenn das Holz zu theuer verkauft wird (*Marquard*. de Jur. Mercat. l. 2. c. 2. de monop. licit.). Ferner iſt ein Fürſt auch befugt, in Anſehung dieſes Gewerbes, welches den Regalien zugezehlet wird, gewiſſe Floßordnungen, Floßmandate, in welcher Länge und Stärke das Holz zu Floſſen niederzuhauen, wie die Holzdiebe zu beſtraffen, u. ſ. w. zu publiciren, und gewiſſe Oberaufſeher der Flöſſen, z. Ex. Floßmeiſter, Floßſchreiber ꝛc. zu beſtellen.

Die Diebe des Floßholzes pflegen ſchärfer beſtraft zu werden, als die andern Holzdiebe, indem ſie wegen der groſſen Gelegenheit zum Stehlen, inſonderheit bey Scheiterholz, da die Scheiter bey Tag und Nacht auf dem Strohm oder Floßgraben fortzuſchwemmen pflegen, häuffiger ſind. Bisweilen wird die Entwendung einzelner Scheiter mit etlichen Gulden beſtraft. Es iſt auch nicht an allen Orten erlaubt, das Holz aus dem Fluſſe zu ziehen, und auszuſetzen; dann es verſtattet niemand den Gebrauch ſeines Ackers, oder ſeiner Wieſe einem andern umſonſt, und es iſt nicht vergönnet, ohne des Eigenthumsherrns Einwilligung, den Grund und Boden, um eine Servitut zu erlangen, zu occupiren; ſondern der Eigenthumsherr kann ſich durch Wegpfänden helfen. Es hindert auch nicht, daß der Gebrauch des Fluſſes und der Ufer offentlich ſeye; denn dieſes iſt von dem gewöhnlichen Gebrauch zu verſtehen, den die Nachbarn erdulden müſſen. Denn das Eigenthum der Ufer ſtehet denenjenigen zu, deren Grundſtücken ſie anhängig ſind (§. riparum de R. D.). Da aber die Gewohn-

Gewohnheit ein Recht wider eine alte Gewohnheit zuwegen bringen kann; ſo muß man den Nachbarn mit neuen Dienſtbarkeiten nicht beſchwerlich ſeyn, da zumal nicht alle Oerter an den Ufern der Flüſſe offentlich ſind. Hat man aber das Befugniß überkommen, das Holz auf fremden Grund und Boden zu ſetzen; ſo iſt es gewiß, daß daſſelbe wiederum verlohren gehen könne, wenn man ſich innerhalb 30 oder mehr Jahren ſeines Rechts nicht bedienet (*Carpz.* P. 8. Deciſ. 288.) Zur bequemen Fortbringung und Flößung des Holzes werden auch öfters durch der Unterthanen Felder Schleuſſen angeleget, allwo die Frage entſtehet: **Ob der Fürſt wider der Unterthanen Willen dergleichen Schleuſſen und Canäle anlegen könne?** Einige meynen, daß er ſolches allerdings befugt ſeye, ſintemalen dergleichen Werke zu dem Flußregale gehören, und die Bequemlichkeit der Ströhme hiedurch befördert wird. Denn daß einem Fürſten in den Gütern ſeiner Unterthanen, bey erheiſchender Nothwendigkeit und Nutzbarkeit der Republique ein ſolch Recht zuſtehe, behauptet *Grotius* de J. B. & P. 2, 14. §. 7. Die in Anſehung dieſes Rechts zukommende Klagen ſind eben diejenigen, die wegen des gehinderten Gebrauchs der Schiffarth ſtatt haben. Wenn etwas zum Nachtheil des Fluſſes von einem andern geſchiehet; ſo kann man nicht nur aus dem Titulo de Fluminibus; ſondern auch aus dem Titulo: ut in flumine publico navigare liceat, klagen (P. *Frid. Mind.* de Interdict. Titul. 6. num. 15.). ſ. a. Flöſſe, Flößordnung, Fluß.

Sonſten können de Jure Grutiæ nachgeleſen werden: *Ahasv. Fritſch.* Tract. de regali jure Grutiæ, vulgo **Flößrecht**, Cygneæ 1668. 4. It. in ejusd. jure fluviatico, Jenæ 1672. 4. pag. 95 —— 238. *Jo. Chriſt. Lipold.* **rechtliches Bedenken** de jure Grutiæ, **Merſeburg**, 1674. 4. *Leiſer* Jus georg. Lipſ. 1698. 1713. fol. *Jo. Bernh.* **Frieſens** Diſput. de jur. Grutiæ, Jenæ, 1701.

Flößſchreiber, Floßſchreiber, heißt derjenige, der ſowohl auf die Holzſchläger, als Holzflößer Aufſicht hat, und dem Floßmeiſter in allem an die Hand gehet.

Flößwände, Floßwände, nennet man diejenigen Hölzer, die die an den Bergen unter den Floßteichen ſind. Wobey zu bemerken, daß die Waldungen öfters an ſolchen Orten und Bergen zu ſtehen pflegen, die mit Nutzen der Herrſchaft nicht vertrieben werden können; ſondern oftmals zu Räumen, zu Wieſen und Aeckern zu machen ſind. Damit nun ſolche Hölzer deſto beſſern Nutzen ſchaffen mögen; ſo hat man ſich der Floßteiche bedienet, um durch dieſelbe das Holz mit leichter Mühe fort, und in einen Fluß zu bringen. Da nun vermittelſt dieſer Teiche die unbrauchbaren Waldungen gar fruchtbar gemacht werden können; ſo iſt leicht zu erachten, daß an ſelbigem Orte über das Holz müſſe

müſſe gehalten werden, daß man es nicht verderbe, ſondern in gutem Stand erhalte. Es iſt demnach ein groſſes Verſehen, wenn man die Floßwände wegſchläget, die doch durch die Teiche können genutzet werden.

Flößwehr, Floßwehr, iſt wie ein ander Wehr, wodurch die Waſſer in den Flößgraben geführet werden können.

Flößzeit, Floßzeit, iſt der Frühling oder auch die Herbſtzeit, ſo bald der Schnee geſchmolzen, und man in Gehaue gelangen kann. ſ. Flöſſe.

Floßgerechtigkeit, ſ. **Flößrecht.**

Floßgraben, ſ. **Flöſſe.**

Floßmeiſter, Flößmeiſter, iſt eine zu den Flöſſen beſtellte Perſon. Dieſer Floßmeiſter ſoll nach Verordnung des Forſtamts, an den Orten und Enden, wo es angewieſen, das Flößholz zu rechter Zeit, daß es wohl austrocknen kann, hauen, daſſelbe in völlige Malterriegen legen, abnehmen, und von den Holzhauern ſich ſolche Arbeit machen und liefern laſſen, daß er auf dem Hüttenhofe das in den Rechnungen in die Flöſſe eingeworfene Holz wieder liefern könne. Mithin ſoll er dahin ſehen, daß alles Holz aus den Malterriegen rein ausgefahren, und an das Waſſer geſchaffet werde, im Flöſſen auch fleiſſige Aufſicht haben, daß die zu demſelben beſtellte Leute dem Holz aller Enden, und da es das Waſſer wieder ausgeſchlagen, nachhelfen, damit es in den Hecken, und wo es das Waſſer auf die Ufer treibt, nicht hängen bleibe; zum Flöſſen, nach der Menge des Holzes, ſo einzuwerfen, um des Waſſers Stärke willen genugſame Leute beſtellen, dieſelben alle Tage nach ihrer Anzahl und verrichteten Arbeit richtig angeben, und dabey keine falſche noch unverdiente Lohne ſchreiben, wenn er auch das Holz vor den Riegen liegen hat, daſſelbe ſofort aushauen, und recht völlig aufmaltern laſſen, und ſich alſo in allem, wie einem getreuen Floßmeiſter gebühret, pflichtmäßig bezeugen.

Floßordnung, ſ. **Flößordnung.**

Floßrechen, iſt ein Wehr, ſo mit ſtarken Zimmern beſetzt und beleget wird, damit das Flößholz nicht weiter gehen kann.

Floßrecht, ſ. **Flößrecht.**

Floßregale, ſ. **Flößrecht.**

Floßſchreiber, ſ. **Flößſchreiber.**

Floßwände, ſ. **Flößwände.**

Floßwehr, ſ. **Flößwehr.**

Floßzeit, ſ. **Flößzeit.**

Flug, Schwarm, nennet man, wenn viele Vögel mit und beyeinander ſeyn.

Flugſchieſſen, Laufſchieſſen, iſt eine durch fleiſſige Uebung erlangte Fertigkeit, das Federwildpret im Flug, und etwa einen Haaſen, oder anderes vierfüſſiges Wild, im Lauffen zu ſchieſſen. Was das Flugſchieſſen, welches auch von einigen das Luftſchieſſen genennet wird, anbetrift; ſo iſt es mehr vor eine Luſt, als gute Wirthſchaft zu halten, zumal, wenn in der Brut oder Legezeit alte Hüner unbeſonnen geſchoſſen, und dadurch ganze Völker verderbt, er-

erſchreckt, und ſcheu gemacht werden, daß ſie hernach mit keinem Treibezeug mehr zu bekommen ſind. So werden auch bey dem Flugſchieſſen öfters viele Vögel getroffen, die nicht gleich fallen, und dennoch unnützlicher Weiſe verderben müſſen, mithin die Wildbahnen, da ſich doch gute Gelegenheiten dazu finden, nicht ſtark in Vermehrung ſtehen, und das Federwildpret und Gevögel faſt aller Orten ſich jezo weniger, als ſonſten, findet. Dem ungeachtet iſt es heut zu Tage zu einer ſtarken Gewohnheit geworden, wie es denn auch an ſich ſelbſt vor ein edles und ſchönes Exercitium zu halten iſt, wenn nur kein Mißbrauch damit getrieben wird. Derjenige nun, welcher ein guter **Flug**- oder **Luftſchütze** werden will, muß ſich Anfangs fleißig mit Dunſt üben, eine ſtill flatternde Lerche in der Luft zu treffen, nachgehends ferner verſuchen, die nach einem rothen Hündlein an moraſtigen Wieſen langſam fliegende Kibitze, oder auch Krähen, und dergleichen mehr, im Flug zu ſchieſſen; da er denn gewahr werden wird, daß ein mit Flügeln ausgebreiteter Vogel und ausgeſtrecktes lauffendes Wild leichter zu treffen ſeye, als ein ſitzender Vogel, oder drückender Haſe, welches ein kleiner Klumpe iſt, und leicht verfehlet werden kan. Es muß aber die Flinte allezeit geſpannt und fertig ſeyn, auch mit ſteter und veſter Fauſt, und ſcharfem Geſichte parat gehalten werden. Hiernächſt muß man, wenn etwas aufgeſtoſſen, augenblicklich anſchlagen, das Korn und flüchtige Wild zuſammen faſſen, und wohin die Flucht mit dem Kopfe gehen ſoll, nachdem es langſam oder ſchnell fliehet, eine halbe Elle, oder eine Spanne u. d. g. vorhalten; ſo wird man nicht leicht fehlen.

Es iſt auch nicht undienlich, wenn man nach einer lauffenden Boſel- oder Schiebkugel, oder in die Luft geworfenen Hut zu ſchieſſen, ſich öfters übet, bis man mit der Zeit die ſchnelleſten und kleinſten Vögel, ja ſo gar auch die Schwalben treffen kann. Die Flinten zum Lauff- und Flugſchieſſen dürfen nicht übermäßig lang noch ſchwer ſeyn, ſondern müſſen einen mittelmäßigen Lauff und kurzen Anſchlag haben, damit man das Korn deſto geſchwinder faſſen könne. Die Schrote ſollen fein rund ſeyn, das Pulver aber vorher mit ſtarkem abgezogenen Branntewein etlichemal beſprenget, und in ein leinenes Säcklein in die Wärme gehänget werden, weil es davon fein gleich und raſch wird. Die Pfropfer auf das Pulver ſind gut, wenn ſie von ſtarken Hutfilzen gemacht werden; denn dieſer hält die Schrote fein gleich. Im Laden wird nach dem Augenmaaß, und nicht nach dem Gewichte, noch einmal ſo viel Schrot, als Pulver, genommen, damit, wenn ein Körnlein fehlet, doch das andere treffe. Auf ſolche Weiſe könnte man, wenn man einen Stöber- Hüner- oder Waſſerhund vor ſich hergehen lieſſe, manche ſchöne Luſt haben, wenn nicht einem in ſeinem Gehäge die oben gedachte Bedenklichkeit, in fremden Revieren aber das Sprüchwort: **Was du nicht willt, daß man dir thun ſolle, das thue andern auch nicht**, im Wege ſtünde.

Flüch-

Flüchtig, heißt bey den Jägern, wenn ein Hirſch, oder ein anderes Thier läuft; alsdenn ſagt man: **Der Hirſch oder das Thier iſt flüchtig.**

Flügel, heißt 1) dasjenige Theil an einem Vogel, ſo mit den ſtärkeſten Federn, die man **Schwung-** oder **Schwingfedern** nennet, beſetzet iſt, womit er im Ruhen die Seiten bedecket, zum Flug aber dieſelbe ausbreitet. 2) Wird in der Jägerey ein gehauener Weg alſo genennet, der durch einen Wald oder Holz gleich durchweg, und von einem Ende deſſelben bis zum andern, gehet, auch mit Ziffern an den neben ſtehenden Bäumen gezeichnet iſt. Einen **Abjagensflügel** nennet man, welcher dem Lauff zugehet. Ein **Creuzflügel** heißt es, wenn nur 2 Flügel oder Stellwege in einem kleinen Wäldlein oder Holze ſeyn, und Creuzweiß übereinander lauffen. Doch werden auch **Creutzflügel** diejenigen genennet, die in der Mitten durch einen groſſen Wald recht quer übereinander lauffen, und auch mit Zahlen an den Bäumen bemerket werden. Ein **rechter Flügel** heißt derjenige, welcher von dem Lauffe zur rechten Hand in das Jagen gehet. Ein **linker Flügel** aber iſt, der von dem Lauff nach dem Jagen hinein zur linken Hand gehet. Ein **Querflügel** heißt ein durchgehauener Weg, recht in und vor dem Jagen. Ein **Stellflügel** iſt ein gehauener Weg, der nicht gar durch ein Holz gehet, und nicht mit Ziffern, ſondern mit Buchſtaben bezeichnet iſt. Ein **geflügelter** oder **beflügelter Wald** aber heißt derjenige, der mit denen zur Jagd dienenden gehauenen Flügeln verſehen iſt.

Flügelbretter, ſ. **Teichfiſcherey**, Nro. I. lit. B) γ) 8).

Flügelhorn, iſt ein ſchlechtes, einfaches und altväteriſches meſſingenes Horn, welches bey einem Jagen von den Flügelmeiſtern, oder von denen auf dem rechten und linken Flügel commandirenden Jägern geführet wird. Die in Sachſen annoch gebräuchlichen alten deutſchen Flügelhörner ſind unterſchiedlich. Der *Chef* oder *Commandeur* von der Jagd hat gemeiniglich ein ganz ſilbernes, innwendig vergoldetes maſſives Flügelhorn, daran ein grün ſeidenes mit Gold gewirktes Band zum Anhängen gemacht wird. Hingegen haben die **Oberforſt-** und **Wildmeiſter** mehrentheils etwas verſilberte oder ſchlechte meſſingene Flügelhörner, ſo wie die andern **Jagdjunker**, und ſämmtliche **Jägerey.** ſ. a. **Abjagen.**

Flügelmeiſter, ſ. **Flügelhorn**, **Oberjäger.**

Flühen, ſ. **Fliehen.**

Flumen, ſ. **Fluß.**

Flumen bannale,
—— perenne,
—— privatum,
—— publicum,
—— regale,
—— torrens,
} ſ. **Fluß.**

Fluß, lat. Flumen, Fluvius, franz. *Fleuve*, *Riviere*, heißt ein ſtarkes Gewäſſer, welches in denen ihm von der Natur geſetzten Schranken, und durch die von

ihm ſelbſt in dem Erdboden gemachte Tiefen, auf der Fläche der Erden, vermöge ſeiner eigenen Schwere, ſeinen ordentlichen Lauf hat, auch durch andere dazu kommende Waſſer immer gröſſer zu werden pfleget, und endlich entweder in einen andern Fluß fällt, oder ſich unmittelbar in das Meer ſtürzet, in welchem letztern Fall er eigentlich ein **Strohm** genennet wird. Ermeldte Tiefe oder Cavität wird der **Furt**, oder auch nach einigen der **Strohm**, lat. Alveus genennet, und die Grenzen derſelbigen zu beyden Seiten, welche das flieſſende Waſſer in ſeinen Schranken halten, damit es nicht in die umliegende Gegend heraus tritt, heiſſen die **Ufer des Fluſſes**. Was die verſchiedene Nutzungen der Flüſſe, und die hieher gehörige Rechtsanmerkungen, welche das **Flußrecht** ausmachen, anbetrift; ſo iſt hievon ſchon umſtändlich bey anderer Gelegenheit gehandelt worden, und kann davon nachgeſehen werden, **Fiſchrecht**, **Flöſſe**, **Flößrecht**. Hier wollen wir wir noch die verſchiedene Benennungen der Flüſſe, wie ſie beſonders in den Rechten vorkommen, hinzufügen. So heißt z. Ex.

a) in dem Lehnrechte ein **Bann-** oder **Zwangfluß**, lat. Flumen bannale, derjenige Fluß, welchen eine Obrigkeit durch eine Freyheit, altes Herkommen, Præſcription, oder einen andern rechtmäßigen Titel an ſich gebracht und bekommen hat; wie es denn noch heutiges Tages faſt mit allen flieſſenden Waſſern, welche Anfangs und von Natur jedermänniglich frey und allgemein geweſen, geſchehen, daß ſie eigenthümlich und gewieſen Obrigkeiten zuſtändig werden.

b) Ein **immerwährender Fluß**, lat. Flumen perenne, heißt derjenige, welcher im Sommer und Winter flieſſet, der eine lebendige Quelle und immerwährenden Urſprung hat, von dem er ſich erhält, und abwärts in ſeinem natürlichen Graben lauft, bis er entweder vor ſich ſelbſt oder mit andern Waſſern in das Meer geführet wird.

c) Ein **Privatfluß**, oder **eigen Waſſer**, lat. Flumen privatum, wird ein ſolches Waſſer genennet, welches nicht allezeit fließt, ſondern zu Zeiten und gemeiniglich im Sommer erſitzen bleibt, und auf einem Privatgrunde ſeinen Urſprung und Lauff hat. Sonſt aber heißt auch dasjenige ein **eigen Waſſer**, welches mit Händen und durch Kunſt gemachet worden, dergleichen ſind, die in eines eigenen Gute liegen, und nicht allezeit lauffen, als die Waſſergruben oder Gräben.

d) Ein **gemeiner** oder **öffentlicher Fluß**, lat. Flumen publicum, iſt ein lebendiges Waſſer, ſo einen ſtetswährenden Lauff hat, ob es ſchon nicht Schiffreich iſt; desgleichen der, ſo auf gemeinem Boden entſpringt, und jedermänniglich zum Gebrauche freygelaſſen iſt. Daß aber ein ſolches Waſſer ein öffentlich oder gemeiner Fluß ſeye, das wird auf dreyerley Weiſe verſtanden, 1) von einem Waſſer, das Schiffreich iſt, als der Rhein, die Donau ꝛc. 2) Von einem Waſſer,

Waſſer, das an ſich ſelbſt nicht nicht Schiffreich iſt, aber aus einem Schiffreichen Waſſer kommt, oder daraus geführet wird: 3) mag es auch von einem Waſſer, ob es gleich nicht Schiffreich iſt, nur allein von ſeiner Kleine verſtanden werden.

e) Ein **Landesfürſtlicher** oder zu denen **Regalien gehöriger Fluß**, lat. Flumen regale, iſt nach dem Lehnrechte ein ſolcher Fluß, worüber Se. Röm. Kayſerl. Majeſtät Zölle, und die Fiſchungen zu erlauben, auch andere Ordnung zu geben, das Recht haben.

f) Ein **Seltenfluß**, latein. Flumen torrens, iſt ein Bach, der zuweilen ausdorret, oder ein ſolcher Fluß und ein rauſchend Waſſer, welches nur zur Winterszeit und in groſſen Waſſergüſſen, lauft und flieſſet, im Sommer aber verſeiget und austrocknet.

Flußfohren, ſ. **Forelle.**

Flußkarpfen, ſ. **Karpfe.**

Flußrecht, ſ. **Fluß.**

Flußvogel, ſ. **Ente.**

Flutbette, heißt der Abfall oder Ausgang des Waſſers in Teichen und Dämmen, ſ. **Teich.**

Flutgerinne, ſ. **Teichfiſcherey**, Nro. I. lit. B) 1) 2) 3) 4) 6).

Fluvius, ſ. **Fluß.**

Focke, ſ. **Vocke.**

Föhrde, ſ. **Fährte.**

Föhre, ſ. **Kiefer.**

Föhrte, ſ. **Fährte.**

Foenile, ſ. **Heuſcheunen.**

Föhren, ſ. **Kiefer.**

Föhrenbaum, ſ. **Kiefer.**

Föhrenholz, ſ. **Kiefer.**

Förſter, lat. Silvarum Præfectus, Forſterus, Foreſtarius, franz. *Foreſtier*, iſt ein Forſtbedienter, welcher zum Haushalter über ein gewiſſes Revier des Forſtes, zur Aufnahme des Holzes, und Beſorgung des Waldhandels, geſetzet iſt. Ordentlicher Weiſe lieget einem Förſter auch die Adminiſtration der Jagd, und Sorge vor die Wildbahn ob. Iſt dieſes aber nicht, und die Jagd ſtehet entweder einem andern Herrn zu, daß er ſie um deswillen nicht exerciren darf, oder ſeine Herrſchaft hält einen beſondern Jäger im Revier; ſo wird er gemeiniglich **Holzförſter** genannt. Wir wollen jetzo die Eigenſchaften und Pflichten eines Förſters, der über beydes geſetzt iſt, vorſtellen, und ſodann auch anmerken, auf was Art manche ihre Pflicht aus den Augen ſetzen und betrüglich handeln.

A) In Anſehung des erſten Punkts, der die Eigenſchaften und Pflichten betrift, muß ein ſolcher Förſter

1) **Forſt- und Holzgerecht** ſeyn, d. i. er muß den Grund des Erdreichs recht und wohl verſtehen, was in dieſem fetten, oder jenem magern Boden, der darein fallende zeitige Baumſaame, und deſſen innerliche Materie, vor eine weſentliche keimende Kraft und Feuchtigkeit zum Anflug, und künftigen verhoffenden Wieder-

Wiederwachs vermuthlich haben möge, damit er nicht bey Anordnung der Schläge und jungen Gehaue ſolches wider die Natur, oder wo wenig oder gar nichts von Wiederwachſe zu hoffen, ohne Verſtand anordne.

2) Er muß ferner nicht allein eine phyſicaliſche Wiſſenſchaft der Kräuter, wovon ſich die wilden Thiere zu nähren pflegen, haben; ſondern auch den Unterſcheid der unterirrdiſchen Mineralien und Waſſerquellen, jedoch dieſes nur als ein Nebenwerk, und ohne Aberglauben wiſſen, und gebrauchen. Vornemlich muß er die Natur und Eigenſchaft aller Bäume, von dem Saamen, Keimung, Anflug, Wiederwachs, von deren Jugend bis in das Alter, genau beurtheilen, den Unterſchied alles Holzes, und eines jeden Baumes, nämlich ſowohl des Laub- als Tangelholzes, ob ſolches friſch oder ſchadhaft, und wozu ein jedes zu gebrauchen, richtig verſtehen, nützlich anordnen, und ſich hierinn keinen Käuffer etwas unmögliches vorſchwatzen laſſen.

3) Muß er ſich eines chriſtlichen und ordentlichen Wandels befleiſſigen, ſich vor aller Unordnung, Trunkenheit, u. a. d. g. Laſtern hüten, und ſeiner Herrſchaft unterthänig, treu und dienſtgewärtig ſeyn, ihren Nutzen und Beſtes, nach ſeinem beſten Wiſſen und Verſtande in alle Wege befördern, Schaden und Nachtheil aber, ſo viel an ihm iſt, verhüten und abwenden, auch den Verordnungen ſeiner Herrſchaft in Forſt- und Jagdſachen, ſie ergehen nun unmittelbar von denſelben, oder mittelbar durch andere, treulich und unverbrüchlich nachleben.

4) Soll er auf die ihm anvertraute Waldungen und ſämmtliche Reviere, deren Grenzen er ſich wohl bekannt zu machen hat, auf die dazu gehörige Wildbahnen, Ecker- und Buchmaſt, Fiſchereyen, Wieſewachs, Acker, Weyde und Triften genaue und unverdroſſene Aufſicht führen, ſelbige fleißig begehen, vornemlich aber die Grenzen und Vermahlung derſelben, und daß an ſolchen nichts geändert, oder ſolche zum Nachtheil ſeiner Herrſchaft geſchmälert werden, auf das ſorgfältigſte in Acht nehmen, und im Fall er dergleichen gewahr werden würde, ſolches unverzüglich anzeigen, und niemand, wer der auch ſeye, weder um Geſchenke noch Freundſchaft, noch ſonſt um einer andern Urſache willen, verſchweigen; vielweniger in Grenz- u. a. d. g. Sachen etwas, ohne Vorwiſſen ſeiner Herrſchaft, für ſich ändern und einräumen; inſonderheit auch fleiſſige Acht haben, damit die Unterthanen das auf und an ihren Feldern ſtehende Holz nicht ringeln, oder heimlich aufhauen und entwenden, und denn ihre Felder und Wieſen, mehr als ſich gehöret erweitern, oder umreiſſen und zu Felde machen, noch ſonſten den Jagd- und Forſtbefugniſſen hiedurch unbefugten Eintrag thun mögen; immaſſen, und da er dergleichen verſpürete, er ſolches ungeſäumt anzeigen, diejenigen aber, die ſich auf dergleichen ungebührlichen Unternehmungen betretten laſſen, pfänden, auch die abgenommenen Pfänder jedesmal an

an das ihm angewieſene Amt- oder Dorfgerichte, mit richtiger, und allenfalls dem ihm vorgeſetzten Oberförſter zu thuenden Anzeige der Verbrecher, auch Benennung der Zeit, Ort und Gelegenheit, einliefern, dergleichen aber keinesweges für ſich unangezeigt zurücke geben ſolle.

5) Hat ſich der Förſter die ihm vorgeſchriebene Holztaxe wohl bekannt zu machen, und ſich dahin zu bemühen, wie dergleichen auch führohin mit Nutzen und Vortheil hiernach verkauft, und an Mann gebracht, mithin die Einkünfte der Herrſchaft verbeſſeret werden. Zu dem Ende ſoll er keinem Käuffer erlauben, ſich das Holz nach Belieben auszuſuchen, ſondern ſoll ihm ſolches ſo, wie er es brauchen, und ohne Schaden der Forſte geſchehen kann, anweiſen. Wie er denn auch zuförderſt dahin zu ſehen hat, daß a) die jungen Eichen Luſt zum Wachsthum erhalten, und b) überhaupt auch der Wiederwuchs und Anflug des Holzes nicht gehindert noch verderbet werde.

6) Hat er gute Aufſicht zu halten, daß die Unterthanen, denen das Leſeholz verſtattet iſt, ſich deſſen nur von denen ihnen angewieſenen Orten, gebrauchen, keinesweges aber ſtehendes Holz, wenn ſelbiges auch ſchon dürre, noch viel weniger aber friſche Bäume, oder ſogenanntes Spechtholz, für ſich abhauen und wegführen, oder ſonſt die Gebühr in dieſem Stücke überſchreiten; ſondern ihnen bloß an dem Leſeholz, unter welchem aber das abgefallene Eichenholz und Stämme nicht zu verſtehen, als welches er jederzeit mit ſeinem Stempel ſogleich zu beſchlagen, und verarbeiten zu laſſen, auch zu verkauffen hat, genügen laſſen.

7) Da auch, wo Eiſen- und Hammerhütten, Brettſchneidemühlen u. d.g. vorhanden ſind, zu den Bedürfniſſen derſelben beſtändig Holz erfordert wird; ſo hat der Förſter ſolches jederzeit a) hierzu, auf vorgängige Anzeige vom Factor, anzuweiſen, und dem Oberförſter zu berechnen, auch diejenige, die ohne vorherige Anzeige Holz zu den Hüttenwerken hauen würden, im Amte zur Beſtraffung zu denunciren; b) bey Anlegung der Klafterſchläge, welche der Oberförſter zuförderſt anzuordnen hat, die Klaftern mit dem Oberförſter nach dem gewöhnlichen Maaß zu übernehmen; c) dem Factor aber hiernächſt zu übergeben, und dahin zu ſehen, daß die Klaftern tüchtig, und nicht betrüglich geſetzet werden, die Stämme kurz an der Erde abgehauen, ſo viel möglich mit der Säge geſchnitten, alles Holz, ſo auch nur eines ſtarken Manns Daumen dicke iſt, eingeklaftert, und ſonſt pfleglich mit dem Holze gewirthſchaftet werde.

8) Hat er wohl Acht zu geben, daß die Unterthanen, denen das Streulingsrechen verſtattet wird, ſich an denjenigen Orten und Flecken, die ihnen dazu angewieſen werden, genügen laſſen, die übrigen Holzungen aber, und inſonderheit diejenigen, wo junges Holz aufwächſet, damit gänzlich verſchonen; geſtalten er diejenigen, die darwider han-

deln, jedesmal pfänden, und ſolches gehörig anzeigen ſolle.

9) Weiter hat er ſcharfe und genaue Aufſicht zu führen, damit weder die Unterthanen noch die Schäfer auf den herrſchaftlichen Vorwerkern mit dem Vieh in die Geheege, oder ſonſt auf ſolche Oerter kommen und treiben, welche geheeget werden; widrigen falls aber, und woferne ſich dieſelben an ſolchen Orten mit ihrem Vieh betretten lieſſen, er ſelbige ohne Unterſchied pfänden, oder wo er ſie nicht auf der That angetroffen, gleichwohl aber ein gegründeter Verdacht gegen ſie vorhanden wäre, ſolches jedesmal auf der Stelle anzeigen, und in Anſehung derjenigen Flecke und Aecker, woſelbſt ſeit einiger Zeit ein junges Holz aufgewachſen, oder wo künftig einiger Holzſaame ausgeſtreuet werden möchte, ein gleiches auf das ſorgfältigſte beobachten, und hierinnen niemanden ſchonen, noch durch die Finger ſehen ſolle.

10) Nicht weniger hat er darauf zu ſehen, daß niemand weder von den Unterthanen und Hirten, noch auch andern Leuten, in den herrſchaftlichen Heiden und Waldungen Feuer anzumachen, ſich unterfange, als welches er, im Fall dergleichen geſchehen, jedesmal anzeigen, und die, ſo es gethan, nahmhaft machen, im übrigen aber bey entſtehendem Feuer und Brande, ſich nach Möglichkeit dahin bemühen ſolle, daß die beſorgliche Gefahr und Schaden durch gute Veranſtaltung ungeſäumt abgewendet werde.

11) Hat er inſonderheit auch die Wildbahne und Jagden auf den ihm anvertrauten Revieren, und daß ſeiner Herrſchaft hierinnen weder von Fremden noch Einheimiſchen einiger Eingrif geſchehe, wohl in Acht zu nehmen; nicht weniger auch für ſeine Perſon auf die Erhaltung der Wildbahn zu ſehen, alles Setzwild wohl zu ſchonen, alles Mittel- und Großwild mit der Kugelbüchſe zu ſchieſſen, und ſich im Schieſſen und Fangen ſo zu verhalten, daß die Bahn allenthalben in gutem Stande verbleibe. Alles Wild, ſo geſchoſſen oder gefangen, wie nicht weniger alle gefällete Raubthiere, ſoll er treulich einliefern, und nichts davon zurücke behalten, oder zu ſeinem Nutzen verwenden, ſondern ſich in alle Wege mit dem, was ihm von ſeiner Herrſchaft ausgeſetzet worden, begnügen laſſen. Wobey er ſich vorzüglich bemühen ſoll, die Raubthiere und Raubvögel, ſo viel möglich, zu vertilgen. Wenn die Schweinhetze angehet, oder ſonſt einiges groſſes Wild, ſonderlich in den Monaten Auguſt und September (als auch zu welcher Zeit ihm Thiere zu ſchieſſen erlaubet iſt) vorhanden, hat er demſelben fleiſſig nachzuſpüren, auch wo nöthig, ſolches in Zeiten anzuzeigen, damit dasjenige, was dießfalls dienlich, ungeſäumt veranſtaltet werden könne. Wobey er auch fleiſſige Acht zu geben hat, daß die Hunde überhaupt, und insbeſondere die Dorf-Hirten- und Schäferhunde tüchtig geklöppelt, und durch ſelbige der Wildbahn kein Schaden zugefüget werde; immaſſen er ſolche ungeklöppelte Hunde, wo er dergleichen

gleichen in dem Feld und den Wildbahnen antrift, ſofort auf der Stelle todt ſchieſſen, die Schäfer und Unterthanen aber, die dergleichen unterhalten, und ins Feld lauffen laſſen, zu gehöriger Beſtraffung bey Amte anzeigen ſolle. Den Vogelfang ſoll er desgleichen zu gehöriger Zeit in Acht nehmen, allen Fleiß darauf wenden, und das gefangene richtig einliefern.

12) Endlich ſoll er ſich ohne Vorwiſſen ſeiner Herrſchaft nicht von ſeinem Revier entfernen, oder gar verreiſen; ſondern ſich jedesmal die Erlaubniß hierzu ausbitten.

B) So gut nun dieſe und andere dergleichen Vorſchriften ſind; ſo iſt es doch nicht möglich allen Schleichwegen vorzubeugen, wenn ſich ein Förſter kein Gewiſſen machen will, untreu zu handeln. Es geſchiehet dieſes auf verſchiedene Art und Weiſe, und zwar

1) wenn er ohne Vorwiſſen des Forſtmeiſters und anderer Beamten, Bäume mit dem Waldhammer zeichnet, und verkauft, ohne ſolche hernach in ſeine Rechnung zu bringen.

2) Wenn er andern, von welchen er beſtochen worden, oder mit denen er ſonſt gut Freund iſt, einen guten Ort zum Holzſchlag, wo es viel Reiſig giebt, und leicht aus dem Walde zu bringen, obgleich das Holz daſelbſt noch nicht recht hiebig, ohne Vorbewußt ſeiner Vorgeſetzten anweiſet.

3) Wenn er von andern heimlich Geld nimmt, und ihnen erlaubet, daß ſie in dem herrſchaftlichen Holze aufſtellen, und Vogelheerde aufſchlagen, oder in jungen Schlägen graſen und hüten dürfen.

4) Wenn er die Eicheln und Buchecker durch die Seinigen aufleſen läßt, und alſo die Mäſtung dem Wilde entziehet.

5) Wenn er denen, ſo ihm über das Anweiſegeld nicht noch ein beſonder Trinkgeld geben, das ſchlimmſte Holz zu hauen, und welches an ſolchen Orten lieget, wo man es nicht aufladen kann, ſondern zur Fuhre weit tragen muß, anweiſet.

6) Wenn er um Geſchenke willen den Leuten die Scheite und Klaftern höher machen läßt, als in der Waldordnung erlaubet iſt.

7) Wenn er die Seinigen in die jungen Schläge ſchicket, und das Gras daraus nehmen, oder ſein Vieh, ohnerachtet er es andern verbotten hat, heimlich darinnen hüten läßt.

8) Wenn er einen von ſeinen guten Freunden auf verbottenen Wegen antrift, und damit er ihn nicht pfänden dürfe, auf die Seite gehet, und thut, als wenn er ihn nicht geſehen hätte.

9) Wenn er ſich von den Gepfändeten beſtechen läßt, und ihnen, ohne es der Obrigkeit anzuzeigen, das Pfand wieder giebt.

10) Wenn er den Leuten das Eichelleſen, Wachholderſchlagen, nach Vögeln zu ſtellen u. d. g. um eine Gabe oder Antheil an dem geſammelten, verſtattet, und da ſonſt etwas davor zu verrechnen, und der Herrſchaft zu geben wäre, ſolches unterſchläget.

11) Wenn er die Eichelmaſt in ſeinem Revier ſo geringe macht, daß es ſolche zu verlaſſen, der Mühe nicht werth ſeye, nur damit er ſich derſelben zum ſammeln allein bedienen könne.

12) Wenn er Holz und Reiſig vor der Bezahlung abführen läßt, damit er ſolches unterſchlagen könne.

13) Wenn er denen, welche ſich weiches Holz ſchreiben laſſen, um Geſchenkes willen, hartes mit anweiſet, und was dergleichen mehr iſt.

Förſtnerey, iſt ein Nahme, womit ſowohl ein **Forſtamt**, als auch ein **Forſthaus** bezeichnet wird.

α) Ein **Forſtamt** oder **Forſtgericht**, franz. *Maitriſe des Eaux & Forets*, nennet man an groſſen Fürſtlichen Höfen ein beſonderes *Departement*, darinnen alle bey dem Wald- und Forſtweſen vorfallende Streitigkeiten entſchieden werden; welches hingegen an andern Höfen von dem Cammercollegio mit beſorget wird. ſ. a. **Forſtweſen**.

β) Ein **Forſthaus** aber wird dasjenige Haus genennet, welches von einem Oberforſt- oder Wildmeiſter bewohnt wird. Doch werden auch theils Häuſer ſo genennet, darinnen Oberförſter und Förſter wohnen, woraus dieſelben Heiden, Wälder und Wildbahnen, ſo weit ſie ſich erſtrecken, ſonderlich aber die Grenzen alle Tage fleiſſig bereuten und beſichtigen können. Insgemein wird das Forſthaus an denen Straſſen oder Holzwegen, auch in Dörfern, ſo an denen Heiden und Wäldern liegen, gebauet, damit die Bauren in Feuersgefahr hülfreiche Hand leiſten können. Es iſt daſſelbe mit Stuben, Kammern, Küchen und andern nöthigen Zimmern verſehen, ſo wie auch Scheunen, Stallungen, und andere Behältniſſe zu des Forſtbedienten Nothdurft erbauet werden, zum Zeichen, daß die Herrſchaft deſſelben Waldes oder Forſtes die hohe oder niedere Jagdgerechtigkeit rechtmäſſig beſitze. Zum Zeichen aber, daß in ſolchem Hauſe auch ein hirſchgerechter Jäger und Weydmann wohne, werden auf den Giebeln des Daches die Hirſchgehörne angeſchlagen. Wo die Herrſchaften weit von ihrer Reſidenz Amtshäuſer oder andere Schlöſſer haben, da wird ein ſolches Forſthaus noch einmal ſo zierlich erbauet und überſäulet, auch werden darinnen obenher Gemächer gelaſſen, woſelbſt ſie bisweilen übernachten können. Doch haben manche Herrſchaften hierzu an luſtig gelegenen Orten beſondere Jagdhäuſer, ſich daſelbſt zu divertiren, und zu der Birk- oder Auerhahnenpfalzzeit, ingleichem bey der Hirſchbrunſt, Schweinhatz, Pürſchen oder andern vorfallenden Gelegenheiten, etliche Wochen lang ſich aufzuhalten. Man kann mit ſolchen Forſthäuſern auch Gaſtwirthſchaft,

ſchaft, Geleits- und Zolleinnahmen, und endlich auch Ackerbau, Wieſen und Viehzucht auf eine nützliche Art, wenigſtens zum Beytrag in denen Beſoldungen der Forſtbedienten, verbinden.

Förſtliche Herrlichkeit, ſ. **Forſtgerechtigkeit.**

Förſtliche Obrigkeit, ſ. **Wildbann, Forſtgerechtigkeit.**

Fohre, ſ. **Forelle, Kiefer.**

Foina, ſ. **Marder.**

Foine, ſ. **Marder.**

Folge, ſ. **Nachfolge.**

Folia Arborum, ſ. **Laub.**

Fora, ſ. **Baal.**

Forceau, ſ. **Pfahl.**

Forceps, ſ. **Zange.**

Forche, ſ. **Kiefer.**

Forckeln, Forcheln, Furckeln, nennet man bey dem Jagdweſen gewieſſe Stangen, worauf die Netze, Tücher und andere Jagdzeuge aufgeſtellet werden. An theils Orten werden ſie auch Stiefel oder Stiftel, oder Stellſtangen genennet. An einigen Orten werden auch diejenigen Stäbe, dadurch man die Ketten an denen Heu- und Erndtewagen in die Höhe ſtämmet, insgleichem die hölzernen Gabeln, womit man das Stroh in denen Scheunen wegnimmt, ſo genennet. Die Forckeln bey der Jagd zu denen hohen Tüchern müſſen von Tannenholz, weil ſolche leicht und ſteif ſind, gemachet, und 5 eine halbe Elle, auch etwas länger ſeyn, nachdem nämlich der Erdboden weich oder hart iſt, oben aber mit einem Ring und eiſernen Haacken veſte beſchlagen werden, weil darauf das Tuch mit der Oberleine liegen muß. Zu den hohen Mitteltüchern müſſen die Forckeln 4 eine halbe, auch wohl 5 Ellen, nach dem der Boden weich oder hart iſt, lang, zu denen ſchmalen Mitteltüchern aber nur 3 eine halbe Elle hoch ſeyn. Die Forckeln zu denen Tücherlappen ſind meiſtens 3 Ellen lang, mit welchen die Lappen einfach zu ſtellen, und oben mit einem Ringe und Kerbe zu verſehen ſind. Wenn aber gedoppelt damit übereinander an den Tüchern zu ſtellen iſt, und zwar entweder wegen des rothen Wildprets, oder anderer Urſache halber, nachdem viel daran gelegen iſt, indem öfters nur erſt anfänglich mit lauter Lappen umſtellet wird; alsdenn müſſen die Forckeln 4 eine halbe Elle lang ſeyn, um oben Lappen, und in der Mitte in einer Kerbe auch Lappen aufzuhängen, und alſo dem Wild ein Blendwerk zu machen Zu denen Hirſchnetzen braucht man Forckeln von mittelmäſſiger Stärke, und 4 gute Ellen lang, welche man in Ermanglung des Tannenholzes, gerne von dürren Fichten oder Kiefernholze machen läſſet, und oben bis auf die Helfte eine gerade Kerbe einſchneidet, daß die Oberleine vom Netze darauf hafte. Von gleicher Stärke, aber nur 2 eine halbe Elle lang, ſollen die Forckeln zu den Saunetzen ſeyn. Zu denen Spiegelnetzen aber können eben diejenigen, die man zu den hohen Tüchern brauchet, genommen werden. Hingegen müſſen die Forckeln zu denen Prellnetzen nicht nur ſehr

ſtark ſeyn, ſondern auch mit einer etwas hohen eiſernen Gabel beſchlagen werden, daß die Leine von den Sauen nicht daraus gelauffen werden könne. Die Forckeln zu den übrigen kleinen, als Reben- Haaſen- und andern Netzen, werden nach Proportion der Netze kleiner und fein leichte gemacht. Alleſammt aber werden in dem Zeughauſe, entweder an der Wand auf Träger hingelegt, oder in die Winkel an der Seite der Wand ordentlich hingeſetzet.

Fore, ſ. **Forelle**.

Forelle, **Fohre**, **Fore**, lat. Trutta, Trutta fluviatilis, Tròcta, Orata, Fario, Vario, Variola, franz. *Truite*, iſt ein edler Fiſch, welcher wegen ſeines wohlgeſchmackten Fleiſches auf Herrentafeln ſehr äſtimiret wird, und ſeiner leichten Verdauung halber von Geſunden und Kranken genoſſen werden kann. Er kommt dem Hecht an Geſtalt ziemlich gleich, nur am Kopf und Maul iſt er kleiner und ſpitziger, und iſt entweder mit rothen und gelben oder ſchwarzen Flecken geſprenget, wovon die erſtern denen letztern, weil dieſe ein weicher Fleiſch haben als jene, vorgezogen werden. Sie halten ſich entweder in ſteinigten, hellflieſſenden und ſüßlichten Berg- und Waldbächen auf, und bekommen daher den Nahmen, der **Wald-** oder **Bachforellen**; oder ſie ſtehen in Seen, oder beſondern Forellenteichen, und werden deswegen **See-** oder **Teichforellen** genennet. Die Fiſcher machen noch einen Unterſchied, indem ſie die groſſen Forellen, ſo auf dem Grunde ihrer Waide und Raub nachgehen, **Grundfohren**; diejenigen aber, welche ſich in der Höhe aufhalten, und von Fliegen, Mücken, Käferlein und anderm ob den Waſſern ſchwebenden Ungeziefer, ihre Nahrung finden, **Schwebfohren** heiſſen, ob ſie gleich einerley Art ſind. Dieß iſt gewiß, daß immer ein Bach oder Fluß edlere und beſſere Forellen bey ſich führet, als der andere, und daß die ſchwärzlichten ein weit körnichters und wohlgeſchmackteres Fleiſch haben, als die weiſſen. Vor allen aber werden die ſogenannten **Lachsforellen** am meiſten äſtimiret, welche ſich roth und wie fleiſchfarb ſieden, davon, weil es ein Mittel zwiſchen dem Lachs und der Fohre, und gleichſam ein beſonderer Fiſch iſt, an ſeinem Ort gehandelt iſt. Weil ſie mit unter die Raubfiſche gerechnet werden, als pfleget man gemeiniglich Speiſefiſche oder Laichkarpfen in die Forellenteiche mit zu ſetzen, damit die Foren von der Brut ihre Nahrung bekommen mögen.

Die **Seeforellen**, welche zu Zeiten vier bis fünfpfündig werden, ingleichen die **Teichfohren** laichen erſt im November, dahingegen die **Fluß-** und **Bachfohren** ſchon im September laichen. Wo viel groſſe Steine im Waſſer liegen, und viel erlene Stöcker oder Bäume an den Ufern ſtehen, unter welche ſie ſich verkriechen, und ihren Bauch an die Wurzeln ſtreichen können, da ſind ſie gerne, wie ſie denn auch, wenn ſie an dergleichen Orten ſtehen, und man dieſelben mit dem Finger nur ein wenig unterm Bauche berühret, vor

Wohl-

Wohlthun ſich um und auf die Seite legend mit den Händen ergriffen und alſo gefangen werden können. Sie ſind ſonſt behende Fiſche, welche wie ein Pfeil wider den Strohm ſchieſſen, und über hohe Waſſerfälle ungläubliche Sprünge thun. Man fänget ſie mit Angeln, Hamen und Reuſen; wer nach ihnen angeln will, der muß eine gute Angelruthe, Schnure und ſtarken Haacken haben, denn eine groſſe Fohre ſchnellt die Schnure oder Ruthe bald entzwey, und gehet mit dem Hacken durch; drum muß ein Fiſcher, wenn er merkt, daß eine ſtarke Fohre angebiſſen, ſolche mit der Angel fein im Waſſer umher zu leiten wiſſen, bis ſie müde wird, und ſodenn ſchell heraus aufs Land gerückt werden kann. Wenn es regnet, ſo beiſſen ſie gerne an, ingleichem, wenn die Sonne heiß ſcheinet, allein ſie ſterben im Sommer bald, wenn ſie aufs Land kommen, und nicht gleich in friſches Brunnen- oder Quellwaſſer gebracht werden. Zum Köder oder Querder an die Angeln macht man von ungeſottenen Krebſen die Schwänze und Scheeren aus, ſchneidet ſolche in kleine Bißlein, und ſtecket dieſelben an die Angelhacken. Oder, man nimmt einen Theil Honig, zwey Theil Reiher- oder Reigerfett, ein Theil Campher, und vier Theile faul Holz von denen alten Weiden, und leget eine Nacht Regenwürmer darein, mit ſelbigen iſt auch gut Forellen zu angeln. Oder: Regenwürmer in Rindsblut geweichet, und eine Nacht darinnen liegen laſſen, können die Forellen ungemein an ſich locken. Es ſind auch diejenigen Würmer ſehr dienlich an die Forellenangeln, welche in demjenigen alt verfaulten Holze ſind, ſo man in denen Waſſern, worinnen ſich die Forelleu aufhalten, findet; denn weil dieſes ihre ordentliche Speiſe mit iſt, alſo lieben ſie auch ſolche am meiſten. Wenn man ſie mit dem Hamen fangen will, muß man fleiſſig Achtung geben, daß man denſelben, ſo bald ſie darinnen ſind, auf und in die Höhe rücke, ſonſt ſpringen ſie wieder heraus. Will man aber mit Reuſen Forellen fangen, ſo muß man folgenden Köder haben: Bibergeil und Campher müſſen erſtlich zuſammen geſtoſſen, hernach in einem Tiegel warm gemacht, und wenn der Campher zerfloſſen, Leinöl dazu gethan werden, hierauf läßt man es noch einmal wohl vermiſcht einen Aufwall thun, und röſtet Werk oder Flachs wohl darinnen, welches man in den Beutel der Reuſen, die Reuſe aber bald ins Waſſer legt; da denn die Forellen dem ſtarken Geruche nachgehen, und folglich ſich ſelbſten in den Reuſen fangen. Ihre Zubereitung zur Speiſe, ſ. *Onomatol oeconom. practica* oder öconomiſches Wörterbuch, 1er Theil, pag. 1148-1151.

Forellenbehälter, ſ. Fiſchbehälter.

Forellenfang, ſ. Forelle.

Forellenſprünge, ſ. Forellenteich, Teichfiſcherey, Nro. I. lit. B) γ) 14).

Forellenteich. Dieſer erfordert den allerkälteſten Ort, und wird am beſten da angeleget, wo gute Quellwaſſer in einem ſchattigten Thal

Thal eine Strecke von ihrem Urſprung fortgelaufen ſind, daß man ſodenn ein ſolches Waſſer in einen Damm fangen, und zu einem Teich machen kann. Die Gröſſe, Dicke und Weite des Dammes muß nach Gelegenheit des Erdreichs beobachtet werden, worinnen jedoch hier keine gewiſſe Maſſe zu ſetzen, ſondern nur dieſes zu merken iſt, daß der Damm unten im Grund auf eine bis anderthalb Lachter tief eingegraben und geſetzt, auch mit Leimen und Thon veſt verrammelt werden muß. Iſt kein Thon oder guter Letten auf demſelben Platz vorhanden; ſo muß ſolcher herbeygefahren werden. Denn mit Thon und Letten kann man die Waſſer verwahren, daß ſie nicht durchdringen; aber mit Sand und ſchwarzem Erdreich nicht. So iſt auch der ſandige Leimen nichts nütze dazu; welches bey allen Teichdämmen in Acht zu nehmen. Ferner iſt hier auch nöthig ein Flußgerinne oder Flußbette an einer Seite des Dammes, woſelbſt das Waſſer beſtändig ablauffen kann, wie auch eine Zapfenrinne durch den Damm zu machen. Und zwar muß ſelbige auf 2 bis 3 Fuß tiefer liegen, als der Teich, damit das Waſſer ordentlich abgelaſſen werden kann. Auf der Zapfenrinne muß entweder ein Ständer, oder aber, welches noch beſſer, ein Grundzapfen oder Schießkulpen ſeyn. Die Verfertigung deſſelben muß der Teichmeiſter, ja faſt ein jeder Zimmermann und Müller verſtehen. Beſonders müſſen auch Rechen oder Reffen vor dem Fluß- und Zapfengerinne ſeyn, daß die Fiſche nicht mit dem Waſſer fortgehen mögen. Ueber dieſes müſſen an ſolchen Teichen auch Forellenſprünge gemachet werden, weil die Forellen, gleich einem Lachs, Mannes hoch aus dem Waſſer herauf und über den Damm ſpringen können, wie auch am Flußgerinne geſchiehet. Es werden alſo über dem Teich auch ein oder 2 Forellenſprünge gemacht, die alſo beſchaffen ſind: Es wird ſowohl über als unter dem Flutgerinne ein enger Rechen gemacht, doch nicht weit davon, daß, ſo bald die Forelle überſetzt, ſie bald an den engen Rechen komme, worinnen denn auch meiſtens am Grunde von hölzernen Stäben Einkehlen, wie an einer Fiſchreuſe, vorne weit und hinten enge ſeyn müſſen, damit, wenn die Forelle hinein kommt, ſie nicht wieder heraus kann. Es müſſen aber auch die Einkehlen alſo gemacht werden, daß man ſelbige von oben in den Rechen hineinſchieben, und wieder herausziehen kann, damit man die Forellen wieder heraus langen, und entweder wieder in den Teich werfen, oder zum Verſpeiſen mit nach Hauſe nehmen kann. Beſonders muß das Waſſer im Forellenteich kleine Fiſche haben, daß die Forelle einen Zugang und Nahrung davon haben kann; oder aber man muß ſowohl Bäche als Teiche mit Gründlingen, Ellritzen, Heßlingen u. d. g. beſetzen.

Sonſt iſt in der Erfahrung gegründet, daß an einem Forellenteich oder Bach keine Schneidemühle gebauet werden muß, denn wenn ein einziger Sägſpan der Forelle unter den Kienbacken kommt; ſo iſt ſie hin.

Die

Die Forellenteiche, welche man beſetzen muß, werden übrigens alle drey Jahr einmal gefiſchet, und mit Sätzlingen aus den Forellenbächen wieder beſetzt. Winterszeit müſſen dieſe Teiche ſowohl, als etwan die Karpfen- und Hechtteiche, aufgeriſſen oder aufgeeiſet, und täglich mit Fleiß nach dem Ein- und Ausfluß, daß er allezeit offen bleibe, geſehen werden. ſ. a. **Teichfiſcherey**, Nro. I. lit. B) γ) 14).

Foreſt, ſ. **Forſt.**

Foreſtarius, ſ. **Förſter.**

Foreſtier, ſ. **Förſter.**

Foret, ſ. **Forſt, Wald.**

Foron, ſ. **Fröttel.**

Forſt, Forſtwald, lat. Saltus, Silva, Sylva, Nemus, franz. franz. *Foreſt*, *Foret*, iſt ein weit umfangener mit Oberholz bewachſener offener Raum, oder Theil eines Waldes, der in verſchiedene Reviere, Berge, Thäler, Hölzer, Vorhölzer und Büſche eingetheilet wird, und daraus derjenige, dem die Forſtgerechtigkeit zukommt, die Nutzung von Wild, Holz- Buch- und Eichelmaſt, wildem Obſt u. a. m. zu genieſſen hat. Wie nun an pfleglicher und gebührlicher Verwaltung und Erhaltung eines Forſtes und demſelben anhängiger Gerechtſame, einer Herrſchaft ſehr viel gelegen iſt, weil ein merklicher Theil ihres Einkommens darauf beruhet; ſo ſind auch, wo eines Herrn Land oder Herrſchaft groß und weitläuftig, und mit vielen Holzungen, auch Feldern, Wieſen, Brüchen, Triſten, Hutungen ꝛc verſehen iſt, dieſelbe in gewiſſe Forſtreviere eingetheilet, und nach vorhandenen Gelegenheiten in richtige Grenzen mit beſondern Zeichen, Mahlreinen oder Hauffen abgeſtecket, und einem jeden Revier ein Förſter vorgeſetzet. Sind aber in einer Herrſchaft viele Forſtreviere, zu deren Aufſicht folglich auch viel Förſter ſeyn müſſen; ſo wird über ſolche ein **Oberförſter**, oder da es noch weitläuftiger wäre, ein **Forſtmeiſter**, über dieſe aber noch bey groſſen Fürſtl. Forſtweſen, ein **Oberforſtmeiſter**, als deren Vorgeſetzter verordnet, die Oberaufſicht über dieſelbe zu haben, daß kein Unterſchleif unter ihnen, oder von andern keine Schmälerung, oder Eingrif wegen Holz- und Wildpretsſachen, dem herrſchaftlichen Regali zum Präjuditz, unverantwortlich vorgenommen oder nachgelaſſen werde.

Forſtamt, ſ. **Förſterey.**

Forſtbann, iſt der Zwangbefehl eines Fürſten oder Forſtherrn, kraft deſſen ſeine Unterthanen ſchuldig und gehaltenſind, das benöthigte Holz aus ſeinem Forſte zu nehmen, und der Eichel- Buchecker- Caſtanien- oder anderer wilden Obſtmaſt, gegen Erlegung eines gewießen Maſt- oder Fehmgeldes, aus demſelben ſich zu erholen. Sonſt aber nennet man auch **Forſtbann**, wenn die Obrigkeit in ihrem Lande Waldordnungen aufrichtet, nach welchen den Unterthanen auch in ihren eigenen Hölzern vorgeſchrieben wird, wie ſie ſelbige gebrauchen ſollen.

Forſtbediente, heiſſen diejenige, welchen bey der Förſterey etwas

zu beobachten anvertrauet worden, wohin die Forſtmeiſter, Förſter und Forſtknechte gehören, von welchen an ihrem Orte beſonders gehandelt worden. An andern Orten ſind die Titul der Bedienten ſehr unterſchieden, und es finden ſich **Oberknechte, Waldſchreiber, Waldſchaffer, Holzinſpektor, Waldbereuter.** Im Oeſterreichiſchen, **Holzverſilberer, Wald-Amts-Bau- und Clausmeiſter, Waldförſter, Wald-Amts-Mautner, Wald-Amts-Hof-Holzaufſeher, Kohlenſchreiber** ꝛc. Die Dienſte aber bleiben an ſich allemal einerley, ob ſie gleich zuweilen etwas anderſt eingerichtet ſind. Daher wir uns dabey nicht aufhalten wollen.

Forſtbereuter, Forſtgegenbereuter, ſind die Controlleurs der Förſter, welchen ſowohl oblieget, die Forſte, beſonders die Hauungen fleiſſig zu bereuten, und nachzuſehen, ob alles in vorgeſchriebener Ordnung geſchehe, als auch hauptſächlich die vorräthige Holzmaterialien im Hauerlohn und Forſtzinß abzuzehlen, und richtige Gegenrechnung darüber zu führen.

Forſtbücher, Forſtregiſter, ſind eine Art von Amtsbüchern, darinnen beſonders die Grenzen eines jeden Forſtes, und was dem weiter anhängig, genau verzeichnet und beſchrieben zu finden.

Forſtcalender, iſt bey dem Nahmen eines jeden Monats nachzuſehen.

Forſteyliche Obrigkeit, ſ. **Forſtgerechtigkeit.**

Forſtfrohnen, ſind diejenigen Dienſte, welche die Unterthanen ihrer Obrigkeit aus ihren ſelbſt eigenen Mitteln, oder gegen eine geringe Lieferung an Speiſe, oder auch Gelde, auf Jagden, Hölzern und Forſten entweder mit der Hand, oder auch mit Pferden, Ochſen, und Geſchirr leiſten müſſen.

Forſtgarbe, Stockgarbe, iſt ein gewiſſer Zehend, der von einem gewieſſen Stück Holzes, wenn es zu Saatfelde gemacht wird, dem Lehensherrn des Forſtes von dem Lehenmanne jährlich bezahlet werden muß, um dadurch den Wildbahnsſchaden, den der Lehensherr leidet, zu erſetzen.

Forſtgegenbereuter, ſ. **Forſtbereuter.**

Forſtgerecht, wird derjenige genennet, der von dem, was zu dem Forſtweſen gehöret, die nöthige Einſichten beſitzet. ſ. **Förſter.**

Forſtgerechtigkeit, Forſtrecht, Forſtliche Herrlichkeit, Forſteyliche Obrigkeit, lat. Jus foreſtale, Jus foreſtarium, bedeutet in weiterm Sinn alle Wald- und Holzgerechtigkeit, das Jagdrecht, die Wildbahn, und alles, was zur Jagd gehöret; in einem engern Verſtande aber nur, was der Waldung und dem Gehölze anhängig iſt. Indeſſen werden die hier geſetzte Benennungen, von andern, die die Sache gründlicher auseinander geſetzet, nicht als gleichbedeutend angenommen; ſondern die Forſtgerechtigkeit oder das Forſtrecht wird von der forſtlichen Obrigkeit unterſchieden, ſo wie auch der Wildbann von dem

Forſtrecht unterſchieden iſt. Wir bleiben demnach jetzo bey Erläuterung deſſen ſtehen, was eigentlich zur forſtlichen Obrigkeit gehöret. Dieſe iſt, ihrem vollſtändigen Begrif nach, eine öffentliche Macht und Gewalt, in Anſehung der Jagden, Forſt und Wälder, und derer davon abhängigen Sachen, etwas zu gebieten und zu verbieten, über Forſt- und Jagdſtreitigkeiten zu erkennen, die Uebertretter zu beſtraffen, und allen Nutzen aus dem Forſt an Holz und Wild zu genieſſen.

Wehner. Obſerv. pract. voc. **Forſt**. *Spiz*. de Jurisdict. foreſt. *Hildebrand* de Jurisd. univerſ. cap. 13. poſit. 1. *Weſtenholz* Diſſert. de Jurisd. Foreſt. cap. 3. §. 37. *Hert*. de Superiorit. territ. §. 48.

Solchemnach enthält die forſtliche Obrigkeit als ein totum integrale 2 Stücke in ſich, 1) den **Wildbann**, und 2) das **Forſtrecht** oder Waldgerechtigkeit, welche beyde wohl voneinander zu unterſcheiden. Jener beſtehet in dem Waydwerk, oder der Befugniß mit Ausſchlieſſung anderer zu Jagen, und allerhand des Wilds und der Jagd halber zu beſchlieſſen und vorzunehmen. Dieſes aber beſtehet in Aufſicht und Erhaltung der Wälder und Gehölze.

Berger. Oecon. Jur. lib. 2. tit. 2. §. 8. not. 6. p. 228. *Wehner* l. c. *Harpprecht* ad §. 12. Inſtit. de rer. diviſ. num. 264. *Spiz*. Diſſert. de jur. foreſt. cap. 1. §. 6. 7. *Knipſchild* de Civit. Imper. lib. 2. cap. 7. num. 40.

Daher ſiehet man, daß an etlichen Orten, ja wohl gar an Fürſtl. Höfen, die Aemter des Jägermeiſters und Forſtmeiſters von einander unterſchieden ſeyn; denn jener wird der Jagd vorgeſetzt, und hat alles, was zur Jagd gehörig, anzuordnen; dieſer aber hat die Inſpektion über die Wälder, und darauf zu ſehen, daß ſie nicht verödet, ausgeſtockt, oder ſonſten verwüſtet werden.

Wehner c. l. *Jod. Beck* Tract. de Jurisd. crim. & *Centen*. lib. 3. cap. 3. obſ. 5. *Majer*. Tract. de Jur. venand. cap. 12. theſ. 2. *Ertel* de Jurisd. infer. lib. 2. cap. 34. obſ. 1.

Wie dann auch in Deutſchland, beſonders in Schwaben, ſich täglich zuträgt, daß einer in einem Wald den **Wildbann**, und der andere das **Forſtrecht** hat, weil dieſe Jura an und vor ſich ſelbſt in keiner Verbindung ſtehen, und eines ohne das andere, gar wohl exercirt werden kann.

Ruland de Commiſſar. part. 4. lib. 2. cap. 8. num. 43. *Ertel* c. l. cap. 34. obſ. 2. *Knichen* de Jur. territ. cap. 4. num. 295. *Knipſchild* de Civit. Imper. lib. 2. cap. 6. num. 17. & 70.

Man darf alſo von einer Specie auf die andere nicht ſofort den Schluß machen, daß demjenigen, welcher den Wildbann hat,

hat, auch das Forſtrecht, oder dem, der das Forſtrecht hat, auch die Wildbannsgerechtigkeit zuſtehe.

Berger Oecon. Jur. lib. 2. tit. 2. §. 8. not. 6. pag. 228. *Myler* ab **Ehrenbach.** de Princip. & Statib. Imper. cap. 73. §. 5. *Krebs* de lign. & lapid. part. 1. claſſ. 4. ſect. 16. §. 1. num. 5.

Wer alſo entweder nur das Forſtrecht, oder nur allein den Wildbann hat, der hat noch nicht Jurisdictionem foreſtalem, oder die forſtliche Obrigkeit; ſondern er muß jene beyde beyſammen haben. Und wenn er dieſe hat; ſo kann er alles exerciren, was ſowohl das Forſtrecht, als der Wildbann in ſich faſſet.

Knipſchild de nobilit. lib. 2. cap. 5. num. 220. *Weſtenholz* Diſſert. de Jurisd. foreſt. theſ. 29. 36. *Ruland.* de Commiſſar. part. 4. lib. 2. cap. 8. num. 41. **Klinger Beamter** part. 1. tit. 34. §. 1.

Von dieſer forſtlichen Obrigkeit, die jene beyde das Forſtrecht und den Wildbann in ſich begreiſſet, wollen wir nun die nöthigſten Punkte, die davon zu wiſſen ſind, kürzlich anmerken. Was die Effecte, **Wirkungen** und **Kennzeichen** derſelben anbetrift; ſo iſt nicht nöthig hier derſelben zu gedenken; denn es ſind eben dieſelbe, die bey dem Forſtrecht und dem Wildbann zugleich obwalten; daher dieſe beyde nachzuſchlagen. Hingegen iſt folgendes bey der forſtlichen Obrigkeit beſonders zu bemerken:

A) Die verſchiedene Eintheilungen derſelben. Sie wird nämlich eingetheilet

α) in die **unmittelbare** und **mittelbare** (immediatam & mediatam). **Jene** iſt, welche entweder von dem Landesherrn ſelbſt, als ein Theil der Territorialſuperioritæt unmittelbar, oder als Regale und Recht in eines andern Territorio, von einem andern Landesherrn, aber nicht als ein Actus der hohen Landesobrigkeit, ſondern nur als ein beſonderes Recht von demſelben, unter dem Nahmen eines Regalis, exerciret wird (*Schweder* Introd. in Jus publ. part. ſpec. ſect. 2. cap. 15. §. 13, *Weſtenholz* Diſſert. de Jurisd. foreſt. cap. 4. §. 40.) **Dieſe** iſt, welche von dem Landesherrn durch die von ihme niedergeſetzten Beamten, oder andere Perſonen, denen ſolche iſt concediret worden, exerciret wird (*Weſtenholz* c. l. §. 40. 47.).

β) In patrimonialem, die jemand durch einen rechtmäßigen Titul, oder auch durch die Belehnung überkommen; und in administratoriam ſ. officialem, welche jemand vermöge ſeines obhabenden Amtes iſt anvertrauet worden (*Weſtenholz* c. l. theſ. 85.) Zwiſchen beeden iſt ein groſſer Unterſcheid. **Jene** haftet auf denen Gütern, und wird mit denſelben auf einen jeglichen Beſitzer transferiret; dieſe aber wird jemand als ein Amt anvertrauet, höret mit der Perſon auf, und gehet nicht auf die Erben (l. 12. ff. *Lauterbach* Colleg. theor. pract. tit. de Jurisd. §. 43). **Jene** iſt in Commercio, und kann ver-

veralienirt werden; aber nicht dieſe; jene überkommt man durch die Belehnung, oder ſonſt einen rechtmäſſigen Titul; dieſe aber durch die Erwählung und Gnade des Landesherrn (*Engelbrecht* ad tit. ff. de Juriſd. §. 11). Wobey noch anzumerken, daß die Geldſtraffen und andere Früchte der Juriſdiction deme gehörig, der die Juriſdictionem patrimonialem hat. Dahingegen der, welchem die Juriſdiction vi Officii zuſtehet, ſolche emolumenta nicht einfangen, oder vor ſich behalten darf, ſondern er iſt ſolche zu verrechnen ſchuldig (*Adrian. Bejer.* in poſit. ad ff. tit. de Jurid. poſit. 21.).

γ) In die vollkommene und allgemeine forſtliche Obrigkeit (plenam & illimitatam), wenn nämlich jemand alle zur forſtlichen Juriſdiction gehörige Jura, ohne Ausnahm, zu exerciren hat; und in die eingeſchränkte forſtliche Obrigkeit (limitatam ac reſtrictam), wenn nämlich derjenige, welcher dieſe Juriſdiction verſtattet, ein und andere Actus und Gerechtſame ausnimmt, oder ein anderer einige beſondere Actus, z. Ex. das Eichelleſen, die Niederjagd, das Holzfällen ꝛc. in dem Forſt hergebracht, mithin der, welchem anſonſten die forſtliche Obrigkeit zuſtehet, nicht alle und jede Actus zu exerciren hat, oder wenn die forſtliche Obrigkeit auf eine gewiſſe Zeit, oder gewiſſe Perſonen reſtringirt iſt.

δ) In die eigene forſtliche Obrigkeit (ſolitariam ſ. propriam), welche jemand in einem Forſt allein exercirt; und in die gemeinſchaftliche oder geſammte (ſimultaneam ſ. communem), welche jemand mit einem andern oder auch mit mehrern, gemeinſchaftlich hat (*Lauterbach* de Condom. territ. cap. 6. §. 16.).

B) Die Perſonen, welchen die forſtliche Obrigkeit heutiges Tages zuſtehet, ſind

a) die Fürſten und Stände des Reichs in ihren Territoriis und Gebieten (*Schweder.* Introd. in Jus publ. part. ſpec. ſect. 2. cap. 15. §. 13. *Myler* ab Ehrenbach de Princip. & Stat. Imper. cap. 71.). Folglich

b) auch die Reichs-Städte, welche ſowohl, als die Fürſten, Stände des Reichs ſind, und deswegen laut des Oßnabrückiſchen Friedensſchluſſes Art. 8. §. 4. auf denen Reichstägen ihren Sitz und Stimme haben, mithin gleich den andern Ständen des Reichs der hohen Landesobrigkeit fähig ſind (*Limn.* Jur. publ. lib. 7. cap. 1. num. 49. ſq. *Hermes* Jur. publ. cap. 31. num. 20. *Knipſchild* de Jur. Civit. Imper. lib. 2. cap. 4. num. 7. ſqq.). Aus eben dieſem Grunde

c) auch die geiſtlichen Stände; denn obgleich nach den canoniſchen Rechten den Geiſtlichen die Jagd verbotten (cap. 1. & 2. x. de Clericor. venator. cap. 1. x. ne Cleric. vel Monach.); ſo ſind doch dieſe Verordnungen auf die geiſtlichen Fürſten und Stände keinesweges zu extendiren; denn dieſe werden nicht als geiſtliche Perſonen,

ſondern als Fürſten und Stände des Reichs angeſehen, die ihre Güter Herrſchaften und Gebiete mit den anhängigen Juribis von dem Kayſer und Reich zu Lehen empfangen (*Gail.* 1. Obſ. 30. num. 6. *Reinking* de Regim. ſecul. & eccleſiaſt. lib. 1. claſſ. 4. cap. 9. *Weſtenholz* cit. loc. cap. 4. §. 44.).

d) **Die unmittelbare Reichs von Adel in Franken, Schwaben, am Rheinſtrohm und Elſaß**, und zwar entweder vermöge einer undenklichen Gewohnheit, oder eines beſondern Privilegii und ausdrücklichen Conceſſion des Kayſers, der Fürſten oder anderer Stände des Reichs, oder aber auch Kraft hoher Landesobrigkeit (*Weſtenholz* c. l. cap. 4. §. 45. *Knipſchild* de jur. nobil. lib. 3. cap. 5. de jur. venand. & jurisd. foreſt. nobil. immed. compet. per tot.).

e) Einige **freye Reichsdörfer**, als Suffelheim, Godramſtein, Gams, Sendfeld und Gochsheim nahe bey Schweinfurth, item Gartach bey Hailbronn gelegen, die zwar keine Stände des Reichs, jedoch einig und allein Kayſerl. Majeſtät unmittelbar unterworfen ſind (*Goldaſt.* in Epiſt. Dedicat. **der Reichshandlungen.** *Ludolph-Hugo* de Stat. region. German. cap. 1. §. 8. cap. 5. & 9. *Schweder* c. l. part. ſpec. ſect. 2. cap. 18 §. 16.). Auſſer jetzt erzehlten Perſonen ſind noch andere, welche die forſtliche Obrigkeit, nicht zwar vermöge hoher Landesobrigkeit, ſondern Kraft eines andern beſondern Rechts erlanget und hergebracht. Daher wir

C) bemerken: **Wie und auf was Art die forſtliche Obrigkeit acquiriret werde?** Es geſchiehet ſolches,

α) durch die *Conceſſion*, wobey dreyerley Fälle ſtatt finden:

1) die *Inveſtitur*, da nämlich jemand mit der forſtlichen Obrigkeit belehnet wird (L. B. *Lyncker* Cent. 6. deciſ. 565.); und dieſes geſchiehet entweder **mit deutlichen und ausdrücklichen Worten: mit aller forſtlichen Gerechtigkeit, Wildbann, Jagden und Jagdgerechtigkeit** (*Weſtenholz* c. l. cap. 6. §. 83. *Spiz.* de Jurisd. foreſt. cap. 3. § 1.); oder aber **ſtillſchweigend**, wenn nämlich ein Fürſt oder Landesherr jemand einen Diſtrikt oder Schloß mit **allen Pertinentien, An- und Zugehörungen** zu Lehen gegeben, und die forſtliche Obrigkeit dem Ort anhängig iſt (*Klock.* vol. 1. conſil. 29. num. 231. *Knipſchild* de nobilit. lib. 3. cap. 5. num. 93. *Weſtenholz* c. l. cap. 6. § 83.). Hier kommen nun viele ſchwere Rechtsfälle vor, welche man decidiret findet in *Jod. Beck* Tract. de Jurisdict. foreſt. cap. III. pag. 24 -- 39.

2) **Die Beſtellung** der Officianten, da nämlich die Landesherren, kraft der ihnen zukommenden Territorialſuperiorität, Obrigkeiten verordnen, und ihnen die forſtliche Obrigkeit anvertrauen (*Hildebrand* in Diſſert. de Jurisd. univerſ. cap. 13. poſit. 5.).

3) Ein

3) Ein *Privilegium*, *Teſtament*, *Donation*, Geding und Vertrag, Kauff, oder anderer *Contract* und Handlung (per l. 31. ff. de acquir. rer. domin. *Gail.* 2. obſerv. 6. num. 6. *Weſtenholz* c. l. cap. 6. §. 84.). Wobey jedoch erfordert wird, daß die Tradition und Uebergabe darzu komme, welche in rebus corporalibus eo ipſo geſchiehet, wenn derjenige, welchem die forſtliche Obrigkeit durch einen rechtmäſſigen Titul conſtituirt worden, die Jurisdiction wirklich exerciret, der Conſtituent aber ſolches leidet und duldet; denn ſonſt iſt die forſtliche Jurisdiction nicht acquiriret, ſondern bloß conſtituirt (per l. ult. ff. de ſervitut l. 1. in fin. ff. de Servitut. præd. ruſtic. l. 11. §. 1. ff. de publ. act. l. 3. pr. ff. de Uſufruct. *Lauterbach* Colleg. theor. pract. tit. de Jurisd. §. 43. coll. arg. l. 3. pr. ff. de Obligat. & act. l. 11. §. 1. ff. de publ. in rem. act.). Die weitere Ausführung der Fälle, die hier vorkommen, Siehe in *Jod. Beck* Tract. de Jurisdict. foreſt. cap. III. pag. 40--56.

β) Die andere Art, wodurch die forſtliche Obrigkeit acquiriret werden kann, iſt die *Præſcription* oder Verjährung, wenn man ſich nämlich derſelben durch die in den Rechten beſtimmte Zeit, und nach denen zur Præſcription gehörigen Requiſiten, entweder auf ſeinem eigenen oder auf einem fremden Diſtrict bedienet (*Spiz.* Diſſert. de Jurisd. foreſt. cap. 3. §. 2. *Weſtenholz* l. c. cap. 6. §. 89.). Damit aber ſolche Præſcription von einiger Kraſt und Wirkung ſeye; ſo wird theils eine rechtmäßige *Poſſeſſion*, theils eine rechtsbewährte Zeit erfordert.

A) Durch die *Poſſeſſion* wird allhier verſtanden der Gebrauch der Sache, wenn nämlich jemand mit des andern Patienz ſolche Actus exerciret, welche zur forſtlichen Obrigkeit gehören; welche beyde Stücke, nämlich der Gebrauch, und die Erduldung des Gebrauchs, bey der Præſcription der Gerechtigkeiten, oder rerum incorporalium, die Tradition oder Uebergabe, und die Translation der Poſſeſſion repræſentiren (*Hahn* ad *Weſemb.* tit. de ſervitut. num. 5.). Zu einer rechtmäßigen Poſſeſſion aber, worinnen das Haupt- und Subſtantialrequiſitum der Præſcription beſtehet, gehöret

a) eine rechtmäßige Urſache der Poſſeſſion, welche ſonſten ein Titulus oder rechtmäßige Ankunft genennet wird. Dieſe wird bey der Præſcription der Jurisdiction als nothwendig erfordert von *Matth. Stephan.* de Jurisd. lib. 1. cap. 38. num. 33. Allein ſo bald ein Titul vorhanden iſt, als wenn z. Er. der Landesherr jemand die forſtliche Obrigkeit durch Verkauff, Donation, oder auf andere Weiſe concediret hat; ſo findet keine Præſcription mehr ſtatt, ſondern die Sache wird pleno jure acquirirt. Das aber iſt bey der Præſcription nothwendig, daß jemand mit Wiſſen und Gedulden des Territorialherrn, und alſo weder heimlich, noch bittweiſe, noch mit Gewalt (nec clam, nec precario, nec vi) die forſtliche Obrigkeit durch eine Rechtsverjährte Zeit

exerciret habe (*Knichen* de Jur. territ. cap. 3. num. 119. &c. *Struv.* S. J. Civ. Exercit. 13. th. 38. *Brunnemann* ad l. 2. cod. de ſervitut. num. 9. *Noe* Meurer vom Jagd- und Forſtrecht, tit. wie die forſtliche Gerechtigkeit *præſcribi*ret werde, verſ. zum fünften).

b) Hingegen iſt bey Präſcribirung der forſtlichen Obrigkeit bona fides nie aus den Augen zu ſetzen, d. i. man muß nicht wiſſentlich dieſelbe auf eine ungerechte Art exerciren, und den Willen haben, dem rechtmäßigen Herrn, ſo bald man denſelben mit Ueberzeugung erkennet, den Gebrauch zu cediren (*Spiz.* Diſſert. de Jurisd. foreſt. cap. 3. §. 2. in fin.): denn obwohl bona fides in der Præſcription von 30 bis 40 Jahren nicht nothwendig iſt, weil durch Verlauff ſolcher Zeit alle Actiones reales und perſonales, wenn gleich bona fides nicht vorhanden, nach den Civilrechten erlöſchen (vid. lib. 3. 4. & 7. Cod. de præſcript. 30. l. 40. annor. *Struv.* S. J. Civ. Exercit. 32. theſ. 20. 22.); So wird doch derſelbe nach canoniſchen Rechten, (ſecundum diſpoſitionem cap. fin. X. de præſcript.) indiſtincte erfordert, ſo gar, daß auch in der Præſcriptione immemoriali bona fides vorhanden ſeyn muß (*Covarruv.* in cap. poſſeſſor. malæ fidei de Reg. Jur. part. 2. §. 8. num. 1. *Gail.* 2. obſerv. pract. 18.). Wiewohl in Præſcriptione longiſſimi temporis, nämlich einer Zeit von 30 bis 40 Jahren, wie auch in Præſcriptione temporis immemorialis bona fides præſumiret wird. Daher dem Gegentheil zu erweiſen oblieget, daß die Præſcription mangelhaft, und der Acquirent ein malæ fidei Poſſeſſor ſeye (*Carpz.* lib. 1. reſp. 38. num. 7. ſeq. *Rolland a Valle* vol. 2. conſ. 89. num. 33.). So bald demnach aus geſundenen alten Urkunden und Documenten erſcheinet, daß der Anfang der forſtlichen Jurisdiction unrechtmäßig geweſen, und einem andern zugehörig ſeye; ſo kann dergleichen undenkliche Poſſeſſion nichts fürtragen, immaſſen die Præſcription der Sachen Wahrund Unwahrheit nichts geben oder nehmen kann, und wenn gleich etwas 1000 Jahr für wahr wäre gehalten worden; ſo iſt und bleibt es doch, wenn hernach die Unwahrheit zum Vorſchein kommt, in alle Ewigkeit falſch (*Covarruv.* in cap. poſſeſſor. part. 2. §. 3. 8. num. 5. *Menoch.* l. 3. præſumt. 131. num. 49.) Ueber dieſes wird

c) zu einer rechtmäßigen Poſſeſſion erfordert der Wille des, wider welchen die Præſcription intendiret wird. Denn wer ohne den Willen des Autoris etwas beſitzt, obſchon die übrigen Requiſita vorhanden, der hat keine rechtmäßige Poſſeſſion; ſondern wird vor einen Räuber gehalten (vid. l. 5. ff. de acquir. & omittend. poſſeſſ.

B) Damit aber die Præſcription vollkommen ſeye, ſo wird dabey auch noch eine Rechtsbewährte Zeit erfordert, welche das andere Hauptſtück der Præſcription ausmachet. Dieſe Zeit aber iſt zu betrachten ſowohl ratione Qualitatis, als Quantitatis. Ratione Qualitatis wird erfordert, daß

daß ſie nicht interrumpirt, ſondern der Præſcribent in ruhiger Poſſeſſion beſtändig verblieben ſeye (*Schneidewin* ad tit. de Action. §. 12. num. 77. *Vinn.* in Comment. ad §. 7. Inſtit. de uſucap. num. 3. *Noe* **Meurer vom Jagd⸗ und Forſtrecht**, d. tit. §. **nachdem dann**). Was aber Quantitatem, oder, wie viel Zeit zur Præſcription der forſtlichen Obrigkeit erfordert werde, anbetrift; ſo kommt es auf folgende Fälle an:

1) Wenn jemand wider einen Fürſten oder Landesherrn præſcribiren will; ſo iſt Tempus immemoriale oder undenkliche Zeit dazu nöthig (*Spiz.* de Jurisd. foreſt. cap. 3. §. 3. *Krebs* Tr. de ligno & lapid. part. 1. claſſ. 4. ſect. 16. §. 7. **Finſterwald** Obſerv. pract. ad conſuet. Auſtriac. lib. 3. obſerv. 158.); Denn die forſtliche Obrigkeit wird von den Dd. unter die Regalien gezehlet, welche eine undenkliche Zeit erfordern (cap. 26. præterea. X. de V. S. conf. *Receſſ. Imper.* de A. 1548. §. **Wann auch ein eingezogener.** *Lauterbach* Colleg. theoret. pract. tit. de uſucap §. 45.). Wobey aber zu merken, daß die undenkliche Zeit nicht nach der Quantität abzumeſſen. So können zum Ex. 100 Jahre noch kein Tempus immemoriale machen, wenn Leute vorhanden ſind, welche von dem Anfang ſtrittiger Sachen teſtiren können; ſondern das iſt eine undenkliche Zeit, wo man den Anfang nicht anzugeben weißt. Mithin kann ſich das Tempus immemoriale öfters weit über 100 Jahr erſtrecken; manchmal aber kann es ſich auch auf weniger, denn 100 Jahr belauffen (l. 3. §. 4. ff. de aqu. quotid. l. 2. ff. de aqua pluv. arcend. *Carpzov.* part. 2. conſtit. 1. def. 7.).

2) Wenn aber ein Fürſt wider einen Fürſten, oder ein Stand des Reichs wider den andern, oder jemand wider eine Privatperſon, z. Ex. einen Edelmann, oder wider eine Stadt præſcripiren will; ſo wird in Ermangelung des Tituls eine Zeit von 30 bis 40 Jahren zur Præſcription erfordert (*Weſemb.* ad ff. tit. de juriſd. num. 9.).

γ) **Die dritte und letzte Art die forſtliche Obrigkeit** zu acquiriren, iſt die **Gewohnheit** (*Spiz.* Diſſert. de Juriſd. foreſt. cap. 3. §. 1. *Weſemb.* ad tit. ff. de Juriſd. num. 9.). Wenn daher eine Stadt die forſtliche Obrigkeit eine geraume Zeit exerciret hat; ſo iſt dadurch die forſtliche Obrigkeit acquiriret; daferne nur die Actus in einem gewiſſen Ort, ſtets einförmig, ohne Contradictiou desjenigen, der hierinnen intereſſirt, oder ohne Adhibirung eines contrairen Actus, zum öftern ſind exerciret worden (l. 2. 3. Cod. quæ ſit. long. conſuetud. *Roſentbal* de feud. cap. 5. concl. 16. *Weſemb.* c. l. num. 9.; wo er zeiget, wie Præſcription und Gewohnheit differiren.). Bey dieſem modo acquirendi iſt weder Titulus, noch bona fides nöthig, weil kein Geſetz vorhanden, welches ſolche Stücke erfordert (*Schultes* 2. quæſt. num. 80. ſeqq. *Mich.* de Inquiſit. Crim. cap. 3. §. 53.). Wie viel Zeit aber zu Einführung einer Gewohnheit erfordert werde, iſt in den gemeinen Rechten nicht ausgedrückt zu finden;

finden; insgemein erfordern die Doctores 10 Jahre (*Hieron de Cæval.* ſpec. opin. commun. contra commun. quæſt. 357. num. 10. *Jo. Petr. Salazar.* de Conſuetud. cap. 8. num. 9. ſeq.). In Sachſen ſind zu Einführung der Gewohnheit determinirt 31 Jahr, 6 Monate, 3. Tage; und dieſe iſt von dem erſten Actu, welcher erweißlich gemacht werden kann, zu rechnen (*Carpz.* part 2. Conſtit. 3. def. 21. *Coler.* de Proceſſ. execut. part, 1. cap. 3. num. 29.). Beede aber, ſowohl die Gewohnheit, als Præſcription, können entweder durch Inſtrumenta, oder durch Zeugen erwieſen werden, und die Præſcriptio immemoralis unter andern auch dadurch, wenn alte Leute von ihrer Wiſſenſchaft, die ſie von Sehen oder Hören haben, deponiren, daß ſie es ſo, und nicht anderſt, ſo lange ſie gedenken können, gefunden und geſehen, auch von ihren Eltern oder andern alten Vorfahren nie anderſt gehöret hätten (vid. l. 2. §. 8. ff. de aqu. & aqu. pluv. arcend. *Gail.* 2. obſerv. pract. 66. num. 3. *Monte* de finib. regund. cap. 51. num. 6.).

D) Weiter iſt hiebey zu merken nöthig: **Welche Perſonen die forſtliche Obrigkeit *acquiriren* können?** Ueberhaupt wird dieſes davon veſtgeſetzet: daß ein jeder die forſtliche Obrigkeit acquiriren könne, dem ſolches nicht in ſpecie verbotten. Da nun die Jurisdiction Juris publici iſt (arg. l. 3. Cod. de Jurisd. omn. judic.); ſo ergiebt ſich von ſelbſt, daß eine Privatperſon, weil ſie gar keine Jurisdiction hat, ſolche nicht præſcribiren oder acquiriren könne; da hingegen eine obrigkeitliche Perſon durch exercirte Actus, und bey behöriger Poſſeſſion, auch mit Beyhülfe anderer Requiſiten, die forſtliche Obrigkeit, beſonders in einem andern Territorio, durch Verjährung gar wohl acquiriren, oder ſeine bereits beſeſſene Actus durch andere vermehren mag (*Spiz.* l. c. cap. 4. §. 1. *Hahn* ad *Weſemb.* tit. de Jurisd. num. 9. *Strauch.* Diſſert. ad Jus Juſtin. 20. aphor. 10.). Jedoch kann eine Privatperſon die forſtliche Obrigkeit dadurch acquiriren, wenn ſie entweder ein adelich Gut, deme die forſtliche Obrigkeit anhängig, an ſich gebracht, oder aber ſothane Jurisdiction beſonders durch Kauff, Tauſch, oder einen andern Contract, oder durch Erbſchaft, Privilegium, Donation, Vermächtniß, oder durch die Belehnung überkommen (*Lindenſpür* de Imper. & familiar. Origin. & mutat. cap. 31. num. 16. ſeqq. *Stephan.* de Jurisd. lib. 1. cap. 38. num. 41.). Was aber vorher überhaupt von Privatperſonen geſagt worden, das hat noch mehr bey Unterthanen ſtatt, daß dieſe nämlich die forſtliche Obrigkeit durch Præſcription nicht acquiriren können; denn Unterthanen, welche ſich in den Territoriis ihrer Landesherren der Jurisdiction anmaſſen, begehen ein Crimen læſæ Majeſtatis (arg. l. 3. ff. ad leg. Jul. majeſt. *Ekold* ad ff. tit. de Jurisd. §. 5.). Doch kann es geſchehen, wenn ſie von ihrem Herrn dieſelbe zu Lehen bekommen, oder von einem andern durch Kauff, und andern rechtmäßigen Titul an ſich bringen (*Paurmeiſter* de Jurisd. lib. 1.

cap. 27. num. 43. *Naver.* diſſert. de jurisd. in alien. territor. cap. 3. §. 2. num. 3.

E) Wie nun jeder das, was er behauptet, zu erweiſen ſchuldig iſt; alſo muß dieß auch in Anſehung der behaupteten forſtlichen Obrigkeit geſchehen. Die Arten des Erweiſes aber ſind folgende:

αα) Durch briefliche Urkunden, Inſtrumenten, und authentiſche Schriften; inſonderheit durch Receſſe, Privilegia, Contract- und Lehensbriefe, Verträge, brüderliche Abtheilungen, und ergangene Urthel. Dann für dergleichen Urkunden und Regiſter waltet billich eine rechtliche Vermuthung, welche, wie die Rechtslehrer ſagen: probationem probatam, non probandam, würket; mithin dem Gegentheil die Führung des Beweiſes in Contrarium, aufbürdet (*Stephan.* de Jurisd. lib. 1. cap. 37. num. 1. 2. &c. *Carpz.* lib. 1. reſp. 79. num. 6. *Harprecht* ad §. 12. Inſtit. de rer. diviſ. num. 295. *Noë* Meurer vom Forſt- und Jagdrecht, part. 2. rubr. von Beweiſung forſtlicher Oberherrlichkeit, pag. 23.).

ββ) Durch unverwerfliche Zeugen, bevorab durch die angeſeſſene und benachbarte, als welche die beſten und bequemſten Zeugen abgeben (*Harpprecht* d. §. 12. num. 295. *Meichsner* tom. 3. deciſ. cameral. 33. num. 7. *Noë* Meurer l. c.). Es wird aber erfordert

1) daß die Zeugen, derer wenigſtens zwey ſeyn ſollen, glaubwürdig, und unverleumdet, und ſonſten aus keiner rechtmäßigen Urſach zu verwerfen ſeyn;

2) daß ſie die Perſonen benennen, von denen ſie die Ausſage gehöret. Sie müſſen alſo deponiren, daß ſie nicht nur vor ihre Perſon ſelbſt geſehen, wie in dieſem Forſt von dieſem oder jenem die forſtliche Obrigkeit exerciret worden; ſondern auch ſolches von ihren Eltern und Vorfahren alſo vernommen, und niemals anderſt erfahren und gehöret haben (*Ockel* de præſcript. temp. immemor. §. 64. *Mohr* de jur. venand. part. 2. cap. 4. num. 9. ſeq. *Noë* Meurer c. l.).

3) Wird erfordert, daß die Zeugen ihre Ausſagen von mehr als einem, wenigſtens von zweyen her haben (*Surd.* deciſ. 12. num. 12. *Monte* Tr. de finib. regund. cap. 51. num. 9.).

4) Müſſen die Zeugen ihre Ausſagen ſchon vor erregtem Streit gehöret haben (*Klock* vol. 1. conſ. 17. num. 47. *Maſcard.* de probat. vol. 1. concl. 140. num. 4.

5) Sollen die Zeugen nicht nur beeidiget ſeyn, ſondern auch ſelbſten glauben, daß es wahr ſeye, was ſie von ihren Vorfahren gehöret, und alſo an ihrer Depoſition nicht zweifeln. Wobey denn noch zu merken, daß zu ſolcher Zeugſchaft keine junge, ſondern alte und betagte Leute, die wenigſtens 54 Jahr alt ſeyn, und von 40 Jahren her deponiren können, genommen werden ſollen (*Harpprecht* ad §. 12. Inſtit. de rer.

rer. diviſ. num. 269. *Stryck* de Jur. ſenſuum diſſert. 8. cap. 3. num. 20.).

γγ) **Durch den gemeinen Ruf**; in ſo ferne man nämlich eine alte Jurisdiction zu probiren willens iſt (*Socin.* vol. 2. conſ. 187. *Noë* **Meurer** l. c. part. 2. pag. 23.). Es muß aber der gemeine Ruf 1) von ehrlichen, glaubwürdigen und unverdächtigen Perſonen herrühren, 2) eine vernünftige und wahrſcheinliche Urſache zum Grunde haben, 3) beſtändig und einförmig ſeyn, 4) ſich ſchon vor erhobenem Streit angeſponnen haben (*Cothmann* vol. 1. reſp. 12. num. 167. 174. 177. & vol. 3. reſp. 4. num. 17. *Monte.* de finib. regund. cap. 53. num. 7.). Und dieſe Requiſita müſſen wenigſtens durch zwey Zeugen erwieſen und dargethan werden, welche, weil keine Zahl derſelben beſtimmet iſt, für hinlänglich gehalten werden (arg. l. 12. ff. de teſt. *Monte.* cap. 55. num. 8.).

δδ) **Durch die Actus poſſeſſorios.** Dahin gehöret: die Publication der Wald- Forſt- und Jagdordnungen; die Pfänd- und Beſtraffung der Forſt- und Jagdbedienten; das Exercitium des hohen und niedern Waydwerks, und deſſen Verbot; Einnehmung des Forſt- und Jagdhabers; die Aufrichtung der Forſt- und Jagdſteine; Verbietung des unziemlichen Baumabhauens und der Ausſtockung in dem Forſt, und andern dergleichen Actus mehr. Inſonderheit wird unter die Actus poſſeſſorios der Jagd- und Wildbannsgerechtigkeit gezehlet: die Publication der Jagdordnungen und Mandaten; die Pfändung und Beſtraffung um Jagdſachen; die Beſtellung und Abſchaffung der Jagd- und Waydknechte; die Einnehmung des Jagd- und Hundhabers; die Forderung der Jagdfrohnen; das Verbot alles unwaydmänniſchen Jagens, und Fahung der Vögel, wenn ſie in der Brut ſitzen; die Verleyhung der Vogelheerde; die Nach- und Aufrichtung der Sulzen oder Salzlecke; die Einfangung des Waldes mit einem Gehäge; die Aufrichtung der Jagdſteine, Jagd- oder Hägeſäulen, Haſenſäulen ꝛc.

Noë **Meurer** tract. vom **Forſt- und Waldrecht**, part. 2 rubr. **von der Beweiſung forſtlicher Obrig- und Herrlichkeit**, pag. 23. *Harpprecht* ad §. 12. Inſtitut. de rer. diviſ. num. 295. *Weſtenholz* Diſſert. cit. cap. 9. §. 131. *Textor.* Diſſert. de poſſeſſor. juriſd. §. 55.

εε) **Durch die Strafbücher und Pfandregiſter.** Denn wenn dieſe Bücher von den geſchwornen Actuariis gehöriger maſſen ſind verfertiget, und in den Archiven aufbehalten worden; ſo iſt kein Zweiffel, daß ſolche authentiſche Symbola und Kennzeichen der forſtlichen Obrigkeit ſeyn, und zu Beweiſung derſelben ein merkliches Beytragen.

Mev. part. 4. deciſ. 179. *Beſold.* conſ. 3. num. 10. L. B. de *Lyncker* reſp. 59. num. 5. 10. *Knichen* de jur. territ. cap. 3. num. 428. ſeqq. *Noë* **Meurer** tract.

tract. vom Forſt⸗ und Jagdrecht, part. 2. rubr. von Beweiſung forſtlicher Oberherrlichkeit pag. 23.

ξξ) Durch Einnehmung des Forſt⸗ und Jagdhabers; inſonderheit aber das Forſtrecht durch die Lieferung des Forſthabers, und die Wildbannsgerechtigkeit durch den Jagd⸗ und Hundshaber.

Myler ab *Ehrenbach* de Princip. & Statib. Imper. lib. 2. cap. 73. §. 6. *Noë* Meurer c. l. *Klock.* vol. 2. conſ. 29. num. 482.

ηη) Durch die geſetzten Markſteine; inſonderheit das Forſtrecht durch die Forſtſteine oder Wald⸗ und Holzmarkungen; die Wildbannsgerechtigkeit aber durch die Jagdſteine, Jagd⸗ und Hägeſäulen; denn ſo weit dieſe Markungen reichen, ſo weit erſtreckt ſich auch die forſtliche Jurisdiction, und zeigen derſelben Poſſeſſion an.

Noë Meurer cit. loc. *Oettinger* de jur. limit. lib. 1. cap. 9. num. 36. ſeqq. *Kyllinger* de jur. venand. theſ. 19. lit. e.

θθ) Endlich wird die forſtliche Obrigkeit auch præſumtive erwieſen; denn wenn jemand mit einem Wald oder Forſt belehnet worden, dem die forſtliche Obrigkeit anhängig, und allezeit ohne Contradiction daſelbſt exerciret worden; ſo wird auch mit Verleyhung des Forſtes oder Waldes die forſtliche Obrigkeit für mit concedirt gehalten (*Koeſener* de jur. reſervator. cap. 1. Sect. 4. num. 65. *Roſenthal* de feud. cap. 5. concl. 6. num. 1. *Stryck* diſſert. de clauſul. Inveſtitur. cum pertinent. §. 3.). Sonſten iſt auch in Jurisdictionalibus die Præſumtion vor den Landesherrn, daß ihm, wie alle Gerichtbarkeit, alſo auch die forſtliche Obrigkeit, kraft der ihm zuſtehenden hohen Landesobrigkeit, im ganzen Territorio zukomme, bis das Contrarium von einem andern, der ſich derſelben anmaſſen will, rechtsgenügig erwieſen worden (*Surd.* conſ. 296. num. 2. *Mev.* part. 2. deciſ. 313. num. 4. *Leipold* de concurrent. jurisd. quæſt. 1.). Wenn jemand erwieſen, daß er ehedeſſen die forſtliche Obrigkeit in einem Forſt oder Wald ohne jemands Einrede exerciret habe, ſo hat er, ob er auch in etlichen Jahren keinen Actum ausgeübet, die Præſumption vor ſich, und iſt, woferne der andere nicht beſſere Befugniß beybringet, bey ſeiner alten Poſſeſſion zu handhaben (L. 16. Cod. de probat. cap. 17. X. de reſtit. ſpoliat. *Maſcard.* de probat. concl. 540. *Mynſinger* Cent. 1. obſ. 39. *Tuſch* tom. 6. lit. P. concl. 417.).

F) Aus obiger Eintheilung lit. A) erhellet, daß die forſtliche Obrigkeit auch gemeinſchaftlich, d. i. nicht einem allein, ſondern zwey oder mehrern zugleich zuſtehen könne. Die, ſo dieſelbe miteinander haben, heiſſen Gemeinherren oder Mitherren. Es kann aber die forſtliche Obrigkeit unter ihnen gleich oder ungleich vertheilet ſeyn. Jenes findet ſtatt, wenn ſie alle durch⸗

durchaus gleichen Antheil an der forſtlichen Obrigkeit, und allen ihren Stücken haben. In dieſem Fall muß die gemeinſchaftliche forſtliche Obrigkeit von allen Gemeinherren zugleich exerciret werden, und kann keiner ohne des andern Wiſſen und Willen nicht das geringſte vornehmen. Dieſes aber findet ſtatt, wenn ſie ungleichen Antheil an der forſtlichen Obrigkeit haben, welches auf gedoppelte Art Platz finden kann, entweder ſo, daß jemand nur ein Stück der forſtlichen Obrigkeit mit dem andern gemein hat, das andere oder die anderen Stücke aber nicht. So kann einer z. Ex. das Forſtrecht mit einem andern gemeinſchaftlich haben, die Wildbannsgerechtigkeit aber dem andern alleine zuſtehen; oder ſo: daß einer zwar alle Stücke der forſtlichen Obrigkeit mit dem andern gemein hat, aber nicht in gleichem Recht mit dem andern, als wenn er z. Ex. ein Viertel von allen Stücken der forſtlichen Obrigkeit beſitzet, der andere aber 3 Viertel inne hat. Im erſtern Fall, wo einer ein Stück der forſtlichen Obrigkeit allein excluſive beſitzet, da kan er in demſelben unbegrüſſet des andern procediren, weil in dieſem Stück die Communion, und folglich die gemeinſchaftliche Jurisdiction ceſſiret. Im andern Fall aber, wo jemand zwar an allen Stücken der forſtlichen Obrigkeit einen Antheil, aber nicht gleichen Antheil mit dem andern hat, da kann derjenige, der den gröſſern Antheil hat, doch ohne den andern, der weniger hat, nichts vornehmen; ſondern er muß ihm, nach Proportion ſeines Antheils das Recht zu votiren, und die forſtliche Obrigkeit zu nutzen überlaſſen. Hat er, vermög des obigen Exempels ein Viertel von aller forſtlichen Jurisdiction; ſo kann der andere Mitherr ohne ihn weder die Wald- noch Forſtbediente beſtellen, noch die Straffen erlaſſen, er thäte es denn an ſeiner ihm competirenden Portion, und ſich ſelbſt allein zum Præjudiz, In Abſicht auf die Nutzung aber aber hat er in allem 1 Viertel, gleichwie jener drey Viertel zu beziehen hat.

> Vid. Epiſt. *Anonym.* von der Gemeinherrſchaftlichen jurium Oberſervanz, verſ. *moribus hodiernis. Donauer* Diſſert. de jurisd. commun. *Lanterbach* diſſert. de condomin. territor.

Was die **Erweiſung** der gemeinſchaftlichen forſtlichen Obrigkeit anbetrift; ſo kan dieſelbe ſowohl a priori, als a poſteriori erwieſen werden.

1) Auf jene Art geſchiehet es durch die Modos, wodurch die gemeinſchaftliche Jurisdiction conſtituirt wird; dergleichen ſind a) die **Mitbelehnung**, welche ſich aus denen Lehenbriefen offenbahren muß; b) die Præſcription oder **Verjährung**; c) wenn die forſtliche Obrigkeit durch Verkauff, Tauſch, Schenkung, Vergleich, Ceſſion, Teſtament, u. d. g. auf mehr denn einen transferirt wird; d) wenn der verſtorbene Herr viel Erben hinterläßt, denen die Erbſchaft, und darunter auch die forſtliche Obrigkeit durch eine von

von dieſen Arten einmal iſt conſtituirt worden; ſo iſt alsdann die Præſumption, daß ſie ſich noch in dieſem Statu befinde, weil die Mutation nicht præſumirt wird, nach der bekannten Regel: Quælibet res in eo ſtatu, in quo eſt, durare præſumitur.

Barboſ. theſaur. locupletat. voc. præteritum axiom. 1. *Lauterb.* diſſert. de Condom. territor. cap. 9. §. 36.

2) Wenn aber dieſes zu dociren weder Inſtrumenta noch Zeugen vorhanden; ſo läßt es ſich doch a poſteriori, und aus den Effecten der gemeinſchaftlichen forſtlichen Obrigkeit præſumtive erweiſen, alſo daß pro Communione ſo lange vermuthet wird, bis das Gegentheil Rechtsgehörig beygebracht worden. So iſt eine gemeinſchaftliche forſtliche Obrigkeit zu ſchlieſſen a) aus einem gemeinſchaftlichen Siegel, welches etliche miteinander haben (*Theodor. Hepping* tr. de jur. Sigillor. cap. 4. §. 5. num. 11.); b) aus der Inſcription und denen Wappen, wenn an einem öffentlichen Orte die Nahmen der Mitherren als Mitherren angeſchrieben, oder ihre Wappen angemahlt zu finden (arg. L. 1. §. fin. ff. de Oper. publ. *Menoch.* lib. 6. præſumt. 73. num. 5. ſeqq.); c) wenn einer den andern einen Mitherrn in ſeinem Schreiben betitelt, oder ſonſt als einen Mitherrn tractiret (*Maſcard.* de probat. concl. 1309. num. 6.); d) aus dem gemeinſchaftlichen Exercitio der zur forſtlichen Obrigkeit gehörigen Actuum (*Boer.* deciſ. 5. num. 1.); e) aus der gemeinſchaftlichen Beſtellung der Officianten und Theilung der Einkünfte und Gefälle (*Boer.* d. l. num. 6. *Maſcard.* d. l. concl. 328. num. 6.); f) Sonſt ſind noch andere Mittel übrig, wodurch erweißlich gemacht wird, daß die Mitherrſchaft zwar anjetzo nicht mehr ſeye, jedoch geweſen ſeye, nämlich durch das Inſtrumentum diviſionis, als welches eine Gemeinſchaft vorausſetzet; denn wenn dieſe nicht wäre vorhanden geweſen, ſo hätte keine Abtheilung ſtatt finden können (*Chriſtin.* vol. 2. deciſ. 181. num. 3. *Gilhauſen* arb. judic. part. 1. num. 49.). Wie ſich die gemeinſchaftliche forſtliche Obrigkeit endige, davon ſ. lit. I) γ).

G) Gleichwie derjenige, welcher die forſtliche Obrigkeit hat, gewiſſe Onera oder Beſchwerden zu tragen ſchuldig iſt; alſo iſt er auch berechtiget, die Gefälle und Nutzungen der forſtlichen Obrigkeit einzuziehen, nach der bekannten Rechtsregel: Secundum naturam eſt, commoda cujuscunque rei eum ſequi, quem ſequuntur incommoda (L. 10. ff. de R. I. ibique Dd. commun.). Die Beſchwerden beſtehen hauptſächlich darinn: daß er auf ſeine eigene Unkoſten allerhand Forſt- und Jagdbeamte oder Bediente annehmen, ſolche mit einem hinlänglichen und anſtändigen Gehalt verſehen, allerhand Jagdinſtrumenten anſchaffen, auch alle und jede Unkoſten, die zum Exercitio und Erhaltung der forſtlichen Obrigkeit erfordert werden, über ſich nehmen muß. Die Commoda und Nutzungen aber können aus den

den Wirkungen des Forſtrechts und der Wildbannsgerechtigkeit erſehen werden, ſ. alſo **Forſtrecht, Wildbann.**

H) Nun iſt ferner die Frage: Was für **Perſonen** und **Sachen** unter der forſtlichen Obrigkeit ſtehen, und welches der **Richter** ſeye, vor welchem die unter die forſtliche Jurisdiction gehörige Sachen zu erörtern ſind?

α) Die **Perſonen**, welche unter die forſtliche Obrigkeit gehören, ſind vornemlich die **Forſtmeiſter, Forſt-** und **Holzknechte, Lauffer, Flur-** und **Feldſchützen, Jägermeiſter, Jäger-** und **Waydknechte, Forſtſchreiber**, und mit einem Wort, alle und jede **Forſt-** und **Jagdbediente**, die der **Forſt-** und **Wildbannherr** zu ſeinem Dienſt beſtellet und angenommen, von dem oberſten bis zum geringſten; nicht allein in denen Forſt- und Jagdſachen, ſondern auch, wenn ſie etwa wegen eines geſchloſſenen Contracts und Handlung, oder wegen zugefügten Schadens, ausgeſtoſſener Schimpfreden, und anderer von ihnen begangenen Verbrechen in Anſpruch genommen werden. Und dieſes iſt nicht nur von denjenigen zu verſtehen, welche in des Forſt- und Wildbannsherrn eigenem Territorio und Gebiet angenommen worden, und daſelbſten ſeßhaft ſind, als welches keinem Zweifel unterworfen; ſondern auch von denjenigen, welche der Forſt- und Wildbannsherr in einem fremden Territorio, allwo ihm die forſtliche Obrigkeit zuſtehet, zu ſeinem Dienſte beſtellet, und ihnen die Aufſicht über den Forſt- und Wildbann anbefohlen, auch in ſolchem Forſt und Wald, entweder mit Einwilligung des Waldeigenthumsherrn, oder vermög beſonderer Geding, Vergleich und Gewohnheit, Forſt- und Jagdhäuſer aufgerichtet, und darinnen wohnen. (*Weſtenholz* diſſert. de jurisd. foreſt. cap. 9. §. 114.). Der Forſt- und Jagdbedienten **Eheweiber** und **Kinder** müſſen ebenfalls vor demjenigen, welchem die forſtliche Obrigkeit zuſtehet, belanget werden, ſo lange nämlich die Kinder in der väterlichen Familie bleiben, und nicht eine andere Lebensart erwählen. Eben dieſes Forum haben auch der Forſt- und Jagdbedienten **Wittwen**, ſo lange ſie nicht den Wittwenſtuhl verrucken, und auſſer ihren Stand heurathen; gleichwie auch der Forſt- und Jagdbedienten **Geſinde** ſolcher forſtlichen Obrigkeit unterworfen ſind, ſo lange ſie bey denſelben in Dienſten verbleiben.

β) Die **Sachen**, welche vor dem, ſo die forſtliche Obrigkeit hat, unterſucht, und entſchieden werden müſſen, ſind einig und allein die Wald- Forſt- und Jagdhändel und Verbrechen. Zu Beſtimmung derſelben können folgende **vier Hauptregeln** dienen:

Die erſte: Welche Sachen die forſtliche Jurisdiction, oder ein und ander Stück derſelben, und deren Exercitium angehen, dieſelbe gehören zur forſtlichen Obrigkeit, und entweder zum Forſtrecht oder zur Wildbannsgerechtigkeit.

Die

Die zweyte: Diejenigen Verbrechen, welche in dem Forſt, in Anſehung des Waldes oder Forſtes begangen werden, dieſelbe beſtrafet einig und allein derjenige, der die forſtliche Obrigkeit, oder doch das Forſtrecht hat, mit Ausſchlieſſung deſſen, deme an dieſem Ort die Civil- oder Criminaljurisdiction zuſtändig.

Die dritte: Welche Sachen nicht die forſtliche Jurisdiction, und deren Exercitium betreffen; ſondern entweder zum Frevel, oder zum Fraiß und Zent qualificirt ſeyn, die darf der Forſtherr nicht beſtrafen; ſondern die Beſtraffung der erſtern ſtehet dem Niedergerichtsherrn, und der letztern dem Zentherrn zu.

Die vierte: Alle Verbrechen, die nicht im Wald und Forſt, und der Wildbahn geſchehen, oder geſchehen zwar darinnen, aber nicht in Anſehung des Forſts und Waldes und des Wildbanns; deren Beſtraffung gehöret nicht deme, der die forſtliche Obrigkeit oder die Wildbannsgerechtigkeit hat; ſondern demjenigen, der entweder die Niedergerichtbarkeit, oder die Criminaljurisdiction hergebracht (*Stryck* in uſ. modern. ad ff. tit. de Jurisd. §. 6. 7. Kluger Beamter, part. 1. tit. 34. §. 1. num. 3. 13. *Myler* ab *Ehrenbach* de Princip. & Stat. Imper. cap. 73. num. 4. &c. *Weſtenholz* diſſert. cit. cap. 9. §. 114. *Knipſcild* de Civit. Imper. lib. 2. cap. 7. num. 45. & de Nobilib. cap. 5. num. 228.).

γ) Es pflegen aber die zu der forſtlichen Obrigkeit gehörige Sachen gemeiniglich in denen ordentlichen Gerichten ventilirt und entſchieden zu werden. Jedoch ſind an etlichen Orten beſondere Gerichte angeordnet, vor welchen die der forſtlichen Jurisdiction unterworfene Perſonen belanget, und die forſtliche Sachen und Strittigkeiten erörtert werden müſſen, als wie in der freyen Reichsſtadt Nürnberg das ſogenannte Kayſerl. befreyte Forſt- und Zeidelgerichte. So ſind auch an einigen Orten beſondere Waldgerichte, welche gemeiniglich des Jahrs zweymal gehalten werden. ſ. Waldgerichte. Wenn die, ſo dem Reich unmittelbar unterworfen, der forſtlichen Jurisdiction halber miteinander litigiren wollen; ſo muß in prima Inſtantia die Klage bey denen Austrägen angeſtellet werden. ſ. Austräge (*Weſtenholz* diſſert. cit. cap. 9. §. 117. *Schweder* J. publ. part. ſpec. ſect. 2. cap. 17. §. 4. ſeq.). Von dem Judicio Auſtregarum aber wird hernach, wenn ein oder der andere Theil durch den daſelbſt ergangenen Spruch gravirt zu ſeyn vermeynet, an beede höchſte Reichsgerichte appellirt (*Schweder* loc. cit. §. 16. *Stryck*. diſſert. de Proceſs. Auſtregar. num. 34. ſeqq. *Textor*. ad Receſs. Imper. de Anno 1654. diſp. 3. theſ. 30. ſeqq.). Zuweilen aber und in etlichen Fällen iſt das Kayſerl. Cammergericht auch unter denjenigen, unter welchen ſonſt das Jus Auſtregarum obtinirt, ſogleich Judex competens, nämlich in Cauſa Pignorationis & litigioſæ Poſſeſſionis, und wenn ſolche Umſtände vorhanden, um welcher willen Mandata ſine Clauſula erkannt

kannt zu werden pflegen (vid. *Ordinat. Cameral.* part. 2. tit. 21. 22. 23. *Gail.* 1. obſerv. 1. 6. & 8. & in tract. de Pignorat. obſerv. 21. num. 1. *Weſtenholz* diſſert. cit. cap. 9. §. 119.).

I) Endlich iſt noch zu bemerken übrig, wie die forſtliche Obrigkeit theils ſich **endigen**, theils **verlohren** werden könne. Zwiſchen beyden iſt billig ein Unterſcheid zu machen. Denn die **Verlierung** geſchiehet wegen Verſchulden und Nachläſſigkeit deſſen, der die forſtliche Obrigkeit gehabt; die **Endigung** aber ohne Verſchulden und Nachläſſigkeit deſſen, dem die forſtliche Obrigkeit zugeſtanden.

α) Was demnach die **Endigung** der forſtlichen Obrigkeit keit anbetrift; ſo geſchiehet dieſelbe

1) durch den Tod deſſen, deme ſie auf lebenslang iſt verliehen worden, z. Ex. wenn der Beamte, welchem der Herr das Exercitium der Jurisdiction anvertrauet, mit Tod abgehet; ſo höret mit der Perſon des Beamten die forſtliche Obrigkeit auf, und gehet nicht auf deſſen Erben (*Weſtenholz* deſſert. de Jurisd. foreſt. cap. 8. §. 110. **Kluger Beamter** part. 1. tit. 34. §. 1. 11.).

2) Wenn die forſtliche Obrigkeit auf eine gewiſſe Zeit iſt verliehen worden, und dieſe Zeit verfloſſen iſt (L. 11. §. 2. ff. quemadmod. ſervit. amitt. *Weſtenholz* cit. loc.).

3) Wenn der Forſt oder Wald, worinnen die forſtliche Jurisdiction iſt exercirt worden, durch einen natürlichen Zufall, als durch Verſchwemmung, Erdbeben, u. d. g. völlig zu Grunde gegangen (arg. §. 3. de uſufruct. **Kluger Beamter** part. 1. tit. 34. §. 11. *Weſtenholz* c. l. cap. 8. §. 110.).

4) Durch die Revocation des Concedenten, wenn nämlich dieſe Jurisdiction aus einer bloſſen Vergünſtigung iſt zugelaſſen worden (**Kluger Beamter** part. 1. tit. 34. §. 11. *Weſtenholz* cit. loc. *Hildebrand* de Jurisd. univerſ. cap. 13. poſit. 11.

5) Wenn derjenige, ſo die forſtliche Obrigkeit hat, ſich derſelben ausdrücklich begiebt, und ſolche durch eine Convention oder Vergleich, entweder ganz, oder zum Theil, dem Herrn des Orts, in deſſen Forſt ihme dieſes Recht zuſtehet, oder aber einem andern überläßt und abtritt. (**Kluger Beamter** part. 1. tit. 34. §. 11. *Hildebrand* cit. loc. *Maier* de Jur. venand. cap. 15. theſ. 1. pag. 346.)

6) Wenn das Lehen, welchem die forſtliche Obrigkeit anhängig, apert wird, und dem Lehenherrn wiederum anheim fällt (*Schweder* de Jurisd. per Inveſtit. feudal. conceſſ. §. 20. *Hildebrand* cit. loc.).

7) Wenn derjenige, ſo die forſtliche Obrigkeit in eines andern Wald oder Forſt gehabt, dieſen Wald mit allen demſelben anhängigen Rechten und Gerechtigkeiten durch Kauff, Tauſch, oder in andere Wege überkommen, oder vice verſa der Waldeigen-

eigenthumsherr die forſtliche Obrigkeit, ſo ein anderer in ſeinem Forſt exerciret, an ſich gebracht, welches man eine Conſolidation zu nennen pfleget (arg. L. 5. ff. ſi uſusfruct. petat. L. 5. §. 3. ff. de precar. *Harpprecht* ad §. 12. Inſtit. de rer. diviſ. num 339. *Knipſchild*. de jur. nobil. lib. 3. cap. 5. num. 323.).

8) Wenn desjenigen ſein Recht, der die forſtliche Obrigkeit oder den Wildbann vergönnet, verlöſchet, z. Ex. wenn jemand ein Rittergut im Pacht hat, deme die forſtliche Obrigkeit oder Wildbannsgerechtigkeit anhängig, und verläßt die forſtliche Obrigkeit oder den Wildbann davon beſtandweiß wiederum an einen andern; welchenfalls die Juriſdiction oder der verlaſſene Wildbann nicht länger dauren kann, als der Hauptpacht des ganzen Ritterguts ſelbſten; nam reſoluto jure dantis, reſolvitur jus accipientis (arg. L. 31. ff. de Pignorib.).

9) Wenn die forſtliche Obrigkeit von einem andern Gericht evinciret und weggenommen wird; doch iſt alsdann der Transferent, die Eviction oder Gewähr zu leiſten, und alles Intereſſe zu erſtatten, ſchuldig (*Surd*. deciſ. 290. *Lauterbach* Colleg. theoret. pract. tit. de Eviction. §. 13. *Berlich*. part. 1. concl. 24. uum. 53.).

10) Wenn die forſtliche Obrigkeit jemanden zum Unterpfand eingeräumet, und ſolches hernachmalen von dem Debitore durch Bezahlung der Schuld wiederum eingelöſet worden (§. fin. Inſtit. quib. mod. re contrah. obligat. L. 40. §. fin. ff. de Pignorat. act. L. 11. §. 1. ff. eod. *Lauterbach* diſſert. de Jur. Antichreſ. theſ. 59.).

β) Die Urſachen, um welcher willen jemand der forſtlichen Obrigkeit **verluſtig** wird, ſind folgende:

1) Wenn derjenige, welcher die forſtliche Obrigkeit gehabt, wegen eines groſſen Verbrechens in die Reichsacht erkläret wird (vid. **Kayſerl. Cammergerichtsordnung** part. 2. tit. 9. §. **ſo jemand**, verſ. **ſo bald auch** ꝛc. *Weſtenholz* de Jurisd. foreſt. diſſert. cap. 8. §. 112. *Colleg. Jur. Argent*. lib. 41. tit. 1. §. 20. in fin.).

2) Wenn er ſeines Verbrechens halber, aller Güter, Privilegien, Freyheiten, und Gerechtſamen, dergleichen in Crimine Perduellionis, oder dem Laſter des Hochverraths geſchiehet, beraubet wird (**Kluger Beamter** part. 1. tit. 34. §. 11. *Carpzov*. prax. crimin. quæſt. 36. 140. num. 17. ſeqq. *Weſtenholz* c. l. cap. 8. §. 112.).

3) Wenn das Lehen, dem die forſtliche Obrigkeit anhängig, wegen der von dem Vaſallen begangenen Felonie, von dem Lehnherrn eingezogen wird (*Hildebrand* Diſſert. de Jurisd. univerſ. cap. 13. poſit. 11. *Weſtenholz* d. l. *Maier* tr. de Jur. venand. cap. 15. theſ. 1. pag. 346.)

4) Wenn eine Stadt, um ihres Verbrechens willen, z. Ex. wegen Aufruhr, geſchleiffet worden. Denn weil ſie ſolchergeſtalt maxi-

maximam Capitis Deminutionem leidet; ſo ſallen damit alle derſelben anhangende Jura dahin (text. notabil. in L. 21. ff. quib. mod. uſufruct. cf. *Gothofred.* ibid. in not. lit. m. *Gail.* 2. obſ. 61. num. 1.).

5) Wenn der, ſo die Jurisdiction überkommen, ſelbige mißbraucht, und nicht auf die vorgeſchriebene Art axerciret, ſondern wider den Vertrag oder Innhalt der Conceſſion gehandelt, beſonders wo die Clauſula privatoria mit angehänget worden, **daß man dieſer Gerechtſame bey ereignendem Mißbrauch verluſtig ſeyn ſolle** (arg. L. 10. §. 1. quemadm. ſervitut. amitt. L. 18. pr. ff. eod. add. **Reichsabſchied v. Speyer** de Anno 1570. & **Kluger Beamter** part. 1. tit. 34. §. 11.).

6) Wenn derjenige, dem dieſe Jurisdiction zuſtehet, ſich ſolcher nicht bedienet, und das Exercitium derſelben gänzlich unterläßt. Allein es kommt hier darauf an, ob einem die forſtliche Obrigkeit in ſeinem eigenen Lehen und Diſtrikt, oder in einem fremden Gebiet zukomme. **Im erſten Fall** wird die forſtliche Obrigkeit nicht verlohren, wenn ſchon jemand dieſelbe 40, 50 und mehr Jahre zu exerciren unterlaſſen hätte (**Kluger Beamter** part. 1. tit. 34. §. 11. *Maier* tr. de jur. venand. cap. 14. theſ. 1. pag. 347. 349. *Weſtenholz* diſſert. cit. cap. 8. §. 113.). **Im andern Fall** wird dieſelbe, gleich den Servituten, ſodann verlohren, wenn der, dem dieſe Jurisdiction zuſtehet, ſich derſelben 10 Jahr nicht bedienet hat.

γ) **Endlich wollen wir noch etwas davon, wie ſich die gemeinſchaftliche forſtliche Obrigkeit endige, hinzu fügen. Es geſchiehet ſolches**

a) durch die Conſolidation, wenn nämlich einer von den Mitherren die forſtliche Obrigkeit allein überkommt, welches geſchiehet, wenn der, einem von den Mitherren zugehörige Antheil, auf den andern durch Schenkung, Kauff, oder ſonſt durch einen rechtmäßigen Ankunftstitul, eigenthumlich transferirt wird (arg. §. 2. Inſtit. de uſufruct. *Donauer* diſſert. de Jurisd. commun. cap. 6. §. 1.).

b) Durch die Præſcription; denn wenn einer von den Mitherren ſich der forſtlichen Obrigkeit allein anmaſſet, dem andern deren Execitium verbeut, dieſer aber ſo lange dabey ruhig iſt, als zur Præſcription nöthig; ſo wird er von der Zeit der Prohibition, und der darauf erfolgten Aquieſcenz an, aus der Poſſeſſion geſetzet, und die forſtliche Obrigkeit von dem andern völlig und privative acquirirt (*Leipold* de concurrent. jurisd. quæſt. 2. pag. 477. *Steph.* lib. 1. de Jurisd. cap. 39. num. 16. ſeqq. *Richter* deciſ. 15. num. 18. deciſ. 86. num. 8.).

c) Wenn die Mitherren die gemeinſchaftliche forſtliche Obrigkeit auf einen Fremden, und zwar auf dieſen ganz allein transferiren, jedoch muß ſolches gemeinſchaftlich und mit einhelligem Conſens geſchehen; ja wenn auch die meiſten in die Alienation conſentirten, ſo können ſie doch dem

dem andern, welcher nicht darein williget, an ſeinem Antheil nicht præjudiciren (cap. 29. de R. J. in 6to L. 28. ff. commun. divid. L. 11. ff. de ſervitut. præd. ruſt. *Frommann* diſſert. de Condomin. §. 48. 43. *Berlicb.* deciſ. 132. num. 2. 3.).

d) Durch die vorgenommene Theilung, im Fall die Mitherren zu keiner Einigkeit zu bringen; denn wenn die Communion wirklich eine Mutter der Uneinigkeit und des Streits wird; ſo kann niemand wider ſeinen Willen darinnen zu verbleiben gezwungen werden (L. 77. §. 20. ff. de legat. 2. *Donaoer* diſſert. de Juriſd. commun. cap. 6. §. 2.). ſ. a. **Forſtrecht, Wildbann.**

Forſtgerichte, ſ. **Forſtamt, Waldgerichte.**

Forſtgränze, nennet man den ringsumher bezeichneten Ausgang der Reviere eines Förſters. Die Bezeichnung aber geſchiehet durch Bäume, Lagerbäume und Eichen, Säulen, Grenzſteine, Wege, Graben, Berge, Hügel, Bäche und Flüſſe, und iſt alſo entweder eine natürliche, oder durch die Kunſt gemachte. In den Forſt- und Lagerbüchern oder Grenzbezeichnungs-Protocollen werden ſie beſchrieben, und wenn ſie ſonſt rechtmäßig eingerichtet, oder allerhand Receſſe und Vergleiche vorhanden ſind; ſo werden ſie dadurch ſowohl, als durch diejenige Zeugen, die man bey den Grenzbeziehungen dazu nim̃t, bewieſen. Bisweilen braucht man auch Vermuthungen. Es werden auch an gewieſſen Bäumen, um ſolche als Grenzbäume zu erkennen, beſondere Zeichen gemacht, welche aufeinander weiſen. Dieſe Forſtgrenzen muß ein Forſtbedienter nicht nur wiſſen, ihren Grund, ſo viel möglich, erforſchen, und ihre Zeichen verſtehen und finden können; ſondern auch ſelbige oft umgehen und bereuten, damit keine Veränderungen oder Eingriffe daran geſchehen, als welches er alſobald der Herrſchaft zu melden, mit Proteſtiren, Widerſpruch und durch allerhand Actus poſſeſſorios aber die Grenzrechte zu erhalten, ſuchen muß, bis alles mit den Grenznachbarn ausgemacht iſt. Ja er muß auch die verlohrnen und unrechtmäßig verrückte Grenzen, wiederum aufſuchen, und herzuſtellen bemühet ſeyn.

Forſtgraf, ſ. **Holzgraf.**

Forſthaber, heißt derjenige Haber, den die Unterthanen an einigen Orten ihrer Herrſchaft, zufolge des Forſt- und Wildbahnsrechts, auf die Jagdhunde zu geben ſchuldig ſind. Es wird aber ſonſt mit dieſem Wort auch noch ein anderes Præſtandum ausgedrückt. Wenn nämlich theils Orten denen Unterthanen vergünſtiget worden, aus denen herrſchaftlichen Wäldern und Gehölzen einige Klaſter Holz, ſo viel der Wald füglich ertragen kann, zu fällen, oder das dürre und abgeſtorbene Holz aus dem Forſt zu führen; ſo müſſen ſie dafür dem Forſtherrn jährlich eine gewieſſe Quantität Haber, den man auch den **Forſt**- oder **Holzhaber** nennet, entrichten.

Weſtenholz diſſert. de Juriſd. foreſt. cap. 5. theſ. 67. **Kluger Beamter** part. 2. tit. 38. §. 34.

in fin. *Brunnemann* Cent. 4. deciſ. 71.

Dieſes iſt aber nicht anderſt, als wie die ſonſt bekannte Graſegelder, anzuſehen. Denn daß man dergleichen Forſthaberlieferung unter die ordentliche Contributionen mit rechnen könne, welche Unterthanen, beſonders Holzbeſitzere, ihrem Landesherrn, wegen deſſen Aufſicht auf die Forſte, und deren Beſorgung leiſten müſſen, ſolches iſt allerdings in Zweifel zu ziehen, und dafür zu halten, daß deſſen Urſprung entweder aus einer hergebrachten Dienſtbarkeit, welche dem Holz, daß man beſitzet, aufgeleget worden, oder aus einem Vertrag, ſelbigen vor das ertheilte Holzrecht abzuführen, hergeleitet werden müſſe.

Forſtherr, heißt derjenige, welchem ein gewieſſer Forſt eigenthümlich zuſtehet. ſ. a. **Forſtgerechtigkeit, Forſtrecht.**

Forſtinſpektor, wird theils Orten derjenige genennet, welchem ein gewieſſer Bezirk angewieſen iſt, wo er über das Forſtweſen, und die darinn beſtellte Forſtbediente, die Aufſicht hat. Er hat neben den Ober- und Forſtmeiſtern die Holzanweiſungen und ſonſt allerley Einrichtungen nebſt der Gegenrechnung zu beſorgen.

Forſtknecht, Fußknecht, iſt ein Forſtbedienter, welcher unter dem Förſter oder Forſtmeiſter ſtehet, und von demſelben zur Beobachtung der weitläuftigen Forſtreviere gebraucht wird. Er ſoll den Forſt täglich beſuchen, und und niemals einen andern an ſeine ſtelle ſchicken, und denſelben hernach mit Holz belohnen. Vielweniger ſoll er einiges groſſes oder kleines Holz verkauffen, oder gegen andere Waare vertauſchen; keine Viehtrift oder neue Straſſen, wodurch viel junge Bäume zu Grunde gerichtet werden, verſtatten; von dem Forſt, und dem ihm anvertrauten Revier, es ſeye Holz, Wießwachs, Weide- oder andere Gerechtigkeit, nichts entziehen laſſen; auf der Unterthanen und fremde Gehölze, darinnen nämlich der Wildbann ihrer Herrſchaft zuſtehet, Acht haben, damit ſie nicht verwüſtet, und dadurch dem Wild ſeine Stände und Nahrung geſchmälert werden. Nicht weniger ſind ihm die Waldwaſſer, Forellen- Gründel- und Krebsbäche anbefohlen, darauf zu ſehen, daß ſie nicht ausgefiſcht, und von diebiſchen Leuten verderbet werden; vielweniger ſoll er ſich ſelbſt gelüſten laſſen, dergleichen zu thun. Er ſoll niemand, der in ſeinem Revier etwas verbottenes unternimmt, ſchlagen oder beſchädigen, es wäre denn, daß man ſich freventlich widerſetzte; ſondern allein pfänden, und alſobald gehöriger Orten anzeigen; auf verdächtige Perſonen, die mit Holz, Kohlen, Beſen, Reiff- und Hopfenſtangen, Radſpeichen u. d. g. auf der Straſſen, oder unrichtigen Wegen ſich finden laſſen, wohl Obſicht haben, ſie beſprechen, und da ſie nicht einen glaubwürdigen Schein vorzuweiſen haben, ſie anhalten, ſonderlich wenn es Leute ſind, die nahe an dem Forſt ihre Wohnung haben. Kurz er ſoll alles dasjenige thun, was ihm von ſeinem vorgeſetzten Förſter oder Forſtmeiſter anbefohlen wird, welches

ſonſt

ſonſt, wo kein Forſtknecht iſt, dem Förſter ſelbſt zu thun oblieget. ſ. a. Förſter.

Forſtliche Herrlichkeit, ſ. Forſtgerechtigkeit.

Forſtmeiſter, iſt ein Landbeamter, der über einen gewieſſen Bezirk in Holz- und Jagdſachen zu gebieten, und Oberförſter, auch Förſter, Forſtknechte, und Holzlauffer unter ſeinem Commando ſtehen hat. Er ſoll ſelbſt vollkommen Jagd-Forſt-Hirſch- und Holzgerecht ſeyn, die Holzmärkte ausſchreiben und perſöhnlich beſuchen, über alle und jede Gehölze, Grenzen, Arten des Holzes und Wildprets ein Regiſter halten, was jährlich gejagt, geſchoſſen, gefangen, und in die herrſchaftſiche Küche geliefert, oder verkauft, oder auch an die Bedienten an Deputaten abgegeben wird, auszeichnen, und ſowohl über die vor verkauftes Holz und Wildpret, vor Maſt, Waldmiethen u. d. g. in Empfang genommene Gelder, als auch über die eingebrachten Straffen richtige Rechnung führen, ſeinem Oberforſtmeiſter, oder wo keiner vorhanden, der Herrſchaft, von allem, was in Jagd- und Forſtſachen wichtiges vorfällt, unverzügliche Nachricht geben, und worüber es nöthig, Verhaltungsbefehle einholen, und in allen vorfallenden Sachen und Handlungen ſeiner Herrſchaft Nutzen und Aufnehmen befördern, und allen Eingrif, Schaden und Nachtheil verhüten. Ordentlicher Weiſe ſtehet er unter dem Oberforſtmeiſter, wenn aber die Stelle deſſelben vacant iſt, ſo verſiehet er ſeine Verrichtungen völlig, und hat einerley Obliegenheit mit demſelben.

Forſtordnung, Holzordnung, Waldordnung, iſt eine von der Herrſchaft gegebene Vorſchrift, die meiſtentheils über folgende Materien abgefaſſet wird: 1) Wie die Förſter in Abgebung des Holzes ſich verhalten ſollen, 2) von Windwürfen, 3) von Vermarkung des Waldes und der Gehölze, 4) von Brenn- und Zimmerholz, 5) von Abhauung und Ausgrabung der Bäume, 6) von Treibung der Geiß in die Hölzer und Schläge, 7) von der Hut und Trift in denen Wäldern, 8) vom Waldzinß, 9) vom ſchädlichen Mayenhauen und Spitzruthenſchneiden, 10) von Haynung und Bannung der jungen Häu, 11) von Aufleſung des dürren und andern ſchadhaften Holzes in denen Wäldern, 12) vom Baumſcheelen, 13) von Verwüſtung der Holzungen, 14) vom Tax des Holzes, 15) vom Laubſtreiffen und grünen Waſen binden, 16) vom Eicheln und wilden Obs klauben, 17) von wilden Obsbäumen, 18) von Hägung des Holzes, 19) von Köhlern, 20) von Glashütten, Glasmachern und Aſchenbrennern, 21) vom Harz- oder Pechſcharren, 22) von der Länge und Meß des Brenn- und Bauholzes, 23) von der Schweinmaſt, 24) von Wiederpflanzung und Aufziehung des Holzes, 25) vom Graſen und Widſchneiden in Hölzern, 26) von Reifſtangen, 27) von Beynutzungen und Stammgeld der Forſtmeiſter und Forſtknechte, 28) von Rügungen u. Waldbuſſen u. a. Sachen mehr. S. *Ahasv. Fritſch* Corp. Jur. venatorio-foreſtalis.

Forſtrath, iſt gemeiniglich derjenige, welcher bey der Cammer Sitz und Stimme, und die Forſtſachen, welche daſelbſt vorfallen, zu ſeinem Departement hat. Es muß eine Perſon ſeyn, welche nicht nur die unter die Forſtämter gehörigen Reviere fleißig beſuchet, ſondern auch die dazu erforderliche Fähigkeiten, Kräfte und Erkänntniß beſitzet, alle Vorfälle, und beſonders was zur Aufnahm und Verbeſſerung der Waldungen, wie nicht weniger zur Abwendung des Schadens gereichen kann, anzumerken und richtig zu beurtheilen, damit die angemerkte Vorfälle, ſonder Weitläuftigkeit, dem geſammten Collegio zur gemeinſchaftlichen Ueberlegung vorgetragen, und ſolchergeſtalt die erforderliche Mittel vorgekehret werden können.

Forſtrecht, lat. Jus foreſti, iſt die Macht und Gewalt, über Waldungen und Hölzer zu gebieten, Aufſicht darüber zu haben, und das, was zur Erhaltung derſelben dienet, vorzukehren. Solches Forſtrecht haben die Regenten ſchon lange beſeſſen, indem man **Nehem.** 2, 8 lieſet, daß ſchon der König Arthaſaſta, **Holzfürſten**, welche das Holz angewieſen, gehalten habe. Die Fränkiſche Könige haben dieſes Recht gleichfalls exercirt, und ihre **Forſtgrafen** gehabt, die die Forſt und Wälder beobachten und in gutem Stande erhalten mußten (*Hert.* de ſuperior. territ. §. 48. *Petr.* de *Ludewig* ad aur. Bullam tit 1. §. 12 p. 154.). Auf ſolche Weiſe iſt denn das Forſtrecht ſchon vor ſehr langer Zeit aufgekommen, und zu einem uralten Rechte erwachſen. Hiernächſt haben die Fürſten und Stände des Reichs, und andere unmittelbare dieſes Recht ebenfalls von den Kayſern erhalten, auch zugleich mit der Territorialſuperiorität überkommen, und beſitzen, Kraft derſelben, dieſes Regale noch heut zu Tage unſtreitig.

Das Forſtrecht iſt, wie oben (ſ. **Forſtgerechtigkeit**) bemerket worden, von der **Wildbannsgerechtigkeit** unterſchieden, ſo daß wirklich einem in einem Wald der Wildbann, und wiederum in einem andern das Forſtrecht zuſtehen kann. Daher wir denn jetzo beſonders von den **Wirkungen** und **üblichen Kennzeichen des Forſtrechts**, oder von den *Actibus* und **Rechten** handeln wollen, welche der Forſtherr, wenn er nicht zugleich die Wildbannsgerechtigkeit hat, zu exerciren berechtiget iſt. Wobey aber zum voraus anzumerken iſt, daß nicht immer alle Stücke bey einem jedweden, der das Forſtrecht hat, anzutreffen ſeyen, ſondern daß ſolche, der Sachen und Perſonen Gelegenheit nach, durch den Gebrauch ſich vielmals verändern, alſo daß der Forſtherr bisweilen mehr, bisweilen weniger, in einem und andern Ort exerciren kann. Weswegen dießfalls vornemlich auf das, was durch den Gebrauch erlanget, in den Forſtordnungen jeder Provinz verſehen, und durch lange Obſervanz practiciret worden, das Abſehen zu richten. Denn es kann dieß alles unmöglich in eine gewieſſe allgemeine Regel verfaſſet werden, geſtalten in dergleichen Gerechtigkeiten

die Gewohnheit den Vorzug hat. Sonſten aber gehöret zum Forſtrecht

1) **Die Macht, Wald- Holz- und Forſtordnungen zu machen, und Madate zu publiciren** (*Beſold* Theſaur. pract. voc. **Forſt.** *Weſtenholz* Diſſert. de Jurisd. foreſt. cap. 5. theſ. 52. *Harpprecht* ad §. 12. Inſtit. de rer. diviſ. num. 266. *Ertel.* de Jurisd. infer. lib. 2. cap. 34. obſerv. 2.). Jedoch kann der Forſtherr nicht von allen und jeden Sachen ohne Unterſcheid, ſondern nur von denjenigen Gebot und Verbot thun, welche den Forſt und Wald, und deſſen Nutzen und Erhaltung betreffen (*Harpprecht* loc. cit.). Was nun vornemlich hieher gehöre, davon ſ. **Forſtordnung.**

2) **Das Recht, die Uebertretter der Wald- und Forſtordnungen zu pfänden** (*Meichsner* part. 2. tom. 2. deciſ. 2. num. 30. *Hildebrand* Diſſert. de jurisd. univerſ. cap. 13. poſit. 7.). ſ. a. **Pfändung.**

3) **Das Recht, die forſtliche Strittigkeiten zu** *cognoſciren*, **und die Uebertretter der Wald- Holz- und Forſtordnungen, nach Befinden, ernſtlich zu beſtraffen** (*Maier* tract. de jur. venand. cap. 12. theſ. 2. *Knipſchild* de Civit. Imper. lib. 2. cap. 7. num. 44. *Weſtenholz* cit. loc.).

4) **Das Recht, allerhand Forſtbeamte und Forſtbediente, Forſt- und Holzknechte, Lauffer, Flur- und Feldſchützen, anzunehmen, und wieder abzuſchaffen** (*Beſold.* theſaur. pract. voc. **Forſt.** *Myler* ab *Ehrenbach* de princip. & ſtatib. Imper. cap. 73. num. 6. **Seckendorf im deutſchen Fürſtenſtaat,** part. 3. cap. 3. ſect. 6. §. 1.).

5) **Das Recht, in dem Wald, zu Beſchützung des Forſts, Forſthäuſer, darinnen ſich die Forſtknechte aufhalten, aufzurichten, und zu bauen** (*Maier* de jur venand. cap. 12. theſ. 2. in fin. *Beſold.* c. l. *Webner* Obſervat. pract. voc. **Forſt.** *Knipſchild* de Civit. Imper. lib. 2. cap. 7. num. 47.).

6) **Das Recht, das Baumabhauen in denen Forſten, bevorab das unziemliche Baumabhauen, und was dem Wald etwa ſonſten ſchädlich ſeyn möchte, zu verbieten** (*Bidembach* quæſt. nobil. 9. *Knipſchild* c. l. num. 49. 50. *Weſtenholz* Diſſert. de jur. foreſt. cap. 5. theſ. 63. **Kluger Beamter** part. 1. tit. 24. §. 14.).

7) **Das Recht, von denen Neubrüchen in den Wäldern, oder denen durch die Ausſtockung und Abtreibung des Holzes neuangebauten Feldern, den Zehenden, welcher Forſt- oder Stockgarbe genennet wird, einzufordern** (*Beſold.* theſaur. pract. voc. **Ausſtocken.** (*Syring.* tract. **vom Zehendrecht,** cap. 7. §. 8. num. 3. *Knipſchild* l. c. lib. 2. cap. 7. num. 103.).

8) Die Hut- Trift- und Waydgangsgerechtigkeit, u. die Macht, zuzulaſſen und zu verbieten, mit gehütetem Vieh in die Wälder oder Forſt zu fahren (*Knipſchild* l. c. cap. 7. num. 56. *Webner* Obſerv. pract. voc. Forſt. Finſterwald, Obſerv. pract. ad conſuet. auſtriac. lib. 3. obſ. 151. num. 8.).

9) Das Recht, zu erlauben, die Schweine in das Eckerig, oder die Eichelmaſt zu ſchlagen (*Webner* cit. loc. *Maier* tract. de jur. venand. cap. 12. theſ. 2. *Knipſchild* l. c.).

10) Das Recht, Eicheln und wildes Obſt zu leſen, und Haſelnüß zu brechen, ſolches zu erlauben, oder dieſes alles zu verbieten (*Webner* & *Maier* cit. loc. *Knipſchild* cit. loc. num. 57. Kluger Beamter part. 1. tit. 34. §. 14.).

11) Das Recht, das dürre Holz aus dem Walde führen, oder ſcheitern zu laſſen (*Maier* cit. loc. *Knipſchild* cit. loc. num. 59. Finſterwald obſerv. pract. ad Conſuet. auſtriac. lib. 3. obſ. 151. num. 8. it. *Fritſch* tr. de jur. boſcandi membr. 4. num. 2. ſeqq.).

12) Die Graſensgerechtigkeit, welche ohne deſſen Erlaubniß, und ſonderbare Berechtigung niemand vornehmen oder ausüben darf (*Knipſchild* cit. loc. num. 60. *Maier* cit. loc. *Beſold* theſ. pract. voc. Forſt. Kluger Beamter cit. loc.).

13) Die Windbrüche oder Windfälle werden gleichfalls dem Forſtherrn zuerkannt (*Knipſchild* cit. loc. num. 58. *Beſold*. cit. loc. voc. Forſt und Windfall. Kluger Beamter cit. loc.).

14) Das Recht, die Bienen im Wald einzufangen und das Honig auszunehmen (*Knipſchild* cit. loc. num. 61. *Noë* Meurer tract. vom Jagd- und Forſtrecht part. 3. rubr. von Eigenſchaft der Immen, pag. 57.).

15) Das Recht, Forſtſteine zu ſetzen, oder Wald- und Holzmarkungen aufzurichten (*Knipſchild* cit. loc. num. 66. *Krebs* tr. de lign. & lapid. part. 2. claſſ. 6. ſect. 4. §. 20. *Noë* Meurer cit. loc. part. 1. pag. 7.).

16) Dem Forſtherrn wird auch zugeeignet die Ballacherey der Pferdte, der Schnitt oder Nonnenmacherey, wie auch die Viehvertheilung, und das Recht, Feld- Klee- und Raſenmeiſter oder Abdecker zu ordnen, welchem letztern auch von dem Forſtmeiſter der Raſen oder Waſen verliehen wird (*Webner* cit. loc. voc. Forſt. *Knipſchild* cit. loc. num. 57. Kluger Beamter part. 1. tit. 34. §. 13. *Adam Keller* de Offic. jurid. politic. lib. 2. cap. 14. p. 447.).

17) Das Recht, die Hegung der jungen Gehäue anzuordnen, oder zu verbieten, daß man in die neugehauene Wälder, die jetzo mit Holz befliegen,

fliegen, kein Vieh bis auf das vierdte oder fünfte Laub, nach Beſchaffenheit der Umſtände, hinein treibe, daß man darinnen ſo lange nicht graſe, bis die jungen Aufſchößlinge ſo ſtark werden; daß ihnen dadurch kein Schade mehr geſchehen kann, insgleichem daß man keine Sommerlatten, Spitzrutben, Wieden, Donen, oder Schneiſenbügel herausſchneide, noch das abgefallene Laub mit eiſernen Rechen oder Schauffeln zuſammen reche (*Knipſchild* loc. cit. num. 51, *Weſtenholz* Diſſert. de juriſd. foreſt. cap. 5. §. 62. *Maier* tr. de jur. venand. cap. 12. theſ. 2. pag. 266. Seckendorf im deutſchen Fürſtenſtaat part. 3. ſect. 6. §. 6. 8.).

18) **Das Recht, die Geiß, Schaaf und andere Thiere, die denen Wäldern durchaus ſchädlich, von denſelben abzuhalten, und zu verbieten, daß ſie nicht in den Forſt getrieben werden** (*Knipſchild* loc. cit. num. 52. Finſterwald Obſerv. pract. ad Conſuet. auſtriac. lib. 3. Obſ. 151. num. 9. *Schweſer* Theatr. ſervitut. tit. 10. §. 42.).

19) **Das Recht, zu einem Zeichen der einem zuſtehenden Forſtgerechtigkeit, den Forſthaber einzufordern;** ſonderlich alsdann, wenn die Unterthanen eine gewiſſe Quantität Holz aus dem Forſt zu hauen berechtiget ſind (*Knipſchild* loc. cit. num. 62. *Weſtenholz* loc. cit. theſ. 67. Kluger Beamter loc. cit.).

Dem Forſtrecht ſind alſo, wie aus den jetzt beſchriebenen Wirkungen und Kennzeichen deſſelben erhellet, gewieſſe Nutzungen anhängig, alſo daß vermöge deſſelben dem Forſtherrn zuſtehen: 1) Die Geldbuſſen, welche ſowohl denen Förſtern, und andern Forſtbedienten, wenn ſie ihr Amt nicht recht verſehen, als auch denen, welche die Wald- und Forſtordnungen übertretten, auferleget werden. 2) Das Hut- und Waydrecht. 3) Das Recht, die Schweine in das Eckerig, oder die Eichelmaſt zu ſchlagen. 4) Die Holzung. 5) Das dürre Holz aus dem Walde zu führen, oder zerſcheitern zu laſſen. 6) Die Windfälle und Brüche. 7) Das Laubbrechen, und die Waldzinſe. 8) Die Graſensgerechtigkeit. 9) Eichel- und wild Obſt leſen, wie auch Haſelnüſſe brechen. 10) Die Forſtgarbe oder der Zehend von denen Neubrüchen. 11) Der Forſthaber. 12) Die wilde Bienen und Immen und das Honig.

Wie ſich das Forſtrecht endige und verlohren werde, davon ſ. Forſtgerechtigkeit lit. I).

Forſtreſier, Forſtrevier, iſt eine mit Forſten oder Waldungen beſtandene Gegend, über welche die Aufſicht einem oder mehrern Förſtern, nach Beſchaffenheit ihrer Gröſſe, anbefohlen wird.

Forſtregiſter, ſ. **Forſtbücher.**

Forſtrevier, ſ. **Forſtreſier.**

Forſtſchreiber, oder an theils Orten **Forſtſecretair,** heißt derjenige, welcher die Rechnungen der Jäger und Forſtbedienten in

in Wald- und Forſtſachen zu unterſuchen, deren Beſoldung auszuzahlen, aus den eingelauffenen Rechnungen an manchen Orten Extracte zu machen, und dem Oberjäger- oder Forſtmeiſter einzuliefern, nicht minder bey Haltung des Forſtamts, das Protocoll zu führen hat. An andern Orten iſt ſeine Verrichtung, die Expeditionen in Forſtſachen zu beſorgen, und aus denen Particularrechnungen der Forſtbedienten eine Hauptrechnung zu formiren.

Forſtſteine, Jagdſteine, werden diejenigen genennet, ſo die forſtliche Obrigkeit und das Jagen unterſcheiden.

Forſtverwalter, iſt theils Orten derjenige, der nebſt dem Forſtmeiſter über ein ganzes Fürſtenthum, und über die darinnen beſtellte Forſtbedienten geſetzt iſt. Er iſt bey allen Holzanweiſungen und Abzehlungen deſſelben, und führet auch die Gegenrechnung. An andern Orten iſt in jeder Forſtmeiſterey ein Forſtverwalter darzu beſtellt, daß er die Holzanweiſung beſorgen, und Rechnung führen muß.

Forſtwald, ſ. **Forſt.**

Forſtweſen, Aberglauben bey demſelben, ſ. **Aberglauben bey dem Forſtweſen.**

Forum Auſtregarum, ſ. **Austräge.**

Foueſnes, ſ. **Buchecker.**

Fougere, ſ. **Fahrenkraut.**

Feuilles d'Arbres, ſ. **Laub.**

Fouine, ſ. **Marder.**

Fourche aux Gluaux, ſ. **Leimſtange.**

Fouteau, ſ. **Buche.**

Fraaß, Fraß, wird nach der Jägerſprache die Speiſe oder Nahrung, und der Raub einiger Thiere genennet. So ſagt man von Bären, Wölfen, Füchſen u. d. g. daß ſie auf den Fraaß ausgehen.

Fraize, iſt kein franzöſiſches Jägerwort, und bedeutet die Geſtalt des unterſten und knorrichten Theils an dem Geweihe eines Hirſches oder Rehbocks, welcher zunächſt am Kopfe iſt. Sonſt nennet man denſelben auch *Maſſacre*.

Framboiſier, ſ. **Himbeerſtrauch.**

Francolin, ſ. **Birkhahn, Haſelhuhn.**

Frangula, ſ. **Faulbaum.**

Fraß, ſ. **Fraaß.**

Frauenroſe, ſ. **Dornroſe.**

Fraxinus, ſ. **Eſche.**

Fraxinus arbor, Fraxinus aucuparia, ſilveſtris, bubula, ſ. **Ebreſchenbaum.**

Fraye, ſ. **Laich.**

Fremde, ſ. **Falke.**

Frené, ſ. **Eſche.**

Frêne, ſ. **Bucheſche.**

Freouer, heißt bey den franzöſiſchen Jägern das Zeichen, welches der Hirſch am Holze macht, wenn er es mit ſeinem Kopf berühret, um die rauhe und haarichte Haut, die es bedecket, davon abzuſtreichen. Derjenige nun, welcher das erſte *Freouer* in die Geſellſchaft überbringt, bey welcher ſich der König befindet, und derſelben

ben das *Courre* oder *Curée* vom Hirſche überläßt, verdienet bey dem König eine Verehrung, nämlich ein Pferd vor einen Jagdjunker, und ein Kleid vor einen Spürknecht, wie ſolches beſtändig alſo beobachtet worden.

Freſaie, ſ. Eul.

Freſaye, ſ. Eul.

Freſene, ſ. Eſche.

Fresne Champetre, ſ. Bucheſche.

Frette, Frettel, Fretgen, Fröttel, lat. Muſtela ſilveſtris, ruſtica, franz. *Foron*, *Furet*, iſt ein kleines vierfüſſiges Thier von dem Geſchlechte der Wieſel. Es iſt etwas gröſſrr als ein Eichhörnlein, geſchlank und länglicht vom Leibe, hat ſchöne rothe Augen, und gar niedrige Füßlein. Gemeiniglich ſind ſie von Farbe weißgebleicht; doch giebt es einige, welche bunt und ſcheckigt, von oben röthlicht oder leberfarbig, unten aber am Bauch ganz weißlicht ſind. Sie werden zu uns aus Frankreich, Weſtphalen und Brabant gebracht, woſelbſt ihr gewöhnlicher Auffenthalt in den gröſten Wildniſſen iſt. Ihre Nahrung beſtehet in Kaninichen, Fiſchen, Vögeln und Honig, welches letztere ſie inſonderheit lieben. Das Weiblein gehet 40 Tage trächtig, und ſetzet öfters 5 bis 8 Junge auf einmal, welche 30 Tage blind liegen. Sie laſſen ſich zahm machen, und auf die Kaninichenjagd wohl abrichten. Man pfleget ihnen eine Schelle an den Hals zu hängen, den Kaninichen mehrere Furcht einzujagen, zuweilen aber auch ein Maulkörblein von Leder anzuhängen, damit ſie die Kaninichen zwar ſtoſſen, aber nicht beiſſen können, wenn ſie dieſelbe aus ihren Schlupflöchern heraus treiben. Dieſe Fröttelu pflegen einen ſtarken Biſamgeruch, wie die Marder, von ſich zu geben, ſo oft ſie erzürnet und erhitzet ſind.

Frettgen, ſ. Frette.

Freybürſche, Freybüſche, Freypürſche, lat. Liberæ Venationes, ſind an einigen Orten ſolche Hölzer und Gegenden, darinnen die Landesherrſchaft einem jedweden zu jagen erlaubet. Dergleichen giebt es ſonderlich auf den Thüringiſchen Grenzen, und werden dieſelbe von dem Forſtbezirk durch gewieſſe Marken unterſchieden. Im Würtembergiſchen heißt Freybürſche ein ſolches Recht, kraft deſſen in gewieſſen Gegenden jedermann das Wild und Vögel zu jagen und zu fangen, befugt iſt, weil niemand eine beſondere Jagdgerechtigkeit allda hat; dergleichen Gegenden es in Schwaben mehrere giebet.

Freybüſche, ſ. Freybürſche.

Freyholz, Gnadenholz, nennet man bey dem Forſtweſen eine gewieſſe Anzahl Stamm- oder ander Holz, welches gewiſſen Perſonen ohne Entgeld verabfolget wird. Dergleichen Holz iſt nun gemeiniglich nicht erblich, ſondern wiederruflich verſchrieben, und werden daher, wenn an denen hiezu angewieſenen Orten kein Holz mehr befindlich iſt, die Leute ſich zu gedulden beſchieden. Wenn abgebrannten oder andern Stammholz aus Gnaden gegeben wird; ſo

ſo ſollen die Afterſchläge dem Landesherrn zu gut ausgezogen und verkauft werden.

Freypürſche, ſ. **Freybürſche.**

Frigilla, **Buchfinke, Finke.**

Fringilla, ſ. **Buchfinke, Finke.**

Fringilla canabæa, linaria, ſ. **Hänfling.**

Fringilla Ceraſorum, ſ. **Kernbeiſſer.**

Fringilla roſtrata, ſanguinea, ſiehe **Kernbeiſſer.**

Fringilla viridis, ſ. **Grünzling.**

Fringillago, ſ. **Meiſe.**

Fringillarius, ſ. **Sperber.**

Friſchen, wird 1) von den wilden Sauen geſagt, und heißt ſo viel, als bey den zahmen Schweinen das Wort: **Ferkeln** oder **Werfen.** 2) Von einer Büchſe oder Rohr, und heißt ſo viel, als ein gezogen Rohr auf das neue reiſſen und wieder ausziehen.

Friſchling, lat. Aper anniculus, franz. *Marcaſſin*, heißt ein junges wildes Schwein, welches noch nicht 2 Jahr alt iſt. ſ. **Bache, Wildes Schwein.**

Fröttel, ſ. **Frette.**

Frontieres, ſ. **Grenzen.**

Froſch, lat. Rana, franz. *Grenouille*, iſt das bekannte kleine vierfüßige Thier, welches verſchiedener Arten, und entweder grün, gelb und weiß, grau, oder grün, und ſchwarzfleckigt iſt. Etliche wohnen nur auf der Erden, als die **grünen Laubfröſche**, lat. Rubetæ, franz. *Graiſſets, Grenouilles Buiſſoniers* genannt, welche ſich von dem Laub der Bäume und Sträucher, auf welchen ſie ſich aufzuhalten pflegen, nähren, und durch ihr Schreyen den zukünftigen Regen anzeigen ſollen, ingleichem die **gelben Fröſche**, die man nur in Gärten, Feldern und Gebüſchen findet; die **grauen**, auch **grün** und **ſchwarzfleckigten** aber, halten ſich in Gräben, Bächen, Flüſſen, Seen, Teichen und Moräſten auf, und ſind gröſſer als die vorigen Arten. Die Hinterviertel werden einiger Orten verſpeiſet, beſonders unter den Franzoſen, welche ſolche mit hölzernen Bolzen von kleinen Armbrüſten oder **Froſchſchneppern**, welches Wort nachzuſuchen, ſchieſſen, oder ſonſt fangen und ſie fricaſſiren, mit Meel oder Grieß beſprengt, aus Schmalz backen, oder auch wie junge Hüner zurichten; nur iſt dabey noch anzumerken, daß das Froſchfleiſch viel ſchärfer als anderes Fleiſch, oder als Fiſchwerk tractiret ſeyn will. Man brauchet hierzu nur die gelben und weiſſen Fröſche, nicht aber die grün und ſchwarzſprenglichten aus Teichen oder Sümpfen, vielweniger die Laubfröſche; ſo hütet man ſich auch im Monat Majo, als in der Laichzeit der Fröſche, ſie zur Speiſe zu nehmen, weil ſie ſich alsdenn auch mit den Kröten zu vermiſchen pflegen. Die Bienen haben einen argen Feind an dieſem Ungeziefer, denn wenn ſie ſchwer beladen vor die Bienſtöcke und Körbe kommen, und vor ſolchen aus Müdigkeit, wie es oft geſchiehet, in das Gras fallen, ſo werden ſie von denen darinnen verborgen liegenden Fröſchen weggeſchnappt und

und verſchlungen; welches ihnen auch wiederfähret, wenn ſie an das Waſſer zu trinken, und denen Fröſchen zu nahe kommen. Sie thun auch an den kleinen Fiſchen und der Brut im Fließwaſſer und Teichen groſſen Schaden, und freſſen ſolche weg, wo ſie dergleichen erhaſchen, ja ſie wagen ſich ſo gar an ziemlich ſtarke Hechte, wie man davon ein Exempel beym **Dubravio**, in ſeinem Tractate de piſcibus & piſcinis hat, da ein groſſer Froſch auf einen ſtarken Hecht geſprungen, demſelben die Augen ausgekratzt, und ſo lange auf ihm ſitzen geblieben und ihn gemartert, bis er ihn ums Leben gebracht. Sie laichen im Frühling, da denn erſtlich aus dem Laich ein rundes ſchwarzes Stücklein Fleiſch erwächſet, an welchem ſich folglich der Kopf, die Vorderfüſſe und der Schwanz ſehen laſſen, dieſer theilet ſich endlich, und wenn die Haut davon abgegangen, ſo werden die Hinterfüſſe daraus.

In der Arzney werden von denen grünen Fröſchen faſt alle Theile gebraucht. Weil aber dieſe Thiere nicht nur, obgedachter maſſen, in den Fiſchwaſſern groſſen Schaden thun, ſondern auch manchem mit ihrem heßlichen Geſchrey zuwider fallen, ſo werden ſie entweder mit denen Froſchſchneppern weggeſchoſſen, oder mit Hohlwurz, welche man in das Waſſer, worinnen ſie ſich aufhalten, wirft, oder am beſten durch Ausfiſchung des Froſchlaichs im Frühling getilget, und aus dem Wege geräumet. Durch ein am Ufer angemachtes Feuer, kann man auch das beſchwerliche Schreyen der Fröſche ſtillen. Sonſt wird aus ihrem Laich auch das bekannte Froſchlaichpflaſter, ingleichem ein Waſchwaſſer vor das Geſichte des Frauenzimmers gemacht.

Froſchſchnepper, iſt ein Inſtrument, die Fröſche damit zu ſchieſſen. Es beſtehet ſolches in einer langen mit einem ſtählernen Bogen verſehenen hölzernen Armbruſt oder Schnepper, auf welcher ein langer von ſtarkem Eiſendrat verfertigter und an der Spitze mit einem ſcharfen Widerhacken bewafneter Pfeil lieget, welcher mit einer Schnure, ſo zugleich den Bogen ſpannet, angebunden iſt. Wenn ein Froſch damit getroffen worden, bleibet derſelbe am Pfeil, der Pfeil aber an der Schnure hängen, womit man den Froſch herausziehen, abnehmen, und den Bogen wieder ſpannen kann.

Froſtbohrer, iſt ein Inſtrument, welches bey hartem Froſt gebraucht wird, wenn mit denen Furkeln nicht in die Erde zu kommen iſt, man aber dennoch, zumal bey der Wolfs- oder Luchsjagd, ganz ſtille und heimlich ſtellen muß, und weder mit dem Kellhacken hacken, und pochen, noch mit den Aexten und Beilen ſchlagen, und dadurch einen Lermen erregen darf, wovon das Wild ſcheu werden, und ausreiſſen würde. Dieſer Bohrer muß in proportionirter Gröſſe, und, weil er wegen der kleinen Steine, des Kieſes und Sandes, der gefrornen Erde und des Eiſes, bey öfterm Gebrauch bald ſtumpf werden kann, mit einem dicken und ſtarken Gewinde wohl verſtählet,

ſtählet und ſcharf geſchliffen ſeyn. Er ſoll aber auch nicht anderſt, als zur höchſten Noth gebrauchet werden.

Früſchen, nennen die Jäger waſſerreiche Oerter.

Fruticetum, ſ. Gebüſche.

Fuchs, lat. Vulpus, franz. *Renard*, iſt ein vierfüſſiges Thier, zur niedern Jagd gehörig, ſo ſich mehr nach ſeinem Tode mit ſeinem zu einem warmen Futter dienlichen Balge, als in ſeinem Leben nutzbar machet. Denn er weißt nicht nur den vierfüſſigen Thieren, als jungen Reben und Haſen, auch Hirſchwildkälbern, treflich auf den Dienſt zu paſſen, und ſie zu ſeiner Nahrung wegzufangen; ſondern auch überhaupt alles Geflügel, ſo ſich auf der Erde aufhält, liſtig wegzuſchnappen, und ſeinen hungrigen Magen damit zu füllen. Nicht weniger iſt er auch darauf abgerichtet, die Krametsvögel und Droſſeln aus den Sprenkeln und Schlingen zu nehmen, und auf den Dörfern in groſſer Geſchwindigkeit die Hünerhäuſer völlig leer zu machen. Kann er aber zu dieſen Delicateſſen nicht gelangen, ſo läßt er ſich auch mit Fröſchen, Maulwürfen, Feldmäuſen, Schnecken, Heimen oder Grillen, Heuſchrecken und anderm Ungezieſer begnügen. Er trabet bey Nacht weit und breit in Hölzern und Feldern herum, um ſeinen Raub zu ſuchen. So bald aber der Morgen wieder herbey kommt, ſo ſuchet er das Holz, oder im Felde ſeinen Nothfluchtbau, und verbirget ſich den Tag über darinnen. Er gehet auch der Wolfsfährte nach, weil er weißt, daß die Wölfe öfters etwas niederreiſſen, welches ſie nicht aufzehren können. Seiner Geſtalt nach hat er die Gröſſe eines mäſſigen Hundes, einen etwas ſpitzigen Kopf, im Maul ein ſehr ſcharfes Gebiß, und kann über die maſſen weit riechen. Die Ohren ſind kurz und zugeſpitzt, die Augen klein, doch ſcharfſichtig, der Hals, nach Proportion des Leibes, ziemlich ſtark, der übrige Leib ſchlank; der Schwanz mit langen Haaren bewachſen, dicke und lang, giebt im Winter gute Wärme, und wird in Müffe gemacht. Die Vorderläuffe ſind ſchwach, die hintern etwas ſtärker, die Spur iſt eines mäſſigen Hundes Spur ziemlich gleich, doch etwas länger und ſchmäler. Er trabet auch einen geraden Schritt in den andern, ſo die Hunde nicht thun. Der Balg iſt verſchieden, nachdem die Art der Füchſe verſchieden iſt. In unſern Landen hat man vornemlich 2 Gattungen, **Brandfüchſe**, und **Roth**- oder **Birkfüchſe**. Jene, die auch **Braunfüchſe** heiſſen, haben ſchwarze Läufte, Ohren und Schwanz, als ob ſie verſenget wären, einen grauen Pelz auf dem Rücken, und nicht viel röthliches. Dieſe aber, die **Birk**füchſe ſind etwas kleiner, und röther von Haaren, haben an Läuften, Ohrem und dem langen Schwanz eine weiſſe Spitze, wie jener eine ſchwarze, ſo die **Blume** genennet wird. In Schweden, ſonderlich aber in Lappland, werden ganz ſchwarze, ingleichem Brand- und Creuzfüchſe, auch aſchfarbige und weiſſe gefangen. Die ganz ſchwarzen ſind ſelten, und die koſtbarſten, und

werden bey den Ruſſen von vornehmen Herren zu ihren Mützen gebraucht, wie denn ein ſolcher ſchwarzer Balg zum öftern 10 bis 15 Ducaten gilt. Die mit einem Creutze gezeichnet ſind, und von einigen deswegen **Creuzträger** genennet werden, haben von dem Maul an, über den Kopf, Rücken und Schwanz einen gleich ſchwarzen Strich, über ſolchen gehet ein anderer über die Schulter an die 2 Vorderfüſſe.

Die Zeit, wenn der Fuchs **ranzet** oder **rollet**, iſt der Monat Februarius, da ihrer etliche nacheinander einer Füchſinn, wie die Hunde, nachtraben. Die Füchſinn gehet ſodann 10 Wochen dicke, und bringet mehrentheils 4 bis 6 Junge, gleich einer Hündin, wie denn die Füchſe faſt in allen Ständen mit den Hunden überein kommen, ja ſich auch zuweilen mit denſelben belauffen. Die Jungen ſind anfangs weißgelblicht, werden aber nachgehends immer dunkler. Dieſe bringt die Füchſin zwar in den Bauen oder Fluchtröhren auf. So bald ſie aber 9 Tage alt und ſehend werden, ſich auch etwas Menſchen um den Ort ihres Auffenthalts wittern laſſen; ſo bald nimmt ſie ihr Gehecke, und trägt es in das Korn, und zwar gern nahe an die Dörfer, weil ſie, nebſt anderm Geäſſe, alldorten am erſten etwas von jungen Hünern, zur Auferziehung ihrer Jungen, ohne Koſten haben kann. Um Jacobi lauffen dieſe ſchon mit den Alten aus, und lernen ihre Nahrung ſelbſt ſuchen. Um Martini aber iſt ihr Balg zu ſeiner Vollkommenheit gelanget. Es macht der Fuchs, ob er gleich gerne in der Erde wohnet, doch ſelten ſein Lager ſelbſt, ſondern erkundiget ſich, wo ein Dachsbau anzutreffen, und treibet den Dachs, wenn er ihm gewachſen iſt, mit Gewalt aus demſelben, oder wenn er vermerket, daß der Dachs ausgegangen, legt er ſeine Looſung häuffig vor die Röhre. Wenn nun der Dachs bey ſeiner Ankunft den Geſtank merket; ſo verläßt er ſeine Wohnung, worauf der Fuchs dieſelbe ſogleich beziehet. Oder wenn er des Sommers räudig geworden iſt, ſo durchkriecht er den Dachsbau und verſtänkert ſolchen allenthalben, welches der Dachs, als ein reinliches Thier, nicht vertragen kann, ſondern gerne ausziehet. Wenn aber der Fuchs keinen Dachsbau findet, und doch ſicher ſeyn will; ſo muß er nothwendig ſeinen Bau unter einem wurzlichten Baum, oder unter einem Steine machen, welches doch nur mit einer Röhre geſchiehet. Man findet auch öfters in freyen ebenen Kornfeldern **Fuchsgruben**, die man aber, nach **weydmänniſcher Redensart**, einen **Nothbau** nennet, dergleichen aber auch nur von jungen Füchſen geſchiehet, welche von ihren Alten vertrieben worden, und ſich ſelbſt zu nähren nirgends hin wiſſen. Sie ſollen in ihren Höhlen mit den Schlangen ſehr friedlich leben, weil ſie wiſſen, daß ſie von ihnen ſonſt leicht vertrieben werdē köñen. Hingegen den Raben, welche ihnen ihre Jungen rauben, ſind ſie von Natur feind. Sie werden am gewöhnlichſten, wie die Wölfe, in Gruben, auch mit Netzen, Fallen, und beſondern Eiſen, ſo man

man Fuchseiſen nennet, gefangen, oder mit Schlieſern aus ihren Bauen gehetzt, und erſchlagen, oder geludert; welches am beſten mit einem gebratenen Häring, geſchiebet, und erſchoſſen, oder auf eben die Art, wie die Haſen, gejagt. (ſ. **Fuchsfang**). An groſſer Herren Höfen werden ſie, nachdem ſie eingetrieben worden, entweder geprellt (ſ. **Fuchsprellen**), oder mit kleinen Prügeln zu tode geworfen.

Das **Blut** von dem Fuchs wird wieder die Nieren- und Blaſenſchmerzen, das **Fett** aber in Contracturen, im böſen Weſen der Kinder, in Krampfbeſchwerden und Ohrenſchmerzen, wie auch Heilung der Wunden, und bey erfrornen Gliedern, damit geſchmieret, nützlich gebraucht. In den Apothecken findet man auch das **Fuchsöl**. Die **Leber** ſoll eben ſo, wie die **Lunge**, vor die Schwindſucht dienlich ſeyn. Der **Koth** in Eſſig geweichet, und die grindichte Haut damit geſchmieret, heilet ohne Gefahr des Einſchlagens. Die **Zunge** hilft den Augen, und macht ein gutes Geſichte. Vom Gebrauch der **Lunge** ſ. **Fuchslunge**. Man kann die Füchſe auch zahm erziehen, und wenn man ſich mit ihnen Mühe geben will, ſo lernen ſie allerley Künſte, gehen mit ihren Herren zu Holze, Feld u. d. g. aus und ein. Doch muß man ihnen in der Jugend kein rohes Fleiſch zu freſſen geben. Dafern ſie auch nach ihrer angebohrnen Art junges Federvieh u. d. g. anpacketen, müſſen ſie ſcharf geſtraffet werden, ſo laſſen ſie doch endlich davon ab. Doch hat man auch Exempel, daß, wenn ſie ſchon 2 bis 3 Jahr zahm geweſen, ſie doch auf den Raub ausgegangen, wenn man ihnen nicht recht ſatt zu freſſen gegeben. Solche zahm erzogene Füchſe ſind inſonderheit zum Entenſchieſſen recht wohl zu gebrauchen. ſ. **Entenfang, Ente.**

Die **waydmänniſche Redensarten** von dem Fuchs ſind folgende: Er **trabet**, an ſtatt gehet; er **billt**, bey Veränderung des Wetters, oder die Jungen **bellen**, wenn ihre Nahrung zu lange auſſen **bleibet**; er **kriecht zu Baue**; er **lauft** aufs Reitzen, oder vor den Hunden; er **ranzet** oder **rollet**, bedeutet die Vermiſchung; er **wölfet** oder **wirft**, d. i. er bekommt Junge; er **frißt** den Raub; das Männlein heißt **Fuchs**, das Weiblein **Füchſin**; er hat einen **Balg**; er wird **todt geſchlagen**; er wird **geſtreift**; ſein Schwanz heißt **Standarte** oder **Ruthe**; das Spitzgen an dem Schwanze heißt **Blume**; er hat **Gebiß** und **Fänge**; er hat **Läufte** und **Klauen**; er iſt **liſtig**; er **reuthet** oder **reinet**; er wird **geludert**; das Fuchsloch heißt eine **Röhre**; er iſt **im Bau**, d. i. im **Loch**; er **hat was gefangen** oder **geraubet**.

Fuchsbehälter, Fuchszwinger, heißt bey dem Jagdweſen ein umzäunter oder ſonſt wohl verwahrter Ort zu Aufbehaltung der Füchſe. Wenn die Herrſchaften in ihren Landen durch die Forſtbedienten, auf den angeſtellten Jagden im Herbſt, da die Bälge am beſten ſind, Füchſe lebendig einſam

einfangen, und dieſelbe zu beſſerer Verwahrung in die Fuchskäſten einſtecken laſſen: ſo werden ſie meiſtentheils auf ihren Reſidenzen in den Jägerhof geliefert, und in einen wohlverwahrten Zwinger gelaſſen, allda ausbehalten und gefüttert, bis etwa ein Fuchsprellen gehalten werden ſolle, da ſie wieder eingefangen, nach dem verlangten Orte geliefert, und daſelbſt ſo viel, als jederzeit auf einmal zu prellen verlangt wird, ausgelaſſen werden, um der Herrſchaft und den Cavaliers und Dames ein Vergnügen zu machen. Nachdem aber die Jagdreviere nicht alle einander gleich ſind, und einer alſo nicht ſo viel Jagd haben kann, als der andere; ſo könnte mancher des Herbſts durch alle und jede ſeine Feldbüſche und Brüche mit Haſennetzen umſtellen, und die Füchſe einfangen laſſen, die Füchſinnin aber, zumal im December und Jenner, da ſie bald läuffig werden, ganz allein beſonders verwahren. Wer keinen eigenen Zwinger hätte, könnte die Füchſe in einen Ziegelofen thun, welcher aber eine ziemliche Höhe, Weite und Breite haben, und mit ſtarken Mauren verwahret ſeyn müßte, daß ſie nicht ſo leicht daraus kommen könnten. In die Brandlöcher zur Seite, wo die Ziegelſtreicher das Holz einzuſchieben pflegen, müſſen von ſtarken eichenen oder kiefernen Spündebrettern, die 9 Ellen in die Länge haben, Fuchskaſten geſchoben, und die Vorſchieber offen gelaſſen, das übrige aber veſt vermauret werden, daß die Kaſten halten, und die Füchſinnen aus dem Ofen hinein kriechen können. Man muß aber auch nicht vergeſſen, ihnen in ſolchem Behältniß ihren Faaß zu geben, und kann ihnen der Schäfer ſchon wöchentlich ein verdorben Schaaf hinein werfen, welches die Füchſe des Nachts, wenn alles ſtille iſt, wohl holen werden. Im Hornung darauf, da die Füchſe zu rollen pflegen, kann man einen hübſchen Fang damit vornehmen. Man beveſtiget eine Füchſin die läuffiſch geworden, an eine Kette, woran ein Würbel iſt, und ſchließt ſie einem Hunde gleich, in einem Bruch an einen Baum. Noch beſſer aber iſt es, wenn man dieſes mit etlichen zugleich vornimmt. Hierauf werden ſich die Füchſe hauffenweiſe einſtellen, und mit denen Füchſinnen courtoiſiren. Will man nun davon profitiren; ſo verlappet man ermeldeten Bruch oder Moraſt, mit doppelten Federlappen, und umſtellet ihn mit leinenen Zeugen oder Haſennetzen; ſo kann man eine einträgliche Fuchsjagd halten. Man muß ſich hiebey wundern, daß der Fuchs nicht die Federn bey lebendigem Gevögel, ſondern vielmehr, da ſolche an Schnüre geknüpft ſind, ſcheuet. Welches daher rühren ſoll, weil dieſe Lappen öfters durch der Menſchen Hände gezogen, und alſo durch die Witterung des Menſchen ihnen zuwider werden, ſo daß er als eines von den behutſamſten Thieren ſich alsdann in Acht nimmt, und nicht gerne darüber gehet.

Fuchsblume, ſ. Fuchs.

Fuchsblut, ſ. Fuchs.

Fuchseiſen, iſt eine gewieſſe Maſchiene, womit die Füchſe weit und breit in der gröſten Kälte bey

bey finsterer Nacht weggefangen werden. Man hat zwey Gattungen derſelben, die wir hier beſchreiben müſſen.

A) Die erſte iſt das gemeine und bekannte Fuchseiſen. Es beſtehet aus 2 ſtarken vorne zuſammen vernieteten eiſernen Bügeln, welche hinten an eine ſtarke krumme Feder geſchraubet ſind. Zwiſchen dieſer ſtarken Feder und den Bügeln wird von hinten das Schloß mit den Deckeln und Abzügeln, vornen aber die Zugröhre angeſchraubet, und alles reinlich und blank gehalten. Wenn nun der Fuchs auf einen gewieſen Platz verkirret iſt, und ſich daſelbſt fleiſſig eingefunden hat, daß man alſo Hofnung hat, ihn zu fangen; ſo ſchmieret man das Eiſen mit einer probirten Witterung, trägt es hinaus, und bindet an die Abzügel durch die Röhre an einen härenen Faden den Abbiß. Alsdann werden beyde Bügel mit den Knien von einander gedrücket, die Abzugdeckel übereinander geleget, und zum Stellen bereitet, letztlich aber allenthalben dünne mit Erde oder Laub überſtreuet. Wenn nun der Fuchs kommt, und den Abbiß anrühret; ſo ſchlagen die Bügel beyde zuſammen, und fängt er ſich gemeiniglich um den Hals. Er ſchleppet auch wohl ſodann das Eiſen, ſo viel er noch Macht hat, ziemlich weit davon, um entweder es loß zu machen, oder ſich zu verbergen. Was aber liſtige Füchſe ſind, dieſe langen lieber mit den Klauen, als mit der Naſe nach dem Abbiß, und fangen ſich daran, beiſſen ſich aber bald los, lauffen auf drey Beinen davon davon, und pflegen ſich doch wieder auszuheilen. Die Witterung zu dergleichen Eiſen iſt unterſchiedlich. Einige ſchmieren die Schuh mit Pferd- oder Kühmiſt, binden einen gebratenen Häring mit Baſt daran, und ſchleiffen ſolchen durch die Felder, wo der Fuchs zu traben pfleget. An ſtatt des Härings kann mann auch die gelbe Materie von Mauſeholz, weiſſen Campher, Honig, Gänſefett und Zwiebeln, in einem neuen Tiegel mit Butter kräſchen laſſen, und Schweins- oder Brodtkrieſen darunter röſten, und ſolches alles in einen Beutel thun. Währender Schleppe muß man alle 100 Schritte eine Krieſe fallen laſſen. Denn wenn man ſie gar zu überflüßig ausſtreuet, wird der Fuchs geſchwinde ſatt. Alſo leitet man ihn bis an den Platz, wo er gekörret worden, der mit Kornſpreu beſtreuet ſeyn muß. Das Eiſen ſelbſt ſchmieret man mit Aalraupenwaſſer, ſo in einem neuen Topf vergraben worden, und mit Johannisöl vermiſcht iſt, bindet alsdann ein Stücklein Häring an Zitterdrat, und ſtellet das Eiſen auf, welches man wiederum dünne beſtreuet. Manche mengen auch unter die Witterung Tannenknoſpen, violenwurzel, die Geilen von einer Füchſin, und etwas von ihrem Fett, laſſen alles zuſammen kochen, und thun es in einen neuen Topf, und decken es fein zu. Aber vor dieſer Wittirung ſoll kein Jäger ſchleppen dürfen, ſondern man macht zwey Plätze, auf den einen legt man das Eiſen, auf den andern die Biſſen Brodt, welche in der Witterung gebraten ſeyn müſſen. Folgende Witterungen ſind

ſind auch gut. Man nimmt Marum verum eine halbe Hand voll, rothe Butter vor einen Groſchen, die Geburt von einer Füchſin, Campher 2 Erbſen groß, Bibergeil vor 6 Pfenning, Anis vor 6 Pfenning. Oder Violenwurzel vor 3 Pfenning, Anisöl vor 1 Groſchen Alfrancken oder Mäuſeholz eine gute Hand voll. Die Zubereitung ſolcher Witterungen geſchiehet alſo: Man nimmt einen neuen Tiegel, und ſiedet ihn erſt mit reinem Waſſer aus, läßt ihn wieder trocken werden, nimmt die Butter, läßt ſie im Tiegel zergehen und abgeſchäumet, aber nicht braun werden. Nimmt man fett, ſo läßt man es auch erſt zergehen. Von Alfranken oder Mäuſeholz wird vorher die graue Rinde oben ſubtil abgeſchabet, und weggeworfen, hernach die grüne auch abgeſchabet, und in die Butter oder das Fett, nebſt den andern Stücken zugleich hineingethan, auſſer dem Campher und Wachs, wo man dieſes mit gebrauchet, welche nicht zugleich mit hinein kommen; alleſammt mit einem reinen Hölzlein fleiſſig umgerühret, daß ſie nicht brandig werden, ſonſt iſt ſie nichts nütze. Wenn nun die Species etwas in der Butter oder in dem Fett gebraten; ſo thut man den Campher auch dazu, und läßt es braten, bis es anfängt bräuchlich zu werden, nimmt einen reinen Leinwandlappen, dringet den Saft heraus, ſchabet ein wenig Wachs hinein, nur darum, daß es ein wenig ſteif werde. Wo man den Pferdemiſt darunter haben will, wird er denn auch, da es noch heiß iſt, hinein gedrucket, und thut man dieſe Witterung alsdenn in ein rein Gläſern oder irrdenen Geſchirre. Sie ſind alle bewährt, und man kann ſie zum Gebrauch wohl ein halb Jahr aufheben.

B) Das andere Fuchseiſen iſt das ſogenannte Berliniſche Eiſen, oder der Schwanenhals. Wie ſelbige in Proportion verfertiget werden, kann man aus Fig. 8. ſehen. Die beſte Faſon iſt, wenn ſelbige quer herüber von einem Bügel zum andern, als wo auf dem Riſſe 3 und 3 ſtehet, zwey Fuß breit ſind, von 4 zu 4, 1 Fuß, 9 Zoll, und die Feder von 4 bis 5, 1 Fuß, 2 Zoll. Das vornehmſte dabey iſt dieſes, wenn ſie tüchtige Federn haben, daß ſie fein raſch ſind, und aus dem Lager in die Höhe hinauf ſpringen, allermaſſen der Fuchs den Brocken ganz behutſam und mit langem Halſe wegnimmt. Wenn denn das Eiſen nicht raſch iſt, und hinaus- und nachfähret; ſo iſt er ſchon mit dem Kopf weg, ohn daß ihn ein mattes Eiſen erwiſchet. A. 1. iſt ein ſolches aufgeſtelltes Eiſen. A. 2. aber die Proportion, wie das Eiſen ausſiehet, wenn es zuſammen ſtehet. Wenn man nun mit dieſem Fang etwas rechtes ausrichten will, ſo müſſen die Eiſen recht rein geputzet, und ſauber gehalten werden, auch muß man wohl zuſehen, daß kein Oel oder Schmiere daran ſeye. Wenn denn der Fuchs angehen ſoll, ſo iſt es gut, wenn man dürren Pferdemiſt mit reinem Waſſer in einen Keſſel thut, das Eiſen auseinander nimmt, und es recht wohl und gut ausſiedet, hernach daſſelbe vollends mit klarem Sande und reinem Waſſer abputzet,

tzet, alle Schrauben, Gewürbe und Löcher mit ſchönem reinem Sande ausſäubert, und alle Stücke recht vollkommen abtrocknen läßt. Die Witterung, ingleichem auch die Brocken oder die Kirrung, ſo man hiebey gebrauchet, ſind eben dieſelbe, die wir lit. A) beſchrieben haben.

Was nun den Fang ſelber anbetrift, ſo iſt es gut, wenn man die Lager, worinnen die Eiſen zu liegen kommen, einhauet, ehe es zufrieret. Denn im Froſt ſind ſie nicht allein ſchwerer zu machen, ſondern verurſachen auch mehr Unreinigkeit bey dem Eiſen herum. Die Lager zu machen, muß man eine kleine Hacke haben, ſo auf beyden Seiten Schneiden hat, deren die eine in die Länge, und die andere in die Quere ſtehe, auf die Art, wie eine Zimmermannsquerart. Das Lager macht man in den Wieſen und Gründen, oder auf freyen Plätzen, und alten Leeden, in und zwiſchen dem Walde. Denn die Füchſe pflegen gerne auf denen Feldern und Wieſen des Nachts nach Mäuſen, oder was ſonſt zu rauben iſt, zu ſchleichen. Man ſpannet das Eiſen auf, ſtellet es veſte, und leget es auf den Fleck, wo ein Fuchs hin ſoll; doch daß die Feder allezeit gegen dem Winde liege. Denn weil der Fuchs gegen den Wind zum Eiſen gehet; ſo fängt er ſich beſſer, wenn er vorne gerade zu zwiſchen die Bügel, als wenn er die Quer oder über die Feder kommt. Nun kann man zwar nicht wiſſen, wo der Wind hergehen wird, wenn man das Eiſen geleget hat; mithin haue man das Lager ſo ein, daß die Feder gegen Nordweſten komme. Auch kann man noch ein Lager etliche Schritte davon mit der Feder in Oſten hinein bringen. Wenn es auf dem Boden abgezeichnet iſt; ſo hauet man 3 Finger breit eine Rinne in die Erde, und bringet das Erdreich heraus, wo die Feder, desgleichen wo die Bügel hinkommen. Wo das Schloß kommt, muß es fein geräumlich und ſo tief eingehauen ſeyn, daß das Eiſen nicht über dem Boden heraus zu ſehen iſt, und daß es überall fein gleich tief liege. Iſt nun aber ſolches nicht in Vorrath gemacht; ſo muß man auch mit mehr Mühe das Eiſen im Froſt einhauen, und es thut wegen des Fanges nichts. Denn ſo der Fuchs die Kirrung oder Brocken erſt auf denen Plätzen weggenommen; ſo leget oder hauet man das Eiſen ein, und fängt er ſich deswegen doch in der erſten Nacht.

So man nun den Fuchs fangen will, ſo macht man Plätze an ſolchen Orten, wo man vermeynet, daß die Füchſe des Nachts herumtraben. Dieſe Plätze aber werden alſo gemacht: Man hacket mit der Hacke ein rund Fleckgen in dem Erdboden, ſo groß, als wo ein Eiſen liegen kann, ein wenig auf, oder ſcharret nur mit dem Schuh etwas weg. Im Schnee aber muß man nur den Schnee etwas wegſtreichen, aber nicht aufhauen; denn ſonſt will der Fuchs nicht gerne dran. Der Kirrungsplätze macht man wenigſtens 3, auch wohl 4 bis 6, da er denn durch mehrere dreuſter und confus wird. Auf jedem legt man von einem Kirrungsbrocken, 2 bis 3 Stückgen,

macht auch an mehrern Orten Plätze, daß ſich mehr Füchſe dazu gewöhnen. Alsdann ſchleift man auch vor dem Holze, und von einem Orte der Plätze zum andern. Zu ſolcher Schleppe iſt beſonders gut, ſo man eine Katze nimmt, oder einen Fuchs ſtreiffet, und bratet ſelbige ſo ganz, auſſer daß das Geſcheide weggeſchmiſſen werden muß. Man beſtreichet es auch mit Gänſefett, und ein klein wenig mit der gemachten Witterung, oder aber mit Butter, und ein wenig Campher. Wenn es gebraten iſt, ſo macht man es an ein reines Leinlein, fangt an dem begehrten Orte an, ſolches hinter ſich herzuſchleppen, und läßt dann und wann einen Brocken von der Kirrung einzeln auf die Schleppe fallen, bis zu den Plätzen, und ſo fort. Auch geben die Füchſe gut, wenn man mit Reh-Haſen- oder Wildpretsgeſcheide ſchleppet. Wenn nun Reinicke auf die Schleppe kommt, ſo folget der Fuchs ſelbiger nach bis an die Plätze, da er ſich denn die daſelbſt befindliche Brocken zu ſpeiſen, gefallen läßt. Man legt auch, ohne wieder zu ſchleppen, eine oder 2 Nächte wieder was hin. Kommt er nun fleiſſiger, ſo legt man gegen Abend das Eiſen; da denn an dem Abzug ein von Zwirn geflochtenes Schnürlein, und an demſelben ein Brocken, oder von dergleichen, womit man ihn angekirret, etwas ſeyn muß. Allzulang muß der Brocken nicht vom Schloſſe heraus ſeyn. Alsdann wiſcht man das Eiſen rein ab, und ſtellet es auf. Hinter dem Abzug aber muß entweder was von Holze, oder ein dazu gemachtes rundes Eiſen vorſtehen, daß es ſich im Legen nicht aufziehen kann. Unter den Bügeln auf jeder Seite, wie auch unter der Feder, legt man einen kleinen breiten Stein; das giebt im Losſchlagen dem Eiſen mehr Kraft, daß es nicht unter ſich in den Boden drücken kann. Sodann leget man über das Schloß, und vorne über die Würbel, auch wohl über die Bügel, wiewohl das letztere nicht allezeit nöthig iſt, rein und weich Pappier, füttert und bedeckt das Eiſen überall mit reiner Spreu, vorhero aber muß auch auf den Plätzen dergleichen geſtreuet geweſen ſeyn, daß es der Fuchs ſchon gewohnet ſey. Auch nimmt man von den Ameiſenhauffen, und füttert es damit ein, welches gleichfalls ſehr gut iſt.

Anbey muß auch nicht vergeſſen werden, daß, ſo man das Eiſen in das Lager legen will, man ein rein leinwandenes Läpplein haben, daſſelbe mit der Witterung beſtreichen, und ſie einreiben muß. Mit dieſem Witterungsläpplein überſtreichet man das Eiſen um und um, doch aber auch ſo mäſſig, daß man nicht zu ſtark damit komme, auch nicht zu wenig. Kommt man zu wenig, ſo geht der Fuchs nicht daran. Iſt es aber zu ſtark, ſo fängt er an, vor dem Eiſen zu graben, und bis auf das Eiſen. Wird er dieſes Gewahr, ſo gehet er dieſelbe Nacht nicht an den Brocken, vermerket Unrath, und macht ſich davon. Wenn aber die Accurateſſe in Acht genommen, und das Eiſen ordentlich dem Boden gleich eingefüttert, und alles erſt fertig wird, bis auf das Fleckgen, wo man zu Schloß kommen, und das,

das, was man vorgeſtecket, ſubtil heraus ziehen kann, und gemächlich decket; wie denn auch nicht ſchaden kann, wenn man mit einem Reiſe etwas dünne Erde darauf ſtäubet; ſo wird der Fuchs, ſo gut er ſich auch in Acht nehmen will, ſich doch durch die Niedlichkeit betrügen, und die eiſerne Halskrauſe, ehe er es ſich verſiehet, am Halſe haben, und nicht vermögend ſeyn, ſelbige los zu werden. Viele ſind noch lebendig, wenn man des Morgens hinkommt, und ſehen ſich gefährlich um; da man ſie denn vollends tod ſchläget. Wenn Schnee iſt, kann man das Eiſen auch wohl in puren Schnee legen, ohne das Schloß einzufüttern. So man es aber überall einfüttert, muß man auch mit einem Rüthlein ein wenig Schnee darüber ſtäuben; im Erdreich aber einzuhauen iſt ſodann nicht nöthig. Käme aber der Fuchs nicht ſogleich auf das Eiſen; ſo muß man des Morgens doch allezeit darnach ſehen, und mit einem Reiſe nur den Brocken zudecken, damit die Krähen, Raben oder dergleichen ſolches nicht losziehen. Des Abends aber muß man das Reiß wieder wegnehmen. Sonſt iſt hiebey noch zu gedenken, daß neben den Abzugsbrocken, noch ein oder zwey dergleichen mit hingeleget werden, und auf denen Nebenplätzen müſſen gleichfalls Brocken ſeyn. Etliche Füchſe ſind ſehr ſchlimm, daß ſie wohl die Nebenplätze wegnehmen, aber auf das Eiſen nicht hin wollen. Geſchiehet ſolches eine, zwey oder 3 Nächte; ſo iſt es falſch mit dem Eiſen; daher nehme man es lieber ein paar Tage weg, und fahre fort, den Fuchs anzukirren, lege es alsdann neben dem erſten Platz, ſo läßt er ſich betrügen. Sie ſind auch ſo behutſam, daß ſie auch wohl den Brocken vom Schnürlein abkauen können. In dieſem Fall muß das Eiſen nicht zu veſte ſtehen. Durch fleiſſige Uebung wird man ihrer Ränke am beſten kundig werden. Wenn es verprellte Füchſe ſind, die wohl an die Plätze gehen, aber nicht auf das Eiſen wollen, ob es gleich ganz ordentlich zu rechte gemacht iſt; ſo muß man es mit der Witterung verändern. Sollte man aber den Fuchs ſpüren, und er gienge zwar an den Plätzen hin, nähme aber den Brocken nicht; ſo verändert man auch die Körrung. Nimmt er auch dieſes nicht an, ſo iſt es verlohren. Doch kann man ihm noch auf eine andere Art begegnen, wenn man nämlich Kurelkern nimmt, und mit dem Brocken bratet. Denn ſo er davon etwas nimmt, wird er gleich ſo confuß, daß er ſich vor dem Eiſen nicht mehr in Acht zu nehmen weißt. Auch muß ein Fuchsfänger dieſes merken, daß nicht einerley Witterungen in allen Hölzern, oder der Landesart nach gut thun. Darum haben wir mehrere vorgeſchlagen. Die Witterungen, wo fichtene und tannene Spitzen darunter kommen, thun an denen Orten am beſten gut, wo dergleichen Art Holz iſt, aber an andern Hölzern nicht. Hingegen will der Fenchel in kieferichten Hölzern und ſandigtem Boden auch nicht ſo gut thun, als wo fetter Boden, und harte oder Laubhölzer ſeyn.

Fuchseiſen, Berliner, ſ. Fuchseiſen.

Fuchsfang, bedeutet auſſer dem, was ſchon bey dem Artikul: Fuchseiſen, angeführet worden, alle diejenige Arten, wie man die Füchſe fangen, oder als Raubthiere, die der Wildbahn ſo ſchädlich ſind, tilgen und ausrotten kann. Wir wollen demnach die hieher gehörige Arten, dieſem liſtigen Thier beyzukommen, beſchreiben.

α) Die erſte Art iſt **das Graben der Füchſe**, welches alsdann von ſtatten gehet, wenn es Baue ſind, die nicht in Felſen, oder allzugroß und tief ſind. Wo aber groſſe und veſte Baue ſind, erwählet man lieber eine andere Art des Fanges. Zu dieſem Graben muß man nur gute Hunde haben, und einen oder 2 hinein laſſen. Wenn ſie laut werden, ſchlägt man oben mit der Hacke derbe auf dem Boden; denn ſo er ſich etwa in einen Keſſel geſetzet, und nicht in eine Röhre zum Ende weichen wollte; ſo wird ſich der Fuchs durch das Schüttern ſo weit machen, als er kann, und die Hunde bekommen auch mehr Eyfer. Man muß ſich aber auf den Boden mit den Ohren legen, daß man den Laut der Hunde recht abhöre, und alsdann nicht zu weit vor den Hunden niedergraben. Und wie man den Eingang der Röhren von auſſen beurtheilen kann; ſo ſchlägt man alsdann auch ſo ein, daß es quer über die Röhre kommen, und der Einſchlag oder das Loch wird lieber etwas länger, als kürzer gemacht. Auf ſolche Art behält man Platz, die Erde herauszubringen, und daß man auch recht frey handthieren kann. Man kann ſodann den Fuchs lebendig haben, und ihn noch zu Hauſe in einem Garten oder Hofe hetzen.

β) Eine andere Art, **die Füchſe durch Dachshunde und Netze zu fangen**, wird alſo veranſtaltet: Man mache ſich ein Paar Garne von Bindfaden, als ein Haſengarn, deren Länge ſo groß ſeyn muß, daß jedes Garn Buſenreich 20 Schritte ſtelle. Wer nun ſeine eigene Revier hat, der ſchlägt zuvor in der Sommerzeit Heſtel, und ſtöſſet auch Forcheln. Auch räumet man, ſo das Holz dicke iſt, ein wenig ab, daß die Garne gut abfallen, und alles parat ſeye, um die Garne ganz leicht ſtellen zu können. Wenn nun im Winter ſtäubricht Wetter iſt, ja je mehr es ſtäubet und ſchneyet, deſto mehr kriechen die Füchſe ein. Bey dem guten Wetter findet man ſie nicht viel in Bauen. In der Ranzzeit kriechen ſie fein zu Paaren, ja wohl 3 oder 4 hinein. Bey gedachten Zeiten wird man alſo wenig vergebens gehen, wenn anderſt Füchſe in der Gegend vorhanden ſind. Man nimmt nun die beyden Garne, und beſucht die Baue, ſtellet die Garne vorher, als ein Winkeleiſen, und dahin, wo die meiſte Röhren auswärts gehen, aber ganz ſtille und ohne Poltern. Denn ſonſt wollen ſie nicht heraus, und laſſen ſich eher antreiben. In der Ecke, wo kein Garn geſtellet iſt, ſtellt man ſich mit der Flinte. Will man aber die Mühe haben, mehrere garne herauszutragen; ſo kann man 4 Garne machen, und den Bau ganz

ganz umſtellen. Sind die Garne geſtellet, ſo läßt man einen Hund ganz ſtille hinein. So bald der Hund an den Fuchs kommt, fähret er bald zum Bau heraus, entweder in die Garne, oder man ſchießt ihn mit der Flinte. Es iſt eine feine Luſt, auch ein Accidens vor den Weydmann, indem er auf dieſe Art etliche in einem Tage fangen kann.

γ) **Die dritte Art beſtehet** darinn, daß man eine **Schieß-hütte auf die Füchſe macht**, welches auf verſchiedene Art geſchehen kann. Man macht nämlich eine Hütte in die Erde, und zwar in einem Bruch, damit ſie fein warm ſeye. Dieſelbe kann 10 Fuß lang, und 8 Fuß breit ſeyn, und 7 Fuß hoch wird ausgehölet, und oben wieder mit Erde zugedecket. Die Schießlöcher aber müſſen, ſo viel möglich, gegen Süden gemacht werden, daß der Mondenſchein gut vorfalle. Sehr gut iſt es auch, wenn ein rauſchend Bächlein vor der Hütte fließt, daran wird das Luder gebracht. Wenn nun Mondſchein oder Schnee iſt, ſo ſetzt man ſich in die Hütte, und nimmt einen Sack voll Häckerling zu ſich, und ſetzt ſeine Füſſe hinein, um ſich vor dem Froſt zu verwahren. Wenn es recht frieret, ſo kommen ſie fleiſſig zum Luder, daß man wohl etliche in einer Nacht ſchieſſen kann. Auch leget man Eiſen nicht weit davon, damit, wenn einige nicht gleich heran kommen wollen, ſie ſich doch in den Eiſen fangen. Im Fall auch, daß man wegen hartem Froſt ausdauren könnte, muß, ſo viel möglich, Luder vor die Hütte gebracht werden. Es kommen auch zuweilen Wölfe, die man gleich den Füchſen mitnehmen kann. Auch werden Hütten auf einem Baum gemacht. Sie ſind wohl etwas kälter; allein es ſtöſſet ſich kein Wind daran, daß der Fuchs etwas vernehmen kann. Wenn man Heu hinein bringet, und einen Heckerlingsſack dabey hat; ſo kann man ſich auch darinn noch wohl vor dem Froſt erhalten. Es bezahlet alle Mühe und Beſchwerlichkeit, indem man etliche Füchſe in einer Nacht ſchieſſen kann.

δ) Weiter werden auch die **Füchſe in Tellereiſen geſchoſſen**. Dabey hat man wenig Arbeit. Denn Witterungen brauchet man nicht, auſſer zu den jungen Füchſen. Wenn man dieſe vor dem Bau fangen will, ſo muß man das Eiſen mit obiger Witterung verwittern. Die alten Füchſe aber werden auf folgende Art leicht gefangen: Wo Quellen oder Springbrunnen im Walde ſind, die ablauffen, da nimmt man das Eiſen, und legt es in die Quelle ohne Witterung, doch ſo, daß das Waſſer darüber lauffe. Auch ſchneidet man ein Stückgen von dem in der Quelle befindlichen oder moraſtigen Graſe aus, ſo groß, daß es über das Eiſen langet. Iſt dergleichen nicht vorhanden, ſo leget man ein dünnes laubigtes Zäckgen, und ſtreuet dürres Laub vor das Zäckgen, daß es das Waſſer nicht wegſchwemme. In die Quelle ſtecke man eine Gabel hinein, und hänge etwas von Wild- oder Rehegeſcheide neben das Eiſen, und um die Quelle werfe man

man alt Holz, und allerley Reiſig, daß der Fuchs über das Eiſen muß, wenn er zum Geſcheide will. Kommt er nun nach dem Geſcheide, ſo wird er ſich in das Eiſen fangen. Wenn es hart frieret, und er ſich mit dem Eiſen im Waſſer überſchläget, und naß machet, wird ihm der Pelz bald ſteif frieren, daß er nicht weit lauffen kann. Bey weichem Wetter reiſen ſie zuweilen wohl eine Ecke weg, wenn aber Schnee iſt, kann man ihn bald ausmachen. Die Füchſe fangen ſich auf ſolche Art recht gut, und ſind auch diejenigen, ſo mit andern Eiſen verprellet worden, doch hierinn zu fangen. Denn ſie haben gar keine Witterung vom Eiſen, weil ihnen das Waſſer die Witterung benimmt.

ε) Ferner werden die Füchſe auch mit **Krähenaugen** gefangen. Hier muß man ſich aber wohl in Acht nehmen, daß nicht etwa ein guter Hund darüber komme. Denn alles, was blind gebohren iſt, muß von Krähenaugen ſterben. Auch kann man dieſen Fang nicht eher vornehmen, als wenn es frieret. Er wird aber alſo angeſtellet: Man nimmt Fleiſch und ſchneidet dünne Scheiben, ſtreuet eine Meſſerſpitze Krähenaugen darauf, und wickelt das Fleiſch zuſammen, es muß aber ſo groß werden, als ein Schnellkügelein, und ſo legt man die Kügelein gleich hinaus, daß ſie zuſammen frieren. Man muß ſich aber wohl in Acht nehmen, daß keine Krähenaugen auswendig daran kommen; ſonſt ſchmeckt es der Fuchs, und läßt ſie liegen. Wenn man nun den Fang vornehmen will; ſo körret man die Füchſe auf Plätzen an. Wenn er dann nur ein- oder zweymal von den Plätzen weggenommen hat; ſo werden die Kugeln mit den Krähenaugen erſt den Tag, da man ſie hinaus legen will, gemacht. Wenn ſie ſteif gefroren, beſtreichet man ſie mit zerlaſſenem Gänſefett, oder Butter, legt auf 2 oder 3 Plätzen 8 bis 9 Stücke von den Fleiſchkügelein. So bald er ſie genommen, und die Kügelein im Leibe warm worden, wird ihm ſo übel, daß er nicht weit lauffen kann, ſondern crepiren muß. Dieſer Fang iſt am beſten, wenn Schnee liegt, damit man ihn, ſo er die Doſin zu ſchwach eingenommen, und noch weit gienge, nach und nach ausmachen kann. Sie müſſen aber bald geſtreift werden, ſonſt gehen ihnen die Haare ab.

ξ) Man pfleget auch die **Füchſe auf das Reitzen zu ſchieſſen**, und dieſes wird auf verſchiedene Art tractiret. Will man auf den Haſenruf reitzen; ſo muß man erſt reine reitzen lernen, und dieſes macht man alſo: Man nimmt den Daumen an der Hand, legt den Nagel mit der Helfte zwiſchen die Lippen, oder die Spitze von einem Zeigefinger wird zwiſchen die Lippen, oder auch die Hand an das Maul gehalten, und an den Fingern oder der Hand ſtark angeſäuget, daß es einen Laut geben muß, wie ein Haſe, wenn er gefangen wird. Auch bläſet man in die zugemachte Hand, und giebt auch den Laut des Haſens an. Noch hat man auch ein Horn, welches abgedrehet iſt, und einen Anſatz hat, wie ein Hüfthorn, und iſt eines guten Fingers lang. Selbiges hält

man auch mit einem Ende in die Hand, bläſet darauf, und thut die Hand auf und zu. Solche geben unter allen Reitzen den ſtärkeſten Laut, wie ein Haſe, und ſind weit zu hören. Ferner reitzet man auch mit der Vogelpfeiffe, und wie eine Droſſel, wenn ſie gefangen wird. Inngleichem ſpitzet man auch mit dem Maul, wie eine Maus. Die beſchriebene Arten zu reitzen müſſen aber rein gemachet werden. Denn der Fuchs iſt ſo ſchlau, daß er es gleich verſtehet, und wird er eher vom Schützen weg, als zu ihm lauffen. Man ſtelle ſich um den Abend, oder des Morgens mit anbrechendem Tage, an den Ort, wo man vermeynet, daß Füchſe heraus, oder hineintraben, und reitze dann und wann einmal, aber nicht oft. So man ihn aber eher zu ſehen bekommt, iſt es deſto beſſer. Reitzet man nun, ſo wird er bald darauf hören, und reitzet man noch einmal, ſo wird er geſchwinde auf das Reitzen loslauffen. Fertig zum Schuß muß man aber vorher ſeyn; denn er kommt geſchwinder, als man es ſich verſiehet; er wartet aber auch nicht ſo lange, daß man ihn mit Pulver und Bley willkommen heiſſen kann.

η) Hier iſt auch noch hinzu zu fügen, wie man junge Füchſe tilgen könne; denn dieſes iſt ſehr nöthig, wo Wildbahnen, und Gehege ſeyn. Wenn dieß aber auch geſchehen ſoll, ſo giebt man dem Jäger von jungen Füchſen ſo viel, als was ein alter Fuchsbalg gilt, und iſt wohl noch mehr zu geben, damit ſie wegkommen, ehe ſie noch vielen Schaden thun können. Kriegen aber die Jäger nicht ein gutes Schießgeld; ſo laſſen ſie die jungen Füchſe lieber gehen, bis die Bälge mehr gelten. Und es iſt ihnen auch nicht zu verdenken, indem auch dieſes Accidens ein Stück ihrer Beſoldung iſt. Es können aber junge Füchſe auf verſchiedene Art getilget werden. Wo es gut zu graben iſt, und man einen guten Dachshund hat, da kann man ſie leicht miteinander bekommen, oder aber man macht Schlagbäume, wie bey dem Dachsfange, ſo kann man ſie auch alſo fangen. Auch leget man Tellereiſen vor die Röhren, darinn man ſie auch meiſt wegnimmt, wo ſie nur zu alt ſind; denn ſonſt kriechen die andern, ſo ſich einer gefangen, heraus, und führet alsdann ſelbige die Alte weiter; weswegen dieſer Fang bey Zeiten geſchehen muß. Wenn man ſie mit der Flinte wegnehmen will, ſo ſtelle man ſich zum Bau, oder ſo ein Baum da iſt, iſt es noch beſſer, daß man ſich darauf ſetze. Und weil die Alte gemeiniglich gegen Abend oder Morgens frühe zu ihren Jungen kommt; ſo läßt man anfangs lieber die Jungen mit Frieden, und ſchieſſet erſt die Alte todt; ſo kann man darauf die Junge alle auch ſchieſſen. Man muß aber nicht vom Bau gehen, ſie kommen heraus und ſehnen ſich nach der Alten, daß man auch wohl ein Paar, und mehr auf einen Schuß ſchieſſen kann, und bleibt keiner darinnen. Man muß nur Gedult haben, und ſollte man auch ein Paar Tage daran wenden müſſen.

ι) Die

θ) Die Füchſe mit dem Fangeiſen zu fangen, davon ſiehe den Articul: Fangeiſen.

ι) Die Füchſe mit Schlagbäumen zu fangen, davon ſiehe den Articul: Fangeiſen.

Fuchsfett, ſ. Fuchs.

Fuchsgarten, iſt eine Art von einem Wildgarten, oder eine zum Fuchsfang dienliche Umzäunung. Hierzu ſiehet man ſich im Walde einen Ort aus, ſo recht dicke iſt, oder kurz zu ſagen, man erwählet dazu einen Dickigt, und junges Gehau, von 100 Ellen im Quadrat, ſo, daß dieſer Platz auf allen Seiten 200 Ellen habe, man umzäunet ihn mit einem Zaun von dritthalb Ellen hoch, leget darauf gute tüchtige Dornbunde in der Quer und Länge, damit er recht wilderich ausſehe, machet an 2 Seiten einen Thorweg gegen über, daß alſo ein Thorweg auf der einen Seite, gegen den auf der andern Seite gleich zu ſtehen komme. Zu dieſem einen Thorweg ſchleppet man das Luder, welches man zuvor im Walde abdecken laſſen, und eine Ecke herum geſchleiffet hat, bis auf die Mitten hinein, läßt es daſelbſt liegen, und reutet oder gehet zum andern Thorweg wieder hinaus. In dem Zaun auf den andern beyden Seiten werden in jeder Seite 5 Löcher gelaſſen, ſo 1 und ein Viertel Ellen hoch ſind, unten aber werden die Löcher entweder eine halbe Elle hoch verzäunet, oder Stücken Holz dahinein geleget, damit die Füchſe darüber ſteigen, und eher an den Drat ſtreichen müſſen. Vor dieſe Löcher werden nun die an ihrem Orte beſchriebene Schlagbäume, welche doch etwas höher, als daſelbſt angegeben iſt, ſeyn können, 3 Viertel Elle weit vom Zaun geſtellet. Jedoch muß der Schlagbaum gleich dem Zaun, welcher oben auch geflochten ſeyn muß, gleich oben über das Loch geſtellet, und gleichſam vom Zaun verdecket werden, damit er nicht ſo gleich in das Geſicht falle; denn ſonſt möchte der Fuchs, wenn er ihn erblickte, wieder umkehren, und nicht in den Schlag gehen. Der Zaun von unten her iſt deswegen verordnet, daß der Fuchs bey offenem Wetter ſich bemühen müſſe, darüber zu ſteigen, und daß auch die Löcher bey Schnee noch hoch genug bleiben. Wenn man nun die Schlagbäume fleiſſig aufſtellet und beſuchet; ſo wird ſich der Nutzen von ſelbſten zeigen. Dem erſten Anblick nach möchte nun zwar ein ſolcher Garten vielen zu koſtbar und weitläuftig ſcheinen. Allein wenn man ihn nur recht betrachten, ſowohl deſſen Nutzen als Bequemlichkeit, wenn er einmal in Stand geſetzet iſt, erwägen, und bedenken will, daß man auf dieſe Art die Füchſe über eine Meile und noch weiter durch das Luder herbey bringen könne; ſo wird man finden, daß er vornemlich in groſſen Waldungen und Gehölzen von beſonderer Nutzbarkeit und Schätzbarkeit ſeye, und die Koſten, ſo man darauf verwenden muß, doppelt und vielfach wieder einbringe. Es koſtet auch die Erhaltung deſſelben ſehr wenig. Denn man darf ihn nur gut mit Dornen, oder in Ermanglung dieſer, mit andern Reißbunden wohl bedeckt erhalten, damit der Zaun trocken ſtehe, und wo er ein Loch bekommt, aus-

ausbeſſern, und die Lücken zu machen.

Fuchsgeſchoß, ſ. Bogner.

Fuchsgraben, ſ. Fuchsfang.

Fuchsgruben, ſ. Fuchs.

Fuchsjagd, wird ordentlicher Weiſe nicht ſo, wie die Jagd mit anderm Wilde angeſtellet, auſſer was etwa bey den unter dem Articul Fuchsfang beſchriebenen Arten, ihrer mit Netzen und Garnen habhaft zu werden, geſchiehet. Es wollen auch die Füchſe nicht gern in die Netze, und ſind ſo liſtig, daß ſie auf einen Windbruch, oder hohen Stamm, und kurzen knorrichten Stümmel ihre Zuflucht nehmen, und den Hunden unter ſich zuſehen. Wo ſie aber ſonſt nicht einen Dachsbau, oder ein ander Loch finden können, hineinzuſchlupfen, da werden ſie dennoch den Jagdhunden viel krumme Sprünge machen. Ja ſie pflegen auch, wenn ſie Zeit haben, an die kleinen Netze mit dem Schwanze zu ſchlagen, daß ſie abfallen, und ſie darüber kommen können, oder durchwiſchen die Wechſel. Es müſſen ihnen alſo die Hunde nicht Friede laſſen.

Fuchskaſten, iſt ein Behältniß, worinnen man einen lebendig gefangenen Fuchs von einem Orte zum andern führen kann. Es wird derſelbe eine Elle lang und eine halbe Elle breit und hoch von veſten eichenen Brettern gemacht, und die Luftlöcher werden mit eiſernem Bleche wohl beſchlagen, damit ſich dieſer ſchlaue Gaſt bey langen Nächten nicht nach und nach heraus beiſſen möge. Seinen Fraß und das nöthige Waſſer muß man ihm nicht mit den Fingern hinein thun; ſondern von auſſen einſchütten, ſonſt würde er einen übel bezahlen. Gäbe man ihm aber nichts, ſo würde er vor Hitze verſchmachten müſſen, weil bey ſolchen wilden Thieren groſſe Herzensangſt und ſtete Hitze vorhanden.

Fuchskoth, ſ. Fuchs.

Fuchsleber, ſ. Fuchs.

Fuchsloſung, ſ. Fuchs.

Fuchsmiſt, ſ. Fuchs.

Fuchsnetz, ſ. Fuchsfang.

Fuchsoel, ſ. Fuchs.

Fuchsprellen, nennet man, wenn die Füchſe mit langen, von zwey Jägern oder andern Perſonen gehaltenen Netzen, darüber ſie weg paſſiren müſſen, in die Höhe geſchupft, und in die Luft geſchleudert werden, dergleichen Art von Luſtbarkeit inſonderheit an groſſer Herren Höfen üblich iſt. Wenn nun hohe Standesperſonen nach Gelegenheit der Zeiten und Umſtände, bey allerhand Solennitäten, mancherley Luſtbarkeiten anzuſtellen pflegen; ſo werden auch vor die Cavaliers und Dames, nach mancherley Figuren, luſtige Fuchsprellen angeſtellet. Wenn demnach von der Landesherrſchaft dergleichen reſolvirt worden; ſo wird von dem Oberjägermeiſter, als *Directeur* der ganzen Jägerey, an die Oberförſter und Wildmeiſter Befehl ertheilet, daß ſie allenthalben lebendig die Füchſe in die Netze einfangen, und in behörigen Käſten nach der Reſidenz in den Jägerhof liefern ſollen. Sie werden alsdann in einem wohl

verwahrten Zwinger beyſammen ausgelaſſen, und mit angeſchaſtem Futter von dem Caviller gefüttert. Bisweilen müſſen auch von den Forſtbedienten auf eben dieſe Art, lebendige Haſen, Dachſe u. d. g. geliefert werden. Es iſt auch wohl ein jeder Oberförſter oder Wildmeiſter, der ein wenig Ambition hat, bedacht, daß er die Thiere lebendig einfangen möge. Bisweilen werden auch Jährlinge, Friſchlinge und Bachen, auf Befehl mit eingefangen, welches aber verſchwiegen werden muß. Dieſe Thiere werden alsdann in Käſten auf den beſtimmten Platz gebracht. Dieſer wird mit Tüchern umher, ſonderlich an der Erde, dichte beveſtiget, damit die liſtigen Füchſe nicht unten hinaus kommen und Verdruß erregen. Sie werden auch auf den mit Graſe bewachſenen Jägerhof gebracht, da es nicht nöthig iſt, Tücher zu ſtellen. Sollte aber die Herrſchaft unpäßlich, oder die Gemahlin in den Wochen ſeyn; ſo wird das Prellen auf dem Schloßplatz vorgenommen, und die Herrſchaften ſehen aus ihren Gemächern mit Vergnügen zu, erluſtigen ſich an den Caprioſen und Luſtſprüngen der Haſen und Füchſe, an dem Umfallen der Cavaliers und Dames, zumalen wenn die in heimlichen Käſten verborgene Sauen unter ſie gelaſſen werden, da es bey den geordneten Reihen und Gliedern eine ziemliche Verwirrung erwecket, und ein groſſes Gelächter abgiebt. Der Platz muß wenigſtens eine Viertel Elle hoch mit Sande bedecket und gleich gehacket ſeyn, damit die Luſt deſto länger dauren, und daß die Volſigirſprünge der Füchſe und Haſen deſto vigoreuſer und öfter geſehen werden mögen. Denn ſonſt würde die Luſt ſich bald endigen, wenn die arme Thiere bey dem Herunterfallen den Kopf an die Steine ſchlügen, oder den Rückgrad, das Creutz oder die Läufte zerbrächen. Erſcheinen nun an dem beſtimmten Tage die Cavaliers und Dames in grüner Kleidung bey Hofe; ſo werden ſie an ihre Stellen angewieſen, daß alſo wechſelsweiſe ein Cavalier und eine Dame einander gegen über vor ſich haben, welcher mit ihr den Fuchs mit denen hierzu behörigen ſchmalen Prellnetzen aufziehet und prellet. Nachdem ſich nun die Cavaliers und Dames dabey eingefunden, werden 3 bis 4 oder mehr Reihen formiret, und ſind alſo 2 bis 3 Gaſſen zu ſehen. Auf Befehl der Herrſchaft werden die Käſten der Füchſe und Haſen zuerſt geöfnet, daß alles durcheinander die Gaſſen paſſiret. Soll es nun bald zu Ende gehen; ſo werden die Sauen herausgelaſſen, und dieſe machen ſodann bey den Damen unter ihrer langen Kleidung, inſonderheit den Reifröcken, einen ſolchen Rumor, daß es nicht zu beſchreiben iſt. Solchemnach iſt dieſes Fuchsprellen ein ſonderliches Plaiſir, beſonders wenn ſich die zwey, ſo mit einander prellen, recht verſtehen, und zugleich rücken; ſo bringen ſie den Fuchs 6 bis 8 Ellen in die Höhe. Rücken ſie aber nicht in einem Tempo, ſo überſchlagen ſie ſelbige nur, daß ſie von einer Prelle auf die andere kommen. Zu dem iſt dieſes Fuchsprellen auch eine vollkommene Leibesbewegung. Es gehöret aber ſowohl Force, als Geſchick-

Geſchicklichkeit dazu. Wer mit dem Prellen die Vortheile nicht recht in Acht nimmt, der kann von dem andern umgerückt werden, oder ſich doch verrenken.

Fuchsruthe, ſ. Fuchs.

Fuchsſchieſſen, ſ. Fuchsfang.

Fuchsſchwanz, ſ. Fuchs.

Fuchsſtandarte, ſ. Fuchs.

Fuchswürſte, dienen bloß zum Spaß, und werden alſo gemacht: Man nimmt die Därme von einem Fuchs, nebſt deſſen Herz, Lungen und Leber, mit vermengtem Salz, Kümmel, Jngber, Pfeffer, und etwas von zahmen Fleiſch, hacket dieſes alles untereinander, läſſet es kochen, und füllet es in einen Fuchsdarm. Hat nun einer eine ſolche Wurſt verzehret, ſo wird er ausgelacht, die Jäger blaſen die Hüfthörner, und bellen dazu, wie die Hunde und Füchſe.

Fuchszunge, ſ. Fuchs.

Fuchszwinger, ſ. Fuchsbehälter.

Führig, ſagen die Jäger von dem Leithunde, wenn er ein Jahr alt iſt, und nunmehr zur Arbeit tüchtig wird. ſ. Leithund.

Fünffpforte, franz. *Quinque-Porte*, iſt ein in Frankreich erfundenes Fiſchgarn, welches daher alſo genennet wird, weil es fünf Eingänge oder Pforten hat, die im Franzöſiſchen *Portes* genennet werden. Es iſt aber dieſes Garn eigentlich aus 6 Stücken zuſammengeſetzt, in deren Mitten ein Eingang gelaſſen wird. Jedoch geſchiehet ſolches nur an der Decke und den 4 Nebenſeiten. Denn der Boden, welcher das ſechste Stück ausmacht, muß ganz gleich und flach ſeyn. Es wird mit 48 Schmaſen oder Maſchen eines Zolles weit angefangen, und bey 40 Schuh lang fortgeſtricket, ehe etwas zu oder abgenommen wird, zumal ſo die Länge jeder Seite 8 Schuh, die Höhe aber, wenn es gerichtet wird, vier Schuh halten ſolle.

Fulica, ſ. Taucher.

Funduli, ſ. Gründling.

Fundulus, ſ. Schmerle.

Fungus cervinus, ſ. Hirſchbrunſt.

Fungus Laricis, ſ. Lerchenſchwamm.

Furckeln, ſ. Forckeln.

Furet, ſ. Frettel, Jltis.

Furo, ſ. Jltis.

Furunculus, ſ. Jltis.

Fuſanus, ſ. Spindelbaum.

Fußgeſtelle, nennen die Jäger an dem Habicht die Schenkel.

Fußknecht, ſ. Forſtknecht, Förſter.

Fuſtel, franz. *Fuſtel*, ſ. Gelbholz.

Fute, iſt ein bey den franzöſiſchen Vogelſtellern gebräuchliches Wort, welches von einem Vogel geſagt wird, welcher die Fallen und Schlingen entdecket hat, und nicht mehr darein gehen will.

G.

Gabel, iſt auch ein Inſtrument, ſo die Jäger gebrauchen, ungefehr wie eine mäſſige Streugabel, zweyzackicht, entweder ganz von Holz oder von Eiſen, mit einem hölzernen Stiel. Sie bedienen ſich derſelben, um einen in Netzen gefangenen Wolf, Luchs, Dachs, Fuchs, Fiſchotter, wozu man aber eine dreyzänckichte Gabel haben muß, oder ein anderes dergleichen wildes und beiſſendes Thier um den Hals zur Erde zu drücken, damit man es deſto ſicherer angreiffen, und hernach um ſo viel beſſer damit handthieren könne.

Gabelgehörn, gablichtes Gehörn, heiſſen die Jäger, wenn zu oberſt an jeder Stange eines Hirſchgeweyhes 2 Enden in Form einer Gabel beyſammen ſtehen, oder wenn jedes von dieſen Enden wiederum in kleine Gabeln zertheilet iſt.

Gabelhirſch, heißt derjenige, dem nur allein nebſt den Spieſſen die Augenſproſſen ausgewachſen ſind, und der ſonſt kein Ende mehr hat. ſ. a. **Hirſch.**

Gablichtes Gehörn, ſ. **Gabelgehörn.**

Gäms, ſ. **Gems.**

Gänge oder Gänge ſeyn, ſagt man von den Thieren und Hunden, die wohl lauffen können.

Gänſeaar, iſt ein groſſer Raubvogel, wie ein Adler, und wird in Deutſchland von denen Schützen oft gefunden. Wenn die Gänſe auf der Erden ſind; ſo thut er ihnen nichts. So bald ſie aber nur über ſich in die Luft fliegen, ſo ſcheußt er unter ſie. Daher pfleget man zu ſagen: die Gänſe ſind närriſche Vögel, wenn der Fuchs oder Wolf kommt, ſo ſollten ſie in die Höhe fliegen; wenn aber der Gänſeaar kommt, ſo ſollten ſie ſitzen bleiben. Ubrigens iſt dieſer Vogel nicht wohl zu ſchieſſen; denn er ſetzt ſich nicht, ſondern ſchwebet allezeit oben in der Luft. Wo er aber ſeine Jungen etwa auf einem Baume hat, da ſetzt er ſich bisweilen hin.

Gagnages, iſt ein franzöſiſches Jägerwort, und bedeutet die Kornfelder, oder die mit Kornfrüchten beſchwerte Oerter, wohin die Hirſche kommen, ihr Geäſſe, oder ihren Fraaß zu halten.

Gainus, ſ. **Marder.**

Galläpfel, ſ. **Eiche**, lit. B) und D) nr. 1.

Galbula, ſ. **Emmerling.**

Galerant, ſ. **Rohrdommel.**

Galgulus, ſ. **Emmerling.**

Gallina, ſ. **Henne.**

Gallina Corylorum, ſ. **Birkhahn, Haſelhuhn.**

Gallina novalis major & media, ſ. **Brachvogel.**

Gallinago, ſ. **Schnepfe.**

Gallus Betularum, ſ. **Birkhahn.**

Gallus ſilveſtris, ſ. **Birckhahn, Faſan.**

Gallus ſilveſtris major, ſ. **Auerhahn.**

Gangfiſche, Seelen, Stüben, ſind einerley Fiſche, die nur den Nahmen nach den Jahren ändern. Im erſten Jahr werden ſie Seelen, im andern Jahr Stüben, am Zürcherſee aber Albele oder Alburin genannt, entweder von der Weiſſe der Schuppen und des Fleiſches, oder von dem Wörtlein: Halb, darum, weil es halb erwachſene Fiſche ſind. Im dritten Jahr heiſſen ſie Gangfiſche oder Wattfiſche. Nun ſind dreyerley Gangfiſche im Bodenſee. Die erſte Gattung heiſſet Sandgangfiſche, und daraus erwachſen Sandfelchen, oder Adelfelchen. Die andere Gattung ſind grüne Gangfiſche, und daraus erwachſen Blaufelchen. Die dritte Gattung ſind weiſſe Gangfiſche. Etliche werden gefangen um Coſtanz, und iſt ihr Laich in der Faſten, und ihr Lagerſtatt zum gröſten in der Claus zwiſchen Brägens und Lindan. Die andere Gattung wird ſonderlich um Coſtanz gefangen, und iſt ihr Laich im Wolfmonat, und währet bey 6 Wochen. Ihre gröſte Lagerſtatt iſt neben Coſtanz, des Orts, das man nennet in der Grub, da ſie jährlich in groſſer Anzahl gefangen werden. Im Jahr 1534. wurden in einem Zug bey 46000 Gangfiſche gefangen. Sie ſind aber nicht über eine Spanne lang. Sie ſind indeſſen alle gut, geſotten, gebraten, und gebacken. So man ſie ſieden will, muß man ſie in heiſſen Wein legen. Sie werden auch in Lägeln eingeſalzen, und in fremde Länder geführet. Man dörret ſie auch, und macht damit Fürſten und Herren Verehrungen.

Gans, wilde, lat. Anſer, franz. *Oye*, kommt der zahmen an Geſtalt faſt allerdings gleich, auſſer daß ſie ſchmächtiger iſt, und einen ſchärfern Schnabel hat. Der Farbe nach ſind die wilden Gänſe entweder grau, die man am häuffigſten ſiehet, oder ganz weiß, ausgenommen die 4 oder 5 Schwingfedern, ſo kohlſchwarz ſind. Dieſe werden Hagelgänſe, ingleichem Schneegänſe genennet, und ſind zwar etwas kleiner, können aber weit ſtärker und höher fliegen, als die grauen. Dieſe wilden Gänſe legen im Frühjahr 9 bis 12 Eyer, und bringen nach einer Brutzeit von 4 Wochen ihre Jungen in moraſtigen Orten auf Früſchen und Hügeln aus. Sie ſind ſehr ſcheu, und ſetzen ſich nicht leicht, wo ſie nicht vorhero etliche mal zur Sicherheit herumgeflogen ſind, und ſich der Gelegenheit erkundiget haben. Sie halten ſich auf groſſen Brüchen auf, fliegen des Nachts auf die Saatfelder nach dem Getreyde, und ziehen in ihrem Flug, wie ein Triangel, wobey ſie nicht ſelten ein ſtarkes Geſchrey von ſich hören laſſen. Einige meynen, ſie ſchreyen darum, daß, wenn bey Nacht oder dickem Nebel einige zurück geblieben, dieſelbe ſich nicht verirren, ſondern durch ſolches Zeichen ihrem Zuge richtig nachfolgen können. Sie ſollen lange leben und zu einem hohen Alter gelangen. Man pfleget ſie, wie die wilden Enten, entweder mit dem Schießpferd zu ſchieſſen, vermittelſt eines Fuchſes oder rothen Hundes, oder durch zahmgemachte wilde Gänſe mit Netzen, und einem beſonders darzu verfertigten Garn zu fangen. ſ. Ente,

Ente, lit. b) und e). Man kann auch ein Gehäge für ſie machen, wie für die Enten, ſ. Entengehäge.

Eine beſondere **Invention**, die Gänſe nebſt den wilden Enten mit **Doppelflinten** oder **Karrenbüchſen** zu ſchieſſen, verdienet hier noch beygefügt zu werden. Man läßt ſich eine Doppeflinte, d. i. eine Flinte mit 2 Läuften machen, wie dergleichen in Dreßden verfertiget werden. Es muß aber ſolche Flinte lang ſeyn, und die Röhre auch ziemlich Eiſen haben. Die Röhren liegen neben einander, und iſt auf beyden Seiten an jedem Laufte ein Flinten- oder franzöſiſches Schloß. Der Schaft iſt wie ein ordentlicher Flintenſchaft. Beyde Abzüge zu den Schlöſſern ſind alſo gepaßt, daß der eine etwas vor dem andern ſtehet, und kurz, der andere aber länger iſt, daß man nach Gefallen beyde zugleich, oder ein Rohr nach dem andern abſchieſſen kann. Es gehet auch gar wohl an, daß beyde Röhren zugleich nur von einem Schloß gezündet werden: doch iſt es beſſer, wenn jedes Rohr beſonders nach Erfordern kann losgeſchoſſen werden. Und weil denen Enten und Gänſen nicht ſonderlich nahe anzukommen; ſo iſt nöthig, daß dergleichen Stückgewehr lang und ſtark ſeye, damit man wegen des weiten Schuſſes recht groben Hagel darein laden kann, als mit welchem allezeit, neben dem, daß er beſſer durchſchlägt, auch weiter hinaus zu langen iſt. Weil aber eine ſolche ſchwere Flinte nicht wohl fortzutragen iſt, noch weniger aber aus freyer Fauſt angeſchlagen und abgefeuret werden kann; ſo muß man auf Mittel denken, wie das Gewehr nicht nur fortzubringen, ſondern auch damit anzukommen iſt. Hat nun der Entenſchütze ein Pferd; ſo läßt er ſich einen leichten Pferdekarren machen, mit geraden und niedrigen Leitern, auch nicht gar hohen Rädern, daß, wenn er neben dem Karren ſtehet, er auf den Leitern auflegen, und drüber wegſchieſſen kann. Gleich hinter dem Pferd auf den Karrenbäumen wird ein Brett geleget, darauf der Fuhrmann ſitzet. Desgleichen iſt über der Axe eine Schale, wie ſonſt auf den Wagenaxen ſeyn, worinnen ein ziemlich groſſes rundes Loch einzubohren, daß ein Säulgen hineingeſteckt werden kann, welches ſich aber leichte muß umdrehen laſſen. Oben in dem Säulgen muß eine Gabel ſeyn, daß man die Flinte auf- und einlegen kann. Auf der einen Seite muß ein Schirm von Leinwand, welcher als Buſchwerk gemahlet, doch nicht von glänzender Farbe iſt, gemachet werden, doch ſo, daß man ſelbigen nur auf die Leitern einſtecken, und nach Begehren auf dieſe oder jene Seite bringen kann. Der Schirm iſt ſo lang, daß er von dem Pferde bis hinten hinaus, ſo lange der Karren iſt, reiche, und ſo hoch, daß der Fuhrmann, und der daneben hergehende Schütze dahinter verborgen ſitze, oder gehen kann. Und da das Säulgen mit der Gabel 6 bis 7 Zoll höher, als die Leitern ſeyn muß; ſo wird auch der Schirm alſo eingerichtet, daß gleich der Gabel ein Guckloch im Schirm iſt, welches länglicht geſchnitten ſeyn muß. Der Schirm iſt zwar an

an und vor ſich ſelbſt oben und unten in einem ganzen Rahmen durch weg; jedoch gleich dem Schießſäulgen läßt man auf 2 Fuß Leinwand fehlen. Dieſe Scharte aber zu verblenden, wird noch ein Rahmen hineingemacht, der ſich in dem groſſen Rahmen hin und her ſchieben läßt, als wie an theils Glasfenſtern zu ſeyn pfleget. Dieſer keine Rahmen iſt gleichfalls mit Leinwand, wie der groſſe, gemacht, daß ſie alſo, wenn der kleine Rahmen, in welchem eben die Schießſcharte iſt, an den groſſen hineingeſchoben wird, das offene Loch bedecket.

Wenn nun zur Winterszeit die Seen und Teiche zufrieren, und die Enten nach den Flüſſen und Ströhmen, gemeiniglich wo offene Striche bleiben, oder aber zur Herbſtzeit ſich auf den Teichen und Seen ſtark verſammeln; ſo läßt man ein Pferd in den Karren ſpannen, und leget die Doppelflinte darauf. Der Fuhrmann ſetzt ſich auf den Karren hinter den eingeſteckten Schirm, und der Schütze gehet auf der Seite am Karren her. Sehen ſie die Enten liegen; ſo fahren ſie erſt etwas von ferne bey denenſelben vorbey. Wenn ſie eine Ecke weg ſind, daß ihnen die Enten nicht mehr recht nachſehen können; ſo ſtecken ſie behende den Schirm auf die andere Seite, und fahren alſo gemächlich näher. So ſie noch nicht nahe genug ſind, müſſen ſie nochmals vorbey, und nachgehends näher hinzufahren. Da nun der Schütze vermeynet, bald nahe genug zu ſeyn; ſo faſſet er allgemach ſeine Flinte, leget ſelbige in währendem Fahren auf die Säule, und ſteckt ſie durch die Schießſcharte allgemächlich durch. So bald er nun ſiehet, daß ihm die Enten oder Gänſe recht zum Schuſſe ſind, giebt er dem Fuhrmann ein Zeichen, welcher denn mit einer Hand das Pferd aufhält, und mit der andern nach dem Schieberahmen greift, und ſolchen zurücke ziehet. Es muß aber auch der Schütze ſchon fix zum Schuſſe ſeyn, und losdrücken. Sollten nun die Enten geſchwinde, wie ſie ohnedem zu thun pflegen, aufſtehen, wenn das Pferd angehalten wird; ſo iſt deswegen das weite Loch mit dem Schieberahmen ſchon weggezogen, kann alſo der Schütze ſich mit ſeiner Flinte auf die Seite oder nach der Höhe wenden, und dieſelbe im Flug herunter ſchieſſen; oder aber, da ſie ihm im Sitzen nicht nahe genug beyeinander wären; ſo ſchieſſet er nur mit einem Lauff im Sitzen, und mit dem andern im Flug nach ihnen. So kann dieſe Invention, auſſer den wilden Enten und Gänſen, auch zu Trappen gebraucht werden. Sollte aber ein Weydmann dieſe Maſchine mit einem Pferdkarren nicht anwenden wollen, ſo laſſe er ſich einen langen Schiebkarren machen, darauf die Flinte bequem liegen kann, in der Mitten, wie oben bey dem Pferdkarren angewieſen, ein Säulgen mit einer Gabel, ſo hoch, daß, wenn der Schütze auf den Knien liegt, er darauf auflegen könne. Auf der Seite wird noch ein Gerüſte gemacht, welches nur ſo hoch ſeyn darf, daß ſich der Schütze gebückt dahinter verbergen kann. Hiebey iſt aber noch ein beſonderer

rer Schild nöthig, von der Art, wie der, ſo bey dem Rebhüner- fang gebraucht wird. Doch muß dieſer etwas lang ſeyn. Wenn nun der Jäger an Enten anzie- hen will; ſo legt er ſeine Flinte auf den Schiebkarren, ſticht den Schirm auf, und ſpannet den Schild auf, hat auch einen Mann, der den Schiebkarren fähret, er ſelbſt aber trägt den ausgeſpannten Schild, daß er und ſein Fuhrmann dahinter verborgen gehen, und laviret an- fangs nur von ferne, wie bey dem Rebhünereintreiben, bis er vollends hinanziehen kann. Wenn er nun ſiehet, daß er nahe ge- nug iſt, giebt er währendem Fort- ziehen ſeinem Fuhrmann den Schild, und macht ſich immit- telſt nach ſeiner Flinte, bringet ſelbige behende auf die Gabel, und ſchleichet immer gebückt da- bey her, bis er zum Schuß fer- tig iſt. So bald giebt er jenem ein Zeichen, dieſer hält ſofort an, und der Schütze muß auch alſo- bald losdrücken. Dabey iſt end- lich auch ein guter Hund nöthig, der nach dieſem die getroffene Enten aus dem Waſſer langen kann. Wo dergleichen Feder- wildpret, als Enten, Gänſe und Trappen, ſtark einfallen, bezahlen ſie die Koſten, die man hiebey aufzuwenden hat, bald; der Luſt, die man dabey haben kann, nicht zu gedenken. Uebri- gens iſt von den wilden Gänſen noch zu bemerken, daß ſie zur niedern Jagd gehören.

Ganzmachen, iſt eine weyd- männiſche Redensart, und heißt ſo viel, als das Treibevolk bey einem Jagen in Reihe und Ord- nung ſtellen.

Garbenkrähe, ſ. **Krähe.**

Garde de Bois, ſ. **Förſter.**

Garde de Forets, ſ. **Förſter.**

Garde des Chiens, ſ. **Hunds- junge.**

Gardes, iſt ein franzöſiſches Jäger- wort, welches die beyden Beine bedeutet, die bey allem ſchwar- zen Wildpret die Schenkel aus- machen.

Gardes-Chaſſe, ſ. **Forſtknecht.**

Gare, ſ. **Habacht.**

Gare Erde, ſ. **Kohlſtätte.**

Garenne, ſ. **Fiſchweyde.**

Garn, Netz, lat. Rete, franz. *Filet*, *Rets*, nennet man ein ge- wiſſes, nach Maßgabe des Ge- brauchs, von zartem und ſtarkem Zwirn, Bindfaden, oder hänfe- nen Leinen, mit weiten oder en- gen Maſchen oder Schmaſen ver- fertigtes Geſtricke, ſo man zur Jagd, oder auch zum Fiſch- und Vogelfang gebraucht. Von denen bey der **Fiſcherey** nöthigen Garnen, ſ. **Fiſchgarn**, **Fiſch- zeug**. Bey der Jagd des **ho- hen Wildprets** bedienet man ſich der Garne, um ſowohl das Wild darinn zu fangen, als auch der Tücher zu ſchonen. Dahin gehören die **Hirſchnetze**, **Sau- netze**, **Spiegel-** und **Prell- netze**, **Wildgarn**, **Kuppel- netze**, welche gebraucht werden, damit bey dem Anfallen der Hir- ſche und wilden Sauen die Tü- cher nicht durchbrochen oder zer- riſſen werden mögen. Wenn aber das Wild gar ohne Tücher, und ſonderbare Vorbereitungen gejaget werden ſolle, welches die

Jäger ein Streifſjagen heiſſen; ſo müſſen dieſe Garne ihre beſten Dienſte im Niederfallen und Bedecken des Wildes erweiſen. Zur niedern Jagd hat man **Reh- und Wolfsnetze, Fuchs- Lauſch- oder Lückennetze, Flach- oder Steckgarne** zu denen Haſen und Caninichen, zu welchen auch die ſogenannten **Inngarne** gebrauchet werden; ferner **Dachshauben, Biber- und Fiſchotternetze, Marder- und Iltisnetze.** Zum **Federwild** hat man allerley **Flach- und Steckgarne, Rebhünerzeug** mit Hamen und Flügeln, **Hoch- Hang- und Ziehnetze, Spinneweben, Tiraſſe, Schneegarn, Stecknetze, Wachtelgarn, Nachtnetze, Klebenetze, Born- und Bügelgarn**; wovon unter dieſen Benennungen das mehrere nachzuſchlagen. Ueberhaupt aber iſt von allen dieſen Garnen zu bemerken, daß ſie durchgehends viele Buſen und Höhlen haben müſſen, darein ſich das Wild und Gevögel verwickeln und fangen könne. Damit ſich aber die Garne nicht weiter ausdehnen, noch auch enger einziehen mögen, als die nöthige Länge oder Breite erfordert; ſo ſoll der Weydmann dieſelbe, nach der Breite, die ſie haben ſollen, nehmen, zum öftern auf einem groſſen Platz ausbreiten, und ſodenn mit Lohwaſſer beſprengen, jedoch aber wohl wieder abtrocknen laſſen, da ſich denn das Geflechte an denen Maſchen ſo veſt in einander ſchlinget und zuſammen hält, daß es groſſe Mühe brauchet, wenn ein Garn ſich über die gerechte Länge und Breite ausdehnen ſoll.

Die Garne zum Federwild werden entweder **grün**, **braun** oder **gelb** gefärbet; denn wenn ſie weiß bleiben, würde daſſelbe erſchrecket und vertrieben werden. Die grüne Farbe aber, welche die Vögel, die ſich immer im Grünen aufhalten, nicht ſo leicht gewahr werden, wird aus grünem Korn bereitet, welches man zu einem Safte ſtöſſet, und damit das Garn über und über beſtreichet, welches man hierauf mit dem Saft in einen Zuber oder in eine hölzerne Wanne thut, und es Tag und Nacht darinnen liegen läßt. Die **braune Farbe**, welche die Garne am längſten erhält, macht man aus Gerberloh, oder man nimmt von den ausgegrabenen Wurzeln eines Nußbaums die Rinde, zerhackt dieſelbe gröblich, und läßt ſie eine Stunde lang im Waſſer ſieden. Hernach legt man das Garn oder Netz unten auf des Keſſels Boden, ſchüttet die Rinden mit dem Waſſer drüber her, und läßt ſie Tag und Nacht darinnen weichen. Nach dieſem thut man das Garn heraus, und läßt es wohl auswinden und trocknen; ſo bekommt es eine ſchöne hellbraune Farbe, welche ſehr wohl dauren, und das Garn lange Zeit gut erhalten wird. Die **gelbe Farbe** macht man aus Schöllkraut. Von dieſem nimmt man ganze Hände voll, und reibet das Garn durchgehends damit, als wie mit Seiffen, läßt es wohl austrocknen, und zum Gebrauch aufheben. Wenn man die Garne lange Zeit gut erhalten will; ſo laſſe man ſie niemals zur Sommerszeit, ſonderlich bey groſſer Hitze, über eine Nacht im Waſſer liegen, indem ſie ſonſt gleich morſch

morſch dünne werden. Hingegen kann man ſie im Winter, wenn es nicht zu ſehr gefrieret, und ſonſt in denen kühlen Zeiten, wohl 2 Nächte und einen Tag darinnen liegen laſſen, nach welcher Zeit ſie ſodenn abgetrocknet werden müſſen. Hiernächſt muß man auch die Garne an ſolchen Orten aufbehalten, wo es kein Ungeziefer von Ratten oder Mäuſen giebt, auch dieſelbe an keine Wand, ſondern in die Mitten, an Stricke oder Stangen aufhängen. Wäre ungefähr an einem Garn eine Maſche aufgegangen, muß ſolche unverzüglich wieder gefaſſet und zuſammengezogen werden, ſonſt gehen auch die übrigen nach und nach auf, und machen es unbrauchbar.

Garnſack, iſt ein zum Fiſchfang gehöriges, und in Geſtalt eines langen Sacks geſtricktes Netz, welches bey dem Eingang weit, und mit 2 Wänden verſehen iſt, nach und nach aber enger wird, alſo, daß es auf die letzte ganz ſpitzig zuläuft. Damit aber dieſer Sack in ſeiner Rundung ausgeſpannt bleiben möge; ſo werden nach der Weite deſſelben einige Reiffen in gewiſſer Diſtanz von einander innwendig angemacht, auch gleichſam ein geſtrickter Trichter mit eingebracht, der enge zuſammen gehet, und nur einen kleinen Durchgang hat, wodurch der Fiſch wohl hinein, aber nicht wieder zurück heraus kann. Sie werden nebeneinander in die Flöſſe und Ströhme gelegt, und ſowohl die Wände, als der Zipfel vom Sack, am Pfahle beveſtiget.

Garre, ſ. Habt acht.

Garrulus, ſ. Hetze.

Garrulus Bohemicus, ſ. Seidenſchwanz.

Gartenfröſche, ſ. Froſch.

Gartenröthling, ſ. Rothſchwänzlein.

Garuſſe, ſ. Karauſche.

Gauch, ſ. Guckguck.

Geäfter, ſ. Afterklauen.

Geäſſe, heißt bey den Jägern die Nahrung der wilden Thiere und Vögel, welches ihnen um ſo mehr bekannt ſeyn muß, als ſie ihre vornehmſte Anſtalten zum Jagen, Fangen und Schieſſen darnach einzurichten haben. Von allen wilden Thieren, ſowohl edlen, als Raubthieren, iſt bekannt, daß ſie des Nachts ihr Geäſſe, Nahrung und Fraß, jedes nach ſeiner eingepflanzten Natur ſuchet, wie an Hirſchen, Tannhirſchen und Thieren, Elenden, Sauen, Rehen und Haſen zu ſehen, daß ſich ſelbige gegen Abend aus ihrem Lager und Stande aufmachen, bey und nach der Sonnen Untergang aus ſelbigem heraus, und auf die freyen Oerter ziehen, wo ſie ihr Geäſſe haben, mit anbrechendem Morgen aber wiederum nach ihrem Stande eilen. Doch das gilt nur von dem, was recht wilde iſt. Mit dem, was zahm gemacht, oder nahe bey Städten und Dörfern gezogen und gewohnet worden, iſt es anderſt beſchaffen. Denn ſolche nehmen des Tages noch mehr Geäſſe zu ſich, als des Nachts. Wiederum iſt auch zu merken, daß es mit dem Geäſſe der wilden Thiere nur im Frühling, Sommer

und Herbſt dieſe Beſchaffenheit hat; im Winter aber, da die Noth in Abſicht auf ihre Erhaltung gröſſer wird, treibet ſie der Hunger, auch am Tage nach dem Geäſſe umher zu ziehen. Doch findet man auch, daß ſie meiſtens nur im ſtehenden, und wenig auf freyen Oertern, ſich den Tag über äſſen. Mit Raubthieren, wie auch mit dem, was unter der Erde und im Waſſer ſeine Nahrung hat, hat es eben die Beſchaffenheit, daß ſie ſich gemeiniglich des Nachts nähren. Der Bär und Dachs kommen in den Wintermonaten, als in der Mitten des Novembers, im December, Jenner, und zuweilen bis in den Hornung gar nicht aus, indem ſie von ihrem eigenen Leib und Fette zehren. Der Luchs, Wolf, Biber, Fiſchotter, Fuchs, Katzen, Marder und Iltiſſe, ſuchen das ganze Jahr ihren Fraß meiſtens bey Nacht. Bey Luchſen, Wölfen und Füchſen geſchiehet es zuweilen, daß ſie auch am Tage was ſuchen und fangen; da man ſich denn darnach richten muß, wenn etwas mit Jagen und Pürſchen erhalten werden ſolle, daß man ſolches am Tage, vornemlich aber in den Morgen- und Abendſtunden einrichten muß. Dahingegen, was durch Gärten, Einſänge, Gruben, Fallen, Eiſen, Schlagbäume u. d. g. gefangen werden werden ſoll, ſolches muß alſo eingerichtet werden, daß es gegen die Abendſtunden fertig iſt, immaſſen man am Tage mit dergleichen Fängen nichts ausrichten wird.

Mit dem Federwildpret hat es wieder eine andere Bewandniß. Solches ſuchet ſein Geäſſe durchgehends am Tage, ausgenommen der Schuhu, und die Eulengeſchlechter, welche ihren Raub und Fraß in der Nacht ſuchen. Nicht weniger ſuchen die im Waſſer ſchwimmende Vögel ihre meiſte Nahrung auch in der Nacht; die Tagesſchlaffe aber in den Morgen- und Abendſtunden. Sonſt ſind überhaupt alle andere Vögel, vom Auerhahn an bis zum ſchlechteſten, beſchäftiget, daß ſie ihr Geäſſe und Nahrung am Tage ſuchen, insbeſondere aber des Morgens frühe, und auch Nachmittags; in den Mittagsſtunden aber ruhen ſie insgemein, zwar wohl nach Erfordern nicht ſo gar, jedoch ſind ſie nicht ſo emſig, als frühe, da der Magen verdauet, und gegen Abend, da ſie vollends zu ſich nehmen, daß ſie des Nachts dauren können. Hiebey ſind aber auch die bleibende und ziehende Vögel zu unterſcheiden. Denn in währendem Zug nimmt ſich der ziehende Vogel freylich des Morgens nicht ſo rechte Zeit, daß er ſich zuförderſt ſatt machte, ſondern er eilet, ſonderlich bey erſprießlichem Wetter und Winde, auch nachdem die Natur in ihm das bevorſtehende Wetter merket, damit er wieder in andere warme und ihm gelegene Länder komme. Eben dieſes verleitet auch den ziehenden Vogel, daß, da ihm der Magen in währendem Ziehen vollends leer wird, er ſich alsdann belieben läßt, auf den Herden einzufallen, da er den Ruff und das Geſchrey von Vögeln, die ſeines gleichen ſind, vernimmt, in Meynung, daß dieſe Nahrung vor ſich haben; da ſie auch anſuſſen, und Beeren, Kröner

ner und vor ſie dienliches Futter gewahr werden, ſo nöthiget ſie der Appetit, einzufallen, worüber ſie aber berücket und gefangen werden. Ein fleiſſiger Dohnenſteller wird wahrnehmen, wenn er ſeine Dohnen mit dem früheſten zu rechte macht, daß er gegen Mit; um 9 bis 10 Uhr die meiſten Vögel fänget, weil der Zugvogel alsdann anfängt einzubuſchen; und ferner gegen Abend, wenn der Vogel wieder ein- und zur Ruhe fällt, iſt der Fang abermals recht gut. Mit den Lerchen ſind ebenfalls, was etwa auf dem Zug mit Herden oder Wänden gefangen werden ſoll, die Früheſtunden die beſten, immaſſen ſie gegen Mittag einfallen und liegen bleiben. Wachteln ziehen meiſtens des Nachts, Schnepfen ganz frühe, und des Abends ſpäte in der Dämmerung; die Waſſervögel auch meiſtens des Nachts über eine Weile, und fallen ſodann nach ihrer Nahrung ein. Die kleinen Vögel von allerhand Art ziehen Vormittags, gegen und nach dem Mittag aber ſuchen ſie ihre Nahrung. Auerhähne, und Hüner, desgleichen die Faſanen ſtehen des Nachts auf Bäumen, und fallen des Morgens wieder auf den Boden nach ihrem Geäſſe; dergleichen die Birkhähne und Haſelhüner auch meiſtens thun, beſonders bey naſſem Wetter, und ſtarken Reiffen oder Thauen, da ſie denn des Morgens wieder auf das Geäſſe fallen. Kraniche, Trappen und Bocken ziehen frühe Vormittags, und Nachmittags. Wo ſie aber auf die Felder auf das Geäſſe einfallen, daſelbſt halten ſie ſich den übrigen Tag vollends auf, und wenn ſie gut Wetter vermerken, ſtehen ſie auch wohl noch des andern Tages auf dem von ihnen einmal angenommenen Felde.

Geay, ſ. **Häher.**

Gebauer, ſ. **Vogelbauer.**

Gebohlte Kohlſtätten, ſ. **Kohlſtätte**, lit. B).

Gebüſche, Geſträuche, lat. Dumetum, Fruticetum, franzöſ. *Boſcage*, *Bocage*, *Buiſſon*, wird ein kleines untereinander gewachſenes Holz genennet, welches keinen rechten Stamm erlanget, ſondern nur als niedrige Stauden aufſchieſſet. Dahin gehöret z. Ex. der Haſenſtrauch, die Weide, die Werſten, die Dornſträucher &c., wovon an ihrem Orte nachzuſchlagen.

Geck, ſ. **Geſchühe.**

Gecks, ſ. **Geſchühe.**

Geelfinke, ſ. **Emmerling.**

Geendet, ſ. **Enden.**

Gefährd, ſ. **Fährte.**

Gefallen, ſagen die Jäger von einem Hirſch oder Thier, das geſtorben iſt.

Gefallen Wildpret, ſ. **Wildpret.**

Gefege, ſ. **Fegen.**

Geflügel, Gevögel, lat. *Aves*, franz. *Volaille*, iſt der allgemeine Nahme aller Vögel, welche überhaupt in zahme oder heimiſche, und wilde unterſchieden werden. Das wilde Geflügel, das wir hier allein zum Vorwurf haben, wird wieder in verſchiedene Gattungen abgetheilet; nämlich a) in

in **Waldgeflügel**, worunter die Auerhähne, Birkhüner, Haſelhüner, Waldſchnepfen, alle Arten von wilden Tauben, Mißller oder Schnerren, Ziemer oder Krametsvögel, Zipp- und Weindroſſeln, Amſeln, Kirſchvögel oder Pyrolt, Häher, Krummſchnabel oder Grünitz ꝛc. gehören. b) In **Feldgeflügel**, als Trappen, Faſanen, Rebhüner, Wachteln, Brachvögel, Stahren, Lerchen, Nachtigallen ꝛc. c) In **Waſſergeflügel**, wohin die Schwäne, Reiger, Rohrdommel, wilde Gänſe, Enten, Bläßgen oder Horbeln, Taucher oder Waſſerhüner, allerley Arten Waſſerſchnepfen, Kibitze, Seeſchwalben, Eisvögel, Waſſeramſeln ꝛc. gehören. d) In **Raubgeflügel**, unter welches die Adler, Schuhu, Habichte, Sperber, Baumfalken, Eulen, Kautze, Geyer, Raben, Krähen, Elſtern, Rücken, Dohlen u. d. g. gezehlet werden.

Geflügelter Wald, ſ. **Flügel.**

Gefräß, nennet man die Nahrung des ſchwarzen Wildprets, ſ. a. **Fraaß.**

Gefreyte Richter, ſ. **Austräge.**

Gehäge, Gehege, Gehecke, nennet man eine Gegend, wo man das Wildpret ſchonet und häget; d. i. daſſelbe nicht ſchieſſet oder jaget, noch ihm ſonſten Leid zufügen läßt, damit es ſich geruhig vermehren möge, und hernach zu des Landesherrn Luſt ein Jagen angeſtellet werden könne. Zu deſto beſſerer Verwahrung ſolches Gehäges werden um daſſelbe **Hägeſäulen** geſetzt, und **Hägereuter** verordnet, wovon die Articel nachzuſchlagen.

Gehäge, bey der Fiſcherey, ſ. **Hägewaſſer.**

Gehäge, werden von den Jägern die Ohren der Jagdhunde genennet.

Gehäuigt, ſ. **Gehau.**

Gehau, Gehauig, Gehäuigt, **Hau, Mais**, heiſſet der abgetriebene Theil eines Ortes in dem Forſt oder Walde, es ſeye nun das Holz, gänzlich, oder zum Theil weggenommen. Nimmt man das Holz hin und wieder nur einzeln heraus; ſo nennet man ſolches an einigen Orten **Plentern**, und einen ſolchen einzeln durchgehauenen Ort **Plenterheu.** Werden aber in einem Orte hin und wieder kleine Plätze und Striche weggenommen, ſo heiſſet ſolches **plätzig durchgehauen**, und ein ſolcher Ort ein **plätziger Hau.** Ein Hauswirth, der Laubholz bey ſeinem Gute hat, pfleget ſolches in ordentliche Gehaue einzutheilen, damit er alle Jahr etwas zu holzen habe, dergeſtalt, daß er in 9 bis 12 oder mehr Jahren, nachdem nämlich das Unterholz gewüchſig iſt, einmal herum kommen, und inzwiſchen das junge Holz Zeit zum Wiederwachs haben möge. Iſt dergleichen Schlagholz auch mit Oberholze verſehen, ſo pflegt man bey einem jeden Gehau eine gewieſſe Anzahl Laaßreiſer ſtehen zu laſſen, und dagegen von denen Hauptbäumen einige nieder zu ſchlagen, deren Stellen wieder von denen angehauenen Bäumen, gleichwie dieſe von den Vorſtändern, die Vorſtänder aber von den Laaßreiſern erſetzet werden. In dergleichen Gehauen hat man nöthig, ehe etwas zum Kohlenbren-

brennen, oder zum Feuerholz angewieſen wird, daß man dasjenige Holz, ſo zu Hopfenſtangen, Reiſſen, Latten u. d. g. zu gebrauchen, zuvor aushauen laſſe, immaſſen ſolches theurer und nützlicher an den Mann zu bringen, als das Brennholz. So muß auch ein ſolches Gehäu, ſo bald, als möglich, aufgeräumet werden, damit an den jungen Sommerlatten, welche alſo fort im Frühling heraus ſproſſen, kein Schaden geſchehe, und ſolche abgetretten, abgeſtoſſen oder abgebrochen werden. Die Gehäue oder Schläge im Tangelholz werden ganz und gar abgetrieben, und keine Laaßreiſer, wie in dem Laubholze, ſtehen gelaſſen, weil der Saame, ſo den Schlag und das Gehau wiederum aufliegend machen ſoll, allbereit in der Erde ſeyn muß, und das ſchwarze Holz nicht wieder vom Stock ausſchläget, zu dem auch der Wind die Laaßbäume, welche mit ihren Wurzeln ganz flach auf der Erde weglauffen, weil ſolche vormals mit einander in die Höhe erwachſen, und einer den andern vor dem Winde erhalten, nunmehro alſo einzeln nicht würde ſtehen laſſen. So bald aber ein Gehau, es ſeye in Laub- oder Tangelholze, geräumet, und das Holz abgeführet worden iſt; ſo muß er billig gleich das erſte Jahr mit Hägewiſchen beſtecket, und weder mit dem Vieh betrieben, noch begraſet werden, ſo lange, bis der Augenſchein giebt, daß es ohne Schaden des Wiederwuchſes geſchehen kann. Ein ſolch abgehauenes Stück Wald, welches zum Wiederwuchs geſchonet werden muß, und wo man weder hüten noch graſen darf, wird ein gebannter Hau genennet. Und wenn auch ſchon jemand den Waydgang, und das Recht, zu graſen, darinnen hergebracht hätte; ſo darf er doch ſich deſſen nicht eher bedienen, bis der Wald wieder fähig, oder wieder aufgethan worden. ſ. a. **Fähriger Wald.**

Da an der Erhaltung der Gehaue ſo vieles gelegen iſt, und der Nutzen und Schaden ſich merklich äuſſert, nachdem man ſie behandelt; ſo wird es dienlich ſeyn, von ihrer Wartung umſtändlichere Anleitung zu geben. Das Gehau mag billig die Mutter des Holzes heiſſen, welches das Holz ausbrüten und gebähren ſolle; wiewohl die Erde, und ein guter Boden, nebſt der Witterung das meiſte dazu beytragen müſſen. Demnach iſt ein junges Gehau auf alle Weiſe zu ſchonen. In dieſer Abſicht muß es, nach aller Möglichkeit, aufs eheſte geräumet werden. Iſt Feuer- und Nützholz darinnen, und wird, wie an etlichen Orten geſchiehet, dasjenige, was in einem Winter gehauen worden, den künftigen Winter allererſt abgefahren; wie mancher Zuwachs von jungem Holze, ſo es ſteif gefroren, oder etwas aufgeſchoſſen iſt, gehet nicht alsdann zu Schanden? Stehet auch wohl noch über das andere Jahr Holz vorräthig; ſo wäre beſſer, daß es aus dem Gehau auf einen andern Platz gerücket würde, und könnte es daſelbſt auch mit Rathe verkauft werden. Werden in den Oertern Kohlen gebrannt; ſo müſſen nicht allzu viel neue Kohl- oder Miehlerſtätte gemacht, ſondern, ſo viel

möglich, auf denen einmal verkohleten Stätten wieder fortgekohlet werden. Es wächſet zwar das Holz, als z. Ex. Birken, Aſpen, Ahorn u. d. g. Holz, welches ſich gerner vom Saamen fortpflanzet, auf denen Kohlſtätten gut, und treibet auch auf ſelbigen faſt noch ſtärker, als in anderm Boden, welches gar leicht an vielen Orten zu erweiſen ſtehet; aber die Kohlſtübe müſſen nicht davon weggefahren, und in die Aecker oder Gärten geſchaffet werden. Denn dieſe iſt ihnen in ſo fern ſchädlich, weil gemeiniglich gar vieles dabey zu Schanden gefahren wird. Auch müſſen deswegen ſolche Anſtalten gemacht ſeyn, daß ein jedes Gehau Holz in einem Jahre abgekohlet wird. Keine neue Wege ſind auch nicht zu dulden, als wodurch viel junges Holz niedergetretten und gefahren wird. Wenn einer oder der andere Bauholz angenommen, oder wenn auch der Eigenthümer ſelbſt welches beſchlagen läßt; ſo iſt ſehr rathſam, daß es zuſammen, und ſo viel möglich, auſſer dem Gehau gerücket werde. Denn mit dem vielen Hin- und Wiedergehen und Trämpeln der Zimmerleute wird der Boden ſo veſte, daß insbeſondere in Kiefer-Fichten- und Tannengehauen der Saame nicht wohl aufliegen, noch wurzeln kann. Muß aber unumgänglich dergleichen Holzausarbeitung im Gehaue geſchehen; ſo iſt nöthig, die Späne auf das ſchleunigſte heraus zu ſchaffen, die verträmpelte Oerter aufzuhacken, und mit allerhand Holzſaamen zu beſtreuen. Mit dem Vieh aber dieſelbigen zu betreiben, iſt höchſt ſchädlich. Denn was in 1, 2 oder 3 Jahren gewachſen iſt, wird alsdann in einer Stunde verdorben, daß es alſo ein kropfigtes Holz wird, und ſich ſo bald nicht, in kieferigten Orten aber faſt gar nicht erholen kann; und iſt alſo auch dieſer Schaden, ſo er öfters vorkommt, ſo bald nicht wieder zu erſetzen.

Mit den Gräſern muß es auch ordentlich gehalten werden. Denn in laubichten Hölzern, welche in Sommerlatten ſtark treiben, gehet es wohl an, daß im 3ten oder 4ten Jahr gegraſet werden kann. Es iſt aber wohl darnach zu ſehen, daß die junge Loden nicht mit weggeſchnitten werden, und die Gräſer auch mit keinen Hauſicheln oder Senſen hinein kommen, ſondern ſich einzig und allein der Zahnſicheln bedienen dürfen. Wo auch Viehtriften an den Gehauen geſtattet werden müſſen; da ſind dieſelbe wohl mit Stangen zu verbinden, auch Graben daran wegzuziehen; wie es denn auch an Straſſen geſchehen kann. Denn der Forſtbediente kann nicht jederzeit an den Straſſen ſtehen, und Achtung geben, was paſſiret. In den jungen kieſerigten oder harzigten Gehauen iſt beſonders mit Graſen zu ſchonen, indem dieſes Holz von ſeinem Saamen erſt in 3 oder 4 Jahren aus der Erde kommt, und alſo ſehr zart und wenig zu ſehen iſt, und würde es alſo mit der Sichel gänzlich ruiniret werden. Wo auch ſtarke Wildbahnen ſeyn, die ſind dem jungen Zuwachs ebenfalls ſehr ſchädlich. Es kann aber dennoch ein groſſer Herr ſowohl das Wildpret, als das Holz erhalten,

ten, wenn der Ort, da er noch zu jung iſt, mit Stangen vermacht wird, bis daß es etwas erwachſen iſt; alsdenn läßt man es ihnen wieder frey, daß alſo ein junges Gehau um das andere vermacht, und wieder frey gelaſſen wird. Man ſollte lieber die Koſten daran wenden, und im Walde viele Heuſchuppen bauen laſſen, und daſelbſt bey Winter das Wildpret füttern laſſen.

Wegen der in denen Receſſen verbindlichen, oder in denen Wald- und Forſtordnungen befohlenen Eingebung zur Viehhütung der jungen Hölzer, daß ſelbige nämlich in gewieſſen Jahren einzugeben ſeyn, welche zwar in den mehreſten Ländern und Herrſchaften auf verſchiedene Zeit geſetzet worden, wird es wohl bey dem Hauptgeſetze bleiben, daß ſelbige zu betreiben ſind, wenn ſie dem Vieh aus dem Maule gewachſen, und alſo der Gipfel des Holzes nicht vom Vieh erreichet und abgebiſſen werden kann. Denn ſollte ein ſolch junges Holz eher zu behüten eingegeben werden, und das Vieh auf jetzt gedachte Weiſe Schaden thun; ſo wäre der Schaden faſt noch gröſſer, als wenn im erſten Jahr darinn geweydet würde. In kieſerichten jungen Hölzern, iſt durchaus nicht nachzuſehen, daß Quirlen, wozu man die Spitzen des Holzes zu nehmen pflegt, geſchnitten werden. Doch können ſie wohl von demjenigen, wo abgeholzet wird, oder von den Seitenäſten genommen werden. Auch iſt das Schneideln an den jungen harzichten Hölzern ſehr ſchädlich, als wodurch ihm das halbe Leben genommen wird. Denn wo ein ſolches Aeſtgen abgeſchneidelt wird, da lauft das Harz heraus, und die Kraft, ſo oben heraus treiben ſollte, unten am Stamme herunter. Wofern ſich auch etwa Zwiſtigzeiten wegen der Hut und Triften ereignen; ſo kann doch ein harzichtes junges Gehau noch eher dazu eingegeben werden, als ein laubichtes. Wenn das harzichte Holz nur Mannlänge hat; ſo thut ihm das Vieh keinen Schaden, welches aber bey dem laubichten eher geſchiehet. Ueberhaupt iſt dieß der gröſte Nutzen eines Gehaues oder Schlages, wenn er gleich anfangs geſchonet wird. Denn wird er ſofort im erſten und andern Jahr betrieben und ruiniret; ſo erfolget nachgehends der Schaden daraus, daß das lange Gras überhand nimmt, darinnen der Saame alsdenn den Boden nicht ergreiffen, noch wurzeln kann. Das vom Stock ausgeſchlagene, ſo es erſt verbiſſen iſt, kann ſich auch nicht ſogleich wieder erholen, und es währet wohl etliche Jahre, ehe es ankommt, und wird entweder gar nichts daraus, oder doch kropfichtes Holz.

Gehaubet, Gekappet, ſagt man von den Falken, wenn man ihnen eine Haube oder Kappe aufſetzet. Denn wenn ſie gefangen werden, werden ſie erſtlich mit Reuſchhauben, und wenn man ſie anfängt zu tragen, ſo werden ſie recht gehaubet. ſ. a. Falkenkappe, Falkenier.

Gehaubte Lerchen, ſ. Lerche.

Gehäuig, ſ. Gehau.

Gehecke, ſ. Gehäge.

Gehege, ſ. Gehäge.

Gehen, ſ. Zu Holze gehen.

Gehölze, ſ. Holz.

Gehörne, ſ. Geweyhe.

Gehörne vortragen, iſt ein uralter Gebrauch, welcher alsdann vorgenommen wurde, wenn ein Jäger ſein beſtätigtes Jagen gemacht, und den ſtärkeſten Hirſch dabey nach der Geſährde angeſprochen hatte. So dieſes nach geendigter Jagd richtig eingetroffen, iſt dem Hirſch alſobald ſein Gehörn ausgeſchlagen, und in Gegenwart der hohen Herrſchaft dem Leithunde mit beſonderer Art vorgetragen, und zu ihm unterſchiedliche altväteriſche Weydeſprüche aus hellem Halſe geſprochen worden, welches man das **Weydegeſchrey** nannte. Doch iſt dieſe Ceremonie heutiges Tages ganz abgekommen.

Gejackte Hunde, gepanzerte Hunde, werden bey der Sauhatz gebraucht. Die **Jacken** zu den Hunden aber werden alſo gemacht: Man nimmt rohe und doppelte Leinwand, und Fiſchbein darein genehet, wie in den Frauenzimmerſchnürbrüſten mit feinem Bindfaden durchnehet. Dieſe Jacken gehen unter dem Leibe hinauf, und werden oben auf dem Rücken zugeſchnüret, bis unter dem Halsbande vor, und vor die Bruſt herunter. Auch müſſen über den Blättern Klappen oder Flecke herunter hängen, daß alſo nur die Keulen, die Füſſe und der Kopf bloß ſind. Auf ſolche Art bewahren ſie die Hunde vor den Schlägen der Schweine ſehr wohl. Wenn auch zuweilen einmal durchgeſchlagen würde, ſo gehet es doch nicht tief hinein. Auf dem Lauff bey Saujagen ſind die gejackten Hunde recht gut. Aber im freyen oder Streifjagen thut das Jacken der Hunde nicht ſo gut, indem dieſe Hunde im Lauffen nicht wohl fortkommen, und ſich nicht recht behelfen können.

Geier, ſ. Geyer.

Geilen, Geylen, werden von den Jägern die Hoden des Hirſches genennet. ſ. Hirſch.

Geiß, heiſſet bey den Jägern das Weiblein des Rehes. ſ. a. Rehe.

Geißvogel, ſ. Brachvogel.

Gekappet, ſ. Gehaubet.

Gelaut, Laut, heißt in der Jägerſprache das Bellen des Hundes. ſ. a. Laut.

Gelbe Frösche, ſ. Froſch.

Gelbholz, Fuſtel, Färberbaum, lat. Cotinus, Cotinus coriaria, Coccigria Theophraſti, Coggygria ſ. Cotinus putata, Scotanum vulgo, franz. *Fuſtel*, iſt ein Strauch, welcher 5 bis 6 Schuh hoch wird, und runde Zweige treibet, die mit einer dunkelröthlichten Schale überzogen ſind. Seine Blätter ſind breit, voll Adern, faſt rund, und dem Ulmenlaub nicht ungleich, jedoch viel kleiner, gleicher und grüner, und haben einen zuſammenziehenden Geſchmack. Die Blüten wachſen auf den Spitzen der Zweige in Form der Träublein, ſind ſo weich wie Wolle, dunkel und purpurfärbig. Wenn ſie vergangen ſind; ſo finden ſich unter den rauhen Locken einige wenige Saamenkörner, die ſo groß,

wie Linſen, und als ein Herz geſtaltet, und braunroth oder ſchwarz ſind. Die Wurzel iſt harzicht. Dieſer Strauch wächßt an bergichten Orten, in Italien, Ungarn und *Provence*, wird auch bisweilen bey uns in Spalttöpfen fortgepflanzet. Sein Holz iſt gelb, dienet den Färbern, *Feuille morte*, oder abgeſchoſſen gelb, und *Coffée*-Farb damit zu färben. Das Laub brauchen die Lederbereiter. Die Blätter, die zarten Knöpfe von den Zweigen, und der Saamen halten gar ſtark an, erfriſchen und trocknen, und ſind zu den Wunden gut. Sie werden, wie der Sumach, zu den Geſchwüren des Halſes, Mundes und anderer Orten, ingleichem zu dem Zahnweh, in Gurgelwaſſer gebraucht.

Geleiter, ſ. Prellnetze.

Geline, ſ. Henne.

Gelock, Geſang, Ruff, heiſſet bey den Vogelſtellern ein lebendiger Vogel, welcher in einem Gebauer oder Käfig eingeſperret iſt, die vorbeyfliegenden Vögel mit ſeinem Singen und Pfeiffen herbey zu locken. ſ. a. Lockvogel.

Gelſter, Genſt, Pfriemenkraut, lat. Geniſta, gehöret unter das Staudengeſchlechte, welches im Sommer Blätter, und eine ſchöne gelbe Blüte bekommt. Hierauf erfolgen Schoten, welche ſchwarze Saamenkörner, wie kleine Bohnen, in ſich haben. Sodann ſchieſſen die Blätter in häufige dünne und lange Stengel auf, die wie ein Beſem anzuſehen ſind, und den ganzen Winter hindurch grün bleiben. Wenn der Gelſter gerieben wird, giebt er einen gar eckelhaften Geruch von ſich. Der kleine holzichte Stamm wird einen halben oder auch wohl ganzen Zoll ſtark, und iſt überaus zähe und hart. Auf ſehr hohen und kalten Gebürgen findet er ſich nur einzeln. Auf den vor- und niedrigen Landbergen aber überziehet er die abgetriebenen Oerter oftmals dergeſtalt, daß an keinen Anwachs des Holzes aus Saamen zu gedenken ſtehet, bevor dieſes dem Anwachs des andern Holzes ſehr hinderliche Gewächs nicht ausgerottet iſt. Man hat zu dem Ende an einigen Orten jedermann erlaubt, ſolches zur Feuerung an ſtatt der Wellen oder Waaſen wegzunehmen; jedoch mit gar ſchlechtem Erfolg; denn, weil es zur Herbſtzeit gehauen, eine weit beſſere Feuerung giebt, als wenn es im Sommer und Frühjahr geſammelt wird; ſo tragen es die Leute nur in der ſpaten Jahreszeit ein, nachdem die ſchwarzen Körner ſchon ausgefallen ſind, woraus es im folgenden Jahr deſto dicker wieder aufgehet, ja auch ſelbſt aus dem abgeſchnittenen Stamm wieder auswächßt. Es iſt daher kein anderes Mittel, als den Gelſter im May oder Junio, ehe der Saamen reif wird, etliche Jahre hinter einander weit und breit weghauen zu laſſen; ſo kommt er ſo bald nicht wieder, und man hat einige Jahre Zeit, junges Holz durch die Beſaamung ſo weit zu bringen, daß es von dem wiederanwachſenden Gelſter, deſſen Saamen von den Vögeln herbeygebracht wird, keinen Schaden leiden kann.

Einige Forſtbediente pflegen hin und wieder in denen Forſten auf leeren Plätzen, dieſes dem Anwachs des Holzes ſo ſchädlichen Gewächs nicht nur zu hegen, ſondern auch auszuſäen, weil die Feldhüner und das ſchwarze Wildpret ſich gerne darinnen aufhalten. Wenn man nun verſichert iſt, daß das Holz in denen umherliegenden Oertern aus dem Stamme in gehöriger Dickung wieder ausſchlägt, ſo iſt es noch zu verantworten, weil es alsdann nicht weiter überhand nehmen kan. Der Gelſter ſchadet dem friſch aus den abgehauenen Stämmen ausſchlagenden Anwachs nichts, und vergehet, ſo bald die Loden ſtark werden. Wo aber die Hofnung des Holzanwachſes nur allein auf der Beſaamung beruhet, da ſind ſolche Oerter ohne viel Koſten und Zeitverluſt mit Holz nicht wieder in Beſtand zu ſetzen, weil der Gelſter ſich bald darzwiſchen anfindet, und das junge Holz entweder ganz, oder plätzig verdrücket. So ſchädlich aber derſelbe in den Forſten ſeyn kann, ſo viel Nutzen kann er an ſolchen Orten ſchaffen, wo Mangel an Waaſen und Brennholz iſt, und wo die Umſtände nicht geſtatten, ſolches anzuziehen. Er iſt leicht fortzupflanzen, wächßt auf ſandigem Boden in etlichen Jahren 6 bis 10 Fuß hoch, ſchlägt nicht allein vom Saamen, ſondern auch von der Wurzel gar geſchwinde aus, und wächßt ſchnell, ja er iſt ein Mittel, gar magere Felder zum Ackerbau oder Anziehung anderer Holzarten vorzubereiten. So wie aber ein überſtändiges Holz nicht wieder ausſchlägt, ſo bleibt auch der Gelſter zurücke, wenn wenn er 6 bis 8 Jahr in einer ſtarken Dickung ſtehen bleibt. Sonſten dienet der Gelſter zu Hecken, welche doch an Dauer denen von Dornen, Hülſen und Haynbüchen, nicht gleich kommen, auch einen viel breitern Raum haben müſſen. ſ. Genſthecken. Wo es an Birken mangelt, kann man ziemlich gute Beſen davon machen, und wenn der Gelſter etwas ſtark wird; ſo iſt er zum Backen, Brauen, Ziegel- und Kalkbrennen, und anderer Feuerung zu gebrauchen. Er erſetzet auch einiger maſſen den Mangel des Strohes zum Feuer anmachen, Decken der Schuppen, Streue für das Vieh u. d. g. Man hat noch eine Art von niedrigem, mit vielen und ſehr ſcharfen Stacheln beſetzten Gelſter, der zu oberwähntem Gebrauche nicht dienlich iſt. Dieſer kommt ſo häuffig in Forſten nicht vor, und wird an einigen Orten in den Kornſcheuren um die Garben gelegt, weil ſeine Stacheln die Mäuſe abhalten ſollen; ſonſt iſt davon kein Gebrauch bekannt.

Gelſterhecken, ſ. **Genſthecken.**

Geludert, ſ. **Ludern.**

Gemeine Jagd, ſ. **Kuppeljagd.**

Gemeinſchaftliche forſtliche Obrigkeit, ſ. **Forſtgerechtigkeit**, lit. F).

Gemerk geben, iſt eine weydmänniſche Redensart, und heißt ſo viel, als ſchweiſſen. So ſagt man z. Ex. der Hirſch giebt Gemerk, d. i. der Hirſch ſchweiſſet.

Gemmæ Populi, ſ. **Pappel.**

Gems, Gemſe, Gäms, Steinziege, wilde Feldgeiß, Felſengeiß, Steingeiß, latein. Rupicapra, Capra alpina, Capreola, franz. *Chamois*, *Yſard*, iſt eine Art von einer wilden Ziege, welche meiſtens in denen Schweitzeriſchen Alpen und hohen Tyrolergebürgen anzutreffen, und von Leibe etwas kleiner und niedriger, als ein Rehe iſt. Die Farbe iſt ordentlicher Weiſe braunroth; jedoch wird ſie im Sommer lichter, und im Winter etwas dunkler; die Augen ſind hell, röthlicht, groß und ſcharfſehend; die Ohren ungefehr 5 Zoll lang; die oberſte Leſze iſt geſpalten, wie an einem Haſen; der Schwanz iſt etwa 3 Zoll lang. Sie haben auch ſtarke, ſpannenlange, oben wie Hacken rückwärts gebogene, und von vielen knotigten Zirkeln oder Ringeln ganz rauhe, ſchwarze Hörner, und ſehr ſchnelle Füſſe, mit welchen ſie gewaltig ſpringen können. Wenn ſie auf den höchſten Klippen ſich befinden, und von den Jägern verfolget werden, ſollen ſie ſich, um der Gefahr zu entgehen, mit ihren krummen Hörnern an die Steinfelſen hängen. Von dieſem Gehörne gehet am Kopf zu beyden Seiten, neben den Augen auf das Maul hinab, ein ſchwarzer Strich; auf der Stirne aber befindet ſich eine Bläſſe oder ein Sternlein.

Der Gemſenbock, oder das Dambirzlein, lat. Dama, franz. *Daim*, iſt ein ſchüchternes Thier. Bald nach Jacobi begeben ſich die Gemſen in die Höhe, der Kälte des Winters bey Zeiten zu gewohnen. Gegen den Frühling aber, da ſie von Natur die Aenderung des Wetters vermerken, kommen ſie wieder herab auf die niedern Gebürge, wegen der zeitigen Kräuter, ſonderlich des **Gemſenkrauts** oder *Doronici*. Und wo ſie Sand finden, welchen ſie ſo gerne, als die Ziegen, das Salz lecken, und damit nicht nur den Schleim von der Zunge abſchaben, ſondern auch beſſer Luſt zum Freſſen kriegen; daſelbſt, oder wo man ſonſt gemeiniglich ihre Wechſel vermerket, wird ihnen von den Schützen aufgepaſſet, und ſie alſo geſchoſſen. Wenn ſie von den Gemſenſteigern getrieben werden, begeben ſie ſich je länger je höher, und ſpringen von einer Felſenklippe auf die andere, bis ſie nimmer weichen können. Ein ſolch gejagtes Thier ſchreyet nicht, ſondern wiſpelt gleichſam nur, und giebt einen Druck durch die Naſe. Wenn nun der Gemſenſteiger nachklettert, auch ihm ſo nahe kommt, daß er es erreichen kann, folglich das **Thillmeſſer**, wie ſie es nennen, aufſchiftet, und ihm ſolches an den Leib ſetzet; ſo reibet es ſich ſelbſt darein, als ob es ſich daran ſtämmen oder ſteuren wollte, und fällt ſodenn hoch vom Felſen herab. Dem ungeachtet bleibt doch das Häutlein gemeiniglich ganz und unverletzt.

Das **Alter** der Gemſen rechnet man nach den Knorben der Hörner, und ſo viel derſelben gefunden werden, ſo viel Jahre ſoll es alt ſeyn. Der Schweiß aus der Wunde eines friſch gefällten Thiers ſogleich geſauget, wird von dem Jäger als ein kräftiges Mittel wider den Schwindel gebraucht, weil er ſonſt auf denen hohen und ſteilen Gebür-

gen

gen ſchlecht zu rechte kommen würde. So muß er auch über dieſes ſcharfe Fußeiſen anhaben, damit er auf den jähen und ſchlüpferigen Felſen nicht gleiten und herabfallen möge.

Das Gemſenwildpret wird als was ſonderliches und geſundes gerühmet, und an denen Orten, wo es zu haben, nur auf vornehmen Tafeln aufgeſetzet, deſſen Zubereitung alsdann mit dem Rehwildpret ganz übereinkommt. Beyde, der Bock und die Ziege, führen viel flüchtiges Salz und Oel. Die Gemſengalle ſoll ein trefliches Mittel wider dunkle und blöde Augen; das **Unſchlitt** aber in Milch zerlaſſen, und warm getrunken, wider die Lungen- und Schwindſucht gut ſeyn. Die **Leber** dienet im Durchfall. Ihr **Fett** iſt gut zu Lungengeſchwüren, und in der Schwindſucht, wenn es mit Gemſenmilch eingenommen wird. **Wilder Geißen Blut** mit Meerpalmen vertreibet das Haar, und der gebrannte **Koth** mit Honig und Eſſig vermiſcht, wehret dem Haarausfallen; ſonſt aber heilet er, mit Wein getrunken, die Gelbſucht, mit Eſſig aufgeleget, ſtillet er den Blutfluß. Mit Schmalz gemiſcht und übergeleget, ſtillet er das Podagra. Das zugerichtete Gemſenfell wird häuffig zur Kleidung gebraucht, es iſt linde, und hält warm.

Die Gemſenjagd iſt, wie aus vorgedachtem abzunehmen, ſehr mühſam, und alſo keine Luſt für groſſe Herren. Doch werden zum Plaiſir die Gemſe mit Tücherlappen des Nachts verlappet, wenn ſie von denen gar hohen Felſen in die mit Kräutern, gutem Gras und jungen Holz bewachſene kleinere Berge ziehen. An dieſen Lappen aber werden viele Feuer angemacht. Wenn nun ein Plaiſir damit gemacht werden ſolle; ſo ſtellet man ſich in den verlappten Ort hinein, und läſſet denſelben mit etlichen Leuten durchtreiben. Die Jäger aber vor ſich ſelbſt jagen mit etlichen Jagdhunden, und bringen alſo die Gemſen einander zu Schuſſe. Auch bekommen die Jäger ſelbige, wenn ſie die Felſen durchweydewerken (durchſchleichen), und ſchieſſen ſie mit guten Büchſen.

Gemſe, ſ. **Gems.**

Gemſenbock, ſ. **Gems.**

Gemſenfell, ſ. **Gems.**

Gemſenfett, ſ. **Gems.**

Gemſengalle, ſ. **Gems.**

Gemſenjagd, ſ. **Gems.**

Gemſenkraut, ſ. **Gems.**

Gemſenkugeln, lat. Aegagropilæ, Aegagropili, Pilæ Caprarum ſ. Damarum, franz. *Agropiles*, ſind länglicht runde, und zuſammen getrocknete Fleiſchkugeln, ungefehr wie eine welſche Nuß, äuſſerlich mit einer grauen oder ſchwarzbraunen ledernen Haut umgeben, innwendig aber beſtehen ſie aus vielen ſubtilen Fäſerlein, und ſind von gutem würzigten, aber bittern Geſchmack. Sie wachſen aus denen von den Wurzeln und Kräutern hinterbliebenen Fäſerlein,

lein, in dem erſten und andern Magen dieſer Thiere. Es werden auch in keinem andern Thiere, als nur in den Gemſen, dergleichen Kugeln gefunden, in welchen die zu deren Zeugung gehörige Säure, welche dieſe Kugeln zuſammen ziehet, und gleichſam gerinnend macht, zu finden iſt. Sie ſollen ſo gute Dienſte thun, als die Bezoarſteine, weswegen ſie auch deutſcher **Bezoar**, lat. Bezoar germanicum, franz. *Bezoard d'Allemagne*, genennet werden. Sie ſtärken das Haupt, die Glieder, und die Nerven; ſind dienlich vor den Schwindel, wider das Fraiſch und die ſchwere Noth. Sie beſördern die ſchwere Geburt, treiben die Nachgeburt, befördern die monatliche Reinigung, begegnen dem Aufſteigen der Mutter, und dämpfen die Colicſchmerzen. Verwahrungsweiſe werden davon auf einmal 4 bis 7 Gran, und im Fall einer benöthigten Cur 13 bis 20 Gran in einem dazu dienlichen Waſſer, Saft oder Latwerge genommen.

Gemſenleber, ſ. **Gems.**

Gemſenſchweiß, ſ. **Gems.**

Gemſenſteiger, ſ. **Gems.**

Gemſenunſchlitt, ſ. **Gems.**

Gemſenwildpret, ſ. **Gems.**

Genethocatus, ſ. **Genithkatze.**

Genetta, ſ. **Genithkatze.**

Genevre, ſ. **Wachholderbaum.**

Genevrie, ſ. **Wachholderbaum.**

Genickfänger, ſ. **Hirſchfänger**,

Genickfangen, heißt in der Jägerey ſo viel, als einem Stück Wild mit einem Meſſer oder ſpitzigen Stahl einen Stich in das Genicke geben. Bey dem Abjagen ſoll ein jeder Weydmann billich beobachten, daß er keinen jagdbaren Hirſch mit dem Meſſer im Genick fange, ſondern mit dem Hirſchfänger einen Fang gebe. Und zwar ſoll der Fang nicht nach dem Geſcheide zu, ſondern gegen die Herzkammer geſchehen. Das Wildpret und die Rehe hingegen ſollen nur mit dem Meſſer Genickfangen werden, als welches zur Ordnung und Zierlichkeit eines Lauffjagens mit gehöret. Bey dem Schwarzwildpret aber würde es ſich mit dem Genickfangen nicht wohl ſchicken. Denn je ſtärker die Sau wäre, je gefährlicher würde es mit dem Weydmann ſtehen. Daher das Schwarzwildpret alles mit dem Hirſchfänger gefangen, und erleget werden muß.

Genickt, wird von dem Haſen geſagt, wenn man ihm mit ſchwacher Hand über den Hals herunter das Genicke abſchläget.

Genießen, ſ. **Genüß.**

Genießen des Leithundes, ſ. **Genüß.**

Genievre, ſ. **Wachholderbaum.**

Geniſta, ſ. **Gelſter.**

Genithkatze, lat. Genetta, Genethocatus, Panthera minor, Catus Hiſpaniæ, franz. *Genette*, *Genotte*, iſt ein vierfüßiges Thier, welches ſich in Spanien an waſſerreichen Orten aufhält. Es iſt viel kleiner, als ein Fuchs. Sein ganzes Fell iſt mit weichen wollichten Haaren bedeckt, auch mit

mit ſchwarzen, und braunen Flecken gezeichnet, und riechet nicht unangenehm. Sein Fett zertheilet, und iſt vor die Nerven gut. Da das Fell ſehr ſchön iſt, ſo bedienet ſich deſſelben das Frauenzimmer zur Winterszeit ſtatt des Unterfutters unter ihre Pelze und Kleider, und wird daher bey den Rauchhändlern hoch geachtet.

Genotte, ſ. Genithkatze.

Genſt, ſ. Gelſter.

Genſthecken, Gelſterhecken, geben eine ſichere und noch ziemlich dauerhafte Verzäunung. Es iſt auch dieſe Staude zu gewiſſen Jahreszeiten ſehr ſchön, und macht allezeit unter andern Einſchlieſſungen eine ſehr angenehme Abwechslung, ja ſie hat noch dazu dieſen Vortheil, daß ſie auf ſolchen Boden und Lagen gemacht werden kann, wo weder die weiſſen noch ſchwarzen Dornen wachſen wollen. So viel läßt ſich, ſchreibt Hr. Kalm, aus dem, was wir in der Natur ſehen, ſchlieſſen. Denn wir finden beſtändig in vielen Theilen **Englands**, daß die Genſtbüſche in groſſem Ueberfluſſe wild auf ſandichten, heidichten und unfruchtbaren Boden wachſen, wo hier und da eine ſchwarze oder weiſſe Dornſtaude, und zwar in einem ſehr ſchlechten Zuſtande, nur oben hervorraget.

Es finden ſich inſonderheit zween Boden, worein die weiſſen Dornen nicht müſſen gepflanzet werden, nämlich in gar zu feuchten, oder in gar zu trocknen und ſandichten. Der Genſt ſchicket ſich für trockene und ſandichte Boden am beſten; denn kein Land iſt ſo unfruchtbar, auf welchem Genſt nicht wachſen ſollte. Wenn alſo ein Stück Landes, von einer auſſerordentlich unfruchtbaren Heide, ſoll eingeſchloſſen werden, oder wo der Ort zur Verzäunung ein alter trockener und verfallender Damm iſt, der faſt ganz aus Sand beſteht, oder wo der Boden ſo kieſicht iſt, daß er kaum den Nahmen eines Bodens verdienet, da muß man ſich dieſer Staude bedienen, die alsdenn ſehr gute Art haben wird. Das ſtärkſte, was darwider eingewendet werden kann, iſt dieſes, daß ſie nicht lange Stand hält. Man kann aber gar leicht neue wieder hinſetzen, und die alten geben vortrefliches Brennzeug ab. Wenn wir den **Franzoſen**, denen wir doch in Kleinigkeiten ſo gerne nachzuäffen pflegen, in der Handhabung des Genſtes nachahmen, und 30 oder 40 Fuß dicke Hecken an Oertern, wo der Boden kaum des Bebauens werth iſt, als zum Ex. auf bloſſem Sande und Kieſe, pflanzen wollten; ſo würden wir einen Vortheil davon haben, den man ſich kaum vorſtellen kann. Zu unſerm guten Glücke haben wir nicht ſo häufige Boden von der Art, als ſie, wo ſich ſolche aber finden, da könnten ſie doch beſſer zu dieſem, als zu gar keinem Nutzen gebrauchet werden, und man könnte den **Franzöſiſchen** Genſt darauf pflanzen, der 5 oder 6 engliſche Ellen hoch wächßt, und in den erſten beyden Jahren, faſt gar keine Wartung erfordert. Die **Franzoſen** finden, daß dieſe dicke Hecken ihrem Wilde einen ſtarken und vortheilhaften Schutz geben, welches

ches allda ſowohl, als das Federvieh, des Pachters Eigenthum iſt, und endlich hauen ſie ſolche ab, zum Brennzeuge.

Ein trockener, unfruchtbarer Boden, ſo der Luft und Sonne blos geſtellet liegt, iſt der rechte Ort für eine Hecke von Genſt. Hat ein Landmann einen ſolchen Boden, ſo pflanze er ja keine andere Staude darauf, auch muß er damit ganz anderſt, als mit andern Heckengewächſen, verfahren. Er hat nicht nöthig, eine Baumſchule zu den jungen Pflanzen anzulegen, weil das Verpflanzen hier nicht nöthig iſt. Die Stauden müſſen aus dem Saamen an dem Orte, wo ſie bleiben ſollen, hervorwachſen, man macht es damit alſo: An dem Orte, wo die Hecke ſtehen ſoll, muß der Boden im Winter tief aufgepflüget werden, und in ſolchem Zuſtande bis an das Ende des Monats März liegen bleiben. Um dieſe Zeit muß man ihn noch einmal pflügen, und alsdenn eggen, um ihn ſo eben und gut, als möglich, zu machen. Wenn dieſes im Anfange des Aprils geſchehen iſt; ſo muß man behutſam über dieſen Boden gehen, und wohl ausgeſuchten und ſchönen Saamen von der Art, der franzöſiſcher Genſtſaamen genennet wird, darauf ſäen. Wenn der Saamen in der Erde iſt; ſo laſſe man an jeder Seite eine todte Hecke ziehen. Sie braucht eben nicht ſtark zu ſeyn, indem ſie nur drey, oder höchſtens vier Jahre nöthig iſt. Der Saamen wird bald aufſchieſſen, und wenn die Pflanzen zu einer gewiſſen kleinen Höhe gekommen ſind; ſo müſſen ſie vom Unkraut geſäubert werden. Mit dieſem Ausgäten muß man ſo lange fortfahren, bis ſie ziemlich ſtark geworden, da ſie kein Unkraut ferner unter ſich leiden, und alsdenn wird in drey oder vier Jahren, ohne weitere Mühe, eine ſehr ſtarke und ſchöne Hecke daraus werden.

Die Genſthecken erfordern wenigeres Beſchneiden, als die andern Arten, und können es auch auch nicht gut leiden. Es iſt ſelten nöthig, eine ſolche Hecke auf den Feldern zu beſchneiden, und die, ſo es thun, verderben ſie öfters dadurch. Wenn der franzöſiſche Genſtſaamen geſäet iſt; ſo wächßt er ſelten über die ihm geſetzen Gränzen hervor, denn dieſe Art läuft nicht ſo aus, als die andern. Sollte ſolches aber bey einer beſondern Lage geſchehen; ſo iſt am beſten, die Hecken dichte am Boden abzuſchneiden, und ſie alsdenn aus Wurzeln hervor ſchieſſen zu laſſen. In dieſem Falle aber muß ſie leben wiederum, wie im Anfange, verzäunet werden, da ſie denn gar bald weit ordentlicher wieder hervor ſchieſſen wird. Wenn die Umſtände dieſes Abſchneiden nicht erlauben, und die Hecke doch in ihren Schranken erhalten werden muß: ſo muß ſolches durch Beſchneiden geſchehen. Da dieſes aber ſehr gefährlich iſt; ſo muß man behutſam und zwar auf folgende Art damit umgehen:

Man muß den Genſt niemals zu dichte an dem alten Holze abſchneiden, ſonſt ſchießt er niemals wieder aus; wenn alſo das Beſchneiden nöthig iſt; ſo muß

es ganz behende geſchehen. Auch muß man die Jahreszeit dabey wohl in Acht nehmen, denn nichts iſt den Zufällen vom Wetter ſo ſehr unterworfen, als friſch geſchnittener Genſt. Wenn Kälte einfällt: ſo erſtirbet der beſchnittene Zweig gewiß davon, und wohl gar die ganze Staude. Er muß daher weder zu ſpät im Herbſte, noch zu früh im Frühlinge, beſchnitten werden, damit ihm der Froſt keinen Schaden thue. Wird der Genſt hingegen in gar zu trockenem Wetter beſchnitten: ſo greiffen ihn die trockenen Winde an und verderben ihn. Aus dieſen Urſachen iſt es alſo am beſten, dieſe Hecken gar nicht zu beſchneiden, oder wenn es ja ſeyn muß, ſo muß es in der Mitte des Aprils, bey einem vollkommen gemäßigten Wetter, geſchehen.

Wenn eine ſolche Hecke von neuem angeleget wird, oder nach dem Abſchneiden aus den alten Wurzeln wieder hervor ſchießt: ſo kann man nicht ſorgfältig genug ſeyn, die Schafe davon abzuhalten. Denn wenn der Genſt jung iſt; ſo ſind ſeine Knoſpen weich und ſaftig; wenn er aber ein wenig ſtark geworden; ſo wird er durch ſeine häufige Stacheln genugſam vertheidiget.

Noch einen Vortheil dieſer Art von Hecken muß ich nicht vorbey gehen, welcher darinn beſteht: Es wächſt der Genſt nicht nur auf bloſſem trockenen Sande; ſondern auch auf dem unfruchtbaren Seeſande, eben ſo gut, wie die natürlichen Seepflanzen. Es erhellet hieraus, daß man von dem Genſte auch an ſolchen Orten Hecken anlegen kann, wo ſonſt nichts anders wachſen will, von welchen Oertern man faſt durchgehends glaubet, daß es nicht möglich ſey, ſie durch Hecken einzuſchlieſſen.

Kaum einige Art von Vieh wird von einer Genſthecke freſſen, wenn ſie eine gewiſſe Höhe erreichet hat. Einige ſind daher auf die Gedanken gerathen, daß der Genſt ungeſund ſey, indem die meiſten Creaturen einen natürlichen Trieb haben, alle ſolche Kräuter zu vermeiden, die ihnen ſchädlich ſind. Allein, das iſt ein gemeiner Irrthum. Das Vieh iſt aus keiner andern Urſache ſo ſcheu dafür, als wegen ſeiner vielen Stacheln; denn ſonſt iſt kein Kraut geſunder. Man ſäet den **franzöſiſchen Genſt** in einigen unſerer weſtlichen Landſchaften, auf einem Lande, daß ſonſt nichts tragen will. Man hackt die grüne Köpfe davon klein, und giebt ſie den Pferden. Auf dieſe Art wird ihnen das Stechen benommen; die Pferde freſſen ſie auch ſehr gern, und es iſt ein gutes Futter für ſie.

Gentil, ſ. **Falcke.**

Genüß, Genüß geben, Genießen, Gepfneiſch, iſt eine Redensart der Jäger, welche alsdann gebraucht wird, wenn man bey einem Jagen das erſte gefällte Wildpret, weil es noch warm iſt, ausbricht, das Eingeweyde zerhackt, und ſammt dem mit dem Schweiſſe vermiſchten Brod den Jagdhunden zu freſſen giebet. Dieſes heiſſet **Genüß geben** oder **Pfneiſchen**; das Freſſen ſelbſt aber **Genüß** oder **Ge-**

Gepfneiſch. Dieſes Genüſſen, wenn man den Leithund arbeitet, geſchiehet alſo: Es ſtellet ſich der Jäger früh vor Holze, und beſtrebet ſich, einen Hirſch zu ſchieſſen. So bald dieſes geſchehen, ſchärffet er den Hals bis an die Bruſt auf, löſet die Kehlbraten heraus, klemmet ſelbige zwiſchen des Hirſches Schalen, zerwirkt auch wohl auf einer Seite den Hirſch, legt ſelbige unten, und die ganze Seite oben, deckt den Hirſch mit grünen Brüchen wohl zu, holet ſeine Leithunde, und arbeitet mit ſeinen Cameraden auf die Fehrten nach, wo der Hirſch zu Holze gezogen, läſſet einen um den andern vorſchieſſen, und zeichnen, bis ſie bald an dem Hirſch ſind, da er ſie denn nochmals zeichnen, und hierauf ſammt dem Hengeſeil hinanſchieſſen läßt. Er muß aber auch gleich ſelbſt herbeyeilen, und die Hunde das aus den Schalen heraus, wie auch nachhero von der zerwirkten Keule, Blat und Halſe vollends ſatt, aber nicht überley genieſſen laſſen, das übrige nach und nach wieder mit Brüchen bedecken, den Hunden recht geben, und ſie mit dem Bruche ablieben und gemächlich abtragen. Solch Genieſſen macht die Hunde feurig. So man des andern Morgens wieder mit ihnen heraus zeucht, werden ſie ſehr fleiſſig ſeyn. Wenn man es vor nöthig findet; kann man ſie noch ein oder zweymal genieſſen laſſen.

Will man den Hunden Genüß geben, ſo muß man dabey ſehr behutſam gehen, und vor allen Dingen ſeinen Leithund wohl beurtheilen, ob er emſig und hitzig, oder faul und kaltſinnig ſuchet, welchen beyden Mängeln mit Verſtand muß abgeholfen werden. Dem hitzig und begierig ſuchenden muß man vom Genüß ja nichts geben; ſonſt würde man ihn noch hitziger und unbrauchbarer machen. Die beſte Hülfe aber beſtehet hier darinn, daß er denſelben kurz führet, ihm nicht mit ſtarker Stimme, noch zu ofte zuſpricht, ihn auch auf keine friſche Fehrte bringet, oder was lebendiges ſehen läßt, u. d. g. Einem kaltſinnigen und faulen Hunde aber kann mit dem Genüß, zumalen wenn er ſolchen liebet, und gerne annimmt, merklich geholfen werden. Man muß ihm aber den Genüß ganz warm mit friſchem Schweiſſe geben. Denn dadurch wird ihm ein Muth gemacht, die Hirſchfehrte deſto beſſer und williger zu ſuchen. Sollte er es das erſtemal nicht annehmen wollen; ſo muß man ihm durch die Hungercur den Appetit erwecken.

Genüß geben, ſ. Genüß.

Genüßjagen, heißt das erſte Jagen im Jahr, zur Hirſchfeiſte oder Schweinhatzzeit, da den Jagdhunden mit beſondern Ceremonien der Genüß gegeben, und dabey mit den Hörnern geblaſen wird.

Gepanzerte Hunde, ſ. Gejackte Hunde.

Gepfneiſch, ſ. Genüß.

Gepfneitſch, ſ. Genüß.

Gepneuſcht, ſ. Getöſet.

Gepſt, ſ. Getöſet.

Geräuſche, ſ. Lunze.

Gerberbaum, **Färberbaum**, **Schlingbaum**, **Sumach**, **Schmack**, lat. Rhoe, Rhois, Rhus, Rhus folio Ulm, Rhus coriaria, Rhus ſ. Sumach coriariorum, Rhus ſ. Sumach Obſoniorum, Rhus culinaria, Rhus rubrum, Sumach Arabium, franz. *Sumac*, iſt ein mittelmäßiger Baum, der in Italien, Frankreich, Portugall und Spanien, an felſichten Orten wild wächßt, bey uns aber in Gärten zur Zierde gepflanzet wird. **Gerberbaum** und Rhus coriaria wird er genennet, weil die Gerber die Rinde und Blätter davon gebrauchen, das Leder damit zu gerben, und dicke zu machen; **Färberbaum**, weil ſich die Färber deſſelben bedienen, die Tücher damit zu färben; Rhoe, Rhois und Rhus, weil er die **Durchflüſſe** ſtillet; Rhus Obſoniorum, weil man damit vormals denenjenigen die Zugemüſſen an ſtatt des Salzes gewürzet, die mit der **rothen Ruhr**, und andern **Bauchflüſſen** behaftet waren; Rhus culinaria, weil man ihn vor dieſem in der Küche ſtark gebrauchet. Er wächßt bis 5 und mehr Ellen hoch, hat viel zarte Aeſte, welche mit einer dunkelbraunen, rauhen oder wollenen Rinde, ſonderlich gegen die Spitzen zu, bekleidet, und innwendig voller Mark ſind. Und weil dieſe rauhe Rinde dem Baſt der neu aufgeſetzten Hirſchkolben gleich ſiehet; ſo nennen ihn einige **Hirſchbaum**. Aus den Aeſten wachſen Rippen, daran je 4 oder 5 Paar rauhe eingekerbte Blätter, den Ebereſchen oder Vogelbeerblättern gleich, hängen. An den Gipfeln der Aeſte zwiſchen den Blättern kommt im May eine röthliche krauſe Blüte hervor, woraus nachgehends eine träublichte gerade aufſtehende Frucht wird, welche aus vielen rothen Körnern beſtehet, in welchen ein glatter und platter Saame, wie eine Linſe, verborgen lieget. Dieſe Frucht bleibet den Winter über am Baum; die Blätter aber fallen ab. Die Wurzeln lauffen ganz flach in der Erde weg, und greiffen nicht tief ein. Er kann die Winterkälte wohl vertragen, und darf daher, wenn er drey Jahr überſtanden hat, weder eingebunden, noch verwahret werden. So nimmt er auch ſowohl mit ſchlechtem, ſteinigtem, als gutem Grunde vorlieb; wiewohl dieſer ſeinen Wachsthum merklich beförderT. Er kann zwar aus ſeinem Saamen fortgebracht werden, aber viel ſchneller und gewieſſer durch die Brut, die er um den Stamm herum auszuſtoſſen pfleget, und welche man ihm von Zeit zu Zeit benehmen muß.

Der Saamen, gemeiniglich **Sumachkörner** genannt, führet viel Salz und Oel, und dienet wider die Bauchflüſſe, Blutſpeyen und Blutharnen, geſtoſſen in einer Brühe genommen; äuſſerlich aber wieder Entzündungen, böſe Geſchwüre, faules Fleiſch u.d.g. In Roſen- oder Wegerichwaſſer geweicht, und die Augen damit beſtrichen, ſoll er für den Blattern bewahren; die Blätter aber, in Clyſtieren gebraucht, die rothe Ruhr ſtillen. Die Alten bedienten ſich des Saamens dieſer Bäume an ſtatt des Salzes, und an einigen auswärtigen Orten bedienet man ſich deſſelben noch als eines Gewürzes zu denen Speiſen.

Gerahmet, ſ. Rähmen.

Gerecht, heißt 1) bey den Jägern ſo viel, als verſtändig, geübt und erfahren oder kundig, z. Ex. Jagdgerecht, Hirſchgerecht, Holzgerecht, Forſtgerecht, wovon an ſeinem Orte nachzuſehen. 2) Wird von dem Hunde geſagt: es iſt ihm gerecht, wenn er die Fehrte luſtig und begierig anfällt. 3) Wird von einem Baum oder Stamm geſagt: er gehe gerecht, wenn er gerade in die Höhe gewachſen und gleichſpaltig iſt. Das Gegentheil davon heißt ſchnellgehend. ſ. Schindelſtamm.

Gereichen, heißt in der Falknerey, wenn der Weydmann den Habicht nachfliegen läßt.

Geren, Geeren, iſt ein zum Fiſchfang gehöriges Inſtrument. ſ. Aalfang.

Gereuthbachſtelze, ſ. Lerche.

Gereuthlerche, ſ. Lerche.

Gerfalke, ſ. Falke.

Gerfant, ſ. Adler.

Gerfaut, ſ. Falk.

Gerinne, an einem Teich. ſ. Teichfiſcherey, Nro. I. lit. B) γ) 2).

Geſang, ſ. Gelock.

Geſchiftet, ſ. Schiften.

Geſchirrholz, ſ. Schirrholz.

Geſchleiff, heißt die Wohnung oder der Bau, welchen ſich die Biber über dem Waſſer an den Ufern mit ſonderbarem Fleiß zuzurichten pflegen. ſ. Biber.

Geſchloſſen, ein Forſtterminus. ſ. Loden.

Geſchmeiſſe, ſ. Schmeiſſen.

Geſchöpfet, ſ. Schöpfen.

Geſchrenke, ſ. Schrenken.

Geſchühe, Gefüſſe, franz. *Geck*, *Gects*, *Gets*, ſind zwey, ungefehr eines Fingers lange, fein gearbeitete, gelinde, und mit Schellen verſehene Riemen, welche dem Falken um beyde Füſſe geleget werden, um die Wurfriemen daran zu beveſtigen. ſ. Falkenier.

Geſchütze, nennen die Jäger die Geſäſſe der Falken.

Geſchwür, Geſchwulſten der Hunde, werden auf zweyerley Art, nämlich durch Schneiden, und durch Arzney geheilet. Wenn ſie durch den Schnitt curiret werden ſollen; ſo muß der Jäger eine Nadel, die gekrümmet iſt, mit einem Faden nehmen, und ſolche unter die Adern durchziehen, die Adern aber zuvor binden, damit ſie nicht ſchweiſſen, wenn der Schnitt gethan wird; hernach die Geſchwulſt mit einem Scheermeſſer ringsherum ausſchneiden, und heraus thun, die Nerven mit einem heiſſen Eiſen brennen, und alsdenn Drachenblut, einen Dotter von einem Ey, und Leinwand zu Pulver gebrannt, nehmen, alles mit Eſſig wohl ſieden, und dem Hunde auflegen; ſodenn aber Speck in Waſſer einträufeln, weiß Nichtpulver ſtoſſen, darunter miſchen, und den Hund täglich damit verbinden. In eben dieſer Beſchwerung iſt auch folgendes Recept dienlich: Nimm 3 friſche abgebrochene Dornen von einer Dornenhecke, lege ſie 24 Stunden in das Menſtruum einer Weibsperſon

perſon, beſchmiere ſie alle 3 damit, und ſtecke ſie mitten auf die Geſchwulſt, ſo tief ſie hinein geſtecket werden mögen. Wenn ſie aber nicht hinein wollen, muß man ein Loch mit einem Pfriemen, oder einer groſſen Nadel machen, und alsdann die Dornen darinn ſtecken laſſen, bis ſie ſelbſt wieder heraus fallen; alſo verſchwindet die Geſchwulſt von ſelbſt, und vergehet in wenigen Tagen.

Geſenke, heiſſen bey der Fiſcherey die runden cylindriſchen von Eiſen oder Bley gemachten Gewichte, welche an dem unterſten Saum einer Wathe oder eines andern Fiſchnetzes angemacht ſind, damit ſolche auf den Grund eines Teiches oder Fluſſes aufſtreichen, und alſo verhindern mögen, daß keine Fiſche unter dem Netze durchgehen können.

Geſtärkter Falke, ſ. **Falke.**

Geſtäude, ſ. **Staude.**

Geſtelle, nennet man die Schenkel des Habichts, welche auch wohl das **Fußgeſtelle** genennet werden.

Geſtellet, ſ. **Stellen.**

Geſträuche, ſ. **Staude**, **Gebüſche.**

Geſtreift, ſ. **Streiffen.**

Geſtürzt, ſ. **Stürzen.**

Getöſet, **Gepneuſcht**, **Gepſt**, wird von Jagdhunden geſagt, wenn ſie ſehr gelauffen ſind, und ihnen der Bauch ſehr ſchläget.

Gets, ſ. **Geſchühe.**

Gewärff, ſ. **Gewehr.**

Gewaldrecht, ſ. **Waldrecht.**

Gewehr oder **Schießgewehr**, ſ. **Büchſe.**

Gewehr, **Gewärff**, **Gewerff**, **Haderer**, **Waffen**, **Wehrzähne**, nennet man die vier gröſten Zähne der wilden hauenden Schweine, mit welchen ſie Leute und Hunde darnieder zu ſchlagen vermögend ſind. Vornemlich aber gebrauchen ſie die unterſten beyden Zähne darzu, womit ſie gewaltig um ſich hauen, aber einem liegenden keinen Schaden zufügen können; da hingegen eine Sau mit ihren Zähnen unter ſich beiſſen und zerreiſſen, aber einem, der aufgerichtet ſtehet, wenig Schaden thun kann.

Geweihe, **Geweyhe**, **Gehörne**, **Gewichte**, nennet man die Hörner des Hirſches, welche demſelben ſowohl zur Zierde, als zur Gegenwehr dienen. Es beſtehet aber ein ſolches Hirſchgeweyhe aus 2 Stangen, deren jede mit etlichen an der Seite heraus gewachſenen **Enden** oder **Sproſſen** verſehen iſt. Im andern Jahr wächſet dem Hirſch das erſte Gehörn, welches **Spieſſe** genennet wird, und welches derſelbe nachmals alle Jahr, und zwar ein jagdbarer Hirſch im Merzmonat, ein geringerer Hirſch aber, und zumal ein von dieſem erſten Gehörne alſo genannter **Spieſſer**, bisweilen erſt im May abwirft, auch bis in das ſiebende Jahr bey dem Aufſetzen deſſelben jedesmal an der Zahl der Enden vermehret, dergeſtalt, daß er im ſechsten Jahr ſchon 14 oder 16 Enden hat, im ſiebenden aber bereits alle Enden bekommt, die er ſein Lebtage bekommen ſolle,

ſolle, und mehret ſich ſodenn ſein Gehörne nicht weiter, als in die Dicke. Merkwürdig iſt, daß ein Hirſch, wenn er in der Kalbezeit an ſeinem kurzen Wildpret oder Teſticuln verletzet, oder gar verſchnitten wird, gar kein Gehörne bekommt, ſondern, gleich einem Thier, kolbicht bleibet, aber deſto ſtärker am Leibe wird. Hat er aber ſchon ein Gehörne getragen und abgeworfen, und leidet in der Kalbzeit an dieſem Orte Schaden; ſo wächßt ihm zwar das Gehörne, doch aber allezeit ſchwürig, und wird niemals reiff. Hat er hingegen ſein reiffes Gehörne auf dem Kopf, und wird an dem gemeldten Orte beſchädiget; ſo bleibet ihm das Gehörne beſtändig auf dem Kopf, und er wirft es niemals ab. Wird er aber durch einen Schuß daſelbſt verletzet; ſo wird er ganz auſſer der Zeit werfen, verrecken und ſchlagen, nachdem die Zeit iſt, bis die Wunde wieder heil wird, und dieſe nennet man **Kümmerer.**

Uebrigens giebt es unterſchiedene Gehörne, welche nach ihrer äuſſerlichen Geſtalt Crongehörne, flache Hand, Gabelgehörn, **Kluppicht Gehörn** und **Widerſinnsgehörn** genennet werden, wovon dieſe Benennungen nachzuſchlagen. Von allem dieſen aber iſt das **Damhirſchgehörne** unterſchieden, als welches keine runde Stangen, ſondern breite und platte Schaufeln und Enden hat. Die Hörner eines Rehbocks werden allein Gehörne, nicht aber Gewenhe genennet. Das abgeworfene Gehörn nebſt dieſen Stangen iſt eine Jagdnutzung; daher es auch ſehr geſucht, und in denen Jagdordnungen befohlen wird, wenn es irgend ein Unterthan findet, ſolches einzuliefern. (*Finſterwald* Obſerv. pract. ad conſuetud. Auſtriac. lib. 3. obſervat. 156. num. 61.). ſ. a. **Anſprechen, Hirſch.**

Gewende, Wende, Himmelsſpur, Himmelszeichen, wird dasjenige Zeichen genennet, welches der Hirſch in der Fehrte vor einem Thier thut, da nämlich der Hirſch mit ſeinem Gehörne in einem Dickigt oder Knack die dürren Aeſte antrift, daß er dieſelben, wenn er ſich wenden und fortgehen will, zerbricht und knicket, daß ſie herab hängen, woran man die Höhe und Breite des Gehörns merken kann; oder wenn der durch die Sträucher flüchtig werdende Hirſch mit dem Gehörne das Laub umwendet, und es gleichſam verkehrt ſtreiffet. Und hievon hat der Jäger, wiewohl es nur in einem laubichten Dickigt geſchehen kann, deſto gewieſſer den Hirſch damit anzuſprechen, weil ihm ſolches kein Thier nachmachen kann.

Gewerff, ſ. **Gewehr.**

Geweyhe, ſ. **Geweihe.**

Gewicht der Hirſche, ſ. **Geweihe.**

Gewölle, heiſſen die Jäger diejenigen Haare oder Federn, welche die krummſchnäblichten Raubvögel, als Adler, Falken, Habichte, Schuhu, Eulen ꝛc. mit ihrem Raube oder Aetzung genieſſen, und in ihrem Kropf ſammlen, aber des andern Tages frühe wieder werfen oder ausſpeyen. Bevor dieſes geſchiehet, ſind ſie nicht im

im Stande, das geringſte zu ſchlagen oder zu fangen.

Gewohnheit, ſ. **Forſtgerechtigkeit**, lit. C) γ).

Gewerffen, ſ. **Werffen.**

Gewephe, ſ. **Geweihe.**

Geyer, **Geier**, lat. Vultur, fr. *Vautour*, iſt ein groſſer bräunlichter Raubvogel, an Geſtalt dem Adler gleich, welcher mehr nach Aaſe, als nach dem Raube flieget, und einen ſehr ſtarken Geruch und ſcharfes Geſichte hat. Seine Farbe iſt gemeiniglich aſchgrau oder braun, der Schnabel dicke, ſtark und krumm, die Füſſe groß und mit Klauen verſehen. Sie finden ſich häufig in Scythien, und auf denen Gebürgen, am Rhein und an der Donau. Die bekannteſten Arten derſelben ſind die **Aſchenfarbichten**, **Caſtanienbraunen**, und **Goldgelben**, welche letztere ſeltener, als die beyden vorhergehenden, geſunden werden. Weil ſie mehr nach dem Aaſe, als nach dem Raube fliegen, werden ſie auch **Roßgeyer** und **Aasgeyer** genennet. Diejenigen aber, deren Raub im Fiſchwerk beſtehet, nennet man **Fiſchgeyer.** Dieſe kommen dem **Mauſegeyer** ſowohl in der Geſtalt, als mit Horſten und Brüten gleich. Sie können ſehr ſcharf ſehen, wo ein Fiſch im Waſſer ſtehet, ſchlagen wie ein Pfeil hinein, und holen manchmal anderhalb bis zweypfündige Fiſche mit ihren Fängen heraus, und führen ſolche mit Verwunderung weg. Vom Waſſer werden ſie nicht ſogleich naß, weil ſie mit Pflaumfedern, wie andere Waſſervögel bewachſen ſind. Sonſt ziehen ſie zur Herbſtzeit weg. Der **Haaſengeyer**, ſo gröſſer, als der Fiſchgeyer iſt, hat ſeinen Nahmen daher, weil ſein Raub mehrentheils in Haaſen beſtehet. Der **Hünergeyer**, **Stoßgeyer**, oder weil er gemeiniglich in Steinfelſen horſtet, **Steingeyer**, und ſonſt auch **Hüneraar**, **Weichmilane**, und **Schwalbenſchwanz** genannt, raubet ſowohl in Höfen, als auf der Waide, das junge Geflügel an Hünern, Enten und Gänſen. Er horſtet in unſern Landen, brütet 3 bis 4 Junge aus, ziehet am allererſten mit weg, und kommt auch, ſo bald der Froſt vergehet, wieder an. Der **Mauſegeyer** raubet gemeiniglich nur Mäuſe und Fröſche, wiewohl er auch an den jungen Haaſen und am Gevögel nicht geringen Schaden thut. Er horſtet auf die Art, wie andere Raubvögel, und ziehet zwar auch, allein nur hier zu Lande, von einem Orte zum andern, als nämlich wenn ein Paar dergleichen an einem Orte und in einer Gegend, wo Teiche und Sümpfe anzutreffen, gehorſtet, und denn dieſelbe zufrieren; ſo machen ſich die Vögel in die ebene Felder, und fangen die Mäuſe weg, fallen auch wohl, wenn ſie Gelegenheit dazu finden, auf die Luder. Der **Kittelgeyer** oder **Kötelgeyer** iſt wohl der unnützeſte unter allen Raubvögeln, immaſſen ſein Raub in nichts als Mäuſen oder jungen und noch nicht flicken Vögeln beſtehet. Er horſtet mehrentheils auf Kirchthürmen oder alten Gemäuren, und fällt jedermann mit ſeinem widerwärtigen Geſchrey beſchwerlich, ziehet, wie andere Vögel, weg, und

und kommt zu rechter Zeit wieder. In der Arzney ſoll das Gehirne vom Geyer vor das Hauptweh, die Lunge vor das Blutſpeyen, die Leber vor die fallende Sucht, die Galle vor die Augen, das Fett vor die reiſſende Gicht, die Sehnen aus den Füſſen um die Ferſen gewickelt, vor das Podagra, und das Fett mit ſeinen Pflaumfedern auf den Magen gelegt, zu deſſen Stärkung gut ſeyn.

Geyeradler, ſ. **Adler**.

Geylen, ſ. **Geilen**.

Gibel, Giebel, Giblichen, iſt eine kleine Art Karauſchen oder eine Zwergart der Karpfen. Mit der Proportion ihres Gewächſes gleichen ſie der Karauſche ſehr. Der Kopf iſt zwar dicker, als an dieſer, ſonſt aber auch ſo breitlicht, doch etwas dickrückiger, und mit eben ſolchen Schuppen, dennoch aber iſt ihre Farbe gelber. Er iſt ſo wenig, als die Karpfen und Karauſchen ein Raubfiſch, ſondern nähret ſich im Schlamm und mooſichten, noch beſſer aber in lettigem Boden. Man mag ſie in Teiche, ſtehende Timpel, Miſt- und ſchlechte Waſſerlöcher ſetzen, wie man will; ſo erhalten ſie ſich, und erſticken auch nicht leicht zur Winterszeit unter dem Eiſe. Es iſt daher vor einen Hauswirth ein nützlicher Fiſch. Wenn er ſchon keine groſſe Teiche und Waſſer, ſondern nur mäſſige Waſſerlöcher hat, ſo kann er dieſe Fiſche gar leicht darinn erhalten und erzeugen. Wenn ſie in Viehtränken geſetzt werden können; ſo gedeyhen ſie inſonderheit recht gut, und werden fett, auch recht angenehmen Geſchmacks, und bekommen nicht ſo leicht einen mooſichten Geſchmack, als bisweilen die Karpfen und Karauſchen; daher ſie auch von vielen der Karauſche vorgezogen werden. Ihre Streich- und Laichzeit iſt im April und May. Sie mehren ſich ſtark, werden aber nicht ſonderlich groß. Wenn ſie ein Viertel bis höchſtens ein halb Pfund werden, ſo heiſſen ſie ſchon groß. Die Urſache davon iſt wohl dieſe, weil ſie ſo zeitig, und ſchon im andern Jahre ſtreichen, und da folglich ihre Vermehrung ſo viel gleich untereinander iſt; ſo können ſie ſich auch in der Gröſſe nicht ſehr erſtrecken. Man ſetzet ſie eben nicht ſonderlich mit in Teiche, ſondern nur in kleine Weyher, Timpel und Lachen. Ihre Zubereitung in der Küche beſtehet darinn, daß man ſie ſchuppet, ihnen das Eingeweyde ausnimmt, nnd etliche Kerben auf beyden Seiten in ſie ſchneidet. Hierauf ſiedet man ſie ziemlich wohl, und machet entweder eine gute Brühe darüber, z. Ex. mit Kappern, Kümmel und Rahmſpeck, Nelken, Knoblauch, Zwiebeln, oder man bäcket ſie aus Schmalz oder Baumöl, wie andere Bratfiſche, oder man mariniret ſie, wie Forellen.

Gibier, ſ. **Federwildpret.**

Gibitz, ſ. **Kibitz.**

Giblichen, ſ. **Gibel.**

Giboyer, heißt in der franzöſiſchen Jägerey zu Fuſſe und ohne Geräuſche mit der Flinte auf die Jagd gehen. ſ. a. **Vogelſteller.**

Giebel, ſ. **Gibel.**

Gießbach, ſ. **Bach.**

Gieſe, ſ. Jäſe.

Gigotte, iſt ein franzöſiſcher Jagdterminus, da man von einem Hund ſagt: *Chien bien Gigotte*, wenn er runde Schenkel und breite Hüften hat, welches ein Zeichen der Geſchwindigkeit iſt.

Gimpel, Gümpel, Blutfinke, Dohm, oder Thumpfaffe, Rothfinke, Rothſchlegel, lat. Pyrrhula, Rubicilla, iſt ein kleiner Vogel, der nicht ſo wohl wegen ſeines natürlichen Geſanges, welches ſehr ſchlecht klinget, als wegen ſeiner ſchönen Farbe und Geſchicklichkeit, welche er in Erlernung der vorgepfiffenen Lieder zeiget, von den Liebhabern der Vögel äſtimiret wird. Er hat bis an die Augen herunter einen kohlſchwarzen Kopf, und einen ſchwarzen, dicken und ſtumpfen Schnabel. Die ganze Bruſt iſt recht hoch ziegelroth, welche Röthe ſich bis hinauf zu den Augen erſtrecket, ſo daß die Backen zu beyden Seiten des Kopfes ſowohl roth ſind, als die Bruſt. Wo die Röthe unten an dem Bauche aufhöret, da fangen weiſſe Federn an, welche ſich bis an den Schwanz erſtrecken. Der Schwanz iſt, wie oben der Kopf, kohlſchwarz, ohne daß der geringſte Spiegel zu ſehen. Gleich bey dem Anfang des Halſes fängt ſich auch eine feine blaue Farbe an, welche jedoch nicht ſo ſcheinend und angenehm iſt, als das Blaue bey einer Blaumeiſe. Dieſe nimmt den Rücken, und auch etwas von den Flügeln ein, deren lange Federn ganz ſchwarz ſind. Wo die blaue Farbe unten am Rücken nahe bey dem Schwanze aufhöret, da fängt ſich eine weiſſe Farbe an, welche dem Vogel, wenn er fleugt, eine beſondere Zierde giebet. Das Weiblein iſt von dem Männlein gar viel unterſchieden, und alſo ſehr kennbar. Den kohlſchwarzen Kopf haben ſie miteinander gemein, und wo das Männlein weiß iſt, da findet ſich jenes ebenfalls mit weiſſen Federn bewachſen; aber es hat weder rothe, noch blaue Federn, ſondern die Bruſt gleichet dem Finkenweiblein ihrer, und zwar noch dunkler, nicht anderſt, als wenn das Rothe mit Koth beſchmieret worden wäre, und am Rücken, wo es blau ſeyn ſolle, iſt es aſchenfarbicht, und hat an deſſen Ende nicht ſo viel Weiſſes, als das Männlein.

Der Gröſſe nach giebt es dreyerley Gattungen. Die erſte Gattung iſt die ſchönſte, und wird an Gröſſe einer Weindroſſel nicht viel nachgeben, obgleich der Gimpel, weil er kurzbeinigt iſt, ſo groß nicht ausſiehet. Die 2te Gattung wird ungefehr einem Emmerling gleich kommen, ob ſie ſchon, weil ſie etwas dicker ſind, gröſſer, als ein Emmerling, ausſehen. Dieſe heiſſet man Hellſchreyer, und ſind die gemeinſten, weil ſie faſt an allen Orten brüten, da hingegen die Groſſen ſich nur in gar kaltem Winter ſehen laſſen. Die 3te Gattung iſt die kleinſte, ſo gleich um Michaelis nur vorbey ſtreichet. Dieſe Gattung iſt nicht gröſſer, als ein Hausſperling. Alle zuſammen aber haben ſchwarze Füſſe, und ſehen breitbrüſtig aus, ſuchen ihre Nahrung an Vogelbeeren, Kreuzbeeren, Hagenbutten, Wachholderbeeren u. d. g.

d. g.; daher ſie das ganze Jahr hindurch ſehr wenig auf die Erde fallen, vielmehr ihre Nahrung von den Stengeln der Früchte herableſen, und daher, wo nahe am Walde Heidekorn, Hirſen u. d. g. geſäet wird, ſich auf die Stengel ſetzen, und oft die noch unzeitigen Körner herausbeiſſen. Im Winter aber, da ihnen dieß alles entgehet, wenden ſie ſich vom Walde hinweg, ſtreuen ſich im Lande hin und her aus, und ſuchen ſowohl in Hecken die Beere, als auf den Birnbäumen die Tragknoſpen zu ihrer Speiſe auf.

Ihre **Brut** verrichten ſie in groſſen Wäldern auf jungen Schlägen, welche ſo dicke ſtehen, daß man kaum durchkriechen kann. Daſelbſt bauen ſie hinein, ſelten höher, als eine Amſel, jedoch zuweilen auch ſo hoch, als eine Droſſel, und brauchen zu ihrem Neſte ebenfalls, nach Unterſcheid des Ortes, verſchiedene Materialien, gemeiniglich aber ſehr zartes Mooß, und kleine dürre Baumreißlein. Ein Blutfinke ſoll ſelten über 4 Junge in ſeiner Brutzeit ausbringen. Sie ſtreichen zwar zur Herbſtzeit mit andern Vögeln auf ziemlich ſtarken Flügen, aber nur von einem Walde in den andern. Wenn ihnen aber das Futter zuletzt fehlet; ſo zerſchlagen ſie ſich in kleine Hauffen, um hin und wieder in Gebüſchen ihre Nahrung zu ſuchen. Man fängt ſie mit Leimſpindeln, die man auf kleine Bäumlein ſtecket, und einen Lockvogel darunter, oder mitten hinein ſetzet. Denn es iſt ſchwerlich ein Vogel zu finden, der begieriger auf die Locke gehet, als der Gimpel. In den Herbſt- und Wintermonaten fallen ſie auf allen Herden ein, wo ſie Vogel- oder andere dergleichen Beere finden. Sie ſind auch vermittelſt eines Klobens auf einer Meiſenhütte zu bekommen, wenn man an ſtatt der Lockmeiſe einen Gimpel hinhänget, oder nur einen ausgeſtopften ſolchen Vogel nechſt dem Kolben hinſtecket, und mit dem Munde lockend das Geſchrey der Blutfinken nachmachet. Wer dergleichen Vogel zur Locke halten will, mag ihm anfänglich ganzen Hanf geben, nach drey oder vier Wochen aber ihm denſelben entziehen, und ihn dafür mit Riebſen oder Rübeſaat und Leindotter füttern, auch zuweilen, nach Beſchaffenheit der Jahreszeit, mit Beeren verſehen; da er denn bey ſolcher Wartung eine lange Zeit dauren, und ſeine Dienſte verrichten wird.

Gipfelreich, ſ. **Höllreich**.

Gite, ſ. **Lager**, **Stand**.

Glaire, ſ. **Lager**.

Glandatio, ſ. **Maſt**.

Glandes fageæ, ſ. **Buchecker**.

Glanis, ſ. **Wels**.

Glans, Glans quercina, ſ. **Eichel**.

Glareola nova, ſ. **Brachvogel**.

Glareola plumbaria, ſ. **Schrot**.

Glasweiden, ſ. **Weide**.

Glockengarn, ſ. **Rebhun**.

Glu, ſ. **Vogelleim**.

Gluau, ſ. **Leimruthe**.

Glück zur Jagd, ſ. **Weydmanns Heil**.

Gnaden-

Gnadenholz, ſ. Freyholz.

Gnadenjagd, iſt eine von dem, der das Jagdrecht hat, aus beſonderm guten Willen, einem andern erlaubte Begünſtigung, in ſeiner Wildbahn zu jagen, und das Wild zu fangen. Bey ſolchen Gnadenjagen wird dieſes insgemein beobachtet, 1) daß man die Conceſſion auf eine gewieſſe Perſon richte, 2) einen gewieſſen Ort, Diſtrickt und Bezirk, wo das Jagen exerciret werden ſolle, ausdrücke, 3) eine gewieſſe Jagdordnung vorſchreibe, nach welcher das Jagen anzuſtellen, 4) die Conceſſion und Bewilligung auf eine gewieſſe Zeit einſchränke, 5) die freye Wiederruffung ſich vorbehalte, 6) hierüber ein Inſtrument aufrichte, und endlich 7) ſich einen Revers ausſtellen laſſe, worinnen derjenige, dem dieſe Bewilligung geſchehen, dieß alles bekennet, und dabey verſpricht, von dieſem Jagen wieder abzuſtehen, wenn und zu welcher Zeit es demjenigen, der es ihme bewilliget, gut dünken wird. Inſonderheit muß derjenige, dem die Gnadenjagd verſtattet worden, ſich anheiſchig machen

a) daß er die Gelegenheit des Forſts und Bezirks mit allem Fleiß bewahren, die Gerechtigkeit deſſelben handhaben, und zum beſten verſehen, die Mark- oder Mahl- und Grenzſteine im Weſen erhalten, aus dem Zulaſſen ſolches Jagens an beſtimmten Oertern jetzo und hinführo keine Gerechtigkeit machen, noch auſſerhalb vorerwehnten Bezirks, weder vor ſich noch durch ſeine Diener und die Seinigen, in den herrſchaftlichen Forſt greiffen, oder jagen, noch jemand anders zu jagen geſtatten oder vergönnen wolle, und was ſonſten noch für Punkte in dergleichen Reverſen ausgemacht zu werden pflegen.

b) Und wie ſolcher Revers nach der Conceſſion muß eingerichtet ſeyn; alſo hat auch demſelben derjenige, dem eine Gnadenjagd zugeſtanden worden, auf das genaueſte nachzuleben. Wem dahero die Jagd des hohen, rothen und ſchwarzen Wildprets, als der Hirſche, wilden Schweine ꝛc. vergünſtiget iſt, der hat nicht die Befugniß, das kleine Weydwerk zu exerciren, und Haſen und Füchſe zu ſchieſſen, obgleich ſonſten, der bekannten Rechtsregel nach, dem, welchem das mehrere erlaubet iſt, das, was weniger iſt, nicht verwehret werden mag. Denn bey dieſer Jagdmaterie leidet dieſe Regel ihren beſondern Abfall; ſintemal die hohe und niedere Jagd beſondere Arten ſind, bey welchen man nicht von einer auf die andere folgern kann. Gleichergeſtalt, wenn der Forſtherr einem die Befugniß ertheilet, nach Füchſen und Haſen zu reiten, und zu baitzen; ſo hat derſelbe dennoch nicht die Macht, auf dem Revier ſich anzuſtellen, und einen Fuchs oder Haſen mit der Büchſe zu ſchieſſen, indem dieſes beſondere Handlungen ſind. ſ. a. Anſtellen.

c) Der Gnadenjagd kann ſich jemand ſo lang anmaſſen, als ſie der Forſtherr nicht wieder zurücke nimmt. Läßt aber jener, nachdem dieſer die Gnadenjagd

revociret, vom Jagen nicht ab; ſo wird er nicht unbillig belangt. Ein anderes iſt es, wenn er nöthige Unkoſten, z. Ex. zu Behauptung der Jagd- und Forſtgerechtſame ꝛc. aufgewendet, welche ihm von Rechtswegen vorhero wieder zu erſetzen ſind, ehe er von der concedirten Jagd abſtehet.

d) Wegen der Perſonen, die der Gnadenjagd fähig ſind, müſſen wir noch anmerken, daß niemand, als die Bauren, damit ſie nicht vom Ackerbau abgezogen werden, und die Mönche, welchen aber, als etwas anſtändigers, das Fiſchen erlaubet iſt, davon ausgeſchloſſen ſind. Es kann auch derjenige, dem die Gnadenjagd concediret iſt, ſie nicht wiederum einem andern bewilligen, weil man überhaupt die aus ſonderbarer Gnade einem ertheilten Privilegien andern nicht abtretten kann; doch aber iſt demjenigen, der die Koppeljagd hat, erlaubt, ſie als eine Gnadenjagd jemand zu concediren, ſo lange er nämlich die Mitpoſeß hat, und ſie von dem andern nicht zurückgenommen wird, oder der andere ſich ihrer begiebet. Wiederum iſt auch derjenige, der die Jagdgerechtigkeit von dem Landesherrn entweder als eine Belehnung, oder durch Verjährung überkommen, allerdings befugt, die Gnadenjagden einem andern zu verſtatten. Denn wenn der Vaſall berechtiget iſt, entweder das ganze Gut, oder einen Theil deſſelben einem andern, der mit ihm von gleicher oder beſſerer Condition iſt, auf eben die Art, und nach eben den Verträgen, wie er es ſelbſt acquiriret hat, zu überlaſſen, wie dieſes denen Lehnrechten nach vergönnet iſt; ſo ſtehet ihm ja noch vielmehr zu, es bittweiſe zu concediren. Und dieß iſt auch denen Subvaſallen und allen übrigen erlaubt.

Siehe *Ahasv. Fritſch* de Venat. precar. per tot. *Noë* **Meurer vom Jagd- und Forſtrecht**, part. 2. rubr. **von aus Gnaden und durch einen Revers zugelaſſenen bewilligten Jagensgebrauch.** *Harpprecht* Differt de Venat. precar.

Gneſion, ſ. **Adler.**

Gob, ſ. **Gründling.**

Gobii. ſ. **Gründling.**

Gobions, ſ. **Gründling.**

Gobius fluviatilis. ſ. **Aalraupe.**

Gögler, ſ. **Buchfinke.**

Göſe, ſ. **Jäſe.**

Goldadler, ſ. **Adler.**

Goldammer, ſ. **Emmerling.**

Goldamſel, ſ. **Amſel.**

Goldfiſch, lat. Chryſon, heißt diejenige Art Fiſche, die bey Collberg in der Oſtſee, ingleichem bey Stettin im Friſchenhaff in Menge gefangen werden. Dieſer Fiſch iſt ſchuppig, länger und etwas breiter, als ein Hering, wird meiſtens geräuchert, und alſo verführet. Er iſt zwar kein gar zu geſundes Eſſen; doch wenn man ſich deſſen etwa zur Abwechslung einmal bedienen will; ſo weichet man ihn vorhero ein, und kochet ihn alsdenn, wie etwa die geräucherten Hechte, mit Rüben.

Seine

Seine Benennung hat er vermuthlich von der Farbe bekommen, indem er, wenn er geräuchert iſt, recht Goldfarbig ausſiehet.

Goldgeyer, ſ. Geyer.

Goldhähnlein, iſt ein kleiner Vogel, der nebſt dem Zaunkönig mit vor den kleinſten gehalten wird. Er iſt am Leibe Olivenfarbig, faſt wie eine Nachtigall, am Bauch aber weißlicht. Auf dem Kopf hat er ein Crönlein oder Bläsgen, wie ein Gerſtenkorn von Pomeranzenfarbe, und auf den Flügeln goldgelbe melirte Federn. Seine Nahrung ſuchet er auf den Weiden an kleinen Gewürmen, und beweget ſich ſtets, wie die Schwarzmeiſe. Er brütet im Gebüſche, und bringet in 12 bis 14 Tagen 4 bis 5 Junge aus. Im Herbſt ziehet er mit andern Vögeln, jedoch am ſpäteſten fort.

Goldkarpfe, ſ. Aurata.

Goldweiden, ſ. Weide.

Gorge Rouge, ſ. Rothkehle.

Goujons, ſ. Gründling.

Govion piquant, ſ. Steinbeiſſer.

Graculus, ſ. Häher.

Gränzen, Grenzen, Marken, Untermarken, lat. Termini, Fines, Confinia, Bodones, Limites, franz. *Fins*, *Bornis*, *Frontiers*, *Enclaves*, heiſſen eigentlich derjenige Strich Erdreichs, der zweyer Herren Felder, Fluren, Länder und Gebiete voneinander ſcheidet. Solche beſtimmung der Grenzen, durch gewieſe Zeichen, dienen dazu, die Güter von einander richtig zu unterſcheiden, und alle beſorgende Streitigkeiten zu vermeiden. Sie ſind aber nicht nur heutiges Tages, ſondern auch ſchon vor 2000 Jahren bey den Römern im Gebrauch geweſen; daher ſie nicht allein einen gewieſſen Grenzgott, mit Nahmen Terminus, gehabt, von dem ſie geglaubet, daß er einzig und allein zu Bewahrung der Grenzen von dem groſſen Jupiter geſetzet ſeye; ſondern ſie haben ihm auch gar ihre Grenzen gewiedmet, und ein jährliches Grenzfeſt mit groſſen Ceremonien, welches ſie Terminalia nennten, gefeyret.

Es ſind aber die Grenzen in Anſehung der Oerter und Sachen, entweder öffentliche oder Privatgrenzen. ſ. Gränzſteine. In Anſehung der Zeichen aber werden ſie eingetheilet in natürliche und gemachte. Gemachte Grenzen ſind in denen Waldungen die Eichbäume, in denen Feldern aber Steine, und dieſe Arten werden Land-Grenz-Geleit- Freyheits- Forſt- Jagd- Flur- Weid- Weg- Waſſer- Güter- oder Scheidſteine genennet. Natürliche ſind, welche die Natur ſelbſt geſetzet, als Flüſſe, Berge, Hügel und Felſen. Oeffentliche Grenzen werden von der Obrigkeit ohne Hülfe der Unterthanen, Privatgrenzen aber werden mit Vorbewußt und Hülfe der Obrigkeit des Ortes in Beyſeyn der Intereſſenten und Nachbarn durch einen geſchwornen Landfeldmeſſer, oder durch einen an einigen Orten deswegen beſtellten Landſchieder errichtet und geſetzet. Es werden aber heut zu Tage die Genzſteine und Säulen äuſſerlich mit gewieſſen Zeichen der

der Sache, oder mit gewiſſen Buchſtaben oder Wappen, oder andern Figuren bezeichnet, innerlich aber und im Grunde etliche kleine Steinlein, gleichſam als Zeugen, und an ſtatt dieſer auch zerbrochene Ziegelſteine, Scherben, Gläſer, Kohlen, zerknickte Eyerſchaalen, Aſche, Kalk, Gyps, u. d. g. beygeleget, und gerichtliche Protocolle darüber gehalten. Das oberſte Theil der Grenzſteine wird der Kopf, das dickere der Fuß, das untere, worauf er ruhet, das Geſäß, und die Grube, worinn er lieget, das Lager, das übrige aber die Seiten genennet. Zur Erhaltung der Grenzen bezeichneten die Römer die mit ihrem beſtimmten Maaſſe bemerkten Güter in eherne Tafeln, und lieſſen dieſelbe öffentlich verwahren. Heut zu Tage aber läſſet man die Güter mit ihren Grenzen in Grundriſſe bringen, und in die Flur- oder Lagerbücher eintragen.

Damit man dieſe Grenzen ſtets aufecht erhalte, werden ſie jährlich, oder auch wohl nur in 3 oder 4 Jahren, mit Gerichtsperſonen, Nachbarn und Zeugen bezogen, Inſtrumente darüber aufgerichtet, und die Protocolle davon verwahret. Daher auch ſogar an einigen Orten, um auf die Grenzen wohl Achtung zu geben, geſchworne Leute, die man Flurſchützen nennet, beſtellet ſind. Es iſt auch ſogar in den Rechten gegründet, daß den Beſitzern der Landgüter, durch Hülfe der Obrigkeit, die Einrichtung der Grenze ihrer Güter nicht allein zu erhalten, unterſchiedliche Mittel verſtattet werden; ſondern es iſt ihnen auch erlaubet, ſelbſten den Beſitz derſelben zu beſchützen, und diejenigen, die ſie in ihrer wohlhergebrachten Poſſeſſion kränken, und die Grenzen ſtöhren wollen, mit Hülfe ihrer Unterthanen und Nachbarn mit Gewalt davon abzutreiben.

Wenn Grenzſtreitigkeiten vorfallen; ſo müſſen dieſelbe durch gerichtliche oder auſſer Gericht aufgerichtete Vergleiche, Compromiſſe, oder willkührlichen Spruch, ingleichem durch Proceſſe oder gerichtliche Handlungen, beygeleget werden. Der Beweiß aber wird durch alte Abriſſe der Güter und Grenzen, Zeugen, Urkunden, gemeinen Ruf, Augenſchein u. d. g. geführet. Die Grenzen aber werden dennoch dann und wann verändert, zumal die natürliche der Flüſſe, wenn nämlich die Flüſſe, die die Grenzen halten, austrocknen, ausreiſſen und ihren Lauf verändern; ſo dann auch durch Verjährung derjenigen, welche die Grenzſteine oder Säulen boshafter Weiſe niederreiſſen, wegſchaffen, und verändern, welches aber, da es ruchbar worden, ſehr hart, nach Beſchaffenheit der Perſonen und Sachen, beſtraft wird. Es iſt daher höchſtnöthig, daß die Grenzen der Güter veſt geſetzet, erneuret, öfters bezogen, und die entſtandene Streitigkeiten bald gehoben, und in die Grenz- oder Flurbücher eingetragen werden. ſ. a. **Gränzſteine, Markſteine.**

Gränzſchütze, heißt ein Jäger, dem ein an der Grenze gelegenes Revier, wo das Wildpret anzu-

tretten pfleget, oder wo es feindſeelige Nachbarn giebet, anvertrauet und anbefohlen iſt, das überwechslende Wildpret daſelbſt fleiſſig wegzuſchieſſen, und an gehörigen Ort zu liefern. Solches Wildpret, welches gepürſchet wird, heiſſet man das **Grenz-** oder **Naſchwildpret**.

Gränzſteine, Mahlſteine, Markſteine, werden ſowohl zu öffentlichen, als Privatſcheidungen der Grenzen gebraucht, und daher in öffentliche, und **Privatgrenzſteine** eingetheilet. Durch jene werden Königreiche, Fürſtenthümer, und darunter begriffene Geleit- Forſt- Jagd- und andere Gerechtigkeiten unterſchieden; daher ſie auch **Bannſteine** heiſſen. Durch dieſe aber werden Privatgüter von einander abſondert. Bey groſſen Landſcheidungen nimmt man Steine von 4, 5, 6 und noch mehr Schuh hoch, und wo lange Seiten ſind, werden ſie 200, 300, bis zu 400 Schritt voneinander geſetzt, welche man **Lauffer** nennet, weil ſie gleich durchlauffen, und darauf beyder Nachbarn Wappen oder Nahme gehauen iſt. Da müſſen nun Jagd- und Forſtbediente ſich der Grenzen, Mahlſteine und Mahlbäume, wohl kundig machen, und Achtung geben, daß ſie von den benachbarten nicht geſchmälert werden. Es iſt wohl gethan, wenn bey Entſcheidung der Grenzen ein ordentliches Inſtrument, da die Steine nach ihrer Anzahl alle beſchrieben ſind, aufgerichtet, und lebendige Zeugen dazu genommen werden, die ſolches mit unterſchreiben. Dieß iſt hiebey noch zu bemerken, wenn ein Waſſerloch oder gemeiner Weg am untern Mark zwiſchen zweyen Gütern hergehet; ſo grenzen die Nachbarn nicht zuſammen. Bey Errichtung eines Inſtruments, wie jetzo gedacht worden, erfordert auch die Klugheit eines Landes- oder Eigenthumsherrn, daß bey ſolcher öffentlichen Landesſcheidung ein jeder Theil einen accuraten Riß, oder geometriſche Zeichnung, wie weit eines jeden Grenzen ſich erſtrecken, verfertigen laſſe. ſ. a. **Markſteine, Gränzen.**

Gränzwildpret, ſ. **Gränzſchütze, Wildpret.**

Gräslein, Meerzeislein, iſt ein Vogel von ausnehmend ſchöner Farbe, die aber, wie bey den Hänflingen geſchiehet, in dem Vogelhauſe nicht erhalten werden kann; ſondern bald vergehet, ob ſchon der Vogel bey Leben bleibet. Es giebt der gröſſe nach 2 Arten derſelben, wovon jedoch der Unterſcheid nicht groß, und oft mehr an der Stimme, als am Leibe zu merken iſt. Beyde, doch die kleinere mehr, als die gröſſere, ſind an der Bruſt ſchön roth, welches um ſo anmuthiger iſt, weil ſolche rothe Federlein mit weiſſen eingefaßt zu ſeyn ſcheinen. Die Kehle iſt ſchwarz, eben ſo, wie bey denen Zeiſigen, wovon ſie auch den Nahmen Meerzeislein mögen bekommen haben. Wo das Rothe aufhöret, da fangen weiſſe Federn an, welche ſich bis hinunter zu dem Schwanz erſtrecken, und an beyden Seiten mit ſchwarzſprenglichten Streiffen umfangen ſind. Am Kopf und Rücken aber ſind ſie dunkelgrau, mit ſehr wenig braunlichten

ten Federn vermiſchet, und die Flügel ſind von gleicher Farbe. ganz am Ende des Leibes von oben her, wo der Schwanz anfängt, kommen etwas weißlichte Federn zum Vorſchein; doch nicht ſo weiß, als die, ſo gleich gegen über unten her ſich befinden. Am Kopf ſind ſie an dem Ort, wo die Stieglitze roth ſind, doch nur obenher, und nicht ringsherum, wie die Stieglitze, auch treflich ſchön roth, welches zu ihrem Schnabel, der am dickeſten Orte gelb iſt, ſehr wohl ſtehet. Die Weiblein beyder Art ſind daran kennbar, daß ſie an der Bruſt nichts rothes haben, ſondern derſelbige Platz weiß und rothtüpflicht iſt.

Es hat dieſer Vogel keinen Geſang, und iſt, als ein fremder Vogel, in hieſigen Landen nicht alle Jahr zu ſehen. Manche Jahre aber kommen ſie in unzählicher Menge, nnd werden alsdann bey hunderten auf denen Heerden und mit Leim gefangen. Ihr Strich geſchiehet im October und November; mitten im Jenner aber kommen ſie mit ſo groſſen Hauffen wieder zurücke, als ſie im October und November durchgeſtrichen ſind, bis ſie im Hornung ihren Wiederſtrich beſchlieſſen. In der Freyheit beſtehet ihre Nahrung in Erlen- und allerhand andern Baumſaamen. Im Vogelbauer aber laſſen ſie ſich gar leicht mit gedrucktem Hanf, oder weil ſie bey dieſem Futter zu fett werden, mit Leindotter und Rübeſaat lange Zeit erhalten; wiewohl man ſie nicht lange behält, weil ſie keinen Geſang haben, und auch ihre ſchöne Farbe, wie ſchon gedacht, verlieren.

Graille, ſ. Krähe.

Graiſſets Bouſſoniers, ſ. Froſch.

Grame, ſ. Gras.

Gramigne, ſ. Gras.

Grand Maitre des Eaux & Forets, ſ. Oberforſtmeiſter.

Grand Maitre de Veneurs, ſ. Oberjägermeiſter.

Grand Veneuer, ſ. Jägermeiſter, Oberjäger.

Gras, lat. Gramen, franz. *Grame*, *Gramigne*, *Herbe*, nennet man insgemein alle diejenigen Kräuter, ſo auf Wieſen, Feldern, Rainen ꝛc. wild wachſen, und beydes wilden und zahmen Thieren, ſo grün, als trocken, zur Speiſe dienen. Inſonderheit wird das in groſſer Menge darunter befindliche ſchmale, ſpitzige, zarte und langblätterichte grüne Gewächſe alſo genennet. Wir haben deſſen hier nicht weiter zu gedenken, als in Abſicht auf die Frage, die bey dem Forſtweſen aufgeworfen wird: **Ob nämlich Gras und Kraut den Holzanwachs befördern, oder demſelben ſchädlich ſeye?** Die Forſtverſtändigen ſcheinen hier gar verſchiedene Meynungen zu hegen. Der Mangel genauer Beobachtungen, und mit gehöriger Ueberlegung und Sorgfalt angeſtellten Verſuche, die unrichtigen und übertriebenen Ausdrücke in Erzehlung derſelben, ſind Urſache, daß die meiſten zugleich Recht und Unrecht haben, nachdem man ihre Sätze nimmt. Schränkt man ſie gehörig ein; ſo haben meiſtens beyde Partheyen Recht, ob ſie gleich bey dem erſten Anblick einander zu wie-

verſprechen ſcheinen. Beyde von aller Einſchränkung abweichende und ſich widerſprechende Sätze werden dadurch zurück, und zur Uebereinſtimmung gebracht. Nimt man ſie nach den uneingeſchränkten Ausdrücken; ſo haben ſie beyde Unrecht. Einige ſagen nämlich: das Gras ſeye dem Anwachs des Holzes höchſt verderblich; andere behaupten das Gegentheil: Es ſeye ihm ſehr zuträglich. Es hat allerdings ſeine Richtigkeit, daß ein langes dickſtehendes Gras keine Saamenloden in die Höhe kommen laſſe. Es leget ſich alljährlich darüber, und erſticket dieſelbe. Endlich kann kein neu fallender Saame mehr den Erdboden berühren. Selbſt die ſchnell wachſende Stammloden, ob ſie ſchon weit über das Gras hervorgewachſen, leiden durch die in dem dicken Grastorfe ſich aufhaltende Mäuſe und anderes Ungeziefer oft vielen Schaden. Dieß alles lehret der Augenſchein. Man ſagt aber auch recht, daß das Gras unſchädlich, ja in einigen Fällen dem Holzwachſe nützlich ſeye, wenn nemlich an dürren und rauhen Oertern einzelnes oder nicht gar zu langes Gras hervorgewachſen, welches noch keine Verangerung, d. i. einen den Boden völlig und dick bedeckenden Raſen machet. Solches ſchützet den zart aufkäumenden Saamen vor groſſer Hitze und Dürre. Iſt ein ſolcher hoher den ausdörrenden Morgen- und Mitternachtswinden ausgeſetzter Boden ganz bloß; ſo hält es mit dem Aufkommen der Eichen, Büchen, Ahorn, Lehnen und vielen andern Saamenloden gar ſchwer, indem einige ſehr heiſſe und trockene Tage den aufgehenden Saamen gänzlich verderben.

Graſemücke, ſ. **Grasmücke**.

Grasgerechtigkeit, **Graſensgerechtigkeit**, iſt ein Recht, das dem Forſtherrn alſo zuſtehet, daß ohne deſſen Erlaubniß und ſonderbare Berechtigung dergleichen niemand ausüben darf.

> *Knipſchild* de Civit. Imper. lib. 2. cap. 7. num. 60. *Beſold.* theſaur. pract. voc. Forſt. *Maier* tract. de jur. venand. cap. 2. theſ. 2. pag. 265. Kluger Beamter part. 1. tit. 34. §. 14.

In etlichen Jahren darf auch auf den abgetriebenen und abgehegten Plätzen niemand graſen, noch Viehtreiben, bis die jungen Aufſchößlinge ſo ſtark werden, daß ihnen dadurch kein Schade geſchehen kann, und müſſen denenjenigen, ſo an ſolchen Orten zu graſen und hüten, berechtiget ſind, andere Oerter unterdeſſen angewieſen werden.

> Seckendorf im deutſchen Fürſtenſtaat, part. 3. cap. 3. ſect. 6. pag. 473. & §. 8. pag. 477.

Diejenigen, ſo darwider gehandelt, und in ſolchen verbottenen Hauen gegraſet, Vieh getrieben, mit Axten oder Happen darein gegangen, kann der Forſtherr, nach Befinden der Umſtände, willkührlich beſtraſen.

Knip-

Knipſchild de Civit. Imper. lib. 2. cap. 7. num. 51. *Weſtenholz* diſſert. de jurisdict. foreſt. cap. 5. §. 62.

Sonſten wird auch vor das Graſen, welches die Gerichtsherrſchaften in ihren Gehölzen denen Unterthanen auf gewiſſe Maaſſe verſtatten, von dieſen entweder eine ausgemachte Anzahl ſogenannter **Graſehüner**, oder ein baares Geld jährlich abgetragen. Wenn ferner durch einen beſondern Vergleich zwiſchen Obrigkeit und Unterthanen ausgemacht iſt, daß dieſe der Gräſerey und Hutweyde vor ihr Vieh, in Teichen oder Gehölzen, ohne einigen Einhalt und Hinderung der Herrſchaft, ihres Gefallens gebrauchen und nutzen mögen, dafür aber jährlich einen gewiſſen **Erbzins** entrichten ſollen; hingegen ſich zuträget, daß eine andere Gemeinde ſelbige in ihrem geruhigen und verjährten Beſitz ſolcher überlaſſenen Gräſerey zu ſtören, ſich unterfangen hat; ſo haben die Unterthanen kein Befugniß, ihrer Herrſchaft deswegen die Entrichtung des ſchuldigen Erbzinſes vorzuenthalten, und von derſelben die **Gewehrsleiſtung** zu fordern, weil jene der widerrechtlichen Turbation durch Remedia legalia widerſprechen, und in ſolchem Beſitz ſich behaupten können, indem præſtatio evictionis wegfällt, wenn der Beſitzer unrechtmäßiger Weiſe geſtöret wird, und durch Vorſchützung ſeines verjährten Beſitzes darinnen gebührend geſchützet werden muß.

vid. l. 17. C. de act. emt. vend. item l. 8. & l. 29. §. 1. ff. de evict.

Grashecht, ſ. **Hecht**.

Grashühner, nennet man diejenigen Hüner, ſo von den jungen Schlagholzgehägen oder Gehauigen, wenn ſie ſo ſtark wieder aufgewachſen, daß mit der Sichel dem jungen Gewächs kein Schade mehr geſchehen kann, vor die darinn verſtattete Gräſerey entweder in Natur von den Bauren an die Eigenthumsherrſchaft geliefert, oder ein beſtimmtes an Geld dagegen abgeſtattet wird.

Graslinde, ſ. **Linde**.

Grasmücke, Graſemücke, lat. Curruca, Ficedula, franz. *Beque figue*, *Pivoine*, *Verdon*, *Fauvette*, iſt ein ſehr kleiner Vogel, in der Gröſſe eines Rothkehlgens, hat aber einen kürzern Schwanz, und ſiehet von Farbe ſprenklicht grün, am Bauche aber gelblicht. Den Nahmen hat er von dem Gras, weil er ſich darinnen aufhält. Ihre Nahrung ſuchen dieſe Vögelein in den Wieſen und denen dabey befindlichen Gebüſchen, unter welche ſie ihre Brut legen, und gemeiniglich 4 bis 5 Junge ausbringen. Sie können keine Kälte leiden, und ziehen dahero bey Zeiten hinweg, kommen auch bey uns ziemlich ſpat wieder an. Es iſt an denſelben weder der Geſang, noch die Geſtalt, noch das Fleiſch, deſſen ſie gar wenig haben, von ſonderlichem Werthe. Hierinn aber haben ſie was beſonders, daß ihre Eyer recht himmelblau ſind; dahingegen die andern Vögel insgemein ſtrembſlichte Eyer haben.

Grasſchnepfe, ſ. Schnepfe.

Graszeichen, ſind gewieſſe entweder auf Blech geſchlagene, oder auf Pappier, Holz, Pappe u. d. g. mit Siegellack gedruckte Zeichen, welche denen, die von der Herrſchaft die Graſerey abgemiethet, ertheilet werden, um ſolche, wenn ſie Graſen gehen, bey ſich zu haben, damit ſie, wenn ſie etwa von dem Förſter, Flurer oder Landknechte dieſerwegen angetaſtet werden ſollten, ſich damit legitimiren können.

Gratecu, ſ. Dornroſe.

Grauſpecht, ſ. Specht.

Grayer, ſ. Krähe.

Grec, *Grecs*, *Grez*, heiſſen im Franzöſiſchen die obern dicken Zähne eines wilden Schweins, welche an die hauenden Zähne anſtoſſen, und ſie gleichſam ſchärfen. ſ. a. Eberzähne, Wildes Schwein.

Grenier à Foin, ſ. Heuſcheune.

Grenouille, ſ. Froſch.

Grenzbaum, ſ. Mahlbaum.

Grenzen, ſ. Gränzen.

Grenzſteine, ſ. Gränzſteine.

Grenzwildpret, ſ. Wildpret, Gränzſchütze.

Grez, ſ. Grec.

Grieß, iſt eine Krankheit der Falken, welche von einer hitzigen Feuchtigkeit entſtehet, durch welche der Miſt in den Gedärmen dergeſtalt hart und erhitzet wird, daß ſich weiſſe Steinlein, ſo groß als eine Erbſe, und wie Kreide und Kalk anzuſehen, in demſelben zeigen, wodurch der Falke dermaſſen verſtopfet wird, daß ihm der Darm wohl gar zu, oder heraus gehet, und daß er, wenn ihm nicht Hülfe geſchiehet, daran ſterben muß. Dieſe Krankheit müſſen ſie gemeiniglich in den 3 Wintermonaten ausſtehen, bevorab die vermaußten, wenn ſie nämlich nach der Mauſe nicht gehörig purgiret werden. Hievor ſind die Pillen von Manna, einer Erbſen groß, dem Falken, ehe er gefüttert wird, eine Stunde zuvor einzugeben, das heilſamſte Mittel. Sodann muß man auch das Weiſſe von einem Ey, mit klar geſtoſſenem Zuckercand wohl abgeſchlagen, und klein geſchnittenes Fleiſch darein geweicht, dem Vogel zu freſſen geben. An ſtatt des Eyes aber kann man auch Milch oder Baumöl nehmen.

Grießhuhn, **Sandläuffer**, iſt ein Waſſervogel, der von einigen vor die kleinſte Art der Waſſerſchnepfen gehalten wird, weil er denſelben am Schnabel und den Füſſen gleich ſiehet; ſonſt aber ſiehet er ſchwarzſprenklicht, und hat eine weiſſe Bruſt. Seine beyde Nahmen hat er daher bekommen, weil er ſehr ſchnell lauffen kann, und auf groſſen in den Flüſſen liegenden Inſeln, Grieß- und Sandhorſten, auf dem bloſſen Sande brütet. Er hat zwey bis drey Junge, und nähret ſich von Waſſergewürme. Bald nach Jacobi ziehet er weg, kommt aber auch zu erſt wieder, und läßt auf dem Rückzug ſeine Ankunft ſogleich hören, durch den hellen Ruf, den er, wenn er geſprenget, auch zur Herbſt- und Frühlingszeit, ſowohl des Tages

ges, als Nachts, bey ſeinem Zug von ſich vernehmen läßt.

Grigallus, ſ. Spielhahn.

Grinitz, ſ. Krinitz.

Grinzling, ſ. Grünzling.

Grißholz, ſ. Rheinweiden.

Grive, ſ. Droſchel.

Grobjährig, **Kleinjährig**, ſind Ausdrücke, welche bey dem Forſtweſen und Holzhandel gebräuchlich ſind, und ihren Urſprung von des Jahres Wuchs, und von der Auflegung in die Runde, oder von der Stärke des Holzes haben, und iſt inſonderheit dieſes hierunter zu verſtehen, daß, wenn man einen Baum fället, oder durchſchneidet und ſchrotet, an dem Hiebe oder Schnitt von dem ganzen innwendigſten Kern, bis an die Rinde oder Schale, lauter Ringel zu ſehen ſind. Dieſe generiren ſich alljährlich von dem durch die Wurzeln in den Stamm, und häuffig unter der Rinde oder Schale hinaufſteigenden Saft Wenn ſelbiger nach denen Sommermonaten dicker und veſter zu werden beginnet, und ſich alſo nach und nach in Holz verwandelt; ſo bleiben, zwiſchen dem vor einem Jahr, und dieſes Jahr neu aufgeſetzten Saft und Holz, Pori, daß in ſelbigen die beyden Jahreswuchſe leicht mit einem dünn ſchneidenden Inſtrument auseinander gelöſet werden können. An und vor ſich ſelbſt aber iſt es mit dem in ſich habenden dicken Saft gleichwohl ſehr beveſtiget, daß es aufeinander hält; jedoch, wie ſchon gedacht, iſt es zwiſchen beyden Jahreswüchſen leicht zu trennen. Wo es alſo voneinander getrennet iſt, da ſiehet es ſo glatt aus, als ob es poliret wäre. Im Gegentheil aber, ſo das Holz quer durch die Jahreswuchſe geſpalten wird, iſt es rauh. Wie nun alle Früchte der Erden ein Jahr ſtärker und beſſer wachſen, als das andere; ſo iſt es auch mit denen Hölzern beſchaffen, daß ſie ein Jahr mehr und ſtärkern Saft bekommen, und folglich auch mehr Holz auffſetzen, als das andere; welches man an den Ringeln, ſo man ſelbige genau betrachtet, erſehen kann. Deswegen heiſſen die ſchmalen Ringel klein- und die ſtarken Ringel oder Jahreswüchſe **grobjährig** Holz.

Gröſſel, ſ. Schnerff.

Groppe, ſ. Gründling.

Grosbec, ſ. Kernbeiſſer.

Groſſe Violen, ſ. Epheu.

Groſſer Epheu, ſ. Epheu.

Groſſer Mehlbaum, ſ. Ebereſchenbaum.

Großfalke, ſ. Falke.

Großmeiſe, ſ. Meiſe.

Groulard, ſ. Grünzling.

Gruben, die den Raubthieren gemacht werden, ſ. Raubthiere.

Grubenkohlen, ſ. Stockkohlen.

Grügelhahn, ſ. Spielhahn.

Gründling, **Grundel**, **Gründel**, **Groppe**, **Göb**, **Kreſſe**, **Bachkreſſe**, lat. Cobites, Funduli, Gabiones oder Gobiones fluviatiles, Gobii, Piſciculi gregati-

gatiles, franz. *Gobions*, *Goujons*, *Secheaux*, iſt eine bekannte Art kleiner Fiſche, die ſich hauffenweiſe im Grund der Ströhme und Bäche aufhalten, und daher auch den Nahmen **Gründlinge** oder **Grundeln** erhalten haben. Man zählet zweyerley Arten derſelben. Die eine mit einer glatten Haut, wie ein Aal, von ſehr gutem Geſchmack, und eine von den beſten und zarteſten Fiſchen, die man hat. Sie werden eines Fingers lang, theuer verkauft und hoch gehalten. Bey uns nennet man ſie **Grundeln**, anderwärts aber nennet man ſie **Schmerlinge**, und die, ſo man hier zu Lande **Kreſſen** nennet, heiſſen anderswo **Grundeln**. Es ſind geſunde, wohlgeſchmackte Fiſche, welche leicht zu verdauen, eröfnen, eine gute Nahrung geben, und auch von Kranken ohne Gefahr genoſſen werden können.

Sie werden ſowohl in groſſen Fließwaſſern, als in kleinen Bächen mit Angeln, Hahmen, Reuſſen, und engen Netzen gefangen. Wenn man im Merz mit dem Hahmen am Ufer ſtehen will; ſo muß es frühe geſchehen; denn ſo bald die Sonne herauf kommt, und die Waſſer erwärmet; ſo lauffen ſie von dem Ufer mitten in das Waſſer, da ſie denn nicht wohl zu bekommen ſind. Weil ſie gerne in kleinen Bächen ſind, darinnen viel breite Steine liegen, und darein das Quellwaſſer fällt; ſo fangen ſie die Kinder oft mit denen Händen. Einige werfen Reißgebünde ins Waſſer, als wornach die Gründlinge gerne kriechen, ziehen ſie eilend heraus, und ſchmeiſſen ſie auf den Rand, oder ſie halten einen Hahmen unter die Bunde, ſo fallen ſie darein. Von ihrer Zurichtung in der Küche ſ. *Onomatolog. oeconom. practica*, oder **öconomiſches Wörterbuch**, im 1ſten Theil, pag. 1319.

Gründlingsreuſſen, **Grundelreuſſen**, ſind eine Art kleiner, aus dünnen Weiden gemachter Fiſchreuſſen, an welchen der Eingang innen am Halſe enge, auswendig aber weit iſt. Hinten oder am Ende gehet ein Stück von einer Weinrebe heraus, woran man ſie aus dem Waſſer wieder heraus ziehen kann. Dieſer Reuſſen giebt es zweyerley Gattungen, einige ſind innwendig ganz weit und rund, damit man weichen Leimen und den gehörigen Köder hinein legen könne, welchem die Grundeln hauffenweiſe nachſtreichen; die andern aber ſind lang und enge, ſonderlich bey dem Eingang, in der Mitten werden ſie noch enger, alsdann kommt eine Hohlung oder der Bauch; zuletzt lauffen ſie wieder zugeſpitzt zu.

Grüne Gangfiſche, ſ. **Gangfiſche**.

Grüne Laubfröſche, ſ. **Froſch**.

Grünfinke, ſ. **Grünzling**.

Grünkrähe, ſ. **Krähe**.

Grünling, ſ. **Grünzling**.

Grünſchling, ſ. **Emmerling**.

Grünſpecht, ſ. **Specht**.

Grünzling, **Grinzling**, **Grünling**, **Grünfinke**, **Hirſefinke**, **Schwanſchel**, **Schwunſch**,

lat. Fringilla viridis, Chloris, franz. *Groulard*, *Verdon*, iſt ein Vogel, davon es dreyerley Arten giebt. Die gröſten ſind am ganzen Leibe gelb, und ein merkliches ſtärker, als ein Sperling, aber ſehr rar. Die andere Art, ſo ebenfalls an Gröſſe einen Sperling übertrift, iſt an der Kehle und am ganzen Unterleibe ſehr hochgelb, welche Farbe ſich bis zum Schwanz hinunter erſtrecket, allwo ſie, ehe der Schwanz anfängt, dunkelweiſſen Federn Platz machet. Am Kopf ſind ſie grünlicht, mit etwas bräunlichen Federn vermiſcht, und dieſe Farbe nimmt auch den ganzen Rücken ein, bis ſie unten, wo der Schwanz anfängt, ſchönen grünen Federn weichet, dergleichen Federn ſie auch an den Achſeln der Flügel haben. Der Schwanz iſt dunkelgrün, oder vielmehr bräunlicht, und zu beyden Seiten ſind die zwey bis drey äuſſerſten Federn mit ſchönen gelben Spiegeln gezieret. Die kleinſte Art, welche um ein merkliches geringer, als ein Sperling iſt, und ſonderlich wegen des kurzen Schwanzes viel kürzer ausſiehet, hat eben die Farbe, nur daß die Bruſt mehr grünlicht, als gelb iſt. Bey den letzten beyden Arten ſind die Weiblein durch die dunkle Farbe zu erkennen, als welche ſo Aſchfarbig iſt, daß an der Bruſt kaum etliche gelbe Federn hervorſchimmern, der Rücken aber ſammt dem Kopf nicht grün, ſondern vielmehr grau ausſiehet. Bey der gröſten Art hingegen iſt der Unterſchied zwiſchen Männlein und Weiblein nicht ſo leicht zu erkennen, man halte ſie denn gegeneinander. Der Schnabel iſt dick, und hintenher faſt noch einmal ſo dick, als der Schnabel eines Feldſperlings, vornen aber iſt er, wie bey den Sperlingen, etwas länglicht. Sie halten ſich meiſtens in den Vorhölzern auf, wo junger, ziemlich hoher, jedoch nicht ſehr dick ſtehender Schlag iſt, erwählen zu ihrer Brut gemeiniglich ſchwarz Holz, und machen ihr Neſt auf einen ſehr dicken, in etwas allein ſtehenden Baum, auswendig mit lauter Erdenmooß, innwendig aber theils mit eben ſolchem Mooß, theils mit Wolle, und anderm gelinden Zeuge, und bringen darinnen vier bis fünf Junge aus.

Ihre **Nahrung** beſtehet in allerhand Körner und Geſäume, am meiſten aber in Hanf- und Leinſaamen, wie ſie denn im September am meiſten in ſolchen Feldern anzutreffen ſind. Ohngefehr 8 Tage vor Michaelis fangen ſie an, zu ſtreichen, aber nicht mit Schaaren, ſondern nur zehen bis zwölf miteinander, zu welcher Zeit ſie ſich mit einem Lockgarne fangen laſſen. Im November, wenn das Laub fället, verſammeln ſie ſich häuffiger, und fallen nicht ſelten 40 bis 50 auf einmal in die Grammetsvögelheerde ein, nachgehends aber laſſen ſie ſich nur einzeln ſehen. Im Merz kommt ihr Wiederſtrich, welchen ſie ſowohl, als ihren Wegzug mit wunderlich lautendem zweyſtimmigem Ruf anzuzeigen pflegen. Mann kann ſie lang erhalten,

wenn man ihnen ungedrukten Hanf, und nach Beſchaffenheit der Jahrszeit etwas grünes, Salat, Weißkraut, und Wachholderbeere darneben giebt.

Grundangel, ſ. Angel.

Grundel, ſ Gründling.

Grundelreuſſen, ſ. Gründlingsreuſſen.

Grundfohren, ſ. Forelle.

Grus, franz. *Gruë*, ſ. Kranich.

Guckguck, **Kuckkuck**, **Gutzgauch**, **Gauch**, lat. Cuculus, franz. *Coucou*, iſt ein wegen ſeiner Stimme, davon er auch den Nahmen hat, ganz bekañter Vogel. Er hat ungefehr die Gröſſe eines Sperbers, oder einer Taube. Am Rücken, Kopf und Schwanz iſt er dunkelbraun, und auf der Bruſt etwas ſprenklicht, wie ein Sperber, auſſer daß er um den Hals etwas hochfarbige Federn hat. Er kommt im Frühling mit Rückung der Knoſpen, gehet aber gleich nach Johannis wieder weg. Und ob ſich wohl dieſe Vögel paaren, ſo brüten ſie doch ihre Eyer nicht ſelber aus, ſondern legen ſie in der Grasmücken, Lerchen, Bachſtelzen und anderer kleinen Vögel Neſter, die ſie hernach ausbrüten, und nebſt ihren Jungen mit Gewürme frätzen und aufziehen. Ihren Aufenthalt haben ſie gemeiniglich in dicken Wäldern, hohlen Weydenköpfen, oder andern abgehauenen Bäumen, oder in Felſen, oder an Geſtaden der Flüſſe, und in den Löchern der Erde, da ſie ſich des Winters verkriechen, und bis in Frühling darinnen ſtecken bleiben. Daß ſie ihren Pflegevater nebſt ſeinen Jungen freſſen ſollten, wenn ſie etwas erwachſen, iſt eine Fabel, geſtalten ſie mit ihren Füſſen und Schnäbeln ſolches nicht zu thun vermögen.

Man pflegt zwar dieſe Vögel nicht zu eſſen, und hält ſie, wie die Schrift ſie auch dafür erkläret, für unrein; doch meynen einige, daß der jungen Guckgucke Fleiſch, die erſt aus ihrem Neſte geflogen, und auſſer demſelben noch keine Speiſe genoſſen, aller anderer Vögel Fleiſch an Wohlgeſchmackigkeit übertreffe.

In der **Medicin** haben ſie allerdings ihren Nutzen. Man verbrennet ſie ganz zu Aſchen, und brauchet ſolche wider den Stein, Magenſchmerzen, und deſſelben Feuchtigkeit. Man giebt davon dem Patienten zu anderthalb Quintlein auf einmal ein. Eben dieſe Aſche dienet auch wider die ſchwere Noth, auch in Fiebern und andern Krankheiten mehr. Der Guckguckskoth wird geſotten, und von denen als ein beſonderes Mittel getrunken, die von einem wütenden Hund gebiſſen worden. Weil noch nicht bekannt iſt, wie man ſie etwa auf dem Heerde, oder auf eine andere Weiſe fangen könne; ſo hat man eine Art von Pfeiffen erdacht, dadurch ſie ſich leicht hintergehen laſſen, und welche eben deswegen gleichfalls

Guck-

Guckguck oder Guckgucks⸗pfeiffe genennet wird.

Guckguck, Guckguckspfeiffe, iſt alſo ein gewiſſes Inſtrument, mit welchem man den Ruf des Guckgucks angeben kann. Man pflegt ſie auf folgende Art zu verfertigen: Es wird von Horn ein Ende genommen, 13 einen halben Zoll lang, und innwendig die Weite, daß ſie quer über 1 und ein Viertels Zoll habe, wird rund abgedrehet, und an beyden Enden ein Boden darein gemacht. Oben an dem einen Ende wird ein länglicht Loch, wie an einer Flöte, gemachet, am andern Boden aber ein rund Loch; doch ſo groß, daß es vom Auf⸗ und Zuhalten des Loches den Ton des Guckugs bekomme. Damit ſtellet man ſich hin, wo der Guckguck in der Gegend ruft, und antwortet ihm mit dieſer Pfeiffe. Er kommt hierauf gar bald geflogen, da man denn zum Schieſſen fertig ſeyn muß, weil er nicht lange wartet. Auf dieſe Art kann man ihrer viele ſchieſſen. Man kann aber vermittelſt dieſer Pfeiffe nicht nur den Ruf des Guckgucks angeben, wenn man ordentlich darein bläſet; ſondern es laſſen ſich auch die vornehmſte Arten des Wildgeſchreyes darauf nachahmen, wenn man es geſchickt zu wenden und zu regieren weißt. ſ. a. **Wildruffdreher.**

Guckguckskoth, ſ. **Guckguck.**

Guckguckspfeiffe, ſ. **Guckguck.**

Guepier, ſ. **Meve.**

Gugelſihaus, ſ. **Kirſchvogel.**

Gui, ſ. **Miſtel.**

Guillery, ſ. **Sperling.**

Gümpel, ſ. **Gimpel.**

Güſtern, lat. Albulus, Alburnus, iſt eine Art von Weißfiſchen, ſo einer Spannen lang werden. Der Bauch iſt etwas breiter und der Rücken ein wenig fleiſchiger, als an den Flinken. Sie haben weißglänzende Schuppen, und weiſſe Augen mit ſchwarzen Aepfeln. Die Floßfedern ſind ſchwärzlicht, aber die an den Kiefern, und die mitten am Bauche, haben ein wenig Rothes an ſich. Der Schwanz iſt geſpalten. Sie laichen, wie die Flinken, im May, und ſind die geringſten unter den Weißfiſchen. Jedoch haben die Güſtern einen etwas beſſern Geſchmack, und weniger Gräten, als die Flinken. Sonſt wird auch ein groſſer Seefiſch alſo genannt.

Guidon, ſ. **Korn.**

Guiſarme, ſ. **Knebelſpieß.**

Gummi Hederæ, ſ. **Epheu.**

Gußbette, iſt am Teich ein Bette von Brettern, das Waſſer abzuführen. In kleinen Teichen, wo geringer Zufluß iſt, wird es nur durch eine Rinne von Erlen⸗ oder Eichenholz abgeleitet. Wo aber die Teiche groß und der Zufluß ſtark iſt, daſelbſt wird ein ordentlich Bette von Brettern gemacht, wie etwa bey kleinen Mühlen die Wehre oder Mühlbetten ſeyn. Bey ſehr groſſen Teichen werden auch wohl zwey Gußbetten zu beyden Seiten des Zapfens

Zapfens angeleget; denn daſelbſt iſt der Teich am tiefeſten, und der Damm am ſtärkeſten. Es iſt alſo das Gußbette dasjenige am Ausfluß des Teichs, was bey deſſen Einfluß das Flußbette iſt.

Gute Naſe, iſt eine Redensart der Jäger, die ſie von einem Hunde gebrauchen, der die Ferte bald findet, und richtig verfolget. Der Hund, heißt es alsdann, hat eine gute Naſe.

Guter Hirſch, ſ. Hirſch.

Gutzgauch, ſ. Guckguck.

Guy, ſ. Miſtel.

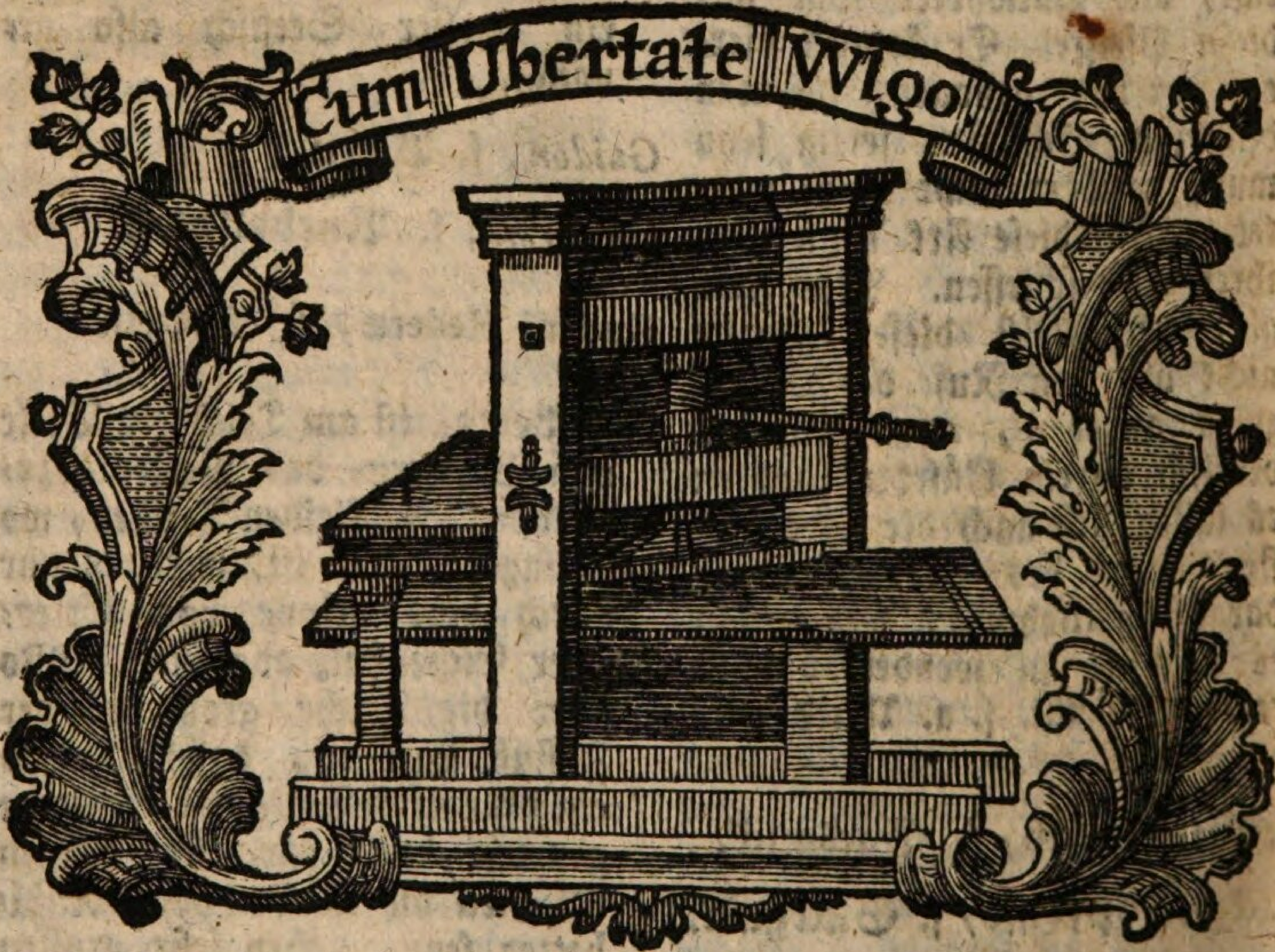
Guy de Chené, ſ. Eichenmiſtel.

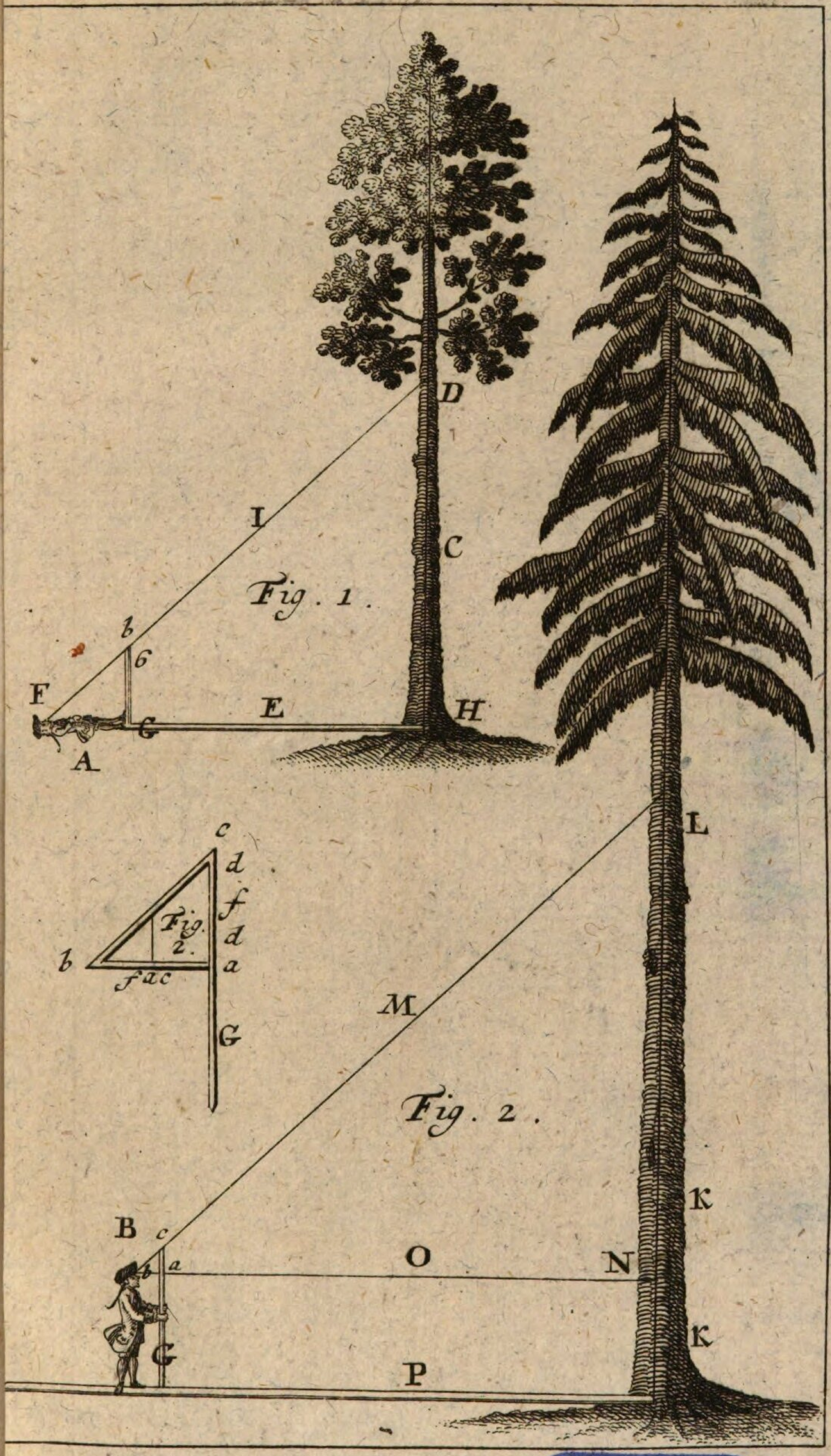
Ende des Erſten Theils.

Ulm,

Gedruckt bey Chriſtian Ulrich Wagner,

Canzleybuchdruckern, der Kayſerl. Franziſciſchen Akademie der freyen Künſte zu Augsburg, und der Herzogl. deutſchen Geſellſchaft zu Helmſtädt Mitglied.





Bayerische
Staatsbibliothek
München

Fig. 3.

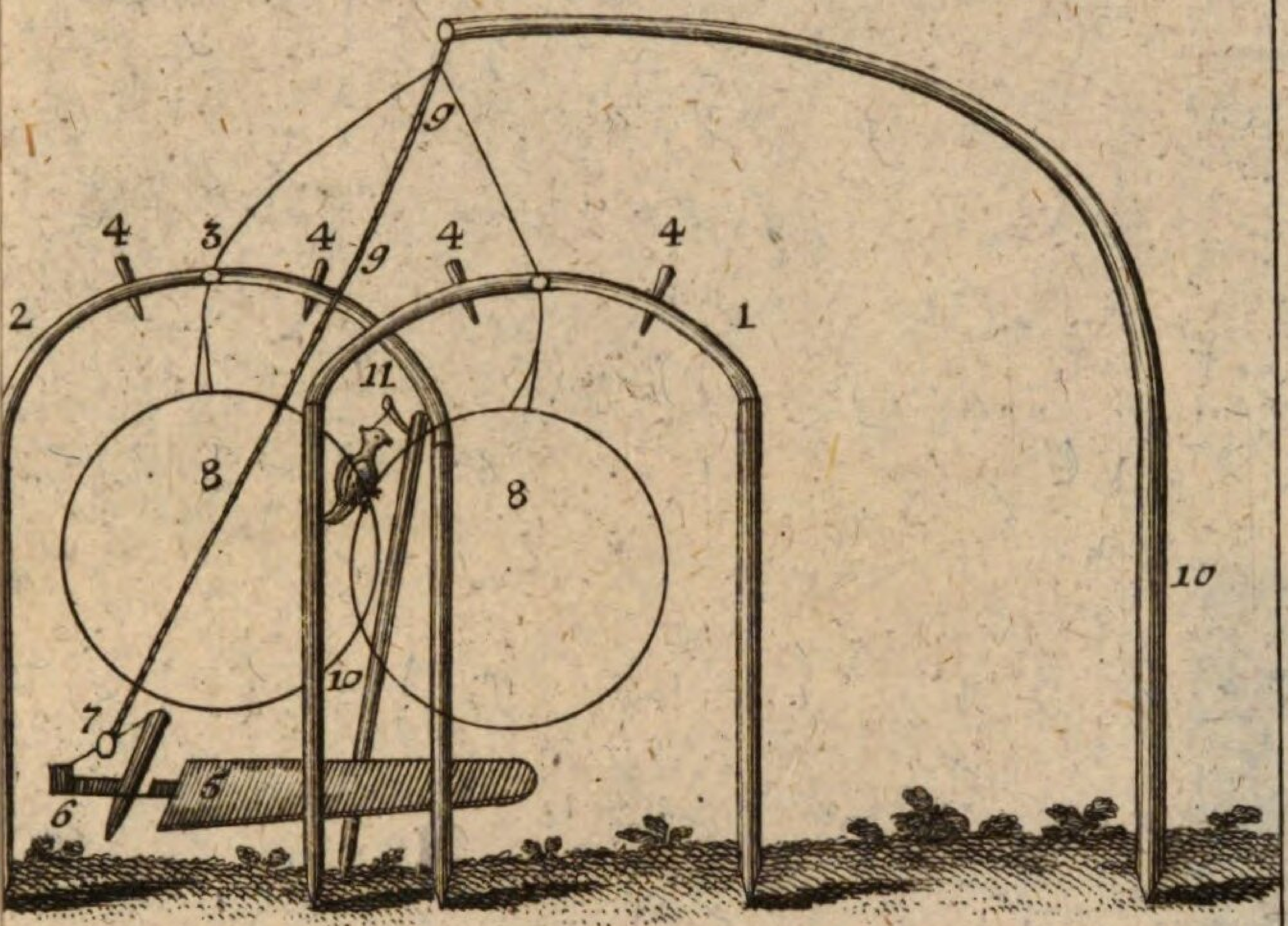


Fig. 4.

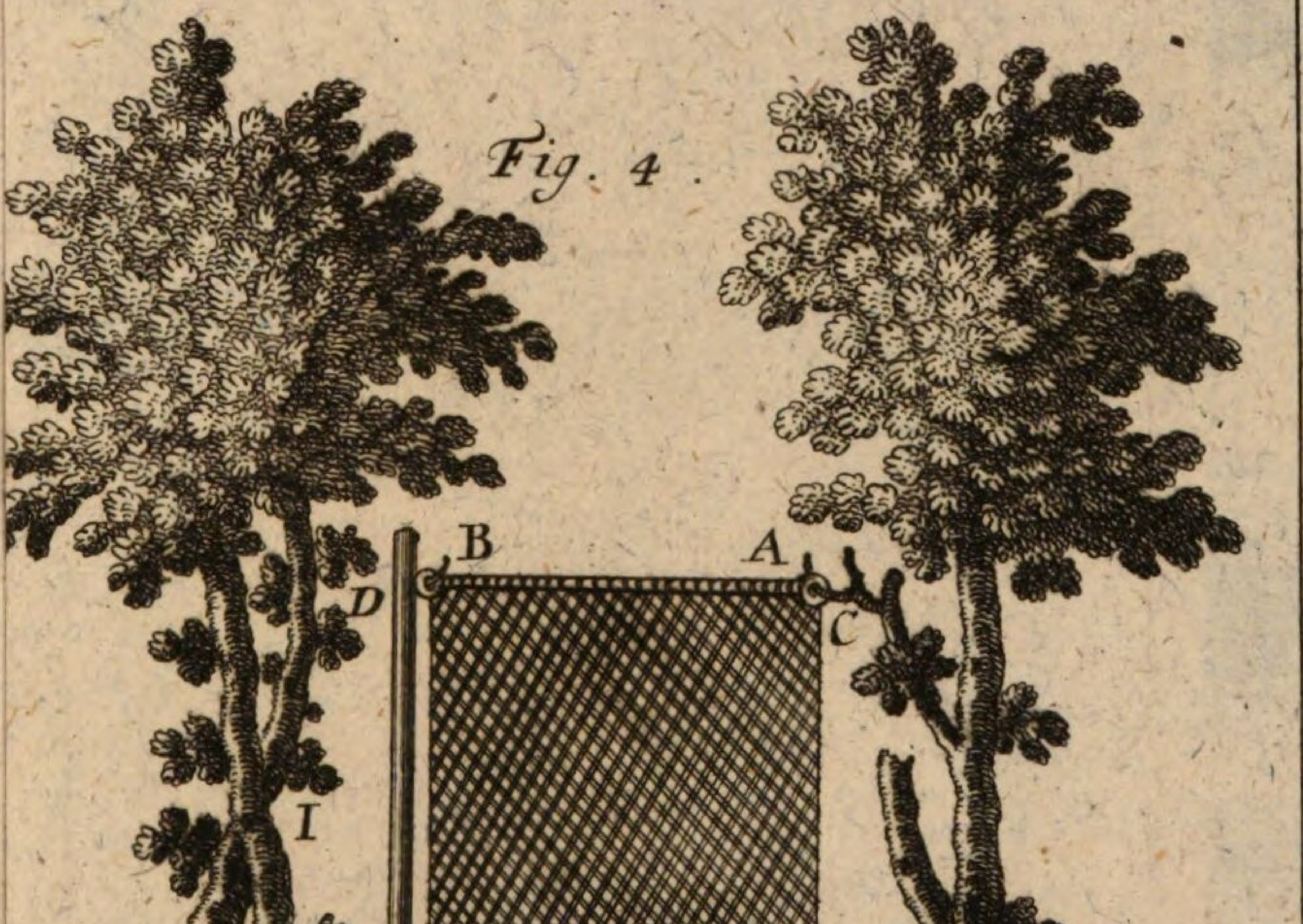


Fig. 5.

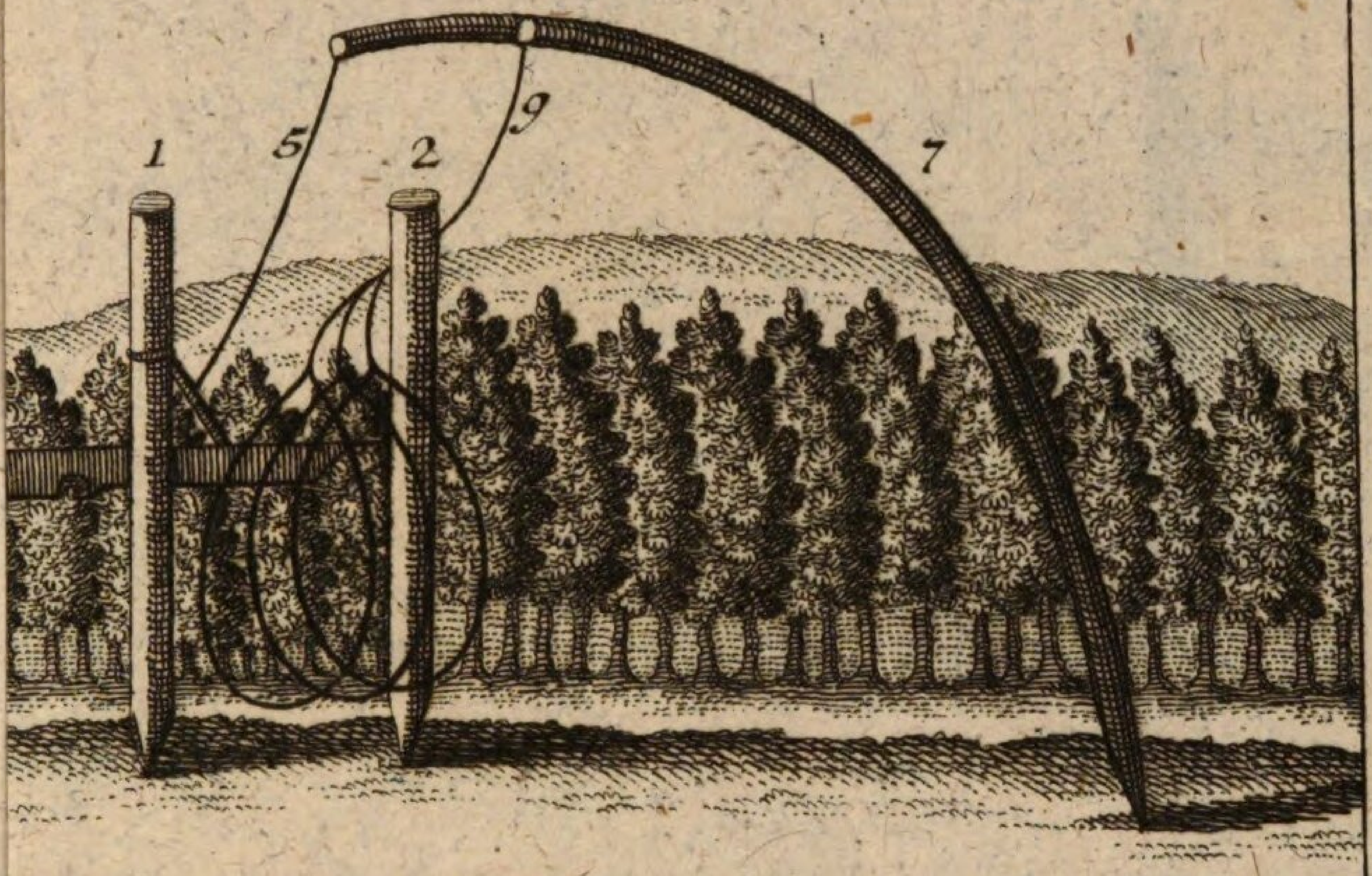


Fig. 6.

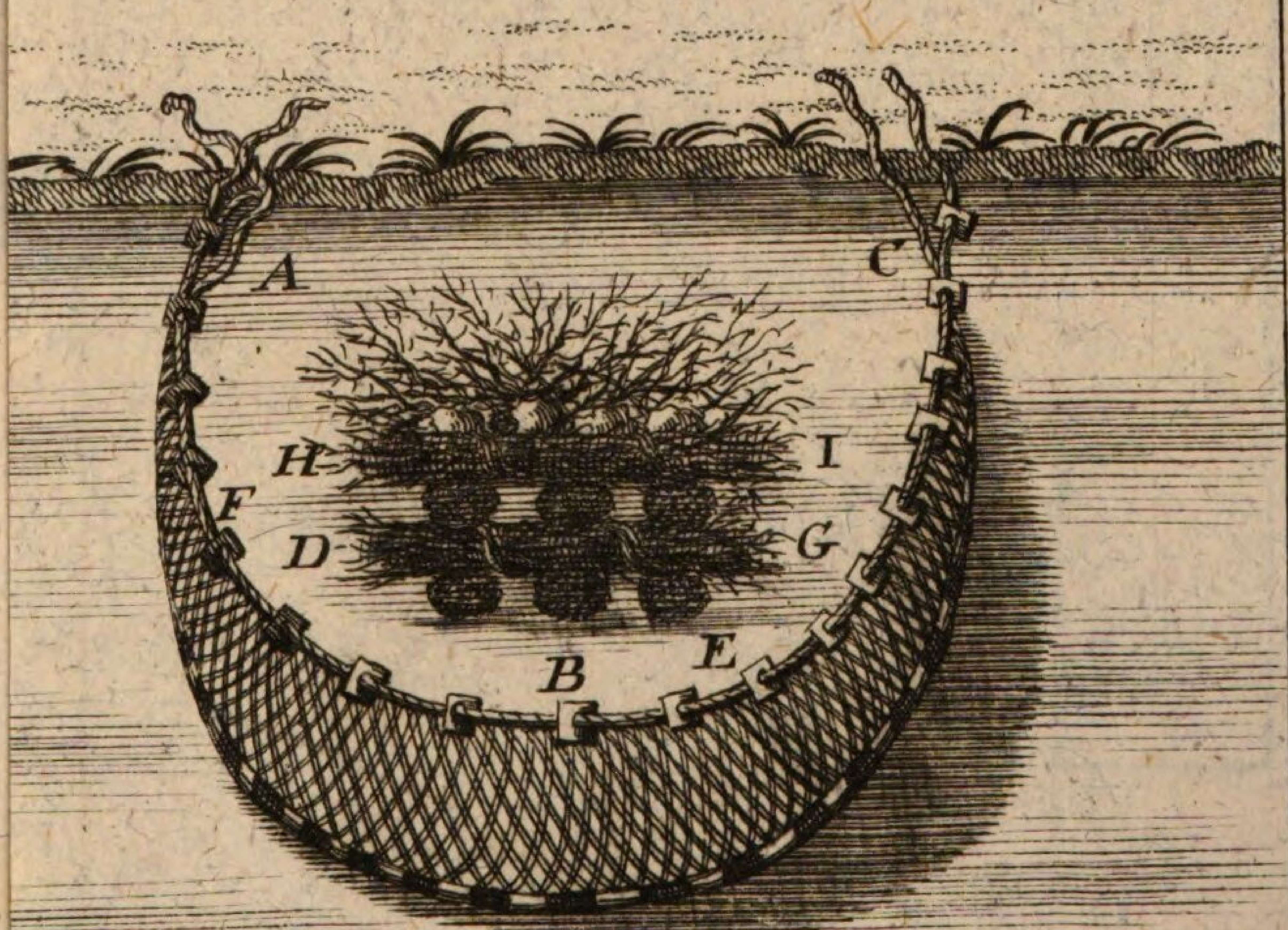


Fig. 7.

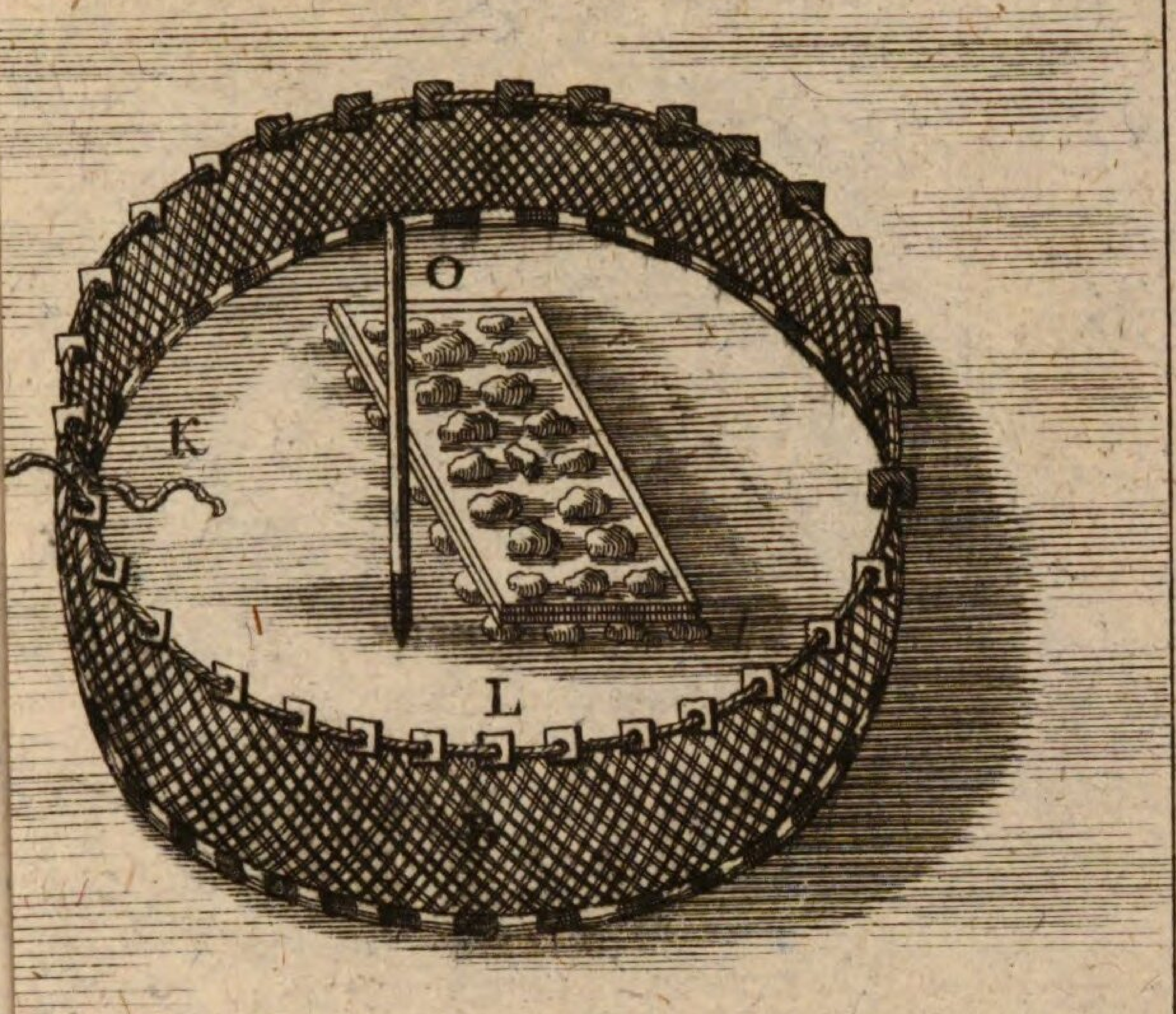
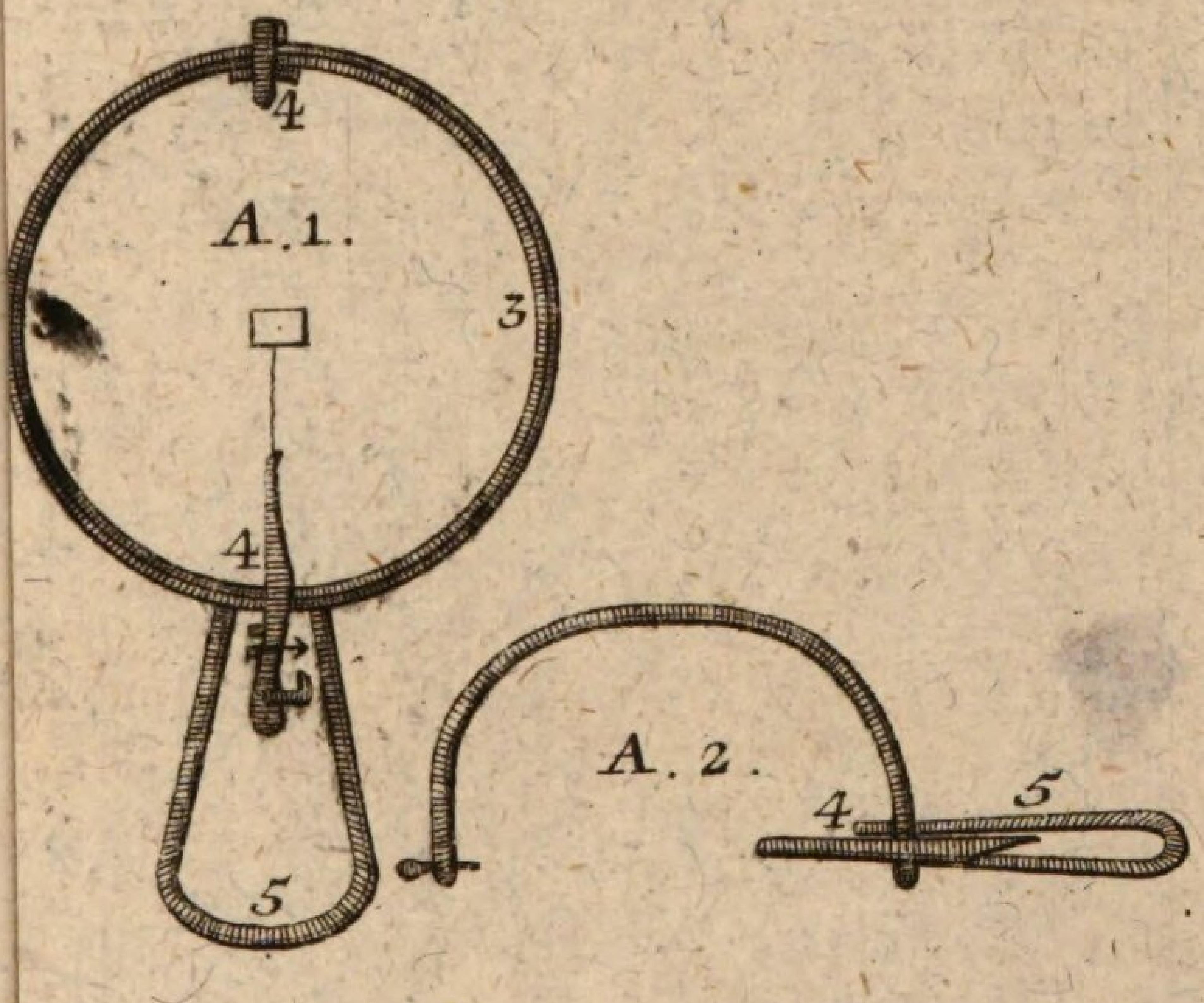


Fig. 8.



1-3 = 3500.-
Tebl. 84

1-4 xxxxxxxx 6/93

Otto, Christoph

Onomatologia Forestalis-Piscatorio-Venatoria, oder vollständiges Forst- Fisch- und Jagd-Lexicon in welchem alle bey dem Forst- Fisch- und Jagdwesen vorkommende Kunstwörter erkläret, der Verhalt- und Kenntniß der Holzungen, samt der Art sie im besten Stande zu erhalten angewiesen ; die Eigenschaften, Gebrauch und Fortpflanzung der verschiedenen Holzarten, ...
Bd.: 1

Frankfurt und Leipzig (1772)

Oecon. 1349-1
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10298084-6
VD18 80114520